Oecon. 1665-4

Oeconomia. Lexica 21.

Oec. gen. N.o 23.

R

Georg Gottfried Strelins,

Fürſtlich Oetting-Oettingiſchen und Oetting-Wallerſteiniſchen Kammerraths und der ökonomiſchen Societät zu Burghauſen Mitglieds,

Realwörterbuch für Kameraliſten und Oekonomen.

Vierter Band,

von Flußarbeit bis Juwelen.

Mit 2 Kupfertafeln.

Nördlingen,
bey Karl Gottlob Beck, 1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

F.

Flußarbeit nennt der Gerber die Vorarbeit bey dem Leder, wenn er die Häute ausſtreicht und von Koth, Fleiſch und Blute reinigt.

Flußbarbe. S. Karpfe.

Flußbarſch. S. Perſch.

Flußberg iſt beym Bergbau der gereinigte Zwitter, der in der Fluth oder im Abfall des Waſſers vom Heerde gefunden wird.

Flußbette iſt der Graben, in welchem ein Fluß läuft. Hingegen die Strecke des Ufers, ſo weit ſie bey auſſerordentlichem Waſſer überſchwemmt wird, heißt das obere Flußbette.

Flußbeſtick, die Beſtimmung der Ausmeſſungen eines in die Queere durchſchnittenen Fluſſes, oder die Maaſe ſeiner Durchſchnittfläche. Die Breite eines Flußes wird in die Normalbreite, deren Flußbeſtick zu Abführung des Sommerwaſſers beſtimmt iſt, und in die Ueberſchwemmungsbreite, deren Flußbeſtick das Ueberſchwemmungs- und Ergießungsgewäſſer abführen ſoll, eingetheilt. Erſterer hat z. B. folgende Verhältniſſe: ein kleiner Fluß ſoll nach Proportion ſeiner Breite tiefer als ein großer ſeyn, ein mehr abhängiges Flußbett bedarf einer mindern Weite, als ein waagrecht laufendes, eine allzugroße Breite kann Gelegenheit zu Unordnungen des Flußbettes, zu viel Abhängigkeit zu Feh-

lern an dem Ufer geben. Der Flußbeſtick von der Ueberſchwemmungsbreite wird nach der Höhe der Ueberſchwemmung und dem verhinderten oder beförderten Abfluß beſtimmt, es richtet ſich alſo hier die Weite nach der Tiefe, denn der Grund ober dem Beſtick der Normalbreite wird nicht erniedrigt, wohl aber von Zeit zu Zeit erhöhet. Der ſtärkere oder ſchwächere Fall befördert oder ſchwächt den Ablauf des Gewäſſers und erfordert nach dieſem Verhältnis mehr oder weniger Breite. Je mehr Seitenflüße und Bäche ſich in den Flußbeſtick ergieſen, deſto größer ſollte er ſeyn. Oft wird er aber durch Brücken, Feſtungs- oder andere Waſſerbaue vermindert und die Ueberſchwemmung vermehrt.

Flußbüchſe heißt in der Metallurgie eine hölzerne Büchſe, darinnen die Flöße zum Probiren aufbewahrt werden.

Flußerde, die Erde, welche in Porzellanmanufakturen zur Glaſur geſetzt wird.

Flußgallen, Gallen, Floßgallen ſind eine Austrettung von Säften an den Füßen der Pferde, die ſich an den Vorderfüßen unten am Feſſel, an den Hinterfüßen aber ſowohl da, als oben am Knie zeigen, bald auf einer, bald auf beyden Seiten des Fußes. Sie verurſachen eine weiche Geſchwulſt, die zu Zeiten nur ſo groß als eine Haſelnuß, manchmal aber einem Hühnerey gleich iſt, und das Pferd hinkt zuweilen daran, zuweilen nicht. Im erſten Fall und wenn die Flußgallen auf beyden Seiten des Fußes ſind (**durchgehende Flußgallen**) wird es meiſtens zum Dienſt untüchtig und zum Karren verdammt. Das übelſte iſt dieſes, daß dieſe Krankheit gerne wiederkommt, wenn ſie auch durch Arzneyen oder Operation geheilt wird. Wenn dieſelbige durch Flüßigkeit der Füße und Schlappheit der Bande und Sehnen entſteht, ſo iſt ſie meiſtens ererbt, und

ein Beweiß, daß die Race nicht viel taugt. Kommt ſie aber von äuſſerlicher Gewalt, als Springen, Fallen, Gewalt des Reiters, übertriebenen Arbeit, langen Märſchen im heißen Sommer u. d. g. ſo iſt die Race unſchuldig und dieſe Flußgallen vergehen meiſtens wieder, wenn das Pferd in Ruhe kommt und die Füße einigemal mit Eßig und Salzwaſſer gewaſchen werden. Sonſt braucht man zu Heilung der Flußgallen das Meſſer, das Feuer und Zugſalben. Das erſte iſt das beſte, wenn es von der Hand eines Verſtändigen der Zergliederungskunſt geführt wird. Das Feuer, da man entweder mit einem heiſen, ſpitzigen Eiſen hineinſticht, oder mit einem Kupfermeſſer einige Striche darüber macht, bis das Waſſer herausläuft, erfordert noch mehr Behutſamkeit, damit man keine Sehne oder Band des Fußes treffe. Der Fuß wird mit Digeſtivſalbe einige Tage verbunden und dann mit dem Goulardſchen Waſſer geheilt.

Die Pferdehändler auf den Märkten bringen auch durch öfteres Waſchen und Reiben mit ſtarkem Bleyeßig die Floßgallen weg, aber — nur auf einen Tag lang.

Flußkrebs. Der gemeine Krebs zum Unterſchied von den Seekrebſen.

Flußotter. S. Wieſel.

Flußrecht. S. Fluß.

Flußſalz, das aus geſalzenen Flüßen und Bächen geſotten wird.

Flußſtein, Floßſtein. Unter dieſem Namen wird zu Neuſohl in Ungarn den Kupfererzen ein wahrer Kalkſtein zugeſchlagen, mit unter auch ſtatt deſſen, ein weißlichter Quarz genommen.

Flußwaage iſt eine Waage, worauf man die Flüße abwiegt. (Metallurgie)

Fluth iſt 1) bey den Bergleuten der Ort, wo das Waſſer von Pochwerken ſeinen Abfall hat, und das Fluthwerk dasjenige, was man darinnen findet, hinführet. Darunter gehören nicht grobe Zwitter, Stufen und Felſen, die durch ungewöhnliche Waſſerflüße in Fluthen geführt werden, als die ihrem Eigenthumsherrn verbleiben. Der, welcher das Fluthenwerk in der Fluth ſucht und zu Gute bringt, heißt **Flöthner** oder **Fluthner**. Das Erzt **wird in die Fluth gejagt**, wenn gutes Erzt mit fortgeführt wird. 2) Bey dem Salzbronnen zu Halle wird Fluth genennet, wenn ſolcher voll Sohle iſt, welches gemeiniglich am erſten Werktag in der Woche geſchiehet.

Fluthbette, Fluthbank, eine Befeſtigung des Grundes wider das Ausſpühlen des darauf fallenden Stromes, die gemeiniglich in einem hinter der Weeren, Freyarchen und Radſtuben waagrecht gelegten Roſt beſteht, der theils mit Steinen ausgeſetzt, theils verbühnt wird, damit nicht tiefe Kölke entſtehen, die den Waſſerbau untergraben.

Fluthdamm, ein Damm, der in Flüſſen, wo man Waſſergebäude aufführen will, der Fluth entgegen geſetzt wird, damit man an der Arbeit nicht gehindert werde.

Fluthgang, Fluthloch, Fluther, ein Gerinne, wodurch man bey Weeren, Freyarchen und Radſtuben die Fluth oder das übrige Waſſer ablaufen läßt. Er wird von Holz oder Steinen gebaut und angebrachte Schützen dienen dazu, das Waſſer nach Belieben zu ſtemmen oder flieſen zu laſſen. Man legt ſie gerne tiefer, als andere Gerinne, um theils mehr Waſſer ableiten zu können, theils den Fluß von Sand und Schlamm zu reinigen.

Fluthgraben iſt eine Art, Zinn oder Gold zu ſeifen, da man in Ermanglung eines Bachs an dem abhängi-

hängigen Theil des Bergs, der Seifenerzt oder Goldſand führt, mehrere Graben 6 Fuß lang, 3 breit und $\frac{3}{4}$ tief zieht, und wenn nach ſtarkem Regen ein Bach zuſammen flieſet, im Walde die Erzte oder Goldſand aufhauet, ſie in den Bach zieht, dieſen in die Gräben leitet. Hat der Regenbach aufgehört, ſo nimmt man das, was ſich in den Gräben geſetzt hat, und reiniget es.

Flutheerd. S. Fluthgang.

Fluthknechte ſind Arbeiter, die zu Halle in Sachſen von den ordentlichen Trägern an Fluthtagen zu Hülfe genommen werden. S. Fluth.

Fluthloch. S. Fluthgang.

Fluthmühle heißt bald eine Mühle, die durch Ebbe und Fluth in Bewegung geſetzt wird, bald eine Waſſermaſchine, die das Waſſer, vermittelſt des Windes, durch Schaufeln hebt, Hollandoiſe.

Fluthner iſt der Arbeiter, der das Erzt zuſammen ſucht, welches mit der Fluth fortgegangen, und darauf Muthung eingelegt hat. S. Fluth.

Fluthtag in dem Salzwerk zu Halle der Tag nach Sonn- oder Feyertagen. S. Fluth.

Fne, ein Fahrzeug der Japaneſer, zur Fortbringung der Waaren auf den Flüſſen und längſt den Küſten, mit einem Seegel und einem Maſt.

Foang, eine chineſiſche Silbermünze, am Werth $7\frac{2}{3}$ kr. nach dem 20 Guldenfuß.

Fockmaſt iſt der vorderſte Maſt zwiſchen dem großen Maſt und den Bogſpriet. Das unterſte Seegel deſſelben heißt Fockſeegel u. ſ. w.

Foder, eine mittlere Art des Blechs, ſchwächer als Kreuzblech und ſtärker als Senklerblech. S. Blech.

Föhre. S. Fohre.

Foenum ſanctum. S. Klee.

Förben iſt ſo viel, als die Salzpfanne von ihrem Unrath reinigen, welches allezeit vor dem Soggen oder Salzmachen geſchehen muß.

Fördern bezeichnet die Arbeit, dadurch die Erzte, Gänge oder Berge von einem Ort der Grube an den andern, oder von der Grube zu Tage ausgebracht werden.

Förderſchacht, ein Schacht, aus welchem Erzte und Berge gefördert oder aus der Grube geſchaffet werden.

Föring, ein isländiſches Gewicht, 5 Fiſche oder 10 däniſche Pfunde ſchwer.

Förling, ein Name der gemeinen Fichte.

Förſter, *Foreſtarius*, fr. *Foreſtier*, ein Jäger, der einen Forſtbezirk unter ſeiner Aufſicht hat; zuweilen führt auch der, welcher an einem Forſt Theil hat, der Beſitzer einer Forſthube, dieſen Namen.

Förſterey heißt bald der Bezirk eines Förſters, bald ſeine Wohnung, bald die Verſammlung eines Forſtamtes.

Foes, eine Art von oſtindiſchem weiſem Kattun.

Fohlen. S. Füllen.

Fohre. S. Forelle. Auch iſt **Fohre**, **Föhre**, **Forli** u. ſ. w. in Oberdeutſchland die Benennung der Kiefer oder des Kienbaums. S. Kiefer. Daher der Ausdruck Föhrenholz. In einem weitern Verſtand werden auch zuweilen alle zu dem Geſchlecht des eigentlichen Pinus L. gehörige Arten Fohren genannt.

Folge. Dieſes Wort hat verſchiedene Bedeutungen, z. B. bey Saugwerken wird damit die Höhe von dem Saugloch der Pumpe bis unter den Kolben in der Kolbenröhre bezeichnet. Es kann dieſe bey einem guten Pumpwerk und reinem Waſſer bis 31 Schuh seyn. In der Jägerey iſt Folge das Recht, ein angeſchoſſenes Wild in ein fremdes Gebiet zu verfolgen.

gen. An einigen Orten verſteht man unter dieſem Ausdruck ein hölzernes Gefäß, darinnen man Bier in den Keller trägt. (Gelte) In verſchiedenen Gegenden werden auch durch Folge ungleiche Grasflecke oder Streife Wieſenlandes verſtanden, die ein jeder Nachbar von einem Gemeindſtück eingeräumt bekommt.

Folgeſchnur, Faiſchſchnur zeigte ehedem das Maas an, wie weit man einem angeſchoſſenen Wild in ein fremdes Gebiet folgen dürfte; heut zu Tage wird ſie nur noch als eine Zierde an dem Hornfeſſel getragen.

Folie, *Metallum foliatum* bezeichnet überhaupt ein zu dünnen Blättchen geſchlagenes Metall. Daher Spiegelfolie, fr. Tain oder Teint, das, vermittelſt des Queckſilbers, hinten aufs Spiegelglas gelegte dünne Blätchen von feinem geſchlagenen Zinn oder Stanniol. Bey den Goldarbeitern iſt Folie, fr. Feuille oder Paillon, ein dünnes, polirtes, weiſes gefärbtes Metallblätchen, welches unter durchſichtige Steine oder Flüße auf den Kaſten gelegt wird, damit ſie ein deſto lebhafteres und lieblicheres Licht, und dadurch eine deſto größere Schönheit erhalten. Man macht ſie aus Kupfer, Gold oder Silber, und färbt ſie, indem man ſolche Metallbleche an Fäden in einen Ofen hängt und darunter ſolche Dinge verbrennt, die ihnen die Farbe geben ſollen, z. B. grüne Federn und Blätter vom Buchsbaum, blaue Federn oder blaue Kornblumen, ingleichem Flachsblüthen, Scharlach, Scharlachflocken u. d. g. um ihnen die grüne, blaue oder rothe Farbe mitzutheilen. Sie werden am beſten in Frankreich, aber auch ſehr ſauber in Nürnberg verfertigt, und in kleinen fichtenen ſogenannten Folienkäſtchen verſchickt, deren jedes gemeiniglich 6 zuſammen gerollte und mit einem Faden umwundene Folien enthält. Auſſer

Gold- und Silberarbeitern braucht ſie auch der Knopfmacher.

Folienkäſtchen. S. den vorigen Art.

Foliiren heißt dem Spiegelglas die Stanniolunterlage geben, damit es die Strahlen gehörig zurückwerfe. Man breitet ein Blatt Stanniol von der Größe des Glaſes auf einem ſteinernen mit einem Rande verſehenen Tiſch aus, ſtreicht es mit einem Lineal völlig glatt und verquickt es mit Queckſilber. Denn wird die Glastafel darauf gelegt und mit Gewichten, die mit Fries oder Filz überzogen ſind, beſchwert, da denn das überflüßige Halbmetall abläuft und die Vereinigung in ungefähr 24 Stunden geſchieht. Die Spiegeltafel muß vorher ſorgfältig geputzt werden, damit das Amalgama alle Stellen derſelben berühre.

Folio iſt bekanntlich der Format eines Buchs oder einer Schrift, da jeder Bogen 2 Blätter ausmacht.

Folium. S. Blatt. Folio recto heißt die erſte und Folio verſo die andere Seite des Blatts im Buch.

Folkbeere iſt eine Benennung der wilden Johannisbeere.

Folle. In Folle heißt einem etwas auf Abſchlag an baarem Geld oder ſeiner Beſoldung abziehen, daß er alſo weniger bekommt. In Folle kaufen oder verkaufen, iſt ſo viel als verſchiedene Waaren überhaupt in Bauſch und Bogen kaufen oder verkaufen.

Foncet, die größte Art Kähne, deren man ſich in Frankreich auf den Flüſſen bedient, und die durch Pferde gezogen werden, deren man zuweilen bis 24 vor einem ſiehet. Einige ſind 27 bis 30 Meßruthen lang, da die Schiffe vom erſten Rang, die auf offenem Meer gehen, deren 4 bis 5 weniger haben. Man führt

führt darauf Holz, Specereyen, Eß- und andere Waaren.

Fondigue, ein gemeines Haus, darinnen ſich die Kaufleute ihrer Handelsgeſchäfte halben verſammeln und ihre Waaren niederlegen. Ehedem war es ſo viel als die Börſe, aber izt wird es nicht mehr in dieſer Bedeutung gebraucht und nur eine Niederlage für fremde Waaren und Kaufleute darunter verſtanden. Ein ſolches Fondigue (Fondaco) hat die deutſche Nation in Venedig 4 Stock hoch, mit vielen Kammern und Gewölben, auch 2 großen Sälen verſehen, wo unverheyrathete Kaufleute wohnen und ihre Komptoirs halten, auch überhaupt deutſche Handelsleute ſich wegen ihren Angelegenheiten zur Berathſchlagung verſammeln können. Auch hält die Nation da ihre Gottesdienſte, aber ohne Geſang und Klang. Die von den Deutſchen nach Deutſchland verſendeten Güter werden von da aus beſorgt und die einkommenden wegen des Zolles und der Viſitation da abgeladen. Das Haus gehört der Republik und die Deutſchen müſſen eine gewiſſe Miethe daraus bezahlen, daher jeder, der auch nicht darinnen wohnt, eine gewiſſe Anzahl Kammern und Gewölber übernehmen muß, um ſolche Miethe zuſammen zu bringen.

Fondis, eine unter dem Grund eines Gebäudes im Erdreich entſtandene Höhlung, die durch Waſſeradern, Flußwaſſer, ſeichtes Grundgemäuer u. d. g. entſtehen kann und dem Gebäude an ſolchem Orte den Einſturz droht.

Fonds iſt bey den Kaufleuten das Kapital oder baare Geld, das ſie allein oder in Gemeinſchaft mit andern in einer Handlung anlegen.

Fonduc heißen zu Konſtantinopel die kleinen türkiſchen Dukaten, die 3 Piaſter und 10 Barras, d. i. 4 fl. 24½ kr. im 20 Guldenfuß betragen.

Fontaine. S. Springbrunnen.

Fontange, ein ehedem berühmter Kopfputz, der in einer hohen Haube von Spitzen, Bändern u. d. g. beſtund.

Fonture. Die ſämtlichen Bleye bey den Strumpfwebern, worinn entweder die Platinen (Plättchen) oder die Nadeln beveſtiget ſind.

Fonwa, eine Specerey von Suez und der daſigen Gegend, woraus man Scharlachfarben macht, und die nach Mocha in Arabien, welche Stadt wegen ihres großen Handels berühmt iſt, geführt wird.

Forage, ein gewiſſer Zoll, der in einigen franzöſiſchen Provinzen von dem einzeln oder im ganzen verkauften Wein erhoben wird.

Fore. S. Fohre.

Forelle, Fore, lat. *Trutta*, fr. *Truite*, iſt ein eßbarer Flußfiſch von Salm oder Lachsgeſchlecht, daher er auch von Linnäo Salmo Fario genannt wird, an Geſtalt dem Hecht ähnlich, auſſer daß er am Kopf und Maul kleiner und ſpitziger und mit ſterngleichen Flecken geziert iſt. Die Floſſen ſind weich, der Leib glatt, die Kiefernhaut hat 10 bis 12 Knochen und der Kiefer iſt mit Zähnen verſehen. Die gemeine Forelle wiegt $\frac{1}{2}$, 1 bis 2 Pf. die Lachsforelle iſt hingegen viel ſchwerer. Dieſe Fiſche halten ſich in kleinen Flüſſen, vornämlich in ſteinigten, klaren, kalten und ſüßlichten Waldbächen auf, doch hat man ſie auch in Teichen, die mit Quellwaſſer gefüllt ſind, da ſie denn gemeiniglich eine gelbe, ſo wie die in Waldbächen eine ſchwarze Farbe haben. Sie leben von Würmern, Krebſen und kleinen Fiſchen, daher man denen, welche in den Teichen ſind, Streichfiſche beyſetzt, von deren Brut ſie ſich nähren. Sie leichen in den Bächen ſchon im September und in den Teichen im November und zwar gemeiniglich einige Tage früher, wenn es früher anfängt kalt zu

wer-

werden, daher ſie für halbe Wetterpropheten gelten müſſen, und werden mit der Hand, Angel, Netzen, Reuſen, Hamen u. ſ. w. gefangen. Die Fiſcher unterſcheiden die großen, welche ihrer Nahrung auf dem Grunde des Waſſers nachgehen, (**Grundforellen**) von den kleinern, die auf der Oberfläche Fliegen, Käfer und anderes Ungeziefer aufſuchen, (**Schwebeforellen**) ob ſie gleich von einerley Art ſind. Wichtiger iſt der Unterſchied zwiſchen den **gemeinen** und den **Lachsforellen**, (**Seeforellen**, *Trutta locuſtris*, *Salmo locuſtris*, *L.* fr. *Truite ſaumonée*) welche letztere von Mittelart zwiſchen jenen und den Lachſen ſind, größer als die erſtere und kleiner als letztere. Sie haben einen bläulichten Rucken, grünliche mit ſchwarzen und röthlichen Punkten beſetzte Seiten, einen gelblichten Bauch, große, ſchwarze mit einem gelben Kreiſe umgebene Augen, halten ſich gerne in großen Seen auf, durch welche ein Fluß geht, und man findet ſie zuweilen 1½ Elle lang und wohl bis 40 Pf. ſchwer.

Die Goldforelle iſt eine Art des Braſſens. S. dieſen Art.

Forellenteich. Dieſe werden angelegt, um den Mangel der Forellenbäche zu erſetzen, und man läßt darinnen ſonſt keine Fiſche aufkommen. Man muß darauf bedacht ſeyn, dieſen Auffenthaltsort ihrem natürlichen ſo ähnlich zu machen, als man kann. Der Grund ſey alſo nicht moraſtig, ſondern ſandig und kieſelartig, die Quelle, die ſich darein ergießt, in der Nähe, damit das Waſſer kalt bleibe, und der Teich mit Bäumen oder Hecken umpflanzt, um kühl zu ſeyn. Und da die Forellen ſehr hoch ſpringen, ſo werden auch an ſolchen Teichen ein oder zwey Forellenſprünge angelegt, d. i. man macht über und unter dem Fluthgerinne einen engen Rechen, in welchem am Grunde Einkehlen von dünnen

nen Stäben, wie an einer Fiſchruthe, vorne weit und hinten eng, angebracht werden, damit, wenn die Forelle hinein kommt, ſie nicht wieder heraus könne. Die Beſetzung zur Vermehrung geſchiehet im September. In einem Teich von 1 Acker in der Größe kann man auf 1 Schock Forellen, halb Rogener und halb Milchner einſetzen, ſo bekommt man das folgende Jahr Brut genug zu Beſetzung der übrigen. Doch darf es an kleinen Fiſchen zur Nahrung für ſie nicht fehlen. Die Forellenteiche, welche man beſetzen muß, werden alle drey Jahre einmal gefiſcht, und dann wieder mit Setzlingen verſehen. Das übrige, was zu beobachten iſt, gehört unter die Rubrik Fiſchteich, nur muß noch angemerkt werden, daß Forellenteiche oder Bäche keine Schneidemühl ertragen, weil die Forellen von den Sägeſpähnen ſterben.

Forellenſallat. S. Sallat.

Foreſtieri. Dadurch meynt man auf holländiſche Art gemachte Tücher, welche die Franzoſen nach Cairo und Alexandrien bringen. Es heißt dieſes italieniſche Wort eigentlich fremd, ausländiſch.

Forfait. S. Bogenfahrt.

Forfette, eine Art Flachs oder Lein, der zu Cairo verkauft wird, und über Marſeille aus der Levante kommt. Er iſt nach dem Squinanti der beſte, und der Centner von 110 Rotteln koſtet $7\frac{1}{4}$ Piaſter.

Forke, (*Furca*) eine Gabel mit 2 oder 3 Zacken, um Stroh, Waſen u. d. g. damit zu heben und fortzuwerfen. Forkeln der Jäger ſind Stangen mit Gabeln, die Leinen von den Tüchern oder Garnen darauf zu legen und den Zeug damit in die Höhe zu richten. Man heißt ſie auch Stellſtangen.

Forle, Folle, Falle, Fulle, eine ägyptiſche Kupfermünze, deren acht einen Meidin machen.

Forle, ein Baum. S. Fohre.

Form bedeutet, auſſer dem philoſophiſchen Verſtand, die äuſſere Geſtalt eines Körpers, ingleichem das, was einem künſtlichen Körper ſeine Geſtalt giebt. Es haben daher viele Handwerker und Künſtler ihre Formen (*Forme, Moule*) aus allerley Materien, die ſie ſich entweder ſelber machen, oder die von beſondern Arbeitern (**Formſchneidern, Formern**) verfertiget werden. In den Buchdruckereyen verſteht man unter Form, die in einen Rahmen veſtgeſchraubten Lettern, daher Format. Da ein Bogen zwey Seiten hat, ſo gehören auch zwey Formen darzu, die Form des Schöndrucks und die Form des Wiederdrucks.

Form heißt im Hüttenbau bey den Schmelzöfen die eiſerne oder küpferne Röhre, worinnen der Blasbalg liegt, damit er kein Feuer fange; auch wohl der Stein im Geſtelle des hohen Ofens, worauf dieſe Forme ruht. (**Formſtein, Formſtück**) Bey den Treiböfen nennt mans die **Formkanne**. Wenn ſich die Schlacken vor die Form ſetzen, daß kein Gebläſe mehr in den Ofen gehen kann, näſet ſich die Form zu, und wird dann mit dem **Formhacken** gereinigt. Das Eiſen, womit die verſtopfte Form des Blaſebalgs ausgeſtoſſen wird, heißt der **Formſtoſſer**.

Format, die Größe eines Buchs, nach Masgabe der vielen oder wenigern Blätter, die einen Bogen ausmachen, als Folio, Quarto, Oktavo u. ſ. w.

Formatſchlager, wenn der Buchbinder, nachdem das Buch gefalzt iſt, es zum leztenmal ſchlägt, wird dieſe Arbeit ſo genannt.

Formband, ein Werkzeug des Hutmachers, das er einigemal um den Hut windet, wenn er ihn über die Form (Hutſtock) gezogen hat.

Formbank, eine Art Drehbank, die Formen zu den Kanonen darauf zu bilden.

Formbret, Modelbret, Schablon iſt ein Bret mit aufgenageltem hervorſtehenden eiſernen Blech, in welches die Verzierungen und Reifen eingefeilt ſind, die der Kanonenlauf von auſſen erhalten ſoll. Wenn nun die weiche Lehmform, welche die Geſtalt des Stücks bekommen ſoll, um ihre Axe gedreht und das Formbret daran gehalten wird, ſo ſchneidet dieſes davon hinweg, was nicht bleiben ſoll, und giebt ihm die verlangte Geſtalt. Auch die Strumpfwirker nennen ihr Strumpfbret, darauf die Strümpfe nach dem Walken oder Färben gezogen werden, das Formbret.

Formdeckel des Papiermachers. Es iſt dieſer der Rahmen der Form, der genau darauf paßt, aber hinweggenommen werden kann. Er dient darzu, daß die flüßige Papiermaſſe nicht allzugeſchwind über die Form abflieſe.

Formeiſen, ein Kolben, womit die Höhle der Kugelform zu Flintenkugeln ausgedreht wird.

Formen. Dieſes Zeitwort zeigt die Veränderung der Lage und Richtung der Bälge bey hohen Oefen an.

Formentrog, darinn werden die Formen zu Zuckerhüten ſtoßweiſe und aufrecht ſtehend eingeweicht, und nach 3 Tagen wieder herausgenommen und gewaſchen.

Former. S. Form. In Tobackspfeifenmanufakturen heißt der Arbeiter, welcher die Pfeifen aus ſogenannten Wellern von Thon formt und völlig bildet, Former oder Koſter. Auch bezeichnet dieſes Wort einen Künſtler, der aus Stein, Gyps, Thon, Holz oder Wachs Figuren macht.

Formerz, ein reiches Erz, das mehr als den halben Theil Metall hält.

Formflaſche nennen Metallarbeiter ein paar viereckigter Rahmen von hartem Holz, die mit veſtgerolltem Formſand angefüllt und das geſchmolzene Metall

tall in die im Sand eingedrückten figurirten Räume gegoſſen wird. Man hat auch runde oder ovale Formflaſchen von Eiſen, welches 2 Ringe mit 4 eingreifenden Zapfen und einer Giesmündung ſind. Man bedeckt ſie, nachdem ſie mit Formſand überſchüttet ſind, mit 2 hölzernen Deckeln, die vermittelſt eines viereckigen Rahmens (**Formrahme**) und eingetriebener Keile zuſammen geklammert werden. Die eiſerne Kugel, womit der Formſand veſt gerollt wird, heißt die **Formkugel.**

Formhacken, der Hacken, womit man die Form an Blaſebälgen von den Schlacken reinigt.

Formhammer iſt ein 15 bis 18 pfündiges Werkzeug des Goldſchlagers mit 2 flachen vielſeitigen *Bahnen*, womit er das Gold in der Form, wie es *die* Vergolder brauchen, auf einem Marmorſtein nach und nach dünne ſchlägt.

Formkugel. S. Formflaſche.

Formlade. S. Formſand.

Formmeiſter iſt bey den hohen Oefen der Meiſter, der die Formen zu den gegoſſenen Arbeiten macht.

Formpreſſe der Goldſchlager. Eine eiſerne Preſſe, womit die Formen trocken gepreßt werden, wenn ſich die Feuchtigkeit der Luft hineingezogen hat.

Formſand, Giesſand, Bauerſand, *Glarea ſterilis Fuſoria*, iſt ein zarter, weiſer Sand, der getrocknet und durch ein Haarſieb geſiebt, dann mit Kienruß vermiſcht und mit ſchwachem Bier oder Waſſer auf einem Tiſch, der einem langen vierſeitigen Kaſten ähnlich iſt, (**Formlade**) ſo lange mit den Händen geknetet wird, bis er die gehörige Veſtigkeit erlangt hat. Die Metallarbeiter bedienen ſich ſeiner, indem ſie vermittelſt der Bleypatronen die Formen darein machen, ſie mit Kohlenſtaub überſtäuben und das Metall darein gieſen. In Ermanglung

des

des Formſandes pflegen ſie auch ihre Formen aus Spath zu machen.

Formſcheibe, die obere Scheibe der Drehſcheibe des Töpfers, worauf er die Geſchirre formt; ingleichem die kleinſte Art von Fenſterſcheiben des Glaſers.

Formſchneider, Figurſchneider, fr. *Formelier, Formier, Faiſeur de Moules*, heißt der Künſtler, welcher große Figuren in Holz oder Stahl ſticht oder ſchneidet, daß ſie auf Papier, Leinwand und Zeug gedruckt werden können. Die hölzerne Formen werden zu allerley Gebrauch verfertigt, als Buchdruckerſtöcke und Holzſchnitte, Mödel für Leinwand- Zeug- Flanell- Kattun- und Seidendrucker, Kartenmacher, Töpfer, Lebküchner u. ſ. w. da denn die Figuren nach Beſchaffenheit der Sache bald erhaben, bald vertieft auf der Form erſcheinen. Das Holz darzu wird gemeiniglich von Birnbäumen, vom Buchsbaum zu ſehr feiner Arbeit, und nur zu geringen Sachen vom Apfelbaum genommen, die Figur auf die Platte gezeichnet und dann mit Beyhülfe der darzu gehörigen Inſtrumente, als Schneidemeſſer, Meiſſel, Grundeiſen u. ſ. w. ausgeſchnitten. Es muß ſorgfältig darauf geſehen werden, daß bey den Formen, die zum Kottun- und ähnlichen Druckereyen gehören, die Figuren gegen das Ende der Form ſo geordnet werden, daß der Drucker an dem Stift des vorhergehenden Abdrucks einen genau zuſammentreffenden Auffaß für die neue Form finde. Ein mehrers davon wird unter dem Artik. Kottundruckereyen vorkommen. Die Formſchneider werden an manchen Orten zu den Handwerkern gerechnet und haben ihre eigene Innung, die hingegen, welche Holzſchnitte und Zierrathen für die Buchdruckereyen verfertigen, rechnen ſich zu den Künſtlern. Von denen,

denen, welche Formen in Stahl ſchneiden. S. Stahlſchneider.

Formſchneidermaſchine, eine ſtarke Stockſcheere, womit man an manchen Orten die Drathſtifte zu den Stippelformen geſchwinder zerſchneidet.

Formſpath, aus welchem die Metallarbeiter zuweilen ihre Formen machen. Er wird zu dem Ende gebrannt und mit Weinſtein und Vitriol vermiſcht.

Formſpindel iſt bey Stückgieſereyen die tännene Stange, über welche die Form des Stücks aus Leimen bereitet wird.

Formſtege, kleine Stäbe von Eichenholz, welche ſich unter dem Gitter an der Form des Papiermachers befinden. Sie heiſen auch Formſtäbe.

Formſtein. S. Form beym Hüttenbau.

Formſtößer. S. Form beym Hüttenbau.

Formwand, der Stein, welcher beym völligen Zumachen des Zinnſchmelzofens im hintern Theil auf den Sohlſtein gelegt wird, darüber die Forme liegt.

Formzacken, eine eiſerne Platte, 4 — 5 Zoll ſtark und $1\frac{1}{2}$ Elle lang, womit der Heerd, oder auf einigen Kupferhütten im großen Heerd, die abgetaufte Vierung bey der Form bekleidet iſt.

Forniche, ſo heißen bey einigen Salinen die Seiten der Heerde von den Siedpfannen, beſonders derer, welche von Gewöhrd gemacht werden. S. Gewöhrdheerd. Der, welcher auf der Seite ſteht, an welcher das Löchlein iſt, heißt der alte Fornich, der auf der andern, der neue, weil man ehedem, da man noch keine Gradierhäuſer hatte, nur auf den alten Fornich Salz aufgeſetzt und ausgezogen hat. Die 2 vorderſten Steine der Forniche heiſen **Fornſteine**, **Fornichſteine**. In dieſe wird eine 2 Zoll ſtarke eiſerne Stange eingelaſſen (Fornſtange, Fornichſtange) um das unter dem Heerd brennende

Holz darauf zu legen und alſo der Luft deſto mehr Zugang zu verſchaffen.

Fornichſcheit. An Orten, wo die Salzpfannenheerde noch nach der alten Art Forniche ſind, bedient man ſich eines ſtarken Scheits oder Stückes Holz unter den Pfannen, um die Gewöhrdheerde vor dem Schmelzen zu beſchützen, und nennt dieſes Fornichſcheit.

Fornichſtange. S. Fornich.

Fornichſtein. S. ebendaſ.

Fornſtange. S. ebendaſ.

Fornſtein. S. ebendaſ.

Forſt iſt der Rücken eines Daches und wird zuweilen für das Dach oder Gebäude ſelbſt genommen. Ingleichem wird eine Art des Gewebes Forſt genannt.

Forſt, lat. *Saltus*, *Silva*, *Nemus*, fr. *Forêt*, iſt ein Wald von einer beträchtlichen Größe, welcher ein Privateigenthum iſt, auch unter der Aufſicht eines oder mehrerer Forſtbedienten ſtehet. Ein Forſt, der dem Kaiſer und Reich unmittelbar unterworfen iſt, heißt ein **Reichsforſt**, und der, deſſen gemeiner Gebrauch verboten iſt, ein **Bann**- oder **gehägter Forſt**, ein **Gehäge**.

Forſtaccidentien ſind ein gewiſſer Antheil an dem Nutzen der Waldungen, der den obern oder niedern Forſtbedienten als eine Zulage zu ihrer Beſoldung angewieſen iſt, oder in deſſen Genuß ſie das Herkommen geſetzt hat. Man glaubt, durch ſie theils die Forſtbedienten auf die Benutzung aller Kleinigkeiten aufmerkſamer zu machen, theils eine Erſpahrung bey den herrſchaftlichen Kaſſen zu bewirken, da die Accidentien größtentheils von den Unterthanen getragen werden. Allein ſo viele Unterſchleiſe und Bedrückungen, zu welchen ſie Gelegenheit geben, haben ſie längſt in einen üblen Ruf geſetzt, ſo daß

ſie

ſie wirklich in verſchiedenen Ländern, z. B. im Kaſſeliſchen, Blankenburgiſchen, Wirtembergiſchen abgeſchaft worden ſind, und gegen eine hinreichende Vergütung dem Landesherrn verrechnet werden müſſen. Es gehören zu dieſen Accidentien die Anweiſungs- und Abmeſſungsgebühren von Holz, Hut und Triften, Stammgelder, Gebühren von der Eichel- und Buchmaſt, Antheil an den Forſtſtrafen, Pfändegeld von Forſtfrevlern, Schußgelder, Windbrüche oder Windfälle, Stöcke, Gräſerey in jungen Gehäuen, abgefallenes Laub u. d. g. und die meiſten ſind von der Art, daß man die Unterſchleife deſſen, der nicht ehrlich ſeyn will, nicht ſo leicht entdecken und verhindern kann.

Forſtakademie, Forſtſchule. Zu einem wahren Forſtbedienten gehören mancherley Kenntniſſe, und ſie ſind deſto nothwendiger, da ein ſcharfer Blick auf die Zukunft faſt allenthalben Holzmangel verkündigt. Um nun ſolche tüchtige Forſtbediente in höhern und niedern Klaſſen zu erhalten, hat man hie und da dergleichen Anſtalten errichtet, z. B. im Stollbergiſchen und in Berlin, wohin auch das Inſtitut zu Lautern und nun zu Heidelberg, ingleichem die Herzoglich Wirtembergiſche hohe Schule in Stuttgard zu rechnen ſind. Die Wiſſenſchaften, welche hauptſächlich getrieben werden, müſſen, ſind: die Grundregeln des Forſtweſens, Forſtpolicey, Kenntniß der Waldpflanzen, ſowohl derer, die vorhanden ſind, als auch derer, die mit Nutzen gepflanzt werden könnten, Meßkunſt, u. d. g. m.

Forſtamt heißt ſowohl eine Bedienſtung bey dem Forſtweſen, als auch ein Kollegium, welches in Forſt- und auch gemeiniglich Jagdſachen die erſte Inſtanz hat. S. Forſtkollegium.

Forſtbann. Das Recht des Forſtherrn, in ſeinen Forſten Geſetze nnd Verordnungen zu machen, oder

auch die Unterthanen zu verbinden, in ſeinen Forſten das Nöthige an Holz oder Maſtung zu kaufen.

Forſtbediente. Es giebt deren theils obere theils untergebene, und man fordert mit Recht von ihnen, daß ſie, neben hinlänglicher Kenntniß, auch die Ehrlichkeit beſitzen, des Forſtherrn Nutzen ohne Bedrückung der Unterthanen zu befördern. Ihre beſondere Pflichten ſind ihnen in ihrer Inſtruktion oder in der Forſtordnung näher beſtimmt. In manchen Ländern, wo große Forſten ſind, iſt ihre Zahl ſehr groß, und es gehören hieher Förſter oder Jägerspurſche, Unterförſter, Forſter, Hofjäger, Forſtbereuter, Oberförſter, Forſtmeiſter, Oberforſtmeiſter u. ſ. w. Ingleichem Forſtſekretäre, Forſtverwalter, Forſträthe, Forſtinſpektoren u. a. Doch ſind gemeiniglich Forſt- und Jagdbedienſtungen mit einander verbunden.

Forſtbereuter ſind die Kontrolleurs der Förſter, die die Förſte, beſonders die Gehäue fleißig bereuten und darinnen nachſehen, über die vorräthigen Holzmaterialien im Hauerlohn und Forſtzins richtige Gegenrechnung führen und unter der Hand auf das Betragen der niedrigen Forſtbedienten ſehen müſſen.

Forſtbericht. Wöchentliche Berichte, die von den Forſtbedienten von der Beſchaffenheit des Forſtes, den Arbeitern in demſelben, den gemachten Entdeckungen, den Forſtfreveln u. d. g. zum Forſtamt eingeſchickt oder ſelber vorgetragen werden.

Forſtbeſchreibungen ſind gewiſſe Urkunden, die von dem Forſte ſelbſt und von der Wirthſchaft in demſelben gewiſſe Nachricht geben, (Forſtgrund- und Lagerbücher). Sie beziehen ſich auf eine genaue Forſtcharte, oder geometriſchen Riß vom Forſte, und es gehören in ſolche Forſtbeſchreibungen folgende Rubriken: Lage, Größe und Gränzen, Flüſſe,

Bäche

Bäche und Teiche, wie auch Ortſchaften und Häuſer, die darinnen befindlich ſind, Berghammer Schmelz- und andere Werke in demſelben, Rechte und Gerechtigkeiten des Forſtherrn, ingleichem Rechte anderer Herrſchaften in dem Forſte, Beholzungsgerechtigkeit, Leſeholzgerechtigkeit, Deputatholz, Hut- und Triftgerechtigkeit, Laub- und Streurechen, Gräſerey, Forſt- und Frohndienſte, Hölzer, Berge und Thäler im Forſt, Reviere deſſelben, Holzverkauf, Gemeinde- Kirchen- Pfarr- und Privathölzer in dem Forſte.

Forſtbücher, die entweder die Forſtgeſetze und Verordnungen, oder Bemerkungen vom Ertrag des Forſtes und andern dahin gehörigen Dingen enthalten.

Forſtcharten. S. Forſtbeſchreibungen.

Forſtdienſte, die die Unterthanen in einem Forſte zur Frohne verrichten, z. B. Einſammlung des Holzſaamens, Arbeiten bey Anpflanzung oder Beſäung anzubauender Plätze, Ziehung der Gräben, Vermachung der Wildhägen, Dienſte, welche ſich auf die herrſchaftliche Holkonſumtion beziehen ꝛc. Es kommt bey ſolchen Forſtdienſten darauf an, ob und wie ſie herkommlich ſind, und es iſt in dieſem Fall billig, ſie in Anſehung der Zeit und übrigen Einrichtung dem Unterthanen ſo viel es ſeyn kann, zu erleichtern.

Forſtfrevel. S. Forſtſtrafen.

Forſtfrohn. S. Forſtdienſte.

Forſtgarbe, die zehnte Garbe, welche an einigen Orten der Forſtherr von den Aeckern erhält, die von ausgereuteten Wäldern entſtanden ſind.

Forſtgeding iſt das Recht, die Beholzung aus einem Forſt gegen eine veſtgeſetzte jährliche Summe Geldes zu ziehen. Heut zu Tage werden dergleichen Gedinge, wo ſie nicht bereits ſtatt finden, ſchwerlich

lich mehr errichtet werden, da der Werth des Holzes immer ſteigt und der des Geldes ſich vermindert.

Forſtgefälle oder **Waldzins** ſind die zu verrechnende Gelder von Holz, Rinden und andern Produkten des Forſtes.

Forſtgeräume, ein von Holz geräumter, zur Wieſe gemachter Platz, gemeiniglich ein Beſoldungsſtück des Forſtbedienten.

Forſtgerecht, der von dem Forſtweſen die nöthigen Kenntniſſe hat.

Forſtgerechtigkeit iſt ſo viel als die forſtliche Obrigkeit, oder auch Herrlichkeit, die ſich auf das Eigenthumsrecht des Forſtes bezieht. Es iſt übrigens bekannt, daß der Wildbann nicht nothwendig damit verbunden iſt, auch nicht immer der eigenthümliche Beſitz des Holzes.

Forſtgericht iſt ein niedergeſetztes Gericht, welches die Forſtfrevel beſtraft. Es wird daſſelbe nach den verſchiedenen Einrichtungen öfter oder ſeltener gehalten, und der Oberforſtmeiſter hat in demſelbigen den Vorſitz. Zuweilen iſt es ganz einerley mit dem Forſtamt, inſoferne nämlich bey jeder Sitzung auch die Strafſachen vorkommen.

Forſtgränzen bezeichnen theils, wie weit das Territorium, der Forſt ſelbſt, die Jagd geht, theils beziehen ſie ſich auf Hütung, Wieſen, Fiſcherey u. d. g. Die Zeichen ſind zuweilen känntliche Bäume oder Pfähle, beſſer Werkſteine, deren Glaubwürdigkeit durch mancherley Unterlagen, z. B. Kohlen, erhöhet wird. Es wird darüber bey Ausmeſſung oder Erneurung der Gränzen ein Protokoll aufgenommen.

Forſtgraf. S. Holzgraf.

Forſthaber wird eine Abgabe für die im Forſt verſtattete Hut oder Erlaubnis Holz zu leſen, ingleichem

chem auch eine Lieferung zur Unterhaltung der Jagdhunde genannt. (Hundhaber)

Forſtherr, der die Forſtgerechtigkeit über einen Wald hat.

Forſthut, die Aufſicht über ein gewiſſes Forſtrevier.

Forſtkalender, die Eintheilung der Beſchäftigungen im Forſt nach den Monaten.

Forſtkameralweſen, Forſtökonomie, Forſtwirthſchaft, betrift die Anſtalten, welche gemacht werden, um die Waldungen nicht nur aufs beſte zu nutzen, ſondern auch, welches nie aus den Augen gelaſſen werden darf, dieſe Nutzung immerwährend zu machen.

Es ſetzt die Forſtökonomie eine genaue Kenntniß der Wälder nach ihrem Umfang, Boden, Vorrath des anwachſenden, baubaren und überſtändigen Holzes, Verhältnis der Waldungen gegen die angebauten Grundſtücke, ſo wie eine hinlängliche Wiſſenſchaft von den gewöhnlichen Bedürfniſſen an Bau- Brenn- und Nutzholz mit Rückſicht auf die nähere oder entferntere Lage, den Transport u. d. g. und endlich eine gute Einſicht in die weſentlichen Eigenſchaften des landesherrlichen Forſt- und Jagdregals, um den wirthſchaftlichen Gebrauch der Forſten zum wahren Nutzen des Staats zu beſtimmen, voraus. Bey der Forſtökonomie ſelbſt kommt es auf die Benutzung, auf die Unterhaltung, ſo wie auch auf die möglichſte Erſpahrung und geſchickteſte Anwendung des Holzes an. Der Gegenſtand der Benutzung iſt hauptſächlich das Holz, deſſen Werth ſich durch eine geſchickte Zubereitung und kluge Auswahl zu ſeiner Beſtimmung noch vergrößern läßt, wohin auch noch das Kohlenſchwelen, Aſche- und Pottaſchebrennen, Theer- und Pechſieden zu rechnen ſind; es gehören aber zur Nutzung der Forſte nicht weniger die Wild-

bahn, Fiſcherey, Bienenzucht, Maſtung, Weide, Holzrinden, Farbhölzer, Triffel, Harzreißen und Laubrechen. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß man nicht in jedem Forſt alle dieſe Vortheile erlangen kann, ſondern daß es von der Beſchaffenheit der Waldung, dem Vorrath des Holzes, dem Verſchluß, dem Bedürfnis u. d. g. abhängt, auf welche man vor andern rechnen könne, oder welche man weislich zurücklaſſen müſſe. Soll der möglichſte Nutzen erreicht werden, ſo iſt auch eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf Abſtellung der Mißbräuche nöthig, wodurch er für itzt oder in Zukunft verhindert werden könnte. Dergleichen ſind: das Ausſchälen der jungen Bäume, Baſtſchälen, das Beſenreiß- und Mayenſchneiden, Hut und Graſung in jungen Schlägen, allzugroße Anzahl des Wildes, Fahren auf unerlaubten Wegen. Auch das Harzen und Theerbrennen, Aſche und Pottaſchebrennen ꝛc. in Waldungen, in welchen nicht der größte Ueberfluß vorhanden oder keine beſſere Nutzung möglich iſt, ein wahrer Mißbrauch.

Die Unterhaltung der Forſte wird ſowohl durch weislich veranſtaltete Hauung, als auch durch Beſaamung und Anpflanzung der Blöſen und ungebauter Strecken bewirkt. Jene erreicht man durch eine vortheilhafte Eintheilung in gewiße Forſtreviere und beſtändige Gehaue, (Schläge, fr. *Abatis*, *Taillis*) ſo daß alle Jahre ein ſolcher Theil ohne Schaden abgetrieben werden kann, und der erſte wieder in haubarem Stande iſt, nachdem man den letzten abgetrieben hat. Man ſiehet leicht, daß es hierbey nicht blos auf die Größe dieſer Gehaue, nach Quadratruthen berechnet, ankomme, ſondern auf die Beſchaffenheit des Bodens und des Holzes ſelbſt, da eine Art deſſelben weit früher zu einem ſolchen Grad des Wachsthums kommt, daß es mit dem größten Nutzen ge-

hauen

hauen werden kann, als das andere. Ich beziehe mich hierbey auf das, was unter der Rubrik Abholzen ſchon weitläuftiger geſagt worden iſt, und ſetze nur noch hinzu, daß der Theil, der in einem Jahr abgetrieben werden ſoll, nicht eben ein einziges Stück ausmachen müſſe, ſondern die Eintheilung nach der Konvenienz gemacht werden könne, wenn nur der Zweck erreicht wird, daß man alle Jahre fortfahren und nie aufhören darf. Von der Unterhaltung der Forſte durch Beſaamung und Anpflanzung iſt unter dem Art. Anflug, und ſoviel das Nadelholz angeht, Fichtenkamp nachzuſehen.

Bey der **Erſpahrung** und geſchickten Anwendung des Holzes, welchen Punkt der faſt allenthalben einreiſſende Holzmangel und daraus entſtandene höhere Preiß deſſelben einem jeden als wichtig genug darſtellen muß, kommt es auf eine gute Einrichtung des Bauweſens und Rückſicht auf feuerveſten Gebäude, auf eine verbeſſerte Art ſämtlicher Feuerſtätten, auf ſorgfältigere Aufſuchung der Steinkohlen und des Torfs, auf zweckmäſigere Einrichtung der Kohlenſchwelereyen u. d. g. an. Es iſt gewiß, daß in einem mäſigen Lande jährlich mehrere hundert Klaftern Holz erſparet werden könten, wenn man ſolche Mittel zu rechter Zeit ergreifen wollte, die man endlich wird ergreifen müſſen. Ein mehreres von dieſen Artickel S. in Moſers Grundſätzen der Forſtökonomie.

Forſtkollegium. Da die Benutzung und Erhaltung der Förſte für den Staat von groſser Wichtigkeit ſind, ſo iſt es natürlich, daß darüber auch gute Aufſicht geführt werden muß. Gemeiniglich iſt das Forſt- und Jagdweſen miteinander verbunden, aber die Einrichtung iſt nach Beſchaffenheit der Länder, Waldungen u. d. g. verſchieden. Zuweilen hat der Oberjäger- oder Oberforſtmeiſter die Aufſicht und Di-

rektion allein, zuweilen ein eigenes Forſtamt, in dem er den Vorſitz hat, und welches bald mit der Kammer verbunden, bald von derſelbigen abhängig iſt, bald ganz für ſich beſteht. Es entſcheidet die Forſtangelegenheiten in der erſten Inſtanz und es ſtehen unter derſelben die ſämtlichen Forſtbedienten, die auch dort die nöthigen Anzeigen zu machen haben.

Forſtliche Obrigkeit, hohe, bezeichnet die landesherrliche Gewalt über das Forſtweſen und folglich das Recht, Forſt- oder Jagdordnungen zu machen, Forſtbeamte anzuſtellen, Forſtgerichte zu halten und Forſtfrevel zu beſtrafen. Daß ſich dieſe Gewalt auch über Privatholzungen ausdehne, iſt ohnehin bekannt.

Forſtmeiſter iſt ein herrſchaftlicher Beamter, der über einen ganzen Diſtrikt in Holz- und Jagdſachen befiehlt, und Oberförſter, Förſter u. ſ. w. unter ſeinem Kommando hat.

Forſtnutzungen ſind die Einkünfte aus den herrſchaftlichen Waldungen. Sie beſtehen theils aus den unter dem Art. Forſtkameralweſen beſchriebenen Nutzungen eines Waldes, theils aus Konceßionsgeldern, Forſtzinſen, Forſtzöllen, Weidegeldern und Strafgefällen, theils aus Glashütten, Schneide- oder Sägemühlen u. d. g. Ein alle Jahre zum voraus gemachtes Verzeichnis der aus dem Forſt zu gewarten habenden Nutzungen und der zum Betrieb aufzuwendenden Koſten heißt **Forſtnutzungsetat**.

Forſtökonomie. S. Forſtkameralweſen.

Forſtordnung, fr. *Ordonnance Forêtiere*, **Waldordnung**, iſt das Landesgeſetz, welches vorſchreibt, wie die Forſtwirthſchaft geführt werden ſolle. Gemeiniglich iſt die Jagdordnung und Fiſchordnung damit verbunden. Wir wollen, ſo, wie oben bey der Fiſchordnung geſchehen iſt, einige Hauptpunkte hieher ſetzen, die man darinnen zu ſuchen berechtigt

tigt iſt, als: Verbindung des Forſtweſens mit dem Kammerkollegio, Obliegenheiten ſämtlicher Forſtbedienten, Gränzen der Forſte und deren Bewahrung, Abtheilung in Schläge, Forſttage, Holzſchreibtage, Anweiſung des Holzes, Bauholz, Nutz= Geſchirr= und anderes kleines Holz, Brennholz, Kohlweſen, Fällung des Holzes, Raumung der Schläge, Hagung derſelben, Hut und Trift, Graſerey, Laubrechen, Leſeholz, Eichel= Nüß, wilden Obſtleſen, Maſt, Glashütten, Pottaſchenſiedereyen, Aſchenbrennereyen, Harz= und Pechhütten, Waldbienen, Schneidemühlen, verbotene Ausrottung der Waldungen, Holzverkauf, Holzmärkte, Holzmagazine, Holzflöße, Holzmaas, Holztar, Pflanz= und Stammgelder, Forſtaccidentien, Holzerſpahrung, Holzanbau, Baumpflanzung an Straſſen, Torf und Steinkohlen, Forſtmiſte, Forſtfrevel, Forſtſtrafgerichte, Feuerſchäden in Forſten, Einbringung und Berechnung der Forſteinnahmen, Forſtrechnung und deren Reviſion.

Forſtpolicey. Sie beſchäftigt ſich hauptſächlich mit der Aufſicht auf den wirthſchaftlichen Gebrauch des Holzes und das Verhältnis, welches der Holzvorrath bey der vollkommenſten Kultur und Bevölkerung haben müſſe. Das Holz iſt ein unentbehrliches Stück unter den Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens. Je kälter ein Land iſt, je mehr Schiffahrt und Manufakturen es hat, je größer der Luxus und die Bevölkerung iſt, je weniger Surrogate deſſelben, als Steine zum Bauen, Steinkohlen und Torf zur Feuerung vorhanden ſind, deſto mehr Holz hat es nöthig. Daher man, um ein richtiges Verhältnis zwiſchen den Hölzern und dem kultivirten Erdreich zu treffen, nicht allein auf das gegenwärtige Bedürfnis, ſondern auch auf obige Umſtände zu ſehen hat. Daher ſiehet die Forſtpolicey darauf, daß

daß die Waldungen beſtändig in ſolchem Maas und Beſchaffenheit vorhanden ſeyn, als es das Bedürfnis des Landes nicht nur jetzt, ſondern auch in Zukunft erfordert. Sie muß alſo nicht nur von der Beſchaffenheit der Wälder, ſondern auch der Holzkonſumtion wohl unterrichtet ſeyn; ſie ertheilt die Erlaubnis, Hölzer auszureuten, oder legt neue an, errichtet holzfreſſende Fabriken, oder läßt ſie eingehen, ſperrt den Holzverkauf an Auswärtige, oder läßt ihn frey, beſtimmt das Holz, welches jährlich gefället werden darf, nicht nur in eigenen oder Gemeindwäldern, ſondern auch in denen der Privatperſonen. Macht Forſtordnungen, trift Einrichtungen zur Spahrung des Holzes im Lande, dirigirt den Holzhandel, denkt auf Rettungsmittel bey Unglücksfällen der Wälder, z. B. Brand, Windſturm u. d. g. m.

Forſtregiſter. S. Forſtbücher.

Forſtregal, Forſtliche Herrlichkeit, Forſtbann, lat. *Jurisdictio foreſtalis*, iſt ein Stück der Landeshoheit, und beſteht in der höchſten Gewalt, nicht nur die zum Eigenthum des Staats gehörigen Wälder, der gemeinſchaftlichen Nothdurft gemäs, zu nutzen, und darzu nöthige Geſetze zu machen, ſondern auch über die Waldungen der Privatperſonen die geſetzgebende Macht auszuüben, und den wirthſchaftlichen Gebrauch derſelben nach dem gemeinſchaftlichen Beſten anzuordnen. Sie iſt bald vollkommen und uneingeſchränkt, wenn ſie alle zur forſtlichen Gerichtbarkeit gehörige Gerechtigkeiten ohne Ausnahme in ſich begreift, als geſetzgebende Gewalt, Fällung des Holzes, hohe und niedere Jagd, Eichelleſen, Erlaubnis oder Verbot der Hütung ꝛc. oder eingeſchränkt, wenn ein anderer gewiſſe Gerechtigkeiten im Forſt hat, z. B. Eichelleſen, Holzfällen, niedere Jagd u. d. g.

Forſt:

Forſtſchreiber, der dem Oberforſtmeiſter zum Koncipiren und Mundiren der Berichte u. d. g. beygegeben iſt.

Forſtſchreibtage, Holzſchreibtage ſind die Tage, an welchen jeder, der Holz haben will, bey dem Forſtamte anzeigen muß, wie viel und was für Holz er bedarf, damit man bey der Hauung darnach die Einrichtung machen könne. Es gilt dieſes auch von denen, welche in ihrem eigenen Wald Holz fällen wollen, da ihm denn beſtimmt wird, wie viel ihm ohne Nachtheil deſſelben erlaubt werden kann.

Forſtſekretär. Dieſer hat beym Forſtamt das Protokoll zu führen, die Rechnungen zu unterſuchen und theils auch zu formiren, den Forſtbedienten die Beſoldung auszuzahlen u. d. g. m. nach Beſchaffenheit der Einrichtung jedes Landes.

Forſtſtein, ein Gränzſtein, der die Gränzen der forſtlichen Obrigkeit oder der Jagdgerechtigkeit bezeichnet.

Forſtſtrafen, Forſtrüge; und die Tage, an welchen dergleichen gefället werden: **Forſttage, Rügetage, Bustage, Freveltage** u. ſ. w. Es werden gemeiniglich von denen, die an Wäldern wohnen, mancherley Frevel von verſchiedener Wichtigkeit in den Holzungen begangen, z. B. Holzdiebſtahl, Hüten des Viehes an verbotenen Orten, Beſchädigung der Bäume, Holzleſen an Tagen, da es nicht erlaubt iſt, u. ſ. w. und dieſe Verbrechen werden an ſolchen Forſttagen beſtraft, nachdem der Thäter, welchen der Forſtbediente angegeben hat, citirt worden iſt. An manchen Orten wird in dem Fall, da der Thäter nicht ausgekundſchaftet werden kann, der ganzen Gemeine die Strafe auferlegt, die alsdann gemeiniglich ihn bald auszufinden weis; allein dies giebt auch Anlaß zu mancherley Mißbräuchen. Iſt der Frevler entdeckt, ſo erfordert die Billigkeit der Strafe, daß man nicht nur auf die Beſchaffenheit

des Verbrechens genaue Rückſicht nehme, Unverſtand, Unachtſamkeit und Bosheit unterſcheide, nicht ſtrafe, um dem Herrn Einkünfte zu verſchaffen, vielmehr das Böſe zu verhindern ſuche; ſondern auch die Strafe ſo einrichte, daß man hoffen kann, ſeinen Zweck zu erreichen, und alſo nicht blos Geldſtrafen verhänge, die gemeiniglich den Verbrecher nur deſto begieriger machen, ſich ſeines Schadens in Zukunft zu erhohlen. Die Forſtſtrafen gehören ordentlicher Weiſe, wenn nicht die Beſitzer oder Kommunen das Recht darzu hergebracht haben, dem Landesherrn und werden berechnet. Das dem Frevler abgenommene Pfand muß gemeiniglich bey dem Forſtbedienten ausgelöſet werden.

Forſtverbrechen. S. Forſtſtrafen.

Forſtvermeſſung. Es gehört darzu, daß man nicht nur die Gränzen der mit Holz bewachſenen Plätze genau ausmeſſe und auf der Forſtcharte auftrage, ſondern daß man auch den Unterſchied der Holzſorten, das Alter und die Güte deſſelben bemerke, jeden Fleck inſonderheit berechne, die Wege, die durch den Forſt gehen, aufnehme, die im Forſt befindlichen leeren Plätze genau anzeige, ſo wie auch die Flüſſe, Bäche, Seen, Moräſte u. ſ. f. Berge und Thäler unterſcheide, den Grund und Boden nach ſeiner Beſchaffenheit und Güte bemerke, die Wildbahnen, Gehäge und Thiergärten darinnen meſſe, die Gerechtigkeiten, welche andere in dem Forſt haben, nicht aus der Acht laſſe, die Forſtrevier andeute, u. ſ. w. Der Nutzen einer ſolchen geometriſchen Forſtvermeſſung leuchtet ohnehin einem jeden von ſelbſt in die Augen.

Forſtwirthſchaft. S. Forſtkameralweſen.

Forſtzins, die jährliche Abgabe für das Recht, aus einem Forſt das benöthigte Holz zu nehmen. (**Forſtgeld, Forſtmiethe, Waldzins**)

Forſt-

Forſtzoll iſt der Zoll von dem auſſer Landes geführten oder hereingebrachten Holz, ingleichem von andern im Forſt erzeugten Materialien, als Harz, Pech, Kohlen ꝛc.

Fortin, ein Kornmaas in der Levante, welches 4 Quillots hält, deren 4½ einem Marſeiller Laſt gleich ſind.

Fortſetzen wird von einem Gang geſagt, der ſich immer weiter ins Feld gangartig erweiſet, und nicht durch Faulen, überſetzende Gänge und Flötze abgeſchnitten oder verdrückt wird. Oft wird ein Gang von einem andern verſchoben und ſetzt hinter ſolchem in ſeiner Stunde wieder fort.

Fortzehenden wird die Art des Auszählens auf dem Felde genannt, da man, wenn auf einem Acker, z. B. 8 Garben übrig bleiben, auf einem andern Acker des nämlichen Beſitzers mit 9 zu zählen anfängt.

Foſſilien heiſſen ſolche Körper, die aus der Erde gegraben werden und darinnen erzeugt worden ſind. Dahin gehören Erdarten, Steine, Metalle u. ſ. f. Sie werden theils roh, theils zubereitet zum Färben, Leder- und Tuchbereiten, Poliren, Medikamenten u. d. g. gebraucht. Ihre Zubereitung zu Kaufmannsgut macht an einigen Orten eine eigene Fabrik aus, die **Foßilienwerk** genannt wird.

Fottes, eine Art gewürfelten Kottuns oder baumwollener Tücher aus Oſtindien, ſonderlich Bengalen, das Stück 1½ Elle lang und ⅞ breit.

Fuang, eine Silbermünze in Siam, im 20 Guldenfuß etwas über 11 kr. am Werth.

Foulage, die Zubereitung, welche man dem weiſen Häring giebt, indem man ihn veſt in die Fäſſer einpreßt.

Four-

Fourchette, eine Art von ſehr weichem Horn, das ſich bey den Pferden in der Mitte der Sole erhebt und gegen den Ferſen in zwey Theile theilt.

Fracht heißt die Ladung, die man einem Schiffer oder Fuhrmann übergiebt, um ſie an einen andern Ort zu liefern. Iſt der Wagen oder das Schiff ganz geladen, ſo heißt es eine volle Fracht, ſonſt eine halbe. Nimmt der Fuhrmann eine Ladung auf der Heimreiſe zurück, ſo nennt man es Rückfracht. Zuweilen bedeutet Fracht auch ſo viel als das Fuhrlohn oder Schifferlohn für Waaren.

Frachtbrief, Frachtzettel, Fuhrbrief, Verſendungsbrief, *Lettre de Voiture*, oder bey den Schiffern **Seebrief**, *Brevet, Connoiſſement*, iſt ein offener oder verſiegelter Zettel, der dem Fuhrmann oder Schiffer über die ihm anvertraute Waaren mitgegeben wird. Er enthält gemeiniglich die Zeit der Abſendung, den Namen des Fuhrmanns und den Ort, wo er her iſt. Die Zahl der Güter, Päcke, Fäſſer ꝛc. nebſt deren Zeichen und Gewicht, den bedungenen Lohn und was daran voraus bezahlt worden, und die weitern Bedingungen, z. B. die Zeit, da ſie an Ort und Stelle geliefert werden ſollen. Die Unterſchrift des Abſenders und die Aufſchrift an den, für welchen die Waaren beſtimmt ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Frachtwagen, ein großer ſtarker Wagen, gemeiniglich mit Leinwand bezogen, darauf die Güter geladen werden. (**Güterwagen**)

Fräuleinſteuer, Prinzeßinſteuer, iſt der Name einer Auflage, die zu Ausſtattung einer Prinzeßin beſtimmt iſt. Es ſind dieſe Gelder meiſtens ſchon auf gewiſſe Summe veſtgeſetzt, z. B. in Oeſterreich 20000 Rthlr. Braunſchweig vom regierenden Haus eben ſo viel, vom appanagirten 10000 fl. Churſachſen

ſachſen 30000 Rthlr. Herzogthümer Sachſen 10000 fl. Churbrandenburg 20000 fl. Heſſen 10000 fl. Schweden 100000 Rthlr. Wirtemberg 20000 fl. Venedig 6000 Dukaten. Zu Fräuleinſteuern müſſen gemeiniglich auch ſolche Güter kontribuiren, welche von der gewöhnlichen Kontribution frey ſind.

Fraktur iſt die gewöhnliche Geſtalt der gedruckten deutſchen Buchſtaben, weil ſie gebrochen oder eckigt ſind. Man hat in den Druckereyen mehrere Arten derſelben, als Sabon: grobe Miſſal: kleine Miſſal: grobe Kanon: kleine Kanon: Doppelmittel: Text: Tertia: grobe Mittel kleine Mittel: grobe Cicero: kleine Cicero, Garmont oder grobe Korpus: Borgois: Petit: Colonel: Nonpareille: und Perlefraktur.

Francarte, ein Kornmaas zu Verdun. Die Frankarte Waizen wiegt 38 Pf. Handelsgewicht, Roggen 32 Pf. Haber 25 Pf.

Franceſcine iſt in Florenz ein halber Franceſcone, fl. 3½ kr. im 20 fl. Fuß werth.

Franceſcone, eine Silbermünze allda, die 10 Paoli, oder nach unſerm Geld 2 fl. 7 bis 9 kr. gilt.

Francin, eine Art ſehr feinen, weiſen Pergaments. (Velin)

Frankfurt am Mayn. Dieſe bekannte Reichs: und Handelsſtadt hält, nebſt Darmſtadt, Hanau und Maynz, Buch und Rechnung in Reichsthalern zu 90 Kreuzern, oder in Gulden zu 60 Kreuzern; und ſtehen die Münzen in folgendem Verhältniſſe: 1 Speciesthaler iſt gleich 1⅓ Reichsthaler, 2 fl. 6 Kopfſtücken, 30 Bazen, 40 Kayſergroſchen, 60 Albus, 120 Kreuzern oder 480 Pfennigen.

Die hier nach dem 24 Guldenfuß kourſirende Gold: und Silbermünzen ſind mit Augsburg einerley.

Frankfurt wechſelt mit folgenden Plätzen und giebt in ſeinem eigenen Gelde nach

Amſterdam Banko 142 Rthlr. gegen 100 Rthlr. Banko.

Kour. 135 Rthlr. gegen 100 Rthlr. cour.

Augsburg 99⅞ Rthlr. gegen 100 Rthlr. cour.

Hamburg 144½ Rthlr. gegen 100 Rthlr. Banco.

Leipz. 100¾ Rthlr. gegen 100 Rthlr. Konv. Geld.

Lyon und

Paris 76 Rthlr. gegen 100 Ekus.

London 130¼ Bazen gegen 1 Pfund Sterling.

Nürnberg 100¼ Rthlr. gegen 100 Rthlr. cour.

Prag 99¼ Rthlr. gegen 100 Rthlr. cour.

Rotterdam 135 Rthlr. gegen 100 Rthlr. cour.

Wien wie Prag.

Das Uſo iſt 14 Tage nach der Acceptation, Sonn- und Feyertage darunter mit begriffen. Der Reſpekttage ſind 4.

Die Oſtermeſſe fängt am Oſterdienſtag und die Herbſtmeſſe an dem Sonntag vor Mariä Geburt an, wenn dieſes Feſt am Montag, Dienſtag oder Mittwoch iſt; fällt es aber ſpäter, ſo fängt die Meſſe mit dem nächſtfolgenden Sonntag an. Man acceptirt die Briefe vom Montag der erſten bis zum Dienſtage der zweyten Woche Vormittag um 9 Uhr; was aber alsdann nicht acceptirt iſt, muß proteſtirt werden. Am Sonnabend der andern oder Zahlwoche um die Börſenzeit müſſen die acceptirten Wechſel bezahlt seyn, oder von Nachmittag 2 Uhr bis Sonnenuntergang proteſtirt werden. Wer Wechſelbriefe in der dritten Woche zahlbar beziehen will, der muß es ausdrücklich melden, denn ſonſten werden ſie für Wechſel in der zweyten Woche zahlbar gehalten.

Die Frankfurter Elle iſt 23⅝ Procent kürzer als die Berliner. Man bedient ſich aber hier bey Meſſung der franzöſiſchen Waaren gemeiniglich der Pa-

Pariſer Aune, und bey den holländiſchen der Brabanter Elle.

Das Getraidmaas heißt Achtel oder Malter und beſtehet in 4 Simmern, 8 Metzen, 6 Sechtern oder 64 Geſcheiden. Das Franfurtiſche Malter verhält ſich zu dem Dresdniſchen Scheffel wie 2990 zu 2927 und zu dem Nürnbergiſchen Simra wie 190 zu $585\frac{2}{7}$.

Bey dem Wein hat 1 Stück $1\frac{1}{4}$ Fuder, $7\frac{1}{2}$ Ohm, 150 Viertel, 600 Maas oder 2400 Schoppen. Die Frankfurtiſche Maas verhält ſich zu dem Berliniſchen Quart wie 125800 zu 78500 oder 785 Maas in Frankfurt betragen 1258 Quart in Berlin.

Das Centnergewicht iſt um 8 Procent ſchwerer als das Pfundgewicht, und 1 Centner Gutgewicht hält 109 Pfunde. Uebrigens hat ein Pfund 2 Mark, 32 Loth, 128 Quintchen, 512 Pfennige, 1024 Heller. 830 Pf. Pfundgewicht, oder 761 Pf. Centnergewicht machen in Nürnberg 760 Pf.

Gold- und Silbergewicht iſt das Kölniſche. Für die Mark feines Gold zahlt man beyläufig 288 fl. und für die Mark feines Silber 19 fl. 40 kr. Konventionsgeld nach dem 20 fl. Fuß.

Franko, frey, wofür das Poſtgeld ſchon bezahlt iſt. Man frankirt bekanntermaſſen entweder ganz, bis an den Ort der Beſtimmung (franco par tout) oder bis an einen gewiſſen Platz, (z. B. franco Nuremberg.)

Franko di ſpeſe begreift in der Handelſchaft die Proviſion, Mäcklerey und Briefporto.

Franke, *Franc*, war ehedem in Frankreich eine wirkliche Münze von 20 Sous oder 8 Groſchen, heut zu Tage aber nur eine Rechnungsmünze. Die Franken und Livres ſind von gleichem Gehalt. Mit den Zahlen 1. 2. 3. 5. iſt dieſes Wort nicht gebräuchlich; man

man ſagt dafür 20 Sous, 40 Sous, un Ecu, 100 Sous; in den übrigen Zahlen gebraucht man es nur, wo ein Bruch iſt, und ſagt dafür Livres, z. B. nicht 6 Franks 10 Sous, ſondern 6 Livres 10 Sous. Die itzigen Schweizer Franken gelten $1\frac{1}{2}$ Livres, und 4 derſelben betragen einen Laubthaler. Franc barrois iſt eine fingirte Münze in Lothringen und Barrois. 7 Francs barrois machen 3 lothringiſche Livres; und 3 lothringiſche Livres, 17 Sous 6 Deniers, ſind ſo viel als 3 Livres de France.

Frankenwein. S. Wein.

Franzäpfel ſind eine bekannte Art von Aepfeln, wovon friſch, getrocknet und gebacken ganze Schiffsladungen aus Frankreich nach England, Holland und Hamburg gehen.

Franzbäume, die franzöſiſches Obſt tragen; auch zuweilen Zwergbäume.

Franzband, der Name eines jedermann bekannten Einbandes der Bücher, in marmorirtes oder anders gefärbtes Kalbleder, auf dem Rücken mit goldnen Verzierungen.

Franzbrandwein, *Eau de vie d'Orleans*, iſt ein Produkt derjenigen Provinzen in Frankreich, deren Weine nicht zum Verführen taugen, oder ſich nicht lange halten. Es wird alſo derſelbe nicht aus verdorbenem Wein deſtillirt, unterſcheidet ſich auch ſehr von dem bekannten Weinhefenbrandwein. Der wahre Franzbrandwein ſieht anfänglich blaß, faſt wie Waſſer aus, erhält aber im Alter eine citronengelbe Farbe. In Deutſchland wird er ſtark geſchmiert, auch wohl mit Hefenbrandwein vermiſcht und ihm Farbe gegeben.

Franzblau iſt ſo viel als Sächſiſch blau. S. blau.

Franzen, eine Arbeit der Bortenwirker von Zwirn, Wolle, Baumwolle, Seiden, Gold- oder Silberfäden, die zur Zierrath dient. Man unterſchei-

det dabey das Kettchen, den Kopf und den Leib. Sie machen auch einen Theil von der Handlung der Krämer aus.

Franzfahrer heißt in den Seeſtädten ein franzöſiſches Kauffahrteyſchiff.

Franzgold, eine Art Goldblätter von bleicherer Farbe, weil das Gold mit Silber verſetzt iſt. Die Buchbinder bedienen ſich deſſelben zum Vergolden der Bücher.

Franzöſiſche Seide, die in Frankreich erzeugt oder von daher zu uns gebracht wird. Die mehreſte Seide wird in den mittäglichen Provinzen erzogen.

Franzoſen des Rindviehes, der Schweine iſt keine eigentliche veneriſche Krankheit, ſondern bey jenem eine Vereiterung der Eingeweide mit erſtickendem und tödendem Huſten, bey dieſen eine Art Finnen. Es gehören die Franzoſen des Rindviehes oder die **Rindshammen** unter die Krankheiten des Viehes, deren Urſachen, Kennzeichen, Zufälle und Heilungsart noch lange nicht genug unterſucht und bekannt iſt. Sie ſind zum Glück ſelten, aber doch an manchen Orten endemiſch, und überfallen das Hornvieh ſelten, ehe es ausgewachſen iſt, dauern aber lange fort. Im Anfang ſcheint das Uebel unbedeutend, und Kräfte und gutes Ausſehen des Thiers gehen nur ſtufenweiſe verlohren, ſo daß ein Jahr hingehen kann, bis dieſe Krankheit recht merklich wird, aber ſie zieht deſto gewiſſer den Untergang des damit befallenen Viehes nach ſich. Die Kennzeichen derſelben ſind ein ſtarker Schauder des Körpers mit darauf folgendem verſtärktem Pulsſchlag; das Thier ſteht eine Zeitlang traurig mit hängendem Kopf, und die Begierde zu freſſen läßt um etwas nach. Im Fortgang ſchwellen die Mandeln des Halſes in etwas, und machen das Schlucken beſchwerlich. Oft bemerkt man auch auf einem der

Lendenwirbelbeine eine geſchwulſtartige Erhöhung, und eine Steifigkeit des Rückgrathes. Das Maul iſt voll Geifer, die Augen trübe und triefen bey weiterm Fortgang, ein heftiger Jnſtinkt zur Begattung findet ſich ein, wodurch ſich dieſes Uebel, beſonders bey den Kühen, zu erkennen giebt, die aber die Frucht bald wieder verwerfen. Wenn dergleichen Vieh geſchlachtet wird, findet man den erſten Magen und die Nieren gemeiniglich mit ſchorfigen Blattern beſetzt, bald mit weißlichem Eiter angefüllt, bald trocken, das Fleiſch hat, wenn es mit der Krankheit nicht aufs äuſſerſte gekommen iſt, ſeine natürliche Farbe, der Genuß deſſelben iſt aber doch der Geſundheit ſehr nachtheilig und kann wohl einen ſchleunigen Tod veranlaſſen.

Die Urſache dieſes Uebels ſcheint in der Schärfe der Säfte und zähem Blute zu liegen, und auſſer der Anſteckung kann faule und ſumpfigte Weide oder ſtarke Erhitzung darzu Anlaß geben. Manche Thiere bringen, wie es wenigſtens glaublich iſt, die Anlage dazu mit auf die Welt, die ſich aber erſt in der Folge entwickelt.

Die Kur dieſer Krankheit iſt noch vieler Ungewißheit unterworfen. Man empfiehlt Franzoſenholz, ſo daß man 1 Pfund mit 3 Quart Waſſer kocht, es auf 2 Quart einſieden läßt, durchſeihet, und dem Vieh Morgens und Abends allezeit 1 Nöſſel auf einmal eingiebt. Da dieſes Mittel auch bey Kachexien gute Dienſte thut und die Ausdünſtung vermehrt, ſo kann es wohl gebraucht werden, wenn ſchon das Uebel nicht unter die veneriſchen gehört, es muß aber das Vieh dabey nothwendig warm ſtehen. Auch das folgende Mittel ſoll gute Dienſte thun, wenn das Uebel nicht zu weit eingeriſſen iſt: Zerſchnittene Meerzwiebel, (Rd. Squillae) oder ſtatt deren wilder Knoblauch und gepulverte Melonenwurzeln, jedes

jedes 6 Loth, Küchenſalz 3 Hände voll, gemiſcht, einige Tage in $1\frac{1}{2}$ Quart guten Wein infundirt, geſeihet und dem kranken Thier täglich 2 Weingläſer voll unter dem Getränke gegeben. Hauptſächlich aber kommt es darauf an, daß man die erſten Wege reinige, worzu man $2\frac{1}{2}$ Quart präparirten Weinſtein, 2 Quart pulveriſirte Rhabarber, 1 Quint Jalappenwurzel vermiſcht, und zuerſt etwas über die Hälfte, und wofern in 3 oder 4 Stunden keine Wirkung erfolgt, noch das übrige mit Waſſer giebt; dieſes muß während der Kur alle 12 oder 14 Tage geſchehen. Auch der Gebrauch antiſkorbutiſcher Kräuterſäfte, als von der Brunnenkreſſe u. d. g. kann dienlich ſeyn. Iſt das Vieh vollblütiq, oder kommt das Uebel von Erhitzung her, ſo nimmt man während der Kur eine oder 2 Aderläſſen vor. Bemerkt man einen guten Erfolg der Kur, ſo ſetzt man auch ſtärkende Mittel, als Wermuth, Tauſendguldenkraut, weiſen Andorn u. d. g. zu. Bey lang eingewurzeltem Uebel muß man ſeine Zuflucht noch nebenbey zu künſtlichen Geſchwüren, Fontanellen, Haarſeilen u. ſ. w. nehmen. Daß bey der Kur geſundes Futter, Salz und Wärme nöthig ſey, und daß man das Vieh von öfterm Begatten abhalten müſſe, folgt ſchon aus der Natur der Krankheit.

Franzoſenholz, lat. *Guaiacum L.* fr. *Gayac, Guayac*, auch **Pockenholz**, gehört in die erſte Ordnung der *zehnten* linneiſchen Klaſſe. Der Kelch iſt vertieft und *beſteht* aus 5 eyrundlänglichten Blättchen, davon die 2 äuſſern kleiner ſind. Die Krone hat 5 eyrundlänglichte, vertiefte, ausgebreitete, im Kelch befeſtigte und mit gleichbreiten Nägeln verſehene Blättchen. Die 10 länglichte Staubbeutel ſitzen auf 10 aufrechten Trägern. Der Stempel beſtehet aus einem keilförmigen, eckigen mit einem Stielchen

verſehenen Fruchtknoten, einem kurzen Griffel und einer ſpitzigen einfachen Narbe. Auf die Blüthe folgt eine 3 bis 5 fächrige Frucht mit plattgedruckten Ecken, welche einige harte Nüſſe trägt, und es gehört dieſer Baum unter die hohen. Das gemeine Franzoſenholz, *Guaiacum indicum*, *officinale* kommt blos aus Amerika, beſonders Neuſpanien und den antilliſchen Inſeln, wo es ſehr häufig wächſt. Der Baum gleicht im Wuchſe der Eiche, die Rinde iſt dick, glatt, gefleckt, die Aeſte knotig, die Blätter ſtehen auf Stielen gegen einander über und beſtehen aus 2 paar kleinen, rundlichen, glatten Blättchen. Die Blumen ſtehen am Gipfel der Aeſte und haben blauliche Kronblätter, das Holz iſt ſehr hart, dichte, ſchwerer als Waſſer, innen gegen den Kern bräunlicht, äuſſerlich hingegen weisgelb wie Buchsbaum, hat einen ſchwachen Geruch und einen ſcharfen bitterlichen Geſchmack. Wenn es warm iſt, oder verbrannt wird, iſt der Geruch, der von den gummiharzigen Theilen herrührt, durchdringend, aber nicht unangenehm.

Das Heiligholz, *Lignum ſanctum*, iſt eine andere Art dieſer Gattung, gleichfalls aus Amerika, beſonders von Porto ricco. Der Baum hat eine dicke, auswendig ſchwärzlichte, mit aſchgrauen Flecken und netzförmigen Runzeln bezeichnete Rinde, und wird nicht ſo hoch als der vorige. Die Aeſte ſind knotig; die Blätter beſtehen aus 4 bis 5 paar kleinen, zarten Blättchen; die Krone iſt blau und hat gefranzte Blätter. Das Holz iſt blaß von Farbe, aber eben ſo ſchwer und faſt ſchwerer als das vorige, und wird mit jenem auf gleiche Art gebraucht.

Man bringt das Franzoſenholz zu uns in großen, langen Stücken von 100 bis 500 Pfunden, und es wird von den Droguiſten und Materialiſten, welche dieſelben gemeiniglich in kleinere Stücke zertheilen,

len, an die Drechsler, Schreiner und dergleichen Profeßioniſten verkauft, die es zu eingelegter Arbeit und allerley Geräthſchaften verarbeiten. Auch zu mediciniſchem Gebrauch dient ſowohl das Holz als die Rinde, das Laub, das Gummi und Harz dieſes Baums.

Beym Einkaufen des Franzoſenholzes ſieht man darauf, daß es in großen Stücken, friſch, rein, dichte, nicht morſch, nicht knollig, hart und ſchwer, röthlich oder braun und ſchwärzlich, und daß das Weiße am Holz, Splint, fr. *Obſet*, herausgenommen ſeye; ingleichem daß es einen guten Geruch und ſcharfen Geſchmack habe, im Waſſer auch in kleinen Stücken untergehe, und die Rinde veſt am Holz anhange.

Franzperlen werden in Paris und Danzig aus Perlenmutter oder Perlſaamen, auch wohl nur aus Muſchelſchaalen verfertigt. Man lößt jene in Eßig oder Citronenſaft zu einem Teige auf; dieſe hingegen ſiedet man, wäſcht ſie mit Aſche, ſiedet ſie wieder mit Eßig, ſtößt ſie zu einem klaren Pulver und macht mit etwas Eyerweiß und Gummiwaſſer einen Teig. Aus dem werden die Perlen in ſilbernen Formen verfertigt, an der Sonne getrocknet und gebohrt. Hierauf wird Taubenkoth mit Alaunwaſſer angefeuchtet, dieſer Teig in ein Glas gethan und die Perlen damit bedeckt. So ſtehen ſie 4 Wochen an einem warmen Ort, werden dann mit Alaunwaſſer etlichemal gewaſchen, abgewiſcht und getrocknet, und ſind nun fertig. Man kann auch ſtatt deſſen feines Zinn ſchmelzen und mit eben ſo viel Queckſilberminern vermiſchen, wenn es hart und gepulvert iſt, ſublimirten Merkur hinzuthun, und alles in einem Glaſe an einen feuchten Ort unter der Erde bringen, damit es ſich auflößt. Dieſes Waſſer deſtillirt man über einem gelinden Feuer, ſchüttet den

4ten Theil etwas röthlichen Steinalaun hinzu, ſeihet alles, nachdem dieſer zergangen iſt, und legt die Perlen in dieſes Waſſer. Dadurch werden ſie weiß und glänzend.

Fraueneis, lat. *Glacies Mariae*, iſt ein durchſichtiger, blätterichter Gypsſpath, meiſtens weiß, doch auch zuweilen röthlich grau, gelblich und ſchwärzlich. Er wird beſonders in Porcellainfabriken gebraucht.

Frauenfenchel, gemeiner deutſcher Fenchel.

Frauenglas. Zuweilen legt man dem Seleniten dieſen Namen bey, eigentlich aber wird das Rußiſche Glas damit bezeichnet. Man hat ſie zuweilen verwechſelt, ungeachtet jener ein gypsartiger und dieſes ein feuerveſter Stein iſt.

Frauenmilch. Den Namen Unſerer lieben Frauen Milch führt eine lieblich ſchmeckende Sorte Rheinwein, die bey Worms wächſt.

Frauenſpiegel. Dieſen Namen führt an einigen Orten die Eſparſette.

Frech bezeichnet bey Gewächſen einen ſtärkern Wuchs.

Fregaton, *Frégaton*, ein ſpaniſches oder franzöſiſches Fahrzeug zum Transport der Trouppen oder Abladung der Galeeren, deſſen Ladung 800 bis 1000 Centner oder 4 bis 500 Tonnen beträgt.

Fregatte, *Frègate*, lat. *Lempus exploratorius*, *Navis bellica minor*, iſt ein Kriegsſchiff, welches, um ſchneller ſeegeln zu können, nach Proportion ſeiner Breite ziemlich lang, mit 2n Verdecken und gemeiniglich einem viereckigen Hintertheil verſehen und meiſtentheils mit 20 bis 40 auch wohl mehrern Kanonen beſetzt iſt. Man bedient ſich ihrer gar oft auch zum Konvoyren der Kauffahrteyſchiffe.

Fremde. In die Fremde gehen, ſagt man unter andern von Handwerkern, welche eine gewiſſe Zeit an

an-

andern Orten auf ihrer Profeßion arbeiten und ſich darinnen vollkommener machen müſſen, ehe ſie Meiſter werden. S. Wanderſchaft.

Freſco, al Freſco **malen** iſt ſo viel, als auf friſchen Kalk einer Wand, Mauer oder Plafonds, und zwar mit Erdfarben und ohne Oel malen. Eine Kunſt, in der die Alten Meiſter waren, und worinnen ſich die Italiener vor andern Nationen hervorgethan haben. Es gehört aber nicht zur Abſicht dieſes Wörterbuchs, darzu eine genauere Anleitung zu geben.

Freßräbe, Futterräbe, Freßrebe, iſt die Krankheit des Pferdes, da es ſehr gefräßig iſt, und ſich durch zu vieles Futter auf einmal den Magen überlädt. Es kann ſich dieſes zutragen, wenn das Pferd los wird und über das Futter kommt, oder aus Faulheit des Stallknechts das Futter auf einmal bekommt, das ihm auf etlichemal hätte gereicht werden ſollen. Es leidet wegen gehinderter Verdauung große Beängſtigungen, ſteht niedergeſchlagen da, hohlt ſchwer Athem, läuft auf und bekommt kalten Schweis; dieſer Zufall, der dem Thier das Leben koſten kann, wird durch öftere abführende Klyſtiere aus Salz, Baumöl und Kleyen, mit genauer Diät verbunden, gehoben. Eine andere Art dieſer Krankheit entſteht durch allzuſtarkes Füttern beym Mangel der Bewegung. Die Pferde der Bauern ſind natürlicher Weiſe dieſem Zufall weniger ausgeſetzt, als die in den Marſtällen, und weniger Futter mit mehr Bewegung verbunden, wird dieſes Uebel heben, aber es iſt gleichwohl die Vorſorge nöthig, daß auch in der Folge das Pferd nicht mehr überfüttert werde, weil ſonſt wenig Heilung zu hoffen wäre.

Fretter heißt an einigen Orten bey den Handwerkern ein Pfuſcher.

Frevelbuſe, eine Geldſtrafe, die eines Frevels wegen erlegt wird.

Freveln heißt in Halle die geſottenen Salzſtücke auf die Trockenböden bringen, um ſie daſelbſt zu trocknen.

Freundliche Handwerker ſind die, welche einander in die Hand arbeiten, um eine Waare zur Vollkommenheit zu bringen, verwandte Handwerker.

Freundskauf iſt derjenige Kauf, da der Verkäufer aus Freundſchaft wiſſentlich um einen geringern Preis ſeine Sache giebt, oder der Käufer ſie um einen höhern Preiß nimmt, als ſonſt gewöhnlich iſt.

Frey heißt bey Bergleuten, was zum Bergwerk an Feld, Waſſer oder Plätzen genutzt werden kann, und noch nicht gemuthet oder wieder verlohren und verlaſſen worden.

Freyarche, ein Waſſergebäude, welches die Abſicht hat, das Waſſer eines Fluſſes zum Gebrauch einer Maſchine zu ſtemmen, und alſo erſt in einer gewiſſen Höhe ablaufen zu laſſen.

Freyartig. Ein Acker führt dieſen Namen, wenn die Beſtellung deſſelben auf des Beſitzers Willkühr beruht.

Freybank bedeutet an manchen Orten gewiſſe Fleiſchbänke, wo der Landmann ſein Vieh ungehindert ſchlachten und verkaufen kann. So ſehr dieſe Einrichtung ſchädlich werden kann, wenn nicht hinlängliche Aufſicht über das Vieh, welches geſchlachtet werden ſoll, gehalten wird, ſo nützlich kann ſie bey geführter guter Aufſicht werden, weil durch die Konkurrenz der Verkäufer die Fleiſcher gehindert werden, das Publikum nach Belieben in Kontribution zu ſetzen, und die Fleiſchtaxe. (S. dieſen Art.) entbehrlich wird.

Frey=

Freybauer heißt ein Bauer, der nicht leibeigen iſt, und inſonderheit, der die Perſonalfreyheit hat. Ein freyer Reichsbauer iſt der, welcher in einen freyem Reichsdorf wohnt, das niemand, als dem Kaiſer und Reich unterworfen iſt.

Freybier, wovon der, welcher es braut, keine Trankſteuer entrichten darf.

Freybrief bezeichnet bald ein Privilegium, bald einen Paß, Salvegarde u. d. g.

Freybürger bedeutet einen Bürger in einer freyen Reichsſtadt, oder auch einen ſolchen, der keine bürgerliche Nahrung treibt und daher auch von bürgerlichen Laſten ganz oder zum Theil befreyet iſt.

Freybürſche, die freye Jagd in einem Wald, oder auch der Wald ſelbſt, darinnen frey zu jagen erlaubt iſt. (Freybuſch)

Freydingshof. So heißt im Hildesheimiſchen ein Hof, der keinen Hauptfall, Heergewette noch Gerade, ſondern nur einen Freyzins zu entrichten hat. Der Beſitzer heißt Freymann.

Freye Handwerker, die ſich in keiner vom Landesherrn beſtättigten Zunft befinden. (Unzünftige) Sie geben ſich den Namen der Brüderſchaften.

Freyeigen, d. i. allodial.

Freyes Loosgut, Scheffelland iſt in Niederſachſen ein Gut, das an keinen Hof gebunden iſt, ſondern von einen zum andern gezogen werden kann.

Freyfahne, welche aufgeſteckt wird, um die Freyheit, zu kaufen und zu verkaufen an den Markttägen anzuzeigen.

Freygaſt heißt in Sachſen der Geſelle eines Freyſchuſters. (S. Freye Handwerker.)

Freygerinne. S. Freyarche.

Freygut, ein Gut, welches von öffentlichen Laſten frey iſt.

Freyhaus, das von gewiſſen Gerichtsbarkeiten, Abgaben oder Obliegenheiten befreyet iſt. Bey den Handwerkern ein Haus, darinnen ein unzünftiger Handwerker wohnen darf.

Freyheit des Handels. S. Handelsfreyheit.

Freyheit der Handwerker. S. Zunft.

Freyholz wird oft das Gnadenholz genannt.

Freyhufe, ein Stück Land, welches von Zins oder Dienſten frey iſt.

Freykrüge, accisfreye Wirthshäuſer.

Freykux. S. Kux.

Freylauf, eine leere Rinne, die auſſer den Gerinnen zu den Waſſerrädern angebracht wird, um das Grundeis, überflüßiges Waſſer, Sand u. d. g. abzuführen. Man kann zugleich, wenn man will, einen Aalfang darinnen anlegen, und die Aale bey trübem Waſſer fiſchen.

Freymann. S. Freydingshof. Auch führt dieſen Namen an vielen Orten der Abdecker.

Freymeiſter, der nicht durch die gewöhnlichen Mittel und die Einverleibung in die Zunft, ſondern aus landesherrlicher beſonderer Vergünſtigung die Freyheit hat, ſein Handwerk zu treiben. Das übrige, was hier geſagt werden könnte, erſpahren wir auf den Art. Zunft.

Freypfennig. S. Freyzins.

Freyrecht heißt 1) die Befreyung eines Leibeigenen vom Hauptfall; 2) eine Abgabe, welche ein Freyhof giebt; überhaupt aber das Recht eines freyen Mannes.

Freyſalz, das Salz, welches von den ſonſt darauf gelegten Abgaben befreyet iſt, oder welches gewiſſen Beamten oder Bedienten für ihre Proviſion angewieſen wird.

Freyſaß, der Beſitzer eines Freyguts. Sie haben zum Theil ſehr anſehnliche Rechte hergebracht, z. B.

die Freyheit von gewöhnlichen Abgaben, ſelbſt zuweilen von den Kontributionen, ja ſo gar manchmal von der niedern Gerichtsbarkeit der landesherrlichen Aemter und Edelleute. Man findet ſelbſt ſolche, die mit Jagden verſehen ſind, und an Rechten und Freyheiten manchen adelichen Gütern beynahe gleichen. Solche Freyſaßen ſind in Niederſachſen, der alten Mark Brandenburg u. ſ. w.

Freyſtadt, Freyſtädte heißt bey den Kaufleuten ein Ort, wo ein unglücklich gewordener Kaufmann, wenn er von der Obrigkeit des Orts einen Schutzbrief gelöſet hat, vor ſeinen Glaubigern Sicherheit findet, und dergleichen ein ohne ſeine Schuld zum Fall gebrachter Kaufmann nicht nöthig hat.

Freytreppe, eine Treppe unter freyem Himmel.

Freywilliges Geſchenk, *Don gratuit.* Unter dieſem Titel entrichtet die Geiſtlichkeit, die ſich von den gewöhnlichen Steuern und Anlagen frey zu machen wußte, vornämlich in Frankreich, ihre Beiträge zu den öffentlichen Ausgaben. Dieſe beſondere Art von Steuern gründet ſich auf Obſervanz, Verträge oder jedesmalig gütliche Uebereinkunft, ſo wie zum Beyſpiel die Landſtände dem Landesherrn Steuern verwilligen, die er von ihnen fodert. — Wenn ſich die Landesherren in beſondern Verlegenheiten befanden, ſuchten ſie bey ihrer Geiſtlichkeit, die ſie nicht geradezu zu beſteuern ſich getraueten, um Beyträge an, welche dieſe zu Behauptung ihrer Freyheit, unter dieſem Namen verwilligte. Sie konnte aber dadurch dennoch nicht verhindern, daß dieſe freywillige Geſchenke immer öfter gefodert und immer unfreywilliger wurden.

Freyzettel, ein Zettel, wodurch man die Zollfreyheit erhält. Bey dem Bergbau verſteht man dadurch einen Schein, den der Receßſchreiber einem neuen Muther zum Beweiſe giebt, daß eine Zeche wegen

des

des 4 Quartale unterlaſſenen Receßgeldes frey und verlaſſen worden ſey.

Freyzins, eine Abgabe von gewiſſen Grundſtücken, deren Beſitzer ehedem Leibeigene waren, aber vom Landesherrn freygelaſſen worden ſind. (Freypfennig)

Friandiſehandel, ein Handel der mit allerley Leckereyen, und zwar bey uns mehrentheils von Italienern oder Franzoſen getrieben wird. Ihre Waaren ſind: Hamburger geräuchertes Fleiſch, Cervelatwürſte, neue Häringe, Stockfiſche, geräucherte Fiſche, Caviar, Auſtern, Käſe, Kaſtanien, Citronen, Limonien, Pomeranzen, Granaten, Oliven, Kapern, Oel, Konfituren, Liqueurs, ſüſe Weine u. d. g. welche Waaren deswegen Friandiſewaaren heiſen.

Friche, die Brache. S. dieſen Art.

Friedrichd'or, eine Preußiſche Goldmünze von 5 Thalern, deren 35 Stück auf die rauhe und $38\frac{1}{2}\frac{6}{8}\frac{2}{1}$ Stück auf die feine Mark gehen, weil ſie 21 Karat, 9 Gran fein halten. Sie betragen im 20 Guldenfuß 7 fl. und faſt 20 kr. und man hat auch doppelte und halbe.

Friedpfennig, Friedſchatz, eine jährliche Abgabe an die Obrigkeit für den genoſſenen Schutz und Schirm.

Friedſäulen, Friedſteine, d. i. Gränzſteine, die zur Befriedigung oder Verwahrung der Feldgüter geſetzt ſind.

Frieren, gefrieren. Dieſer Ausdruck bezeichnet die Verwandlung flüßiger Körper in Eiß. Wir haben aber hier nur auf das Gefrieren zu ſehen, das den Oekonomen näher intereßirt, und ſchränken uns hauptſächlich auf das Gefrieren der Gewächſe ein, ohne die Natur der Kälte und die darbey ſich zeigende Erſcheinungen im Allgemeinen zu unterſuchen.

Die

Die Erfahrung lehrt, daß alle ſaftige Gewächſe bey dem geringſten Grade der Kälte gefrieren und daher im Winter ſehr ſorgfältig in acht genommen werden müſſen, woraus erhellet, daß die Urſache des Erfrierens in den wäſſerichten Säften zu ſuchen ſey. Daher hat die Natur dafür geſorgt, daß die Gewächſe in den kältern Ländern entweder ſehr trocken, wie die meiſten Gattungen von Mooſe, oder mit einem brennbaren Safte angefüllt ſind, wie die mehreſten Nadelhölzer, da hingegen die Gewächſe wärmerer Gegenden, auch ſelbſt der trockenſten, eine größere Menge von Säften in ſich haben, wenn ſie auch dieſelben erſt aus der Luft an ſich ziehen müſſen. Wenn nun ein dergleichen Gewächs ſich in einer ſehr kalten Luft befindet, ſo gefrieren die Säfte und nehmen einen größern Raum ein, die Gefäße zerreißen, wodurch bey dem Aufthauen eine Ergießung des Saftes in die angränzenden Theile, folglich die Fäulnis, (ſo wie bey erfrornen Thieren, wenn ſie in plötzliche Wärme gebracht werden, der Brand,) und damit der Untergang des Gewächſes erfolgt; da hingegen trockne oder mit harzigten Materien erfüllte Pflanzen den Winter leicht aushalten, weil ſie durch die Kälte nicht ausgedehnt, ſondern vielmehr zuſammen gezogen werden. Auch lehrt die Erfahrung, daß ſich das Waſſer hauptſächlich in den Blättern und kleinen Zweigen anhäuft, vermuthlich weil die Gefäße da am größten ſind, und im Stamm ſich mehrere erdigte Theile befinden. Daher erfrieren die Zweige leichter als der Stamm, junge Bäume leichter als die alten. Wenn nun ein Baum mit vollen Blättern da ſteht, oder ſie erſt kürzlich verlohren hat, und von einer ſtrengen Kälte ergriffen wird, ſo werden nothwendig die vielen Säfte gefrieren, die Gefäße zerſpringen und die Zweige verderben. Daraus läßt ſichs erklären, war-

warum auch ſolche Bäume, die die größte Kälte aushalten können, Schaden nehmen, wenn ſchon im Herbſt, da ſie erſt kürzlich die Blätter verlohren haben, eine große Kälte eintritt, oder im Frühjahr nach warmen Tagen, die die Bäume wieder mit warmem Saft erfüllen, ein ſtarker Froſt einfällt. So ſoll die Kälte, welche 1708. ſchon zu Ende des Septembers eintrat, ob ſie ſchon nicht ſo ſtark war, wie in gewöhnlichen Wintertagen, eine große Menge Bäume zu Grunde gerichtet haben. Je mehr die Zweige der Kälte ausgeſetzt ſind, deſto leichter nehmen ſie Schaden, daher in unſern Gegenden die Nord- und Oſtſeite am meiſten zu leiden pflegt, und im Gegentheil die Bäume in den Schlägen, die von dieſer Seite geſichert ſind und gegen Mittag ſtehen, am meiſten treiben; wobey jedoch die Ausnahme bemerkt worden iſt, wenn bey heiterm Himmel und einer einige Tage anhaltenden Trockenheit eine ſtarke mit Nordwind verbundene Kälte eintritt, daß die Südſeite, wo mehrere Säfte befindlich ſind, eher leidet, als die Nordſeite, wo der Wind die Feuchtigkeit zerſtreuet hat. Allein, eine Ausnahme macht keine Regel. Doch iſt hieraus ſichtbar, daß alles, was trocknet, die Gefahr des Erfrierens vermindert, daß die inländiſchen Gewächſe einer heftigern Kälte widerſtehen, wenn ein Wind geht, daß die Gewächſe in der Höhe ſeltener erfrieren, als in der Tiefe, daß die an der Sonne ſtehenden Bäume den von Glatteis entſtehenden Zufällen mehr ausgeſetzt ſind, als andere, daß Kälte mit Feuchtigkeit verbunden und Nebel oft am meiſten ſchaden, daß Frühlingsfröſte oft die Gewächſe erſt zu Grunde richten, nachdem ſie den Winter überſtanden haben.

Die Mittel gegen den Froſt ſind freylich bey Bäumen nicht wohl anwendbar, da man ihre Lage nicht nach

nach Belieben verändern kann, ſo wie es mit fremden Bäumen in Gewächshäuſern geſchieht. Zwar kann man den Anflug in den Wäldern an einzelnen Orten mit Reiſig decken, und alſo vor der Kälte verwahren; allein bey größern Bäumen bleibt kaum etwas übrig, als den Stamm mit Stroh einzubinden und die Wurzeln einen Fuß hoch mit Erde zu überdecken; ingleichem einen Baum, an dem ſehr viel gelegen iſt, und deſſen Größe es erlaubt, zu rechter Zeit zu entblättern. Man hat Beyſpiele, daß in England 1708. und 1709. alle Bäume erfroren ſind, die Maulbeerbäume ausgenommen, die man vor Winters für die Seidenwürmer entblättert hat. Auch wird angerathen, um die Fruchtbäume vor dem Erfrieren zu verwahren, daß man in die Krone des Baums, nach Maasgabe, wie ſich die Aeſte in Zwieſel zertheilen, einen oder mehrere Kieſelſteine einlege, wodurch verhindert wird, daß die Näſſe nicht in die Rinde des Baumes eindringe, und ihn zu Grunde richte.

Wir kommen von den Bäumen auf niedrige, beſonders Gartengewächſe. Es iſt bekannt, daß die, welche im Winter in freyem Lande ausdauern, als Kohl, Spinat, Sallat, unter dem Schnee wohl verwahrt bleiben. Allein auch die trockene oder feuchte Erde, in welcher ſie ſtehen, ingleichem ihre Lage gegen die Sonne trägt zu ihrer Erhaltung oder ihrem Verderben nicht wenig bey. Die Feuchtigkeit iſt ihnen im Winter höchſt ſchädlich und das allzuſchnelle Aufthauen im Frühling, auf welches wieder ſtarker Froſt einfällt, befördert gemeiniglich ihren Untergang. Daher hat man bey dieſen Gewächſen darauf zu ſehen, daß man die allzugroße Feuchtigkeit vermeide oder ableite, und ihnen eine ſolche Stellung gebe, daß ſie nicht zu ſchnell aufthauen. So paradox es lautet, ſo wahr iſt es, daß

man mehr Urſache hat, ſie im Winter mehr vor der Sonne als vor dem Froſt zu verwahren. Die Bedeckung mit Miſt iſt ſolchen Gewächſen, die nicht neue Blätter treiben, meiſt ſchädlich; beſſer dient zu dieſem Zweck Stroh, beſonders von Erbſen, welches der Luft nicht allen Zugang verſperrt. Auch dies iſt ein Mittel, ihre Dauer zu befördern, wenn man ſie im Herbſt zu rechter Zeit verſetzt, damit ſie hinlängliche Wurzeln ſchlagen, und alſo durch den Froſt nicht ſo leicht ausgezogen werden. Mehrere Regeln der Vorſicht für den Oekonomen, ſiehe in dem Art. Froſt.

Fries, ein grober, nicht ſehr dicht gewebter tuchartiger Zeug mit ſtarken und langen Haaren auf ſeiner Oberfläche. Er wird von der ſchlechteſten Wolle bereitet und ſogar der Kämmling aus der gekämmten Zeugmacherwolle darunter gemiſcht, welche dann mit den großen Reißkämmen geriſſen und wohl durchgearbeitet, mit feinen Strichen glatt geſtrichen und geſponnen wird. Er kommt 60 Ellen lang und $1\frac{1}{4}$ Ellen breit vom Stuhl und hat 500 bis 600 Kettenfäden, wird gewalken, gefärbt und zu ſchlechten Kleidungsſtücken verarbeitet. Man hat gekreuzte und ungekreuzte und giebt den Engliſchen den Vorzug, deren Breite und Länge aber geringer als obige Angabe iſt. In Deutſchland wird der Fries häufig in Sachſen, Hamburg, Lübeck, Limburg und im Magdeburgiſchen gemacht.

Friſchbley, d. i. friſches Bley, das in ſeiner wahren metalliſchen Geſtalt vorhanden und aus der Glätte wieder hergeſtellt worden iſt. Zum Unterſchied von dem in Kalk verwandelten oder der Glätte.

Friſchboden, die eiſerne Platte in dem Eiſenfriſchheerde, die den Boden deſſelben ausmacht.

Friſcheiſen iſt das aus dem hohen Ofen auf Hammerwerken abgeſtochene rohe, zu Stab- Schien- Blech-

Blecheiſen ꝛc. noch nicht genug ausgearbeitete Eiſen, welches gefriſcht, d. i. nochmals geſchmelzt und gereinigt werden muß.

Friſchen heißt in der Bergwerksſprache eine Sache nochmals bearbeiten, um ihr einen höhern Grad der Güte zu ertheilen, z. B. das aus dem hohen Ofen gekommene Eiſen wird nochmals gefriſcht, wenn es nochmals durchs Schmelzen gereinigt wird. Hievon iſt im Art. Friſchheerd nachzuſehen. Auch die Wiederherſtellung des Bleyes aus der Bleyglätte nennt man Friſchen. S. Friſchbley. Soll die Glätte durch das Verfriſchen wieder in Bley verwandelt werden, ſo vermengt man auf dem Friſchofen Kohlen und Glätte durcheinander. Weiche Kohlen ſind hierbey den härtern vorzuziehen. Die Goldarbeiter *friſchen* die Fugen, die ſie zuſammen löthen wollen, wenn ſie ſolche auf oder von neuem glatt feilen.

Friſcheſſe, eine Eſſe, darinnen das aus dem hohen Ofen gekommene Eiſen gefriſcht wird. S. Friſchen.

Friſchheerd, **Friſchofen**, die Oefen, in welchen dem Schwarzkupfer Bley zugeſetzt wird, um es dadurch von dem Silber zu ſcheiden, ingleichem der Heerd, wo die Eiſengänge gefriſcht oder von neuem geſchmelzet werden.

Der Friſchofen, in welchem dieſe Arbeit vorgenommen wird, ſtehet in einer Eſſe, die von der Schmiedeſſe nur darinnen abweicht, daß ſie ſtatt der Wiedmauer einen gewölbten Bogen hat, und beſtehet aus fünf gegoſſenen Eiſenplatten, von welchen die unterſte der Friſchboden, die zweyte, auf welcher die Form ruhet, der Formzacken, die dritte, welche dieſer gerade überſtehet, der Gichtzacken, die vierte, welche dem Arbeiter gegenüber ſtehet, der Hinterzacken, und diejenige, vor welcher der Arbeiter ſtehet, die Schlackenplatte heißt. In dieſer iſt das Lacht-

hohl, oder ein Loch, wodurch die Schlacken abge- zogen werden. Um zu verhindern, daß ſich Eiſen und Schlacken nicht anſetzen, iſt unter dem Friſch- boden eine Röhre, welche in den unter dieſer Platte befindlichen Waſſerkaſten Waſſer leitet, wodurch ſolche abgekühlt wird. Der Heerd wird mit kleinen reinen Kohlen angefüllt, über ſie die Gans von Roheiſen, 6 bis 8 Zoll weit in das Feuer gelegt, mit Kohlen überſchüttet, Feuer gegeben, die Gans fleißig mit garen Schlacken überlegt und ſo wie ſie einſchmilzt, immer weiter eingeſchoben, ſo fällt das Eiſen in mürben Klümpchen nach der Lacht auf den Boden herab, und wird durch Kohlenſtaub und durch das Umrühren verhindert, daß es mit dem Friſchboden nicht zuſammenſchmelzen kann; die auf dem Friſchboden liegende einzelne Stücke von wei- chem Eiſen bringt man auf einander in die Höhe und auf friſche Kohlen und ſchmelzt ſie wieder lang- ſam in einen Klumpen zuſammen, den man eine Luppe nennt, und nachhero in Stäbe ſchmiedet.

Friſchkienſtöcke, das Kupfer, welches durch Bley ſeines Silbergehalts beraubt worden iſt, und nach der Saigerung der Saigerſtücke auf dem Heerde zu- rückbleibt. Wenn es noch zu vieles Silber in ſich behält, wird es bey dem Friſchen armer Schwarz- kupfer wieder vorgeſchlagen.

Friſchmachen iſt die Arbeit, da die Schwarzkupfer mit Bley oder Glätte verſetzt oder beſchickt werden.

Friſchöfen. S. Friſchheerd.

Friſchpfanne, eine eiſerne Pfanne, worinnen das Kupfer zu Seigerſtücken gegoſſen wird.

Friſchſchlacken, Schlacken, die von flüßigen Erzen kommen, und gute Zuſchläge abgeben.

Friſchſchmelzen, **Friſcharbeit**, wird bey den Un- gariſchen Bergwerken genennt, wenn das in den

rei-

reichen Erzſchlichen und verröſteten Rohlechen ſteckende Silber ins Bley gebracht wird.

Friſchſtücke heißen die Erzkuchen oder Stücke Schwarzkupfer und Bley, welche bey dem Friſchen des Kupfers entſtehen, und auch Saigerſtücke genannt werden.

Friſchzacken, lange dicke eiſerne Platten, womit der Friſchheerd ausgeſetzt wird.

Friſchling, ein wildes Schwein von einem Jahr und drunter. Das Wort kommt von friſchen, welches bey den wilden Schweinen ſo viel als ferkeln oder werfen bedeutet.

Friſiren heißt 1) bey den Peruckenmachern, oder wie ſie an manchen Orten von denſelben verſchieden ſind, bey den Friſeurs, die Kopfhaare nach der Kunſt kräuſeln oder ſonſt zurecht legen. 2) Bey den Tuchmachern die Oberfläche oder rauhe Seite des Zeuges, inſonderheit der Ratine auskratzen, und die Wolle dergeſtalt untereinander reiben, daß ein Haufen kleiner Knötchen entſtehen, die einander faſt berühren. Man kann leicht denken, daß dieſes darzu dient, die Stärke des Zeugs zu vermindern, da ſich dieſe Knötchen leicht abtragen und dann die Fäden unbedeckt da liegen. Indeſſen hat dieſe Art Zeuge auch ihre Liebhaber gefunden, und an manchen Orten den Namen Tüffel erhalten. Man kann auf der Scheibe friſiren, indem man das Tuch auf einem wohl ausgeſtopften Tiſch glatt ausbreitet, veſte macht, die Scheibe auf die Oberfläche deſſelben drückt und ihr eine geſchwinde kreisförmige Bewegung giebt. Da aber dieſes ſehr langſam von ſtatten geht, ſo haben die Franzoſen die Friſirmühlen erfunden, die durch Waſſer, Pferde oder auch Menſchenhände in Bewegung geſetzt werden. Man legt das Tuch, deſſen Wolle nicht zu kurz geſchoren worden iſt, auf einen gepolſterten Tiſch, reinigt es

von allen Knoten und heftet an dem einen Ende ein Stück weißes Tuch an. Dann legt man es in einen Schragen, der auf dem Boden der Mühle ſteht, und leitet den Anfang deſſelben um die hinter der Mühle angebrachte Walzen, damit es gehörig ausgeſpannet zwiſchen die Platten komme. Nun wird die obere, ſchwere Platte durch ein Hebwerk in die Höhe gehoben, der Anfang des Tuchs auf die gepolſterte Platte gelegt, jene niedergelaſſen, worauf ſtarke Streben zwiſchen die obere Platten und den drüber befindlichen Balken geſtellt werden, damit ſie die Platte gegen das Tuch drücken. So wie dieſe durch die Bewegung der Mühle erſchüttert wird, friſirt ſie das Tuch, das drunter liegt, die Welle mit den Kratzhacken ergreift das Tuch mit den Hacken, und zieht es durch ihre langſame Bewegung nach und nach herab in den Schragen. Eine Perſon hinter der Mühle ſtößt das heruntergezogene Tuch mit einer Krücke von den Hacken in den Schragen, und die andere ſorgt dafür, daß keine Falten zwiſchen den Platten entſtehen. Nach dieſer Operation wird das Tuch nebſt den Platten abgekühlt, und auf die nämliche Art noch ein paarmal friſirt.

Friſirmühle. S. den vorhergehenden Art.

Friſon, eine Art von Fries oder gekräuſelten wollenen Zeug, weich und warm. (**Engliſcher Schwanenboy**) Auch eine Gattung friſirter und gekräuſelter Kantillen, die zur Stückerey gebraucht werden; ingleichem eine Maas flüßiger Dinge in der Normandie, das 2 Pots oder 4 Pariſer Pinten beträgt, führt dieſen Namen.

Friſt heißt in der Bergwerksſprache die Nachſicht, die einem Muther von der Zeit der eingelegten Muthung bis zur Beſtättigung gegeben wird.

Friſur, die Krauſe der Haare, oder auch das Gekräuſelte an andern Dingen, z. E. der Frauenzimmerkleidung.

Fritte, die Miſchung von mancherley Körpern, daraus Glas geſchmolzen wird, gemeiniglich von feuerveſtem Laugenſalz oder Borax (zur Beförderung des Flußes,) reinem, feinem Sande, weißgebrannten reinen und fein zerriebenen Kieſel oder Quarz, darzu oft noch Bleykalk, Arſenik, Braunſtein kommt, auch bey gefärbten Gläſern andere metalliſche Kalke.

Froo iſt ein gekreuzter, ziemlich grober wollener Zeug, der in verſchiedenen franzöſiſchen Städten fabricirt wird und nach der Walke 24 oder 25 Ellen lang und $\frac{1}{2}$ Elle breit iſt.

Fröhnen, frohnen, ſcharwerken, robathen, dienen, d. i. ſeiner Herrſchaft ohne eigentliche Bezahlung aus Schuldigkeit Dienſte leiſten. **Fröhner, Robather, Scharwerker**, der Unterthan, der darzu verbunden iſt. Daraus laſſen ſich auch die Wörter Frohnacker, Frohnarbeit, frohnbar, Frohnbauer, Frohnburger, Frohnfuhren, Frohngut, Frohnherrſchaft, Frohnhof, Frohnhufe, frohnpflichtig, Frohnregiſter, Frohntag, Frohnvogt u. d. g. leicht erklären.

Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, ob die Frohndienſte ein Ausfluß der Leibeigenſchaft ſind, oder von Schenkungen, Käufen, obrigkeitlichen Gewalt u. d. g. herrühren, genug, ſie ſind da, und am Ende iſt der Kranke um nichts gebeſſert, wenn man ihm die Urſachen ſeiner Krankheit vordemonſtrirt, ſo lange man ihm nicht Mittel dargegen an die Hand geben kann. Indeſſen haben in unſern Tagen ſelbſt die größten Monarchen dieſen letztern Punkt ihrer Aufmerkſamkeit werth geachtet, und es iſt alſo eine billige Forderung, daß dieſer Artickel

hier nicht ſo ganz kurz abgefertiget werde. Man kan die Frohndienſte eintheilen in ſolche, die dem Landesherrn vermöge der Landeshoheit geleiſtet werden müſſen, z. B. Kriegsfuhren, Feſtungsbaufuhren, Hoffuhren, Kammerfuhren, Jagdfuhren, Jagdfrohnen; und in die gemeinen, die dem Guts- und Gerichtsherrn, folglich auch dem Landesherrn, als ſolchem auf ſeinen Aemtern und Kameralgütern, präſtirt werden. Sie ſind entweder Spanndienſte mit dem Zugvieh zum Pflügen, Dungfuhren, Einführen der Früchte, Vorſpann, Baufuhren u. d. g. oder Handdienſte, welche gemeiniglich denen zur Laſt fallen, die keinen Anſpann haben; dergleichen ſind: Mähen, Schneiden, Dreſchen, Botengänge u. ſ. f. Es verſteht ſich, daß die Art dieſer Dienſte, die Zeit, wenn ſie geleiſtet werden müſſen, die Anzahl des vorzuſpannenden Zugviehes u. d. g. auf dem Herkommen und Landesgebrauch beruhet, nicht auf der Willkühr des Gutsherrn; ingleichem daß ſie auf das, was zum Gut ſelbſt gehört und der Obſervanz gemäß iſt, nicht auf neuerdings angekaufte Ländereyen reſtringirt ſind. Bey dieſen Dienſten werden die Fröhner geſpeißt oder nicht, bekommen etwas geringes oder gar nichts, alles nach dem Herkommen.

Man kann die Frohndienſte ferner eintheilen in gemeſſene und ungemeſſene. Die erſtern ſind entweder auf gewiſſe Arbeiten beſtimmt, daß z. B. der eine Bauer zum Pflügen, der andere zum Dreſchen u. ſ. w. angehalten iſt, oder ſie ſind auf gewiſſe Tage eingeſchränkt, z. B. 2 oder 3 Tage in der Woche; letztere hingegen beruhen auf der Willkühr des Gutsherrn, ſo daß der Bauer zu allen Zeiten den Dienſt leiſten muß, geſetzt auch, er würde ihm ſechsmal die Woche hindurch angeſagt. Wenn es mir erlaubt wäre, ein neues Wort einzuführen, ſo würde ich dieſe die ägyptiſchen nennen. Und

gleichwohl findet man ſie häufig genug in Deutſchland. Doch hat man auch an manchen Orten dergleichen unbeſtimmte Dienſte auf einen gewiſſen Fuß beſtimmt, um ſo vielen Proceſſen dadurch vorzubeugen.

Die Dienſtzeit läßt ſich nicht im Allgemeinen veſtſetzen. Es kann z. B. der entfernte Fröhner, welcher vielleicht 2 oder mehr Stunden zu gehen hat, bis er auf dem angezeigten Platz eintrift, nicht ſo früh ſeine Arbeit anfangen, als der näher gelegene. Und überhaupt entſcheidet hier Jahrszeit und Obſervanz das meiſte.

Sind nun dieſe Frohndienſte eine nützliche Einrichtung, oder iſt deren Abſchaffung zu wünſchen? Wenn man bey dieſer Frage denjenigen zu Rathe zieht, der ſie leiſten muß, ſo iſt die Antwort zum voraus, ohne einen Wahrſagergeiſt zu haben, leicht zu beſtimmen. Hingegen haben diejenigen, welche nach dem Herkommen die Frohndienſte fordern können, welche vielleicht ihre Güter um derſelben willen deſto theurer haben erkaufen müſſen, auch Gründe anzuführen, warum dieſelben ohne anderweitige Vergütung nicht ſo ſchlechterdings aufgegeben werden können. Es ändert ſich alſo die Frage dahin: iſt es nützlich, dieſe Dienſte gegen ein gewiſſes Dienſtgeld aufzuheben? Auch hier iſt die Antwort noch einiger Ueberlegung werth. Die Herrſchaft kann die Einwendung machen, daß der vermehrte Viehſtand, die vergrößerte Anzahl des Geſindes, die größere Gefahr bey entſtandener Viehſeuche, u. d. g. dem einzuführenden Dienſtgelde, welches vielleicht in Zukunft mit jenem Aufwand nicht einmal in dem gehörigen Verhältnis bleibe, und ſchon itzt nicht nach der größten Schärfe abgemeſſen werden dürfte, ſchwerlich die Waage halte. Der Bauer, der bey jeder neuen Geldanlage ohnehin

mit

mit Mißtrauen erfüllt iſt, wird das Herkommen vielleicht doch vorziehen, beſonders wenn er ſich in dem Fall befindet, daß er z. B. bey weiterer Entfernung von der Stadt oder Landſtraſſe, ſich in der Zeit, in welcher er die Dienſte verrichtet hätte, mit ſeinem Vieh keinen beſondern Nutzen ſchaffen kann.

Indeſſen wenn man überlegt, wie ſchädlich dem Unterthanen dergleichen Frohnen bey ſeinem Feldbau und ganzen Haushaltung ſind, wie ſie oft eben zu der Zeit am häufigſten kommen, da er mit allen ſeinen Leuten und Vieh auf ſeinen eigenen Gütern nothwendig ſeyn ſollte, wie er ſeine Aecker, wenn er durchaus freye Hand zu ihrer Beſtellung hätte, unendlich beſſer benutzen könnte, wenn man überlegt, daß dem Frohnherrn die Dienſte bey weitem nicht ſo nützlich geleiſtet werden, als er es erwartet, daß die Aufſicht ſelbſt Koſten erfordert, und ein vermehrter Anſpann auch ſeine eigenen Vortheile hat, wenn man ferner überlegt, daß dem Fürſten und ganzen Staat daran gelegen iſt, daß der Bauer, deſſen Stand den größten und unentbehrlichſten Stand des Staats ausmacht, in beſſere Umſtände komme, ſo wird man den Nutzen davon nicht läugnen können, wenn die Dienſte in ein billiges Dienſtgeld verwandelt werden, ſollte es auch im Anfang nur zur Probe durch einen Zeitkontrakt geſchehen, und der Gutsherr ſelbſt hat immer noch den Vortheil, ſich dabey einige beſtimmte Fuhren oder Dienſte auf die Zeit, da er mit ſeinen eigenen Leuten und Anſpann nicht auskommen kann, ſtatt der unbeſtimmten Dienſte auszudingen. Nur darf der Unterthan nicht zur Verwandlung der Frohnen in Dienſtgeld gezwungen, noch weniger diejenige Arbeit oder Fuhren, die durch den Akkord mit einigen wegfallen, auf andere zertheilt werden.

Unge-

Ungemeſſene Dienſte drücken beſonders dadurch den Nahrungsſtand des Landwirths, weil ſie ihn abhalten, ſein Zugvieh zu vermehren. Man muß ſich daher bey Einführung des Dienſtgeldes ſehr hüten, ſolches nicht auf das Zugvieh zu legen, weil ſonſten der Bauer, um ſein Dienſtgeld nicht zu vergrößern, ſeinen Viehſtand nicht vermehrt.

Frohnbrod, das Brod, welches an einigen Orten den Bauern bey der Frohnarbeit gegeben wird.

Frohndienſt. S. Fröhnen.

Frohngeld, Dienſtgeld, welches, vermög eines Kontrakts, ſtatt der Frohndienſte entrichtet wird. S. Fröhnen.

Frohngewicht, Großgewicht, ein in Augsburg gewöhnliches Gewicht, auf das Pfund ¼ Loth ſchwerer als das, welches die Krämer führen.

Frohnkäſe, der den Fröhnern da und dort gereicht wird.

Frohnkorn. Damit hat es eben die Bewandnis, wie bey Frohnbrod oder Frohnkäſe.

Frohnſohle, die Sohle zu Halle in Sachſen, welche 1583. zur Vermehrung der Thalseinkünfte verordnet worden iſt.

Frohntheil, die dritte Schicht einer gemutheten Fundgrube, welche in Churſachſen nach alter Gewohnheit dem Landesherrn von jedem Aufnehmer angeboten werden muß, ob er ſolche bey der Zeche mit verbauen wolle. Dieſe Verfaſſung iſt aber wieder aufgehoben worden.

Fröſchelring, im Bergbau ein eiſerner Ring, der an einen Anſteckkeil gelegt wird.

Frontignac iſt der Name eines nicht unbekannten franzöſiſchen Muskatellerweins, der in der Gegend von Frontignac in Nieder-Languedoc wächſt. Man hat weiſen und rothen, davon der erſtere für angenehmer gehalten wird. Er wird, wie andere Franzweine, mei-

meiſtens von Bourdeaux aus in fremde Länder verführt, und ein ſtarker Handel damit getrieben, aber auch oft genug in Deutſchland nachgemacht und für ächten verkauft.

Froſch, *Rana*, fr. *Grenouille*, iſt ein bekanntes Amphibiengeſchlecht, welches im weitern Verſtand auch die Kröten in ſich begreift, und deſſen Kennzeichen ein nackter, vierfüßiger Körper ohne Schaale oder andere Bedeckung und ohne Schwanz iſt. Wir reden aber hier nur von den eigentlichen Fröſchen, die einen längern und geſtreckten Kopf, einen dünnern und ſchlankern Unterleib gegen die Bruſt und dünne Hinterfüße haben. Sie ſind auch viel lebhafter als die Kröten und können auf dem Hintertheil ſitzen. In unſern Gegenden ſind hauptſächlich der Laubfroſch, der grün an Farbe und klein iſt, auf die Bäume klettert und ſich gern unter deren Laub aufhält, auch wenn er gefangen und in ein Glas mit Waſſer zur Hälfte angefüllt, oder mit feuchtem Graſe verſehn, geſetzt wird, einen Wetterpropheten abgiebt und durch ſein Geſchrey den Regen weiſſagt.

Der Landfroſch, der nur im Winter und Frühling um der Kälte willen ſich im Waſſer aufhält, einen braunen oder grauen Rücken, weißlichten, gelblichten, oder röthlich braun gefleckten Bauch, an den vordern Füßen 4 und an den hintern 5 mit einer Schwimmhaut verbundene Zähen hat, und der eßbare Waſſerfroſch, größer als die vorigen, der einen grünen Rücken mit drey gelben Strichen, weiſen Unterleib und an den Hinterfüßen eine Schwimmhaut hat. Die Schenkel und Lenden davon werden, auch als Faſtenſpeiſe, gegeſſen. Der Froſch frißt auf den Feldern viele Körner und in den Gärten benagt er Obſt und Gurken, hingegen fängt er Inſekten und Regenwürmer weg, frißt die Schnecken und ſchadet dem Leich und matten Fiſchen in den

Tei-

Teichen. Hat aber an den Krebſen einen fürchterlichen Feind, ingleichem an Raben, Störchen, Nachtvögeln, Hechten, Füchſen u. d. g.

Froſch, oder **der volle Rachen** bey einem Pferde, iſt eine Geſchwulſt des Gaumens, um die Vorderzähne herum, ſo daß er über die Zähne hervorragt, und das Pferd nicht recht freſſen kann. Man hat zweyerley Arten, dieſem Uebel zu begegnen, **das Rachen ausbrennen** mit einem glühenden Eiſen, welches aber zuweilen ſchädlich werden kann, und **das Rachenſtechen** oder Oefnung der Geſchwulſt, wodurch das geſtockte Blut abgezapft wird. Junge Pferde ſind dieſem Zufall mehr als alte ausgeſetzt, weil bey dieſen letztern der Gaume härter und trockener iſt. Man nennt auch die Verhärtung der innern Lefzen des Pferdes, die von dem Druck ſcharfer Mundſtücke entſteht, ingleichem kleine fehlerhafte Höcker unter der Zunge der Pferde und des Rindviehes, die zu ſchwarzen Beulen werden, den Froſch.

Froſch, ein Kunſtwort. So nennt der Böttcher an manchen Orten das, was an den Dauben über den Boden hinausgeht. (**die Kimme**) Der Violinmacher ein am untern Theil des Bogens hervorſtehendes Holz, welches die Haare ſpannt. Der Tuchmacher eine eichene Bohle mit einer ſtählernen Platte, in deren Pfanne die Spitze der Spindelbogen bey der Tuchpreſſe ſpielt.

Froſt, lat. *Frigus, Gelu*, fr. *Froid*, *Froideur*, *Gelée*, iſt eine empfindliche Kälte, wobey Waſſer und andere flüßige Materien geſtehen oder gefrieren. Dieſer Froſt zeigt alsdenn die größten Wirkungen, wenn er nach vorhergegangener Näſſe ſich einſtellt. Daher man ſich nicht wundern darf, wenn er die Pflaſterſteine in den Straſſen empor hebt, Bäume und Steine zerſpaltet u. d. g. Nach einer trockenen

Witterung kann er weniger ausrichten, und was niemals inwendig feucht wird, als Marmor, Kieſelſteine, Glas, Metall, widerſteht ihm am beſten, nur nimmt dieſes alsdenn einen kleinern Raum ein, als in der Wärme, wie unter andern *Auzout* bey einer 12 Schuhe langen eiſernen Röhre fand, die 2 Linien von ihrer Länge verlohr, nachdem ſie in einer kalten Nacht an der Luft gelegen war. Hingegen jeder feuchte Körper wird durch den Froſt ausgedehnt, und er iſt im Stande, ſelbſt aus gegoſſenem Eiſen verfertigte Gefäße, die mit Waſſer gefüllt ſind, zu zerſprengen. Welche Verheerungen wird er nun erſt bey Pflanzen anrichten, wenn ſie mit Säften angefüllt ſind. In einem Lande, welches dichte und große Wälder hat, iſt der Froſt ſtärker, als in einem andern, weil das Eis langſamer aufthauet und die Luft länger kalt erhält. Je höher ein Ort liegt, deſto kälter iſt er, daher in den heiſeſten Erdſtrichen die höchſten Berge mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Ein am Waſſer tiefliegender Ort, der vielen Nebeln ausgeſetzt iſt, leidet häufiger durch ſpäte Kälte, als ein anderer. Ueberhaupt je mehr ein Ort der Näſſe ausgeſetzt iſt, deſto leichter werden auf demſelben, wenn ein ſchneller Froſt eintritt, die Gewächſe Schaden nehmen. Auf einem Platz, der nicht mit Schnee bedeckt wird, gefrieret nicht nur das Erdreich tiefer, ſondern die darauf befindlichen Pflanzen werden auch ohne dieſe Bedeckung leichter zerſtöhrt.

Es folgt hieraus die Regel, daß man in ſolchen Feldern, wo der Froſt, der ohne Schnee erfolgt, den meiſten Schaden anrichten kann, weil ſie naß ſind, auf eine frühzeitige Winterſaat denke, damit nicht der Saame in der Milch erfriere, daß man die Gewächſe in den Gärten, welche den Winter ausdauren ſollen, nicht an einen feuchten Ort, und nicht zu ſpät pflanze, damit ſie noch hinlängliche

Wur-

Wurzeln ſchlagen, daß man die Morgenſonne davon abzuhalten ſuche, damit die Abwechslung von Kälte und Wärme nicht zu ſchnell erfolge, daß man für die Bäume diejenige Sorge trage, die oben unter dem Wort Frieren angegeben iſt, auf welchen Artickel ich mich hier durchaus beziehe, um eine Sache nicht zweymal zu ſagen u. d. m.

Daß man zur Zeit eines ſtarken Froſtes auch ſeine Ställe ſo gut als möglich verwahren, es an Futter und Streu nicht fehlen laſſen, die Keller und Speiſekammern, ſo gut ſichs thun läßt, vor dem Froſt ſicheren, keine mit Waſſer gefüllten zerſtörbaren Gefäße in der Kälte ſtehen laſſen müſſe u. ſ. w. bedarf kaum einer Erinnerung.

Diejenige Gewächſe, welche durch Froſt Schaden gelitten haben, laſſen ſich zum Theil durch vorſichtige Behandlung ſo ziemlich wieder herſtellen. Z. B. Aepfel und andere Früchte, wenn ſie ſchnell aufthauen, verliehren ihren Geſchmack und fangen an zu faulen. Legt man ſie aber in eißkaltes Waſſer, ſo erzeugt ſich Eiß um ſie her, und ſie erlangen wieder einen ziemlich angenehmen Geſchmack. Auch mit gefrohrnen Eyern verfährt man ſo. Selbſt erfrohrne Glieder der Menſchen und Thiere können durch kaltes Waſſer oder Reiben mit Schnee wieder hergeſtellt werden, ſtatt daß ſchnelle Erwärmung ſie zu Grunde richtete. Man hat ſogar Beyſpiele, daß erfrohrne Menſchen im Schnee wieder zum Leben gekommen ſind.

Wenn großen Stücken Vieh die Glieder erfrieren, ſo ſtreicht man ihnen am beſten die Galle von einem geſchlachteten Schwein auf, welches Mittels ſich auch Menſchen mit Nutzen bedienen können.

Froſtbohrer. S. Bohrer.

Frucht heißt jedes Produkt, das von einem andern erzeugt wird, beſonders verſteht man darunter die vegetabiliſchen Produkte der Erde, und vorzüglich den Saamen, mit der Bedeckung, womit er verſehen iſt. Von Aufbewahrung der Baumfrüchte. S. Obſt.

Fruchtaſt, der Aſt, welcher Früchte trägt, im Gegenſatz der Holz- und Waſſeräſte. S. Beſchneiden.

Fruchtauge, Fruchtknoſpe, aus welcher die Frucht hervorwächſt.

Fruchtbarkeit. Eine jede Art der Gewächſe hat die Fähigkeit, ihres gleichen wieder hervor zu bringen, folglich Saamen zu tragen, und es iſt erſtaunenswürdig, welchen Grad von Fruchtbarkeit manche erreicht. Da hingegen im Thierreiche dieſelbige, im Ganzen betrachtet, bey weitem geringer iſt, ohne Zweifel, weil die meiſten Thiere von den Pflanzen leben. Doch bewundert man mit Recht die auſſerordentliche Fruchtbarkeit mancher Fiſche und Inſekten, deren Untergang ſchneller und häufiger iſt als anderer, und die andern zahlreichen Geſchlechtern zur Nahrung dienen. Eine Fliege legt in einem Tag 2000 Eyer, und von den Fiſchen iſt oben unter dieſem Wort umſtändlicher geredet worden. Doch ich komme wieder auf die Gewächſe. Nicht genug, daß die Fortpflanzungsart derſelben manchfaltiger iſt, nämlich auſſer dem Saamen durch Sprößlinge der Wurzel, Ausläufer des Stamms, Blätter u. ſ. w. ſchon die Menge des Saamens iſt bey manchen unglaublich. Man hat an einer Alantpflanze 3000 Saamkörner gezählt, und Treu fand auf 4 Mohnköpfen, die auf einer Pflanze ſtunden, deren 32000. Eine Pflanze Toback kann in gutem Boden 6 bis 7 Quent Saamen, d. i. über 47000 Körnchen liefern. Ein Aſt von einem Ulmbaum, der 6 Zoll im

im Durchſchnitt am Stamm hatte, gab 16450 Saamkörner. Ich rede nicht einmal von Gewächſen, die durch ſorgfältige Pflege und Behandlung in den Stand geſetzt werden, eine weit größere Menge von Saamkörnern zu entwickeln als ſonſt geſchehen wäre, da dergleichen Verſuche z. B. mit Getraidpflanzen, die man in Gärten gezogen, verſetzt und ihrer mit vorzüglichem Fleiß gewartet hat, bekannt genug ſind.

Es kommt bey dieſer Fruchtbarkeit ſehr viel auf die Erde an, denn ob ſie gleich, eigentlich zu reden, beynahe nur das Gefäß iſt, welches die Nahrung der Pflanzen aufnimmt und ihnen zuführt, ſo liegt es doch viel an ihrer Beſchaffenheit, ob ſie mehrere oder wenigere dergleichen Säfte und Theile an ſich ziehen, mehr oder weniger von ihrem eigenen darzu geben kann; daher der Unterſchied zwiſchen dem fruchtbaren und unfruchtbaren Boden, wobey ich auf das zurückweiſe, was ſchon unter den Art. Acker und Erde geſagt worden iſt. Allein auch auſſer der Beſchaffenheit der Erde giebt es noch mancherley andere Urſachen der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, z. B. zu wenige oder zu viele Näſſe, Hitze, Froſt und allerley günſtige oder verderbliche Arten der Witterung, gute oder ſchlechte Bearbeitung des Bodens, beobachtete oder verſäumte Düngung, guter oder ſchlechter Saame, viel oder wenig Unkraut auf dem Acker u. ſ. w.

Da ſo viele Umſtände, welche die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Landes befördern, nicht in des Menſchen Macht ſtehen, ſo hat man von jeher ſich allerley Regeln geſammelt, aus denen man auf die zukünftige Ergiebigkeit oder Mangel hat ſchlieſen wollen, die zwar noch lange nicht hinlänglich berichtigt ſind, ſich vielleicht auch nie ganz berichtigen laſſen, indeſſen will ich einige von denen anführen,

die Hr. D. Krünitz in ſeiner Encyclopädie geſammelt hat. Vorbedeutungen der Unfruchtbarkeit wären: wenn Frühling und Sommer ſehr feucht ſind, oder wenn es zur Zeit der Baumblüthe ſehr nebelt oder reift, wenn es um ungewöhnliche Zeit des Jahres ſehr ſchneyet oder hagelt, ingleichem im erſten Ausſchlagen der Bäume oder des Graſes ſehr thauet oder friert, wenn es im Frühjahr ſtark regnet, friert oder hagelt, wenn die Bohnen und Eicheln gut gerathen ſind, wenn die Vögel die Heiden und Büſche verlaſſen, und ſich auf dem beſäeten Lande aufhalten, wenn Merzenſchnee fällt und beſonders Froſt darzu kommt, wenn ſtarke Fröſte im May ſich ereignen u. ſ. w. Hingegen als Zeichen der Fruchtbarkeit ſiehet man nebſt Ermanglung der angeführten Umſtände noch inſonderheit an: wenn der Herbſt bey der Ausſaat trocken und der Frühling beym Aufgehen der Saat ziemlich warm iſt, wenn man im Frühjahr auf allen Feldern eine Menge Blumen ſieht u. d. g.

Fruchtbaum heißt jeder Obſtbaum, der Früchte trägt.

Fruchtboden. S. Kornboden.

Fruchtgülte. S. Gülte.

Fruchthändler ſind Kaufleute, die mit Korn und andern Feldfrüchten ins Große handeln. Man trift deren ſehr anſehnliche und reiche in Welſchland, Pohlen und Dänemark an.

Fruchtſpeicher. S. Kornboden.

Fruchtſperren ſind landesherrliche Verbote, daß die Unterthanen ihr Getraide nicht auſſer dem Lande verkaufen dürfen. Es giebt an manchen Orten beſtändige Fruchtſperren, wodurch man einen immer gleichen Mittelpreis des Getraides zu erhalten hoft. Allein, wenn man überlegt, wie ſehr dadurch die Induſtrie gehemmt wird, und wie ſchwer die Folge

des

des vernachläßigten Ackerbaues in einem einzigen unfruchtbaren Jahr das Land drückt, wie viel Anlaß zu allerley Unterſchleifen die Fruchtſperre giebt, wenn man das Beyſpiel Englands darzu nimmt, welches vielmehr Prämien auf die Ausfuhr des Getraides ſetzte und die Landwirthſchaft dadurch auf den höchſten Gipfel brachte, und das Beyſpiel Frankreichs, welches durch das Verbot der Ausfuhr ſich unendlich viel ſchadete, bis es endlich den Getraidhandel frey gab, ſo wird man bald finden, daß gute Kornmagazine, welche zu verkaufen anfangen, ſo bald das Getraide über einen gewiſſen Preiß ſteigt, und einzukaufen, ſo bald es zu ſehr fällt, weit ſicherer den Mittelpreiß erhalten werden, als die Fruchtſperre.

Es giebt aber auch ausſerordentliche Fruchtſperren, wodurch eine zu beſorgende Theurung oder Hungersnoth abgewendet werden ſolle. Schon Livius meldet uns, daß im vierten Jahrhundert nach Erbauung Roms eine Menge armer Römer durch eine ſolche Anſtalt zur Verzweiflung gebracht wurden, und noch iſt es in friſchem Angedenken, wie wenig dergleichen Fruchtſperren in Deutſchland in den Jahren 1770. und 1771. ihren Zweck erreicht haben. Hätte man dieſelben durchaus unterlaſſen und dargegen Anſtalten gemacht, früher fremdes Getraid herbeyzubringen, oder noch beſſer, hinlängliche Getraidmagazine, wie im Preußiſchen, gehabt, dann würden die Preiſe bey weitem nicht ſo hoch geſtiegen und der Mangel weniger fürchterlich geweſen ſeyn. Wie aber, wenn alles um ein kleines Land rings umher die Fruchtſperre in Zeiten des allgemeinen Mangels verhängt? Ja nun, dann denkt der Regent deſſelben:

ich begehre nicht Schuld daran zu ſeyn,

und hilft ſich ſo gut er kann, um nicht das Seinige vollends Fremden zu überlaſſen und ſelbſt zu darben.

Frühbett, ein Name des Miſtbetts oder Miſtbeets.

Frühbirn werden die Sorten genennt, welche früher als die übrigen und meiſten Birne reif werden.

Früherbſen. S. Erbſen u. ſ. w.

Frühling, lat. *Ver*, fr. *Printems*, fängt nach aſtronomiſcher Rechnung, mit dem 20 oder 21 Merz an und endigt ſich mit den 22 Jun. Die ökonomiſche Rechnung hingegen ſetzt den Anfang des Frühlings in die Zeit, da man nach dem Winter anfangen kann, im Felde zu arbeiten, und daher kommt in dieſem Verſtande der Frühling manche Jahre ſpäter und manche früher. Ueberhaupt glaubt man, daß ein Winter, der zu rechter Zeit eintritt, und bis gegen das Ende des Februars ununterbrochen fortdauert, einen baldigen Frühling nach ſich ziehe. Hingegen der Winter, welcher zu bald einer angenehmen Witterung Platz macht, zu einer Zeit, da man es am wenigſten gerne ſiehet, noch Nachwehen hinter ſich laſſe, ingleichem, daß ein ſpäter Frühling einen frühen Winter verkündige. Es mag hier theils zur Erläuterung dieſer Angaben, theils zu weitern Beobachtungen eine Hypotheſe ihren Platz finden, die ich aus Mayers landwirthſchaftlichen Reiſen eines edlen Wallachen, 3. Th. S. 378 — 389. ins Kurze zuſammen ziehen will.

„ Je weiter ein Land gegen Norden liegt, je mehr es Wälder, Sümpfe, Seen hat, je weniger es angebaut iſt, deſto kälter wird es ſeyn, und ſo auch umgekehrt. Ein anderer Grad der Wärme oder Kälte wird zum Regen, ein anderer zum Schnee erfordert. Iſt die Kälte zu groß, ſo kann es weder ſchneyen noch regnen. Die Winterwitterung wird alſo nach Beſchaffenheit der Länder ver-

ſchieden ſeyn. Wenn es daher in dem ſüdlichen oder mehr kultivirten Deutſchland im Winter regnet, wird es weiter gegen Norden oder in unkultivirten Gegenden ſchneyen, und in noch kältern Ländern ſtark frieren. Wenns z. B. am Rhein regnet, ſchneyet es in Franken, Schwaben, Tyrol, Thüringer Walde, und in Dänemark, Schweden und den Ländern weiter gegen Norden weiß man von Regen und Schnee nichts, es iſt heftiger Froſt. Schneyet es da, ſo iſt in Deutſchland, wo es kultivirt iſt, und gegen Süden allgemein anhaltender heftiger Regen und Sturm. Wenn ſich alſo die ſtrenge Kälte in Norden in den Schneegrad umwandelt, ſo thauet der Schnee in Deutſchland ſchon wieder auf. Selten iſt es anders, und geſchah es, ſo waren die Abwechslungen der Witterungsgrade ſchnell und plötzlich auf einander gefolgt. Tyrol hat demnach nie viel Schnee, wenn das übrige Deutſchland deſſen viel hat, allezeit aber viel, wenn dieſes über Regenwetter klagt, ſo wie die Zeitungen oft genug ausweiſen.

Wenn alſo Deutſchland oder ſüdliche Länder viel Regen haben, ſo haben die nördlichen viel Schnee, und wenn jene viel Schnee haben, ſo haben dieſe keinen. Wenn nun der Frühling eintritt, und Deutſchland hat keinen Schnee, und die Sonne fällt aufs offene Erdreich, ſo ſtellt ſich bald die Frühlingswärme ein, und die Säfte der Gewächſe werden flüßig, ſie ſelbſt grünen. Unterdeſſen liegen die Nordländer noch unter tiefem Schnee vergraben, und der Grad der Wärme iſt bey ihnen noch nicht ſo, daß es aufthauen kann. Norden kommt nun auf den Schneegrad zurück, es ſchneyet, indem es in Deutſchland grünt. So ſchneyte es 1740. im Thüringer Walde, und vor und nach demſelben grünte ſchon um Oſtern alles. Oft macht es in ſol-

chen Gegenden in dergleichen Jahren noch im April und May die größten Schneehaufen. Die Witterungen wechslen ab, bald Regen, bald Schnee, bald harter Froſt, die Luft wird ſchwerer als die Luft des ſchon mehr ausgedünſteten warmen Deutſchlands, es hebt ſich alſo das Gleichgewichte, die ſchwerere, rauhe Nordluft druckt die warmen Südlüfte in Deutſchland mehr nach Süden hinweg, es wehen alſo Nordwinde, breiten ſich über Deutſchland aus, ſein grünes Gewand verliehrt ſeinen Pracht, Schnee, Froſt und Eis ſtellen ſich ein, ſo erfrieren Gewächſe, Saamen, Blumen und Weinſtöcke. Alſo: ein regneriſcher, gelinder Winter in Deutſchland giebt die ſchlechteſten Frühlinge, die unfruchtbarſten Sommer und Herbſte. Der ſchneereichſte Winter in Deutſchland giebt die Hofnung des beſten Frühlings, Sommers und Herbſtes. Es thauet nämlich alsdenn ſpäter auf, und da Norden weniger oder keinen Schnee hat und die Sonne unmittelbar auf ſeinen Boden auffält, ſo werden die Felder verhältnismäſig zu gleicher Zeit erwärmt, und es kehrt, da der Schnee erſt zu Ende des Februars oder in der Mitte des Merzen in Deutſchland weggeht, und Norden ſchon aufgethauet iſt, keine Kälte zurück, und weil die Gewächſe ſpäter ausſchlagen, und nicht mehr ſo rauhe Nordwinde kommen, erfrieren ſie nicht.

Wie aber, wenn der Winter in Norden und Süden ſchneereich iſt, da es in jenem früh im Herbſt, und in dieſem ſpät ſchneyet? So wars zwiſchen 1739. und 1740. Der Frühling trat nicht ſpäter ein, ſchon 2 bis 3 Wochen vor Oſtern gieng der Schnee hin und her ab, allein es wehten immer rauhe Lüfte mit warmem Sonnenſchein untermiſcht, denn die Länder gegen Norden hatten noch Schnee und Eis genug. In großen Wäldern lag der

Schnee hoch, und wenig Tage vor Oſtern fiel ein Schnee mehr als Fuß hoch über Nacht, der aber am Tage ſchnell ſchmolz. In den Holzwegen und an Hecken blieb der Schnee noch mehrere Tage nach Oſtern, und die rauhen Winde dauerten bis Pfingſten. Schnee und Froſt hielt alſo an, bis er auch in Norden weggieng; die lieblichſte Witterung trat anhaltend ein, es kam ein ſpäter aber guter Frühling. Allein der Winter ſtellte ſich zu Ausgang des Jahrs bald ein, ohne Zweifel, weil die Sonne in einem kurzen Zeitraum bey einen ſo ſpäten Frühling die Erde nicht in einen ſolchem Grad hatte erwärmen können, als wenn die Sonne früher ihre Kraft erzeigt.“

Man wagt auch aus der Beſchaffenheit des Frühlings Vermuthungen eines guten oder Mißjahrs. Ich ſetze einige hieher, wie ſie alle ſo gleich ausfallen: Wenn der Frühling anfangs trocken und dann feucht iſt, ſo hoft man ein gutes Jahr, hingegen wenn der Frühling im Anfang ſehr naß iſt, ſo erſtickt und fault die Saat und das Unkraut treibt um ſo viel ſtärker. Ein meiſt kalter Frühling giebt wenig Hofnung zu einer guten Erndte, und die Kälte iſt um ſo viel ſchädlicher, beſonders für die Baumfrüchte, wenn ſie ſpät kommt. Mäßige Wärme und Feuchtigkeit mit gelinden Oſtwinden, giebt gute Vorbedeutung. Wenn das Frühlingsgewächſe auf den Aeckern ſehr frech iſt, vermuthet man viel Garben und wenig Körner. Merzenſchnee iſt den Saamen höchſt ſchädlich u. ſ. w.

Die Beſchäftigungen des Landmanns im Frühling kommen unter den Namen der verſchiedenen dahin gehörigen Monate vor.

Fuchs, *Vulpes*, *Canis Vulpes*, fr. *Renard*, iſt ein bekanntes vierfüßiges Raubthier, das zum Hundsgeſchlecht gerechnet wird, mit 8 Zehen, haarichter

Haut, langer Blume oder Schwanz, der gemeiniglich bis 1½ Schuh lang iſt, da die Länge des Fuchſes ohne denſelben 2½ und die Höhe zwiſchen 1 und 1½ Fuß beträgt. Die Schnauze iſt lang und ſchmal, die Ohren ſtehen gerade in die Höhe, ſind klein und zugeſpitzt, die Farbe des Pelzes iſt nach Maasgabe des Vaterlandes verſchieden, weiß, aſchgrau, ſchwarz, aber gemeiniglich röthlich braun mit falb gemiſchten Haaren. Die, welche mit einem ſchwarzen Kreuz über dem Rücken bezeichnet ſind, nennt man **Kreutzfüchſe.**

In Deutſchland hat man gemeiniglich 2 Arten, nämlich **Brand-** oder **Braunfüchſe**, die auf dem Rücken mehr grau als roth ſind, ſchwarze Bäuche, eine ſchwarze Spitze an der Ruthe, ſchwarze Läufe und Ohren haben, als wenn ſie verſenget wären; und **Birk-** oder **Rothfüchſe**, kleiner als die vorigen, mit röthern Haaren, beſonders auf dem Rücken, weißen Bäuchen und weißer Blume. (d. i. Spitze an dem Schwanz oder eigentlich an der Ruthe, Standarte)

Der **Fuchs** gehört zu den fleiſchfreſſenden Raubthieren und lebt im gemäßigten Klima, doch kann er auch die Kälte der Nordländer aushalten, nur nicht die heiſen Gegenden der Südländer. Er wohnt in ſeinem Bau oder langen Gruben unter der Erde, die er meiſt dem Dachs abnimmt und dann zu ſeiner Bequemlichkeit zurichtet, und behilft ſich allenfalls mit Gewächſen und allerley Ungeziefer, aber Fleiſch iſt ſeine vornehmſte Speiſe, daher er auch Maulwürfen, Mäuſen, Fröſchen nachgeht, beſonders aber dem Federvieh, unter dem er, wenn er Gelegenheit hat, die größte Niederlage anrichtet; nicht weniger iſt er den Bienen ſchädlich, da er den Honig gerne frißt, und wenn ihn die Bienen anfallen, ſich ſo lange auf der Erde herumwälzt, bis er ſie alle zerdrückt hat.

Auch iſt er ein Freund von Weintrauben, und wie einige behaupten, von Krebſen. Die Ranz- oder Rollzeit dieſes Thiers iſt im Februar, die Füchſin geht 9 bis 10 Wochen dick, wolft oder wirft 7 Junge, ſäugt ſie, bis ſie ſtehend werden und trägt ſie nach dem 9ten Tag ins Korn. Sie brauchen, wie die Hunde, ein Jahr zum Wachsthum; aber oft ranzen ſie ſchon im erſten Jahr ihres Alters. Man hat ſich vergebens bemüht, Füchſe und Hunde zu paaren, ihre Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen einander iſt zu groß; auch laſſen ſich jene nie ganz zahm machen. Ihr Leben erſtreckt ſich auf 13 bis 14 Jahre. Der Schaden, den der Fuchs ſowohl an zahmem als wildem Geflügel und überhaupt in kleinen und großen Jagden anrichtet, iſt bekannt genug, weswegen auch den Jägern für jeden erlegten Fuchs ein Schußgeld bezahlt wird. Man trachtet ihm daher auf mancherley Art nach, wiewohl er viele Nachſtellungen durch ſeinen ungemein ſcharfen Geruch, mit dem er über 300 Schritte weit wittert, und durch ſeine Liſt, von der es hier zu weitläuftig wäre, Proben anzuführen, vereitelt. Auch wenn er ſchon gefangen iſt, läßt ers aufs äuſſerſte ankommen, ehe er ſich ergiebt, und hält wohl 14 Tage im Bau aus, deſſen Röhren mit Fallen beſetzt ſind, und wenn er ſeinen Lauf im Fuchseiſen gefangen ſieht, iſt er im Stande ſich ſolchen ſelbſt abzubeißen, um das Leben zu retten. Die Arten, ſeiner habhaft zu werden, ſind Fallen, womit man die Röhren des Baues beſtellt, Gräben, wobey man ſich der Dachshunde bedient, die man in die Röhren ſchlupfen läßt, und an dem Ort, wo ſie Laut geben, eingräbt. Man fängt ſie auch mit Hunden, mit Netzen, ſchleppt ihnen Luder zu und ſchieſet ſie dabey, ingleichem auf den Haſenruf, Pfiff der Mäuſe u. ſ. w. den man nachahmt, und auf welchen

chen ſie herbey kommen. Man nennt dies das Reizen. Doch dies alles wird ſich von einem Jäger weit leichter ſinnlich zeigen, als ſchriftlich beſchreiben laſſen.

Der Fuchs hat, wie alles in der Welt, auch ſeine gute Seite. Er fängt ohne Unterlaß Mäuſe und Fröſche von den Feldern hinweg. Der größte Vortheil aber, den er erſt im Tode gewährt, beſteht in ſeinem Fell, daher ihm auch ſo ſehr nachgetrachtet wird. Dieſes iſt aber nur im Winter bis in den Februar brauchbar, da ſich der Fuchs im Frühling verhäret und faſt ganz kahl, auch wohl räudig wird. Die ſchwarzen Pelze ſind die theuerſten und nach dem Zobel das koſtbarſte Pelzwerk; ſie kommen aus Kanada, Grönland, Lappland und Spitzbergen, und ein Stück wird mit 40 bis 50 Reichsthaler bezahlt. Die weißen, die aus Rußland kommen, ſind weniger theuer. Die grau bläulichten werden aus Frankreich und England gebracht und ſind ſehr ſelten. Die grauen, welche zu Muffen und Mützen gebraucht werden, kommen aus Dänemark. Die Pelze vom Kreuzfuchſe ſind gleichfalls im höhern Werth als die gemeinen. Nach dieſen kommen die Bälge unſerer Brandfüchſe und dann die gemeinſte Sorte der Rothfüchſe. Die ſchönſten Fuchsbälge werden von den Lappländern an die Ruſſen, Schweden und Dänen geliefert, von welchen ſie die Engländer, Holländer und Hamburger kaufen und hernach an andere Nationen in Europa und Aſien wieder abgeben. Auch Natolien, Armenien und die kleine Tartarey liefern dergleichen Bälge, und man hält die von Aſof, Kaffa und der Krimm für die ſchönſten. Die Fuchsſchwänze tragen manche für einen Halskragen, um ſich vor der Kälte zu ſchützen, und der Lederarbeiter braucht ſie bey vergoldetem oder verſilbertem Leder, um die Gold- und Silberblätter

damit

damit aufzutragen. Das Fleiſch der Füchſe wird von Hunden, auch wohl von armen Leuten verzehrt. In den Apotheken aber hat der Fuchs in unſern Tagen ſeinen Kredit verlohren und die Rubriken: Fuchsſchmalz, Fuchslungen, Fuchsleber, Fuchsmilz, Fuchsblut, Fuchsöl, Fuchskoth, und wer weiß, was ſonſt noch, ſind höchſtens zur Parade da.

Fuchs hat auch noch andere Bedeutungen, z. B. ein Pferd von rötlicher Farbe, lat. *Bagus*, *Pufus*, fr. *Alezan*, führt dieſen Namen, und man theilt dieſe Art wieder in Rechtfüchſe, Dunkelfüchſe, Schweisfüchſe, Rothfüchſe und Lichtfüchſe ein. Die Rechtfüchſe ſind die röthlichten Pferde von der gewöhnlichen Art, wie man ſie bey den Bauern findet; die Lichtfüchſe, Hellfüchſe, Alezonsclairs, ſind etwas heller, theils mit weiſer Mähne und Schwanz, da ſie denn Weißfüchſe heiſen. Die Dunkelfüchſe fallen noch mehr ins Braune als die Rechtfüchſe. Der Schweisfuchs hat faſt die nämliche Haare, nur ſcheint es, als ob ſie mit Iſabellenhaar gemiſcht wären; oft ſind ſie geapfelt, ordentlicher Weiſe aber mit weißen Mähnen und Schwänzen verſehen, und man hat ſie gerne zu Zügen. Schweisfüchſe mit ſchwarzen Mähnen ſind ſehr rar. Die Rothfüchſe, die man auch Brand- oder Feuerfüchſe nennt, haben nach einigen rothe, nach andern aber ſchwarze Mähnen, ingleichem ſchwarze Beine. Wenn die Haare ins Schwarze fallen, heiſen ſie Kohlfüchſe, ins Goldgelbe, Goldfüchſe, in die Leberfarbe, Leberfüchſe. Man hält übrigens die Füchſe für weiche Pferde, die leicht ſchwitzen, und der Arbeit, die ſie hitzig antreten, unterliegen, nur die Schweisfüchſe mit ſchwarzen Mähnen ſollen nicht zu ermüden ſeyn.

Fuchs heißt auch eine weſtphäliſche Kupfermünze von 4 Hellern. Den Fuchs ſchleppen, bedeutet bey

den Bergleuten, die Bergarbeit nachläßig treiben. Den Fuchs ſchieſen, ſagen die Steinbrecher, wenn das Pulver zum Bohrloch hinausfährt, ohne ſeine Wirkung zu thun.

Fuchsamber, ein Beyname des ſchwarzen Umbra, weil ihm die Füchſe nachgehen.

Fuchseiſen, die eiſernen Maſchinen, womit man die Füchſe fängt, und die man in den Ausgang der Röhren ihres Baues anbringt. **Die Stangeneiſen** beſtehen aus zwey 15 Zoll langen mit ſpitzigen Zähnen verſehenen und mittels eines Gewerbes verbundenen eiſernen Stangen, die eine ſtarke ſtählerne Feder und ein Stellſchloß haben. Wenn der Fuchs den oben geſpannten Faden berührt, ſchlagen ſie zuſammen und packen ihn. Man zieht aber die **Berlinereiſen** oder **Schwanenhälſe** weit vor, welch aus 2 Biegeln beſtehen, die miteinander durch ein Gewerbe verbunden, einen halben Zirkel ausmachen, die andern beyden Ende, die mit Zähnen ineinander greifen, drücken, indem ſie ſich öfnen, eine ſehr ſtarke Feder zuſammen. Bey eben dieſen Enden iſt ein Stellſchloß. Wenn beyde Bügel mit Gewalt auseinander gelegt, und vermittels des Stellſchloſſes beveſtigt ſind, bindet man die Atzung an den Faden, und der Fuchs, der daran zerrt, erfährt das traurige Schickſal, das ihm Kopf oder Bein unfehlbar zerſchmettert werden. Man muß ſich aber dabey einer Witterung, d. i. einer ſtark riechenden Sache, die der Fuchs nicht ſcheuet, und womit man den Geruch des Fuchseiſens unmerklich macht, bedienen, z. B. Zwiebel, Häringe u. d. g.

Fuchsſchwanz nennt man ein zaſerichtes Gewächs, das in den Röhren der Waſſerleitungen gefunden wird, und endlich verurſacht, daß das Waſſer faſt ganz ausbleibt, dergleichen ſich 1759. in den Röh-

ren

ren einer Waſſerleitung zu Halle, die auf 16000 Rthlr. gekoſtet hatte, fand, nachdem man faſt gänzlichen Mangel des Waſſers verſpührt hatte. Auch ſollen dergleichen in Bern häufig ſeyn, und auf 100 und mehrere Schritte lang wachſen. Man glaubt, daß ſie aus Wurzeln der Bäume entſtehen, die Gelegenheit finden, in die Röhren einzudringen, wiewohl andere vermuthen, ſie haben ihren Urſprung der mit Saamkörnern vermiſchten Erde zu danken, die das Waſſer mit ſich führt und in kleinen Höhlungen und Vertiefungen der Röhre ablegt. Man hilft ſich, wo ſie ſich finden, ſo gut man kann, und reinigt die Röhren alle zwey Jahre.

Auch eine Grasart aus der dritten **Linneiſchen** Klaſſe heißt **Fuchsſchwanz**, *Alopecurus*. Das Kelchbälglein beſteht aus zwey gleichen, eyrund lanzettförmigen, vertieften, aufeinander gelegten Klappen, die Krone aber nur aus einer vertieften, dem Kelche gleichen Klappe, welche auf ihrem Rücken gegen die Baſis zu mit einer langen Granne verſehen iſt. Die Beutel der drey Staubfäden ſind an beyden Enden gabelförmig, der Stengel hat 2 umgebogene gabelförmige Griffel. Auf die Blüthe folgt ein einziges rundliches mit dem Kronbälglein bedecktes Saamkorn. Ich führe aus 3 perennirenden Arten, die man bey uns findet, den Wieſenfuchsſchwanz, (*Alopecurus pratenſis*) als eine nützliche Grasart an, die auf naſſen Wieſen fortkommt, und wodurch man etwas feuchte Wieſen und ausgetrocknete ſumpfige und torfige Stücke verbeſſern kann, und welche ſowohl durch den ſtarken Trieb, als auch ſüßlichen und angenehmen Geſchmack unter den guten Futterkräutern eine Stelle verdient. Die Wurzel iſt zaſerig, die Halme 1 bis $1\frac{1}{2}$ Ellen lang, aufrecht, rund, glatt und weich, die Knoten glatt, das oberſte Gelenke ſehr lang, die Blätter breit, lang, ſtreifig,

rauh

rauh und ſaftig, die Bälglein ſind mit langeu, hängenden Haaren beſetzt, und der Kelch hat an der Baſis eine lange, geknickte Granne.

Fuder iſt ein fingirtes Maas von verſchiedenen Dingen, die nach demſelben geſchätzt werden, vermuthlich von der Ladung eines Wagens hergenommen, z. B. das Bley wird in England nach Fudern verkauft, wodurch man nach dem Unterſchied mehrerer Oerter 19½, 20, 21 bis 22 Centner zu 112 Pfund verſteht. Ein Fuder Wein hält in Heſſen, Lübeck, Frankfurt am Mayn und der Pfalz 6 Ohm, oder 120 Viertel, oder 480 Kannen oder Maas; in Bremen 6 Ohm, oder 270 Stübchen, oder 980 Quart oder Maas; in Hamburg 6 Ohm, 24 Anker, 240 Stübchen, 480 Kannen, 960 Quartier oder Maas; im Hannöveriſchen 4 Oxhoft, 6 Ohm, 15 Eimer, 240 Stübchen, 480 Kannen oder Maas, 960 Quartier; im Osnabrückſchen 6 Ohm, 168 Viertel, 672 Kannen oder Maas; in Danzig 4 Oxhoft, 6 Ohm, 24 Anker, 120 Viertel, 660 Stoff; im Churſächſiſchen 2⅖ Faß, 12 Eimer, 756 Kannen Schenkmaas; in Oeſterreich 32 Eimer, 128 Viertel, 1280 Maas; im Wirtembergiſchen 6 Ohm oder Eimer, 96 Jmi, 960 Maas; in Augsburg 8 Jez, 16 Muids, 96 Beſons oder 768 Maas; in Franken 12 Eimer, 768 Nürnberger Eichmaas; im Elſaß 24 Eimer oder 576 Maas. Ein Fuder Getraid hält im Osnabrückiſchen 6 Malter oder 72 Scheffel. Jm Hannöveriſchen iſt ehedem auch nach Fudern gerechnet, aber in der Folge dieſes Getraidmaas abgeſchaft worden. Ein Fuder Garben oder Stroh bezeichnet in Frankfurt 60 Stück. Jm Bergbau bezeichnete ehedem 1 Fuder Erzt, Zwitter ꝛc. 3 Karren. Auch das Heu u. d. g. wird zuweilen nach Fudern gerechnet, z. B. eine Wieſe von 3 Fudern. Jm Forſtweſen heißt ein

fuderigen Baum, der mit 4 Stücken Anſpann geführt werden kann. Bey Salzwerken ein Fuder Sohle 20 Eimer zu $2\frac{3}{23}$ Kubikfuß u. ſ. w.

Fuge heißt der Raum zwiſchen 2 zuſammen geſtoſſenen Hölzern und Steinen. Wenn die Richtung der Fugen waagrecht iſt, ſo heiſen ſie Lagerfugen; iſt ſie ſenkrecht, ſo nennt man ſie Stoßfugen. Der größte Hobel der Schreiner, womit ſie lange Bretter abhobeln, die aneinander gefugt werden ſollen, heißt Fugbank.

Fugeiſen, ein Werkzeug des Glaſers, an beyden Enden mit krummen Hacken verſehen, womit er die Zacken abkneipt, die der Diamant hat ſtehen laſſen.

Fuhrweſen. Da wir ſchon unter dem Wort Fiakre von Lehenkutſchen geredet haben, ſo ſchränken wir uns hier nur auf Fuhrleute ein, die Güter u. d. g. für eine beſtimmte Belohnung verführen und an die bedungene Stelle liefern. Bauern, welche Feldgüter haben, ſollen ſich billig, in ſo weit ſie nicht ihre eigenen erzeugten Produkte auf Märkte verführen, dieſes Geſchäftes enthalten, da ſie zu viel dabey in ihren Häuſern und auf ihrem Felde verſäumen, gemeiniglich nur wohlleben lernen, und es dann ſo forttreiben wollen, ohne mehr Belieben an ſtrenger Arbeit zu finden. Die Erfahrung redet in dieſer Sache ſo laut, daß ich nicht nöthig habe, mehr hinzuzuſetzen. Eigene Fuhrleute, die ſich davon nähren, und dieſes Geſchäfte als ihre Profeßion treiben, ſollen nicht nur mit gutem Geſchirre und Pferden verſehen ſeyn, und dieſen die nöthige Sorgfalt widmen, ſondern auch mit hinlänglicher Kenntnis der Wege, Zölle u. d. g. Treue und Vorſicht verbinden. Es iſt ganz natürlich, daß die Polizey auch darüber Aufſicht zu führen hat, damit das Publikum ſowohl in Anſehung der anvertrauten Güter auf Sicherheit, als auch bey der Bezahlung

der Fracht auf Billigkeit rechnen dürfe, und daher finden ſich in manchen Gegenden Fuhrmannsordnungen, in welchen zugleich die Rechte derer, die Güter aufgeben, ſo wie der Fuhrleute beſtimmt ſind, die wir aber hier übergehen, da ſie mehr ins juriſtiſche Fach einſchlagen.

Fügebank, ein Werkzeug des Böttichers, das in einem veſtſtehenden Schlichthobel beſteht, auf dem er den Brettern, mit welchen er darüber hin und herfährt, die gehörige Breite giebt.

Fügebock, ein ſtarkes, ſenkrechtes, auf 3 Füßen ruhendes Holz, oben mit einem Zapfen verſehen, auf welchen der Stellmacher oder Wagner die ausgebohrte Nabe des Rads ſteckt, wenn die Speicher bereits darein eingezapft ſind, um die Länge der Felgen nach Maasgabe der Speicher zu beſtimmen.

Fügeeiſen, ein ſcharfes Eiſen in der Fügebank der Bötticher. Der Glaſer hat ebenfalls ein Werkzeug dieſes Namens, das auch Fiedermeſſer oder der Kröſel heißt. S. Fugeeiſen.

Führen heißt in der Bergſprache oft ſo viel, als von einem Ort zum andern bringen.

Führer iſt der Theil einer Scheermühle, welcher die zu ſcheerenden Kettenfäden in gehöriger Ordnung auf die Scheermühle leitet.

Führung, Beylaſt, fr. *Pacotille*, *Portage*, *Portée*, *Quintillage*, iſt in der Seefahrt dasjenige, was dem Schiffer oder Schiffsbedienten auf ſeine Rechnung mitzunehmen erlaubt iſt, davon die Quantität gemeiniglich in den See- oder Schiffsordnungen beſtimmt wird. Von dieſer Beylaſt wird weder Fracht noch Zoll bezahlt; ſie beruhet aber eigentlich auf einem mündlichen Vergleich, daher in den Heuer- oder Beſtallungskontrakten derſelben nicht Meldung gethan wird, und die Bedingungen ſind nach Maasgabe der Orte verſchieden, ja an manchen Orten iſt

die Führung ganz abgeſchaft und eine gewiſſe Belohnung an Geld dafür eingeführt. Die Waaren, welche die Führung in ſich begreift, dürfen auch nicht anders, als an den zur Löſchung oder Abladung beſtimmten Orten verkauft werden; doch haben die Rheder oder Schiffer das Recht des Näherkaufs, da ſie um deßwillen das Schiff weniger befrachten dürfen.

Füllbäume heißen die auf einen Schacht gelegten, gemeiniglich eichenen Bäume, auf welche eine Verbühnung von Bohlen oder Dielen kommt, damit die Haſpelzieher oder andere Arbeiter darauf ſtehen können.

Füllbecken, ein küpfernes Becken beym Zuckerſieden, womit der gare Sod des Zuckers in die Füllſtube getragen und in die Kohlpfanne ausgegoſſen wird.

Füllbier. S. Füllwein.

Fülleimer, der Eimer, womit das Salzwaſſer ausgeſchöpft und in den Bottich oder Pfanne gebracht wird, ingleichem das Geſäß, womit man das Bier oder den Wein in die Fäſſer füllt.

Füllen, *Pullus*, ſo werden die Jungen der Kameele, Eſel und Pferde genannt, doch ſetzt man in den erſtern Follen gemeiniglich die Art bey, zu welcher es gehört, z. B. Eſelsfüllen, und verſteht unter dem Wort Füllen oder Fohlen ohne Beyſatz ein junges Pferd. Es hat dieſen Namen von ſeiner Geburt an zuweilen ſo lange, bis es die wirklichen Dienſte eines Pferdes thun muß, d. i. drey oder vier Jahre, aber an manchen Orten nur zwey oder gar nur 1 Jahr lang, da man es im zweyten Jahr einen Jährling (jähriges Füllen) nennt. Man läßt es, wenn man anders ein ſchönes Pferd ziehen will, ein halbes Jahr lang ſaugen, aber gar häufig auch nur 11, 13 bis 17 Wochen, wenigſtens in den Ställen des Landmanns. Die Fohlen werden bald auf die Weide

 gebracht,

gebracht und ſchon während der Säugzeit an Heu, Heckſel und Haberſchrot gewöhnt; doch rathen viele, ihnen im erſten Jahr blos gutes Heu zu geben, weil ſie vom Haber gerne blind werden. Gewöhnlich läßt man ſie das erſte Jahr unangebunden laufen, allein es wird vieler Gefahr vorgebeugt, wenn man ſie bey Zeiten an Halfter und Kette gewöhnt. Es iſt bey ihnen Reinlichkeit und gute Aufſicht, die man überhaupt in den Ställen nicht genug anpreiſen kann, um ſo mehr nöthig, da ſie gerne Läuſe bekommen, die ſie im Wachsthum mehr, als man oft glaubt, zurückſchlagen, ingleichem aller Vorſicht beym Saugen, beſonders wenn das Mutterpferd, unter welchem ſie ſtehen, lange abweſend war, oder erhitzt iſt. Man vergleiche noch damit den Artickel Pferd.

Füllerde heißt zuweilen die Walkererde, *Terra fullonum*, gewöhnlicher aber die Erde, die man beym Deichbau (ſ. den Art. Deich) zum Füllen der Doſſirung, Kappe und anderer Deichorte nöthig hat.

Füllfaß, ein hölzerner aus Schindeln zuſammengeſchlagener Trog, worinnen die Kohlen auf den Schmelzofen getragen werden.

Füllkarren iſt ein Karren mit einem Faß, worinnen die Salzſohle in die Sudhäuſer geführt wird.

Füllkörbe. Man trägt darinnen beym Eiſenſchmelzen das Erzt, den Fluß und die Kohlen nach dem Ofen.

Fülllager heiſen Tröge, die aus Eichenſtämmen gehauen werden, worauf man die Biergefäße legt, wenn ſie aus dem Gahrbottich gefüllt werden, da denn die Hefen ſogleich in dieſe Tröge laufen können.

Füllmauer iſt bey einer Leimenwand der etwas wenig in die Erde gegrabene und dann mit großen Feldwacken und andern groben Feldſteinen ordentlich dar=

darunter gelegte Grund, worauf hernach die erſte und Hauptſchicht von dem mit kurzem Stroh vermiſchten Leim geſetzt wird. Es wird aber auch der Grund ſteinerner Gebäude oft ſo genannt.

Füllort iſt der Platz unter den Treibe- und andern Förderſchachten, wo die Tonnen gefüllt und ausgeleeret werden.

Füllſchlauch. In die Fäſſer auf den Füllkarren, (ſ. dieſes Wort) wird gemeiniglich die Sohle vermittelſt eines Schlauchs aus dem Waſſerkaſten eingebracht, daher dieſe Benennung.

Fülltrichter, ein hölzerner Trichter, womit man die Fäſſer füllt.

Füllung heißt in der Baukunſt ein jeder Raum, der durch eine erhöhte Einfaſſung eingeſchloſſen iſt, daher das Füllbret an den Thüren, welches die mit Leiſten eingefaßte Vertiefung oder den Raum zwiſchen den Rahmen ausfüllt.

Füllwein, Füllbier, der Wein oder das Bier, mit welchem dergleichen Fäſſer aufgefüllet werden.

Fümet, *Fumet*, bezeichnet einen flüchtigen Kützel, womit gewiſſe Weine oder Gerichte auf eine angenehme Art die Zunge oder den Geruch reizen, z. B. das Fumet vom Burgunder, das Wildpret hat eine Fumet an ſich, es wildelt, wildzet.

Fündig, in der Bergſprache einen Gang fündig machen, d. i. entdecken; ein fündiger Gang, der Erze führt, gefunden zu werden verdient.

Fünfblatt, Sumpffünfblatt, *Comarum paluſtre L. Quinquefolium paluſtre rubrum*, eine Pflanze, die in Europa an ſumpfichten Plätzen wächſt, gefiederte Blätter, deren jedes aus 7 eingekerbten Blättchen beſteht, eine dicke und langfaſerichte Wurzel, einen unten geſtreckten, oben aufgerichteten, mit Blättern und Blumen beſetzten Stengel hat. Der Kelch iſt dunkelroth und die kleine Krone hellroth. Die

Wurzel dieſer Pflanze färbt die Wolle roth, und die ganze Pflanze kann man zum Gerben des Leders brauchen.

Fünfporte. S. Fiſchfang.

Fürbütig Gut, woran jemand ein Vor- oder Näherkaufsrecht hat.

Fürgelegg, der Theil des Triebwerks, welches das Gebläſe in Bewegung ſetzt, der innerhalb der Hütte iſt, und mit dem äuſſern eine gemeinſchaftliche Axe hat.

Fürlaufen heißt das Nothwendige an Erz, Zuſchlägen, Schlacken zur Fertigung der Schicht, an Laufkarren vor den Schmelzofen laufen oder fahren.

Fürlaufer ſind die Hüttenleute, die die Erze nach der Hütte führen.

Fürmaas iſt die Menge Erzes, welche nebſt den Zuſchlägen auf einmal in den Ofen eingetragen wird.

Fürſchub heißt bey den Salzſiedern die Art, die Brennholzſchränke alſo zu legen, daß ſie unten hohl ſind.

Fürwand, die Wand des Saigerofens, vor welcher der Arbeiter ſteht.

Füttern heißt 1) dem Vieh ſeine Nahrung reichen. Das hauptſächlichſte davon iſt bey jeder Art des Viehes inſonderheit zu ſuchen. Im allgemeinen merken wir nur folgendes an: man muß nicht nur jeder Art von Vieh ihr gehöriges Futter geben, welches der Natur deſſelben angemeſſen iſt, und womit man den größten Nutzen erlangen kann, nicht nur die gehörige Art der Zubereitung beobachten, die es entweder gewohnt iſt, oder die am meiſten ſeiner Geſundheit, Nahrung und andern Abſichten entſpricht; ſondern auch im Füttern die genaueſte Ordnung beobachten. Wenn das Vieh wirklich ſo nutz-

nutzbar ſeyn ſoll, als es werden kann, ſo iſt es nöthig, daß man in dieſem Stück alle Sorgfalt anwende. Man gebe ihm hinlänglich; beſſer iſt es, wenn man wenigere Stücke hat und ſie zur Genüge verſorgt. Der Ertrag wird immer größer ſeyn, als von einer größern Anzahl des Viehes, welches man aushungert. Man gebe ihm zu rechter Zeit und beobachte die Stunde ſo genau als möglich iſt; man gebe ihm nie zu viel auf einmal, weil es ſonſt bey einer vollen Krippe da ſteht und hungert, ſondern wenig und oft, damit es bey Appetit bleibt; man lege ihm zu, wenn es ſehr kalt iſt, weil es im harten Winter mehr fordert, als bey gelinder Witterung; man theile ſeinen Vorrath gehörig ein, und ſpahre zu rechter Zeit, damit man nicht zur Unzeit ſpahren muß; man richte ſich nach der mehrern oder wenigern Arbeit; nach der größern oder geringern Nutzung, mit der Güte der Fütterung u. ſ. w. Es iſt daher nöthig, daß man ſich in Anſehung dieſes Punks nicht blos auf das Geſinde verlaſſe, ſondern ſelbſt oft nachſehe. Von einer beſondern Art, nämlich der Stallfütterung wird ein eigener Artickel handeln.

Füttern heißt 2) in der Handlung bey Gebinden von Waaren einiges von ſchlechterer Beſchaffenheit in die Mitte ſtecken, da es nicht ſogleich ſichtbar wird.

Fumaria. S. Erdrauch.

Fumus terrae, S. ebendaſ.

Funda, ein rußiſches Pfund, damit Gold und Silber gewogen wird, von 96 Solotrick, deren einer etwas über ein Quent hält.

Fundbücher, Lagerbücher, ſind Dokumente, welche nebſt den erforderlichen geometriſchen Riſſen die genauen Verzeichniſſe aller Grundſtücke nach ihrer Lage, Größe, dermaligen Beſchaffenheit, Beſitzern,

tzern, Nachbarn enthalten. Sie ſollen von Rechtswegen nicht nur ſorgfältig aufbewahrt, ſondern auch fortgeſetzt und wenigſtens alle 25 Jahr revidirt werden, weil der Steuerfuß ſich darauf gründet.

Fundgrube, fr. *Mine*, wo man das geſuchte Erz gefunden hat und darauf fortarbeitet. Es iſt einer ſolchen Fundgrube von Alters her ein Raum von 42 Lachtern in die Länge und Breite zugeſtanden worden. Man **ſtreckt die Fundgrube**, wenn man ſie vermißt; **ſie wird entblöſet**, wenn man eine entdeckte Fundgrube wirklich mit Arbeitern belegt; **ſie wird fortgetragen**, wenn man an einem andern Ort Kübel und Stiel einwirft, d. i. nach Erz gräbt.

Fundgrübner heißt derjenige, welcher die Fundgrube beſitzt, und ein jeder, der eine Zeche allein bauet. Zuweilen iſt es ein Beyname deſſen, der aus dem Bergbau ſeine Hauptbeſchäftigung macht.

Fundrecht, ein Recht deſſen, der einen Gang gefunden oder entblößt hat, nach welchem ihm die Fundgrube vorbehalten bleibt. Daher kommt die bergmänniſche Regel: **der erſte Finder, der erſte Muther.**

Fundſchacht, in dem das Bergwerk zuerſt entdeckt oder entblößt, d. i. zuerſt Kübel und Stiel eingehängt worden iſt.

Funfzehner war noch nicht lange eine wirkliche Münze, die 15 Kreuzer betrug. Nun gehört ſie aber, nach eingeführtem Konventionsfuß, zu den eingebildeten, dergleichen auch Kopfſtücke da, wo der 24 Guldenfuß herrſcht, u. a. ſind.

Funfziger, ein Wein, der 50 Jahre alt iſt. Bey den Tuchmachern bedeutet dieſes Wort eine Art von Tuch, welches in der Scheerkübe 50 Gänge hat, nämlich 50 mal herunter und eben ſo oft hinauf, nach

nach denen es unten und oben geleſen wird, daß die Werft ins Kreuz kommt.

Furche, *Sulcus*, fr. *Sillon*, *Raye*, *Dérangure*, heißt bey dem Ackerbau die mit der Pflugſchar gezogene Vertiefung in die Erde. In dieſem Verſtand beſteht alſo ein Ackerbeet aus mehrern Furchen, deren Tiefe, Breite u. d. g. ein verſtändiger Ackermann ſowohl aus der Beſchaffenheit des Bodens, als auch aus der Art des Pflügens, die ihm gegenwärtig obliegt, z. B. Stürzen, Fälgen u. ſ. w. zu beſtimmen hat. Inſonderheit bezeichnet man mit dieſem Wort diejenigen Vertiefungen, welche man mit dem Pflug in der Abſicht macht, daß ſie bleiben und nicht wieder durch die folgende Furche zugefüllt werden ſollen. Dergleichen ſind die Furchen, wodurch zwey Beete unterſchieden werden, und in welchen das Waſſer ablaufen kann. Da ordentlicher Weiſe in den Furchen weniger wächſt als auf den Beeten, ſo ſollte man billig da, wo das Waſſer leicht ablaufen kann, oder weniger Zufluß hat, breitere Beeten und weniger Furchen machen, wie es auch häufig geſchieht. Man hat aber auch auſſer dieſen noch eigene Waſſerfurchen, welche alsdann angebracht werden, wenn das Waſſer in den ordentlichen Furchen zwiſchen den Beeten nicht gehörig ablaufen kann, und die man queer über die Beete zieht, ſo wie es der Hang des Ackers an die Hand giebt. Sie werden nach geſchehener Saat nicht nur mit dem Pflug gezogen, ſondern auch mit der Schaufel gereinigt, und da ſie ſich oft durch ein ganzes Feld hinziehen, ſo iſt jeder Ackerbeſitzer gehalten, in Anſehung der Tiefe die größte Genauigkeit zu beobachten, damit das Waſſer ſich nicht aus ſeiner Schuld auf dem Acker ſeines Nachbars ſammle, oder durch ſeine Nachläßigkeit auf ſeinem eigenen ſtehen bleibe. Daher iſt es auch nöthig, darauf

zu ſehen, wenn ſtarke Regen kommen, oder der Schnee ſchmilzt, daß die Waſſerfurchen, wo ſie verſtopft ſind, geöfnet werden, und das Waſſer frey abflieſen könne, weil die Plätze keine Frucht tragen, wo das Waſſer ſtehen bleibt. Ueberhaupt iſt noch anzuführen, daß dergleichen Waſſerfurchen im Winterfelde, denn auch bey kalten und naſſen Feldern vorzüglich nöthig ſind, und in dieſem Stück lieber zu viel als zu wenig gethan werden muß. Man nennt auch bey dem Spinnen die verſchiedenen Erhöhungen, welche das Garn auf der Spindel macht, Furchen, die man an andern Orten, wo man ſich der Spinnräder und Spulen bedient, Häcklein heißt. Sie dürfen nicht zu hoch werden, damit ſich das Garn nicht verwirre oder herabſchieſe.

Furcheneis, das Eis, welches ſich bey Nachtfröſten in den Furchen anſetzt. Man muß darauf bedacht ſeyn, wenn es bey Tage ſchmilzt, dem Waſſer den Ablauf zu erleichtern.

Furchenrain, die von dem Pflug aufgehäufte Erde neben der Vertiefung, welche die Furche macht, oder auch der ſchmale Streifen Erdreich, der die Gränzſteine enthält und nicht umgepflügt wird.

Furie wird eine Art indianiſchen und chineſiſchen Taffents oder Atlaſſes genannt, der entweder daſelbſt gemalt oder in Frankreich, Holland, Flandern ꝛc. nachgemacht worden iſt, weil die erſten, die man nach Europa brachte, ſo ungewöhnliche und groteske Abriſſe hatten, daß man ſie für das Werk einer Furie hätte halten ſollen. Sie wurden oft in Frankreich verboten und doch getragen. Nachher behielten andere nach chineſiſcher Art gezeichnete Atlaſſe und Taffente mit regelmäſigern Figuren gleichwohl den Namen Furies.

Furlong iſt ein engliſches Längenmaas, 8 derſelben machen eine engliſche Meile von 868 geometri=

metriſchen Schritten, oder 5130 rheinländiſchen Schuhen aus.

Furniren heißt bey den Kaufleuten vorſchieſen, an die Hand gehen, anſchaffen, leihen u. d. g.

Furrage, Fourage, heißt dasjenige, was zur Unterhaltung eines Pferdes an Haber, Heu und Stroh erfordert wird. Große Herren, welche viele Pferde halten, geben die Aufſicht darüber gemeiniglich einem Fouragekommiſſär, oder auch einem Stallmeiſter, der nicht nur auf den Einkauf und die gehörige Güte des Futters ſieht, ſondern auch wochentlich oder täglich die Vertheilung deſſelben an die Stallknechte beſorgt, und eine genaue Rechnung darüber führt. Bey der Reuterey wird die Fourage für die Pferde nach Rationen ausgetheilt. Bey der Königl. Preußiſchen Armee erhält ein Huſarenregiment täglich 1440 Rationen, ein Dragonerregiment 750, und ein Küraßierregiment eben ſo viel. Die Ration beſteht bey den erſtern aus $1\frac{7}{13}$ Berliner Metzen Haber, den Scheffel wenigſtens zu 45 Pfund gerechnet, 6 Pfund Heu und $\frac{1}{3}$ Gebund Stroh zu 24 Pfunden; bey dem zweyten aus 2 Metzen Haber, 6 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Schütte Stroh; bey dem dritten aus $2\frac{2}{3}$ Metzen Haber, 8 Pf. Heu und $\frac{1}{2}$ Gebund Stroh.

Furt, lat. *Trajectus*, *Vadum*, fr. *Gué*, heißt ein ſeicht Ort eines Fluſſes, durch welchen man fahren, reiten oder auch wohl gehen kann.

Fuß der Thiere. Wir ſchränken uns nur auf vierfüßige Hausthiere ein, deren hie und da in dieſem Wörterbuch gedacht und Mittel gegen die Krankheiten deſſelben angeführt werden. Da leztere auch oft ihre Füße treffen, ſo wird eine nähere Beſchreibung derſelben hier an ihrem rechten Orte ſtehen. Der obere Theil der Vorderfüße des Pferdes (die **Schulter**) enthält auf jeder Seite 2 Knochen, einen brei-

breitern, (das **Schulterblatt**) und einen in deſſen runde Höhlung eingefügten und in dieſer durch ein Gelenk beweglichen rohrförmigen Knochen, (**Kegel** oder **Armbein**) beyde ſind mit dem dicken Fleiſch der Schulter bekleidet. Mit letztern iſt der Knochen des Vorarms oder Schenkels verbunden, der etwas länger iſt, und eigentlich aus zwey nebeneinander liegenden Knochen beſteht. Das Gelenk zwiſchen ihm und dem Kegel heißt **Ellnbogen**. Wegen einer am Knochen des Arms befindlichen Hervorragung kann der Arm nur nach vorne, nicht nach hinten gebogen werden. In dem **Knie** befinden ſich 7 kleine in 2 Reihen geordnete Knochen, mit denen das **Schienbein** ſo verbunden iſt, daß es nur nach hinten gebogen werden kann. Mit dem Schienbein iſt in demjenigen Gelenke, welches **Köthe** genannt wird, in welchem nach hinten zu zwey kleine Knochen liegen, der **Feſſelknochen** verbunden, der in dem breiten **Kronenbeine** eingelenkt iſt. Dieſes iſt noch mit dem äuſſerſten Knochen des (kleinen) Fußes verbunden, und hinter dem Gelenke zwiſchen ihnen liegt noch ein kleiner rundlichter Knochen, den man **Kern** nennt. Der Knochen des kleinen Fußes hat ungefähr einerley Bildung mit dem Horn des Hufes, von welchem er überall umgeben iſt, und iſt lockerer als die andern Knochen. Bey den Hinterfüßen iſt der erſte rohrförmige Knochen, vom Körper an gerechnet, der **Hanken-** oder **Backenknochen**, der ſich mit dem obern Rohrknochen verbindet. Auf dem Gelenke, welches man **Leiſt** nennt, liegt vorne zu die Knieſcheibe, welche verhindert, daß die obere Röhrknochen nicht anders als nach hinten zu gebogen werden können. Nach auſſen geht von dieſem Knochen ein kleiner, gleichſam herabhangender ab, der ſich in einer Spitze endigt. Das Gelenk der Kniekehle

oder

oder am Ellnbogen der Hinterfüße enthält 6 untereinander verbundene Knochen, von welchen der untere Röhrknochen abgeht, der mit den darauf folgenden eben ſo gebildet iſt, wie am Vorderfuße. Die nähere Beſchreibung des unterſten Theils, den man Huf nennt, gehört unter dieſes Wort.

Bey Rindern, Schaafen und Ziegen hat das Knie der Vorderfüße 6, der hintern 5 Knochen, ingleichem wird die Abweichung vom Pferdefuß bemerkt, daß vorne mit dem Schienbeine und hinten mit der Röhre, an ſtatt des bey dem Pferd befindlichen Feſſelknochens zwey, und in der bey dem Pferde ſogenannten Kothe, folglich auch 4 kleine nach hinten liegende Knochen vorhanden ſind, ſo wie auch der Knochen der Krone, der des kleinen Fußes, und der Huf um ſolchen doppelt iſt.

Bey den Füßen der Schweine ſind die Knochen von 4 Fingern inwendig ordentlich ausgebildet, wovon die beyden mittelſten in den Klauen ſtecken, auf welchen das Schwein geht, die beyden äuſſern Finger aber liegen in den kleinen Klauen, die hinten am Fuße befindlich ſind. Das Knie der Vorderfüße enthält 8 Knochen in 2 Reihen, an den Hinterfüſſen aber ſieben.

Fuß oder Schuh, lat. *Pes*, fr. *Pied*, iſt ein bekanntes Längenmaas, welches man allenthalben findet, das aber zum Unglück ſehr verſchieden iſt, ſo daß man allemal erſt anzeigen muß, was für ein Fuß gemeynt iſt, wenn die Rechnung ins Kleine geht, oder ſehr genau ſeyn ſoll. Drey ſind vorzüglich bekannt, der Londner, Rheinländiſche und Pariſer, davon der erſte in England, der ander in Deutſchland, Niederlanden und Dänemark, der dritte in Frankreich gilt, ob wohl neben demſelben faſt jeder beträchtliche Ort wieder ſeinen eigenen Fuß hat. Der engliſche Fuß verhält ſich zum franzöſiſchen wie 15 zu 16. und

der franzöſiſche zum rheinländiſchen wie 28 zu 27. Der Fuß wird in Zolle und dieſe in Linien eingetheilt, gemeiniglich durch die Zahl 12 oder auch 10. Der Flächenfuß iſt zweyerley, der **Quadrat-** oder **Kreuzfuß**, d. i. einen Fuß lang und einen breit, oder der **Riemenfuß**, einen Fuß lang und einen Zoll breit. Der körperliche Fuß iſt dreyerley: **Kubikfuß**, d. i. 1 Fuß lang, breit und hoch; der **Schachtfuß**, d. i. 1 Fuß lang und breit, aber nur 1 Zoll hoch; der **Balkenfuß**, d. i. 1 Fuß lang, aber nur 1 Zoll breit und hoch.

Um die verſchiedenen Füße wenigſtens einigermaſſen miteinander zu vergleichen, ſetze ich eine Vergleichung der bekannteſten aus Hrn. D. Krüniz Encyclopädie her. Vorläufig aber muß ich geſtehen, daß man hier, da ſelbſt über der Vergleichung des Londner und Pariſer Fußes, auf die man einen unglaublichen Fleiß gewendet hat, Streit entſtanden iſt, da die Schriftſteller eines und ebendeſſelben Landes ſich bey Beſtimmung ihres Fußes zum öftern widerſprechen, nicht die allergrößte Genauigkeit erwarten darf.

Wenn alſo der Pariſer Fuß in 1440 Theile getheilt wird, ſo hält deren ein Schuh oder Fuß in

Aachen . .	1285.	
Amſterdam .	1253.	bis 1263. * 1258.
Anſpach . .	1320.	
Antwerpen .	1260.	
Avignon . .	1100.	
Augsburg . .	1313.	bis 1317. * 1315.
Baſel . .	* 1330.	
Bayern . .	1280.	bis 1297.
Berlin alter .	1373.	* neu 1391, 3.
Beſanſon (Pieds)	1370.	
Bern . .		* 1309.
Bologna . .	1682.	

Bou-

Boulogne	1680.	oder 1690.
Braunſchweig	* 1265.	
Bremen	1282.	
Breſcia (Bracci)	2075.	
Breßlau	* 1260.	
Briel	1486.	
Brück	1226.	
Brüſſel	* 1290.	
Cagliari (Palmi)	898.	
Calenbergiſcher Schuh	* 1299.	
Carlsruh	1241.	
Caſtilien (Palmos)	940.	
China (Kramerfuß)	1500.	
(Mathem. Fuß)	1477.	* 1460., 5.
(Baufuß)	1431.	
Cleve	1310.	
Cöln	1219.	bis 1220. *
Conſtantinopel (Pic)	2930.	bis * 3140.
Cracau	1580.	*
Dänemark	1391.	* 1404.
Danzig	1270.	* 1271.
Dijon	1392.	
Dole	1583.	
Dordrecht	1596.	
Dresden	* 1255.	
Egypten (Derah)	* 2439.	
Emden	* 1313.	
England (Schoe)	1350.	
Erfurt	1251.	
Eyderſtadt	1313.	
Florenz (Bavelle)	1212.	
Frankfurt am Mayn	* 1270.	
Genua (Palmi)	1100.	* 1113.
Gibraltar	1253.	
Gieſſen	1320.	
Goes	1329.	

Gotha

Gotha . .	1275.	
Grenoble . .	1512.	
Griechiſcher Fuß .	1361.	
Gröningen . .	1295.	
Haag wie Paris .	1440.	
Halle . .	1320.	bis 1326.
Hamburg . .	* 1270.	
Hanover . .	1299.	
Hebräiſcher alter .	1590.	
Heidelberg . .	1220.	bis 1235.
Herforden . .	1330.	
Hildesheim . .	1257.	
Holſtein . .	1323.	
Inſpruck . .	1408.	
Königsberg . .	* 1364.	
Leiden . .	1389.	bis 1390.
Leipzig . .	1275.	* 1252.
Liſſabon . .	1387.	bis 1388. * 1387.
nach Kruſen .	1501.	
Lothringen . .	* 1292.	
Lübeck . .	1284.	bis 1290.
Lüttich . .	1276.	
Lyon . .	1512.	
Magdeburg .	1257.	
Mannheim . .	* 1287.	
Mantua (Bracci)	2062.	
Maſtricht . .	1245.	
Maynz . .	1235.	* 1336.
Mecheln . .	1239.	
Mecklenburg .	1288.	bis 1290.
Middelburg . .	1330.	
Milano (Bracci)	2166.	
Fuß .	1760.	
Moskau . .	1483.	
Mümpelgard .	1274.	
München . .	1280.	bis 1285.
Neapolis (Palmi)	* 1169.	

Nürn-

Nürnberg . .	* 1346.	
Oldenburg . .	1313.	
Osnabrück nach Kruſen	1238.	ſonſt 1293.
Padua (Palmi) .	1570.	
Palermo (Palmi)	* 1073.	
Parma (Bracci)	2423.	
Pavia (detti) .	2080.	
Perſien (Ariſch) .	* 4310.	
Piacenza (Bracci)	2423.	
Piemond (Pudlibrand)	2304.	
Pommern . .	1295.	
Prag . .	* 1337.	bis 1338.
Reggio (Bracci)	2348.	
Reval . .	1187.	
Rheinländiſcher .	* $1391\frac{3}{10}$.	
Riga . .	* 1215.	
Rimini (Bracci)	1205.	
Rom . .	1324.	bis 1326.
alter . .	1306.	
Roſtock . .	1282.	
Rotterdam . .	1385.	
Rouen . .	1200.	
Rußland . .	1550.	
nach Kruſen	* 1350.	
Sardinien (Palmi)	* 1113.	
Savoyen (Bracci)	1200.	* 1440.
Schweden . .	1316.	* 1315, 9.
Schweiz . .	1330.	
Sedan . .	1230.	
Siam (Ken) .	4260.	
Spanien . .	1237.	Kruſe 1253. * 1244.
Stettin . .	1253.	
Straßburg . .	* 1282.	bis 1287.
Toledo . .	1212.	* 1206, 4.
Turin . .	1432.	
(Bracci) .	1920.	

Bayerische Staatsbibliothek München

Ulm	1281.	ſonſt 1294.
Urbano . .	1570.	
Utrecht . .	1210.	
Vened. Verona (Brac.)	1540.	* 1539, 6.
Vincenza . .	1580.	
Wien . .	1420.	* 1401, 27.
Wittenberg . .	1255,	
Wirtenberg . .	1268.	
Zirkzee . .	1376.	

Die mit einem * bezeichneten Zahlen ſind aus der deutſchen Encyklopädie, da der Hr. Verf. des dort befindlichen Art. verſichert, daß er ſeine Angaben entweder ſelbſt gemeſſen, oder aus den zuverläßigſten Schriftſtellern geſchöpft habe.

Fuß bezeichnet auch im Bergbau die unterſte Fläche eines Stollens, worauf das Waſſer ablauft; in der Handlung die Beſchaffenheit eines Handlungshauſes: es ſteht auf gutem, ſchlechtem Fuß; in der Baukunſt den unterſten Theil des Gebäudes auſſer dem Grunde; im Münzweſen die Einrichtung des innern Gehaltes der Münzen, Münzfuß; bey den Färbern die erſte Farbe, die man einem Zeug giebt, ehe er mit einer andern Farbe gefärbt wird, z. B. das blaue, ehe es auf ſchwarz gefärbt wird. Die Färber ſind verbunden, an einem Zeug ſo viele Roſen zu laſſen, als er Füße hat, damit man zu erkennen im Stande ſey, ob ſie ihm die gehörigen Farben gegeben haben.

Fußangel, Fußeiſen, lat. *Murex*, *Tribulus ferreus*, fr. *Chauſſe-trape*, iſt ein Eiſen mit 4 bis 5 Spitzen, wovon immer eines in die Höhe ſteht, man mag ſie auch werfen, wie man will. Von ihrem Gebrauch im Kriege iſt hier die Rede nicht, ſondern nur davon, daß man ſie zuweilen für Gartendiebe legt, welches aber nach guten Policeygrundſätzen nicht erlaubt iſt.

Fußarbeit nennt man die Art, faßonirte oder geblümte wollene Zeuge zu arbeiten, welche nicht auf dem Zugſtuhl geſchieht, als welches man um der Koſtbarkeit willen vermeidet, wenn es nicht das Muſter nothwendig macht.

Fußbock, ein Gerüſte der Dachdecker, welches mit Stricken an die Balken oder anderes Holzwerk des Daches beveſtigt wird und aus drey unter einem rechten Winkel verbundenen Brettern beſteht, damit ſie bey Deckung der Leiſte des Dachs mit den Füßen auftreten können.

Fußboden, fr. *Plancher*, d. i. der unterſte Boden, der zum Gehen beſtimmt iſt. Er wird mit Brettern oder Dielen belegt (Dobelboden) oder mit verſchiedenem Holz ausgelegt, (getäfelter Fußboden, fr. *Parquet*) oder mit Gyps oder Lehm verfertigt, (Eſtrich) oder mit Steinen, als Marmor, Flieſen, Bruchſteine, Ziegeln, Feldſteinen bekleidet. Ein Fußboden iſt entweder auf veſtem Grunde, (Grundboden) oder er liegt auf hohlliegendem Gebälke, (Gebälkboden). Der Fußboden ſoll horizontal liegen, weil man da am beſten geht, und gleich ſeyn, damit man nicht anſtoſſe; nur gewiſſe beſondere Beſtimmungen erlauben eine Ausnahme von der erſtern Regel, z. B. wo Waſſer ablaufen ſoll, als in Bräuhäuſern, Kellern, Viehſtällen u. d. g. da er abhängig gemacht und an dem tiefern Theil eine Rinne, oder wo das Waſſer nicht abflieſen kann, ein Loch angebracht werden muß, damit es ſich da ſammle und ausgeſchöpft werde.

Die gemeinſte Art, die Fußböden in den Zimmern zu belegen, iſt in unſern Gegenden mit tännenen Brettern oder Dielen, da man denn ſolche ausſucht, die wenig Aeſte haben, auch ſie vermittelſt eines Falzes miteinander verbindet. Das Holz ſoll trocken ſeyn, damit es nicht in der Folge Sprünge bekomme oder Ritzen zwiſchen den Brettern entſte-

hen. Doch wenn das Zimmer auf der Erde ſich befindet und ſehr feucht iſt, werden allzutrockene Bretter ſich heben und Ungleichheiten verurſachen, die übel ins Geſicht fallen und das Gehen beſchwerlich machen. Damit die Bretter gleich aufliegen und angenagelt werden können, werden denſelben kleine Lagerbetten überlegt, zwiſchen welchen mit Schutt aufgefüllt wird. Böden von Eichenholz ſind ſchöner und dauerhafter als tännene, aber auch koſtbarer. Zu getäfelten Boden wählt man allerley abwechslendes, beſonders Nußbaumholz, welches auf verſchiedene Art zuſammengeſetzt, auch wohl zur Zierde gebohnt wird. Von den Eſtrichböden iſt ſchon im 3. Band unter dieſem Wort gehandelt worden. Sie haben die Unbequemlichkeit, daß ſie nicht ſehr dauerhaft und ſehr kalt ſind und die Näſſe nicht leiden. Die ſteinernen Fußböden ſind dauerhaft, aber ſchwer und ſchicken ſich hauptſächlich zu Küchen, Tennen, Kellern, Speiſegewölbern, die mit Marmorplatten ausgenommen, die zum Pracht gehören. Die Flieſen (ſ. dieſen Art.) von gehauenen Steinen ſind vorzüglich gut, von gebrannten aber weniger dauerhaft. Sie müſſen in Sand gelegt werden, damit ſie ſich nirgend ſenken können. Auf dem Lande nimmt man es nicht ſo genau, und in vielen ſchlechten Häuſern ſind die Böden in den Tennen mit gewöhnlichen Bruchſteinen gepflaſtert, oder ſie beſtehen gar nur aus dem veſtgetretenen Erdboden, welches aber höchſt unreinlich und nicht dauerhaft iſt, beſonders wenn die Näſſe, welche nicht immer vermieden werden kann, darzu kommt.

Fußbodendecke, Fußdecke. Es iſt Pracht, wenn die Fußböden mit Tapeten belegt werden, aber in kalten Zimmern und auf Eſtrichböden zuweilen Nothwendigkeit, eine wollene oder härene Decke darauf zu breiten. Die Kälte wird unten dadurch abgehalten,

und

und durch die mehrere Wärme der Füße der Geſundheit gerathen. Auch die Reinlichkeit des Zimmers wird dadurch zu erhalten geſucht.

Fußdienſte ſind denen entgegen geſetzt, die mit dem Zugvieh verrichtet werden. In einem engern Verſtand bezeichnen ſie Gänge, die zur Frohne verrichtet werden.

Fußeiſen. S. Fußangel.

Fußentzündung der Pferde. S. Verbällen.

Fußfäule, eine Krankheit der Schaafe, welche damit anfängt, daß die Füße wund werden, da ſie Schmerzen daran leiden und hinken. Es wird ſolches oft dadurch veranlaſſet, daß ſie im Winter viel hin und her getrieben werden, oder in ungemiſteten Ställen auf ihrem Unflath ſtehen. Das Uebel greift denn um ſich, es ſetzt faules Fleiſch in der Wunde an und man behauptet, daß auch geſunde Schaafe dadurch angeſteckt werden. So bald man merkt, daß die Füße wund ſind, bedient man ſich heilender Mittel, z. B. Pflaſter von Wachs, Terpentin, Harz, Talg und Chamillenöl mit etwas Salz. Iſt aber das Uebel höher geſtiegen, ſo ſchneidet man das faule Fleiſch weg, oder bedient ſich gelinder ätzender Mittel, als Grünſpan in Eßig aufgelöſet, blauen Vitriol, Seife u. d. g. Wenn die Wunde mit ſolchen Mitteln beſtrichen und rein worden iſt, braucht man trockende Mittel, z. B. weißen Vitriol und Alaun in Waſſer aufgelöſet, oder Bleyeßig mit Waſſer, ingleichem Bleyſalben.

Fußpfahl heißt in der Bergmannsſprache ein Bret, welches man in den Anfall legt, worauf die Stempel angetrieben werden, damit ſie nicht ausweichen.

Fußriemen des Hutmachers, ein hänfener Strick, oder lederner Riemen, der an jedem Ende einen Ring hat, worein man den Fuß ſetzt, um das Fell, welches ausgerupft werden ſoll, veſte zu halten.

Fußſcheiter ſind bey dem Kohlenbrennen die Scheiter, die bey einem Meiler an der untern Schacht in die Queere auf einander gelegt werden, damit die geſtübten Meiler oder Kohlhaufen unten zum Feuerziehen Luft behalten.

Fußſchemel heiſen die beweglichen Fußtritte des Webers, wodurch er die Schäfte in Bewegung ſetzt.

Fußſchwinden, Kernſchwinden bey den Pferden, iſt eine Krankheit derſelben, da ein Fuß nach und nach kleiner wird und die Hornſohle nebſt dem Strahl ſich nach und nach tief gegen den Fuß hineinſenkt. Pferde, welche ſehr trockene, feine Schenkel haben, ſind mehr darzu geneigt, als die mit ſtarken Beinen, und die Urſache dieſes Uebels iſt der Mangel der nach dem Fuß gehenden Nahrungsſäfte, welcher durch langanhaltende Beinſchäden, durch den Ausfluß des Gliedwaſſers bey Feſſelgelenkwunden u. ſ. w. veranlaſſet werden kann. So wohl die vordern als hintern Füße können ſchwinden, doch die erſtern häufiger. Wenn der Schade nicht zu alt iſt, verſucht man die Heilung auf folgende Art: Man ſchneidet den Huf ſo tief aus, daß Blut durchſchwitzt, dann ſchmiert man Terpentinöl mit zweymal ſo viel ſpaniſchen Fliegen dick auf die Sohle, bedeckt es mit Flachs und läßt es 24 Stunden liegen. So fährt man 3 Tage fort und macht nachher erweichende Aufſchläge von 6 geſtoſſenen Zwiebeln, $\frac{1}{2}$ Pf. Leinölkuchen, eben ſo viel Schweinenſchmalz und etwas Bier in Geſtalt eines Breyes, den man alle Abende um das Feſſelgelenk auf die Sohle, um die Krone, um den Ballen und die ganze Hornwand legt. Dieſer Verband kann allezeit 2 Tage liegen bleiben, wofern man nur, wenn er hart wird, ihn mit warmem Bier anfeuchtet. Nach 3 Wochen wird das Eiſen wieder abgenommen, die Sohle

wieder dünner ausgeſchnitten, oben gedachter Umſchlag wiederhohlt und durch die erweichenden Breyumſchläge die Kur geendigt. Das Pferd wird nachher einige Monate lang auf fette Grasweide getrieben. Wofern der Ober- und Unterarm zugleich etwas geſchwunden iſt, kann man das Bein vom Ellnbogen an bis herab mit einer Salbe von Terpentinöl mit etwas Euphorbiengummi einreiben.

Fußſteig, Fußweg, lat. *Semita*, fr. *Sentier*, iſt der ſchmale und gemeiniglich kürzere Weg, deſſen ſich Fußgänger beym Reiſen bedienen können, und der gemeiniglich für Pferde, die ihn verderben, oder ſonſt auf Aeckern und Wieſen, über die er ſich hinzieht, Schaden thun würden, durch Schranken, Queerbalken, über die man ſteigen muß (Stiegeln) u. d. g. unzugänglich gemacht wird. Wo man nicht verbunden iſt, auf ſeinem Gute einen Fußſteig zu dulten, verwahrt man es durch Beſtecken, Vergraben, Hüten und Pfänden.

Fußtreten. S. Fiſchfang.

Fußwärmer, Fußflaſche, Wärmflaſche, fr. *Chauffe-pied*, eine meiſt zinnerne oder kupferne mit ſiedendem Waſſer gefüllte und oben mit einer Schraube verſehene Flaſche, woran man die Füße wärmt.

Fußweg. S. Fußſteig.

Fußzehe heißt der Theil an dem Huf eines Pferdes, woſelbſt die Kappe oder der Aufzug des Hufeiſens vorne in der Mitte hinaufgehet, und wo das Horn am ſtärkſten iſt. Wenn das Horn der Fußzehe gegen die Krone hinauf geſpalten iſt, nennt man es einen Ochſenhuf, der bey jungen Pferden ſehr langweilig und bey alten Pferden oft ganz unmöglich zu heilen iſt.

Fuſti nennen die Kaufleute das, was an einer Waare unrein oder nicht gut iſt, als Holz, Packleinwand, Matten u. d. g. Es erſtreckt ſich die Bedeutung

dieſes Worts noch weiter, als Brutto oder Sporco und wird auch von zerbrochenen oder ſonſt beſchädigten Waaren gebraucht. Die Rechnung, welche lehrt, wie man das untüchtige, zerbrochene, mangelhafte von dem guten unterſcheiden ſoll, und den Preiß von beyden berechnen, heißt Fuſti, Rechnung.

Futter der Thiere, *Pabulum*, die Nahrung, die man ihnen giebt, und die nach ihrer Beſchaffenheit der Abſicht, die man mit ihnen hat, der Arbeit, die man von ihnen fordert, dem Vorrath, den man hat, der Jahrszeit, in der man ſich befindet, verſchieden iſt. Es hängen von der Art des Futters und von der Weiſe, wie man es ihnen reicht, ihr Wachsthum und ihre Kräfte ab. Das Getraide und Saamwerk hat die meiſten nahrhaften Theile in ſich, und man kann es ganz trocken, eingequellt oder geſchroten geben. Dasjenige, wovon man ſchon einen Nutzen gezogen hat, als Treber, Oelkuchen iſt minder kräftig. Zunächſt an das Getraide gränzen Feldwurzeln, als Rüben, Möhren, Kartoffeln; auch Kohlblätter, Kohlſtrunke, geſäetes Futter von Erbſen, Wicken, die noch keine Frucht tragen, Kleearten ſind vorzüglich gut. An dieſe ſchlieſet ſich fettes und grünes Gras, da man beſonders das auf den Saamfeldern ausgejätete Gras als ein vorzügliches Milchfutter rühmt, Grummet und Heu an; endlich kommt ſchlechteres Heu, Abgänge vom Getraide, z. B. Spreu, Hülſen und endlich Stroh, das ſchon ſeine beſten Säfte verſchoben hat. Das Getraide ſelbſt nennt man Hart- und die übrigen Arten Weichfutter. Es iſt oben ſchon geſagt worden, daß das Futter nach der Beſchaffenheit des Viehes verſchieden ſey, doch lehrt die Erfahrung, daß das Brod und die Kartoffeln faſt allem Vieh angenehm ſind. Von der Art, das Futter zu reichen,

iſt oben unter dem Wort Fütterung bereits im Allgemeinen gehandelt worden, und bey den verſchiedenen Arten des Viehes wird noch umſtändlicher davon geredet. Doch ſetze ich noch die wenigen Bemerkungen bey: Wenn man an ſeinem Vieh etwas tüchtiges erziehen will, ſo darf man es in der Jugend nicht, wie man oft thut, ſchlecht halten, ſondern muß ihm hinlängliches und zuträgliches Futter geben; und unmittelbar nach der Arbeit darf man ihm nicht gleich ſein völliges Futter reichen, es frißt ſonſt zu haſtig und verdauet nicht genug. Das nämliche gilt auch vom Saufen, das ihm nothwendig ſchädlich ſeyn muß, wenn es erhitzt iſt.

Futter heißt bey Tiſchlern und Zimmerleuten eine hölzerne Verkleidung, z. B. bey den Thüren wird eine Verkleidung von ſchmalen Brettern an dem Thürgerüſte angebracht, welche an der einen Seite, ſo viel als die Thüre dick iſt, einen Falz macht.

Futter der Bienen. S. Biene.

Futteral, fr. *Etui*, iſt eine harte oder ſteife Bekleidung eines Körpers, den man wohl verwahren will, von Holz oder Pappe, mit Papier oder Leder überzogen, und wird von Buchbindern oder eigenen Futteralmachern verfertigt. Es giebt auch metallene Futterale, die eine Arbeit der Metallarbeiter ſind.

Futterbank, Heckerlingsbank, Futterſtuhl, eine Art von offenen Käſten auf einem Geſtelle mit einer Preſſe, welche das, was geſchnitten werden ſoll, veſt zuſammendrückt, und mit einem großen Meſſer, deſſen eines Ende in einem Gewerbe lauft, das andere aber eine Handhabe hat, (Futterklinge, Futtermeſſer, Hellmeſſer) verſehen, womit man Stroh, Heu u. d. g. für das Vieh zu einem kleinen Futter ſchneidet. Da es immer nützlicher iſt, das Futter zerſchnitten zu geben, als das Heu und

Stroh, ſo wie es iſt, zu reichen, weil auf dieſe Art weniger verlohren geht und das Vieh die Heckerlinge lieber frißt, ſo iſt eine ſolche Futterbank in einer Landhaushaltung ein unentbehrliches Stück. Man kann darauf in einem Tage leicht 40 Schütten Stroh nebſt dem darzu erforderlichen Heu zerſchneiden, daher 40 Schütten an manchen Orten ein Tagwerk genannt werden.

Futterboden, der Boden, auf welchem das Futter für das Vieh verwahrt iſt. Da er gemeiniglich über den Ställen angebracht wird, ſo iſt es nöthig, ehe das Heu darauf kommt, eine Unterlage von Stroh zu machen, damit nicht der Dampf vom Vieh ſich in ſolches hineinziehe und es verderbe.

Futterbohne, eine Benennung der Saubohne.

Futterbrey iſt in den Bienenſtöcken eine Speiſe der Jungen, welche die Bienen in die Zellen legen, worinnen jene aufwachſen. Es iſt derſelbe ein weißlicht glänzender klebrichter Saft.

Futtergang, ein Gang an den Ställen, in welchem man vermittels der angebrachten Fallthüren dem Vieh ſowohl in der Krippe das Futter einſchütten, als auch das Heu in der Raufe aufſtecken kann, ohne in den Stall hinein zu gehen. Man legt ihn gerne ſo an, daß entweder eine Stiege auf den Futterboden, oder ober dem Gang eine Oefnung angebracht iſt, wodurch das Futter herabgelaſſen werden kann.

Futtergras. S. Futterkräuter.

Futterkaſten, ein Kaſten, worinnen das Futter für die Pferde aufbehalten wird. Gemeiniglich iſt darinnen ein eigenes Fach für den Haber.

Futterkammer, eine eigene Kammer, worinnen das Futter für das Vieh geſchnitten wird. Meiſtentheils verrichtet der Futterboden dieſe Dienſte, da man denn das Heu in der Nähe hat, und entweder

weder ſo viel Raum ſich aufbehält oder doch bald genug erlangt.

Futterklinge. S. Futterbank.

Futterknecht, der insbeſondere das Amt hat, die Pferde zu füttern.

Futterkräuter heißen alle die Pflanzen, die dem Vieh ein geſundes und nahrhaftes Futter geben. Was alſo für eine Gattung des Viehes kein Futterkraut iſt, kan es für das andere werden, doch die vorzüglich guten ſind meiſtens allen Arten der grasfreſſenden Thiere angenehm. Inſonderheit rechnet man aber unter die Futterkräuter ſolche, welche eigens angeſäet und bald friſch, bald getrocknet, bald lauter, bald gemiſcht genutzt werden. Da ſie kräftiger ſind als das gemeine Gras, ſo muß man auch darauf ſehen, daß nicht durch unordentliche und unbedachtſame Fütterung dem Vieh ein Nachtheil zuwachſe.

Die mehreſten Futterkräuter in Deutſchland ſind 1) Grasarten, die meiſt daurend ſind, wenig Wartung verlangen und grün oder gedörrt ohne Gefahr verfüttert werden können. Die vorzüglichſten ſind: Frühlings- oder Ruchgras, *Anthoxanthum adoratum, L.* Kanariengras, *Phalaris Canarienſis, L.* Hirſegras, *Panicum*, Lieſchgras, *Phleum*, Wieſenfuchsſchwanz, *Alopecurus pratenſis*, Waldhirſegras, *Milium effuſum*; Strausgras, *Agroſtis*; Schmielen, *Aira*; Perlgras, *Melica*; Viehgras, *Poa*; Zittergras, *Briza*; Hundsgras, *Dactylis*; Kammgras, *Cynoſurus criſtatus*; Schaafgras, *Feſtuca ovina*; Wieſenſchwingel, *Feſtuca elatior*; Schwaden, *Feſtuca fluitans*; Treſpe, *Bromus*; Flughaber, *Avena fatua*; Wieſenhaber, *Avena elatior*, Raygras, *Lolium perenae*; Haargras, *Clymus*; Honiggras, *Holcus.* 2) Pflanzen mit Schmetterlingsblumen, die die größere und mehlreichere Saamen haben,

haben, mehr Futter liefern als die Gräſer, aber mit Vorſicht verfüttert werden müſſen, als der rothe Wieſenklee, *Srifolium pratenſe*; der Erdbeerklee, *Trifolium fragiferum*; der weiße Bergklee, *Trifolium montanum*; der Steinklee, *Trifolium Melilotus offic.* Von den jährlichen Kleearten ſind die nützlichſten: der Baſtartklee, *Trifol. hybridum*; der Sternklee, *Trifol. ſtellatum*; der Hopfenklee, *Trif. agrarium* u. ſ. w. Auch gehören hieher die Lüzerne, *Medicago ſativa*; der ſchwediſche Heuſaame, *Med. falcata*; die Hopfenluzerne, *Med. lupulina*; die Eſparcette, *Hedyſarum Onobrychis*; die Sulla, *Hedyſ. coronarium*; die Futterwicke, *Vicia ſativa*; die zweyjährige Wicke, *Vicia biennis*; die Zaunwicke, *Vicia ſepium*; der Geisklee, *Galega offic.* Einige Arten der Platterbſen, *Latyrus pratenſis*; die bunte Kronwicke, *Coronilla varia*; die wilde Küchер, *Aſtragalus Cicer* u. ſ. w. Auſſer dieſen zwey Klaſſen geben auch noch einige andere Pflanzen gute Futterkräuter, z. B. Spark oder Spergel, *Spergugula arvenſis*; Pimpernelle oder Bibernelle, *Potebium ſanguiſorba*; Schnittkohl, *Braſſica arvenſis* &c.

Die Luzerne, Eſparcette und einige andere Kleearten, die in unſern Tagen ſo viel Empfehlungen vor ſich haben, verdienen allerdings den Vorzug. Doch davon wird mehr unter dem Wort Klee geſagt werden.

Futterleinwand wird eine grobe Art der Leinwand, zuweilen auch Glanzleinwand genannt.

Futtermauer iſt eine Mauer, wodurch eine ſchwächere Wand, ingleichem die Erde, z. B. bey Wällen und Gräben vor dem Einſturz bewahrt, und alſo geſichert wird. Auch die Mauer, die zur Beveſtigung des Schmelzofens zwiſchen den Ofenpfeilern aufgeführt wird.

Futterraſch iſt ein ſchlechter geköpperter Zeug, der wie Etamin appretirt wird.

Futterraufe iſt eine Art Leiter mit engen Sproßen, worinnen dem Vieh Heu und Stroh vorgelegt wird, damit es ſolches nur nach und nach herausziehen und verzehren könne.

Futterſack bedeutet bald einen Sack mit Futter, der dem Vieh, welches auf dem Felde gefüttert werden ſolle, an den Kopf gehänget wird, bald einen Sack, darinnen man das Futter vom Boden herunter hohlt.

Futterſchwinge, Futterwanne, ein Korb, in Geſtalt einer Muſchel, darinnen das Futter der Pferde geſchwungen und alſo vom Staub gereiniget wird. Der Korb, mit dem man dem Vieh das Futter in die Krippe ſchüttet, führt auch dieſe Namen, beſonders den letztern.

Futterſieb, ein Sieb darinnen das Futter, ehe man es reicht, von dem Staube gereinigt wird, gemeiniglich kleiner als ein gewöhnliches Sieb.

Futterſtroh, welches zur Fütterung des Viehes taugt, und nach dem Unterſchied der Landesart verſchieden iſt. Man unterſcheidet es vermittels dieſes Namens von dem zur Streu oder zum Verarbeiten beſtimmten.

Futterſtuhl. S. Futterbank.

Futtertuch, jedes zum Unterfutter beſtimmte Gewebe von Tuch oder Zeug, beſonders Flanell, Boy u. d. g.

Futterung nennt der Seidenwirker, wenn er in den reichen Stoffen hin und wieder kleine erhabene Blumen zwiſchen die großen mit reichen Fäden einbroſchirt.

Futterwanne. S. Futterſchwinge.

Futterwicken ſind entweder die gemeine Wickenkörner, *Vicia ſativa*, die dem Vieh zur Nahrung beſtimmt werden, oder ein Geſäme von Wicken und Haber oder Gerſten, das grün zur Fütterung abgemähet wird.

Fyrke, eine kleine Scheidemünze von Kupfer in Dänemark, deren 2 einen Schill. däniſch machen.

G.

G bedeutet im Rechnungsweſen mit l. oder r. verbunden, Groſchen. Auf Münzen, die in Poitiers, ingleichem die in Stettin geprägten; als Zeichen des Gewichts im Franzöſiſchen G. oder Gr. Gros oder Quentchen, im Deutſchen hingegen bezeichnet Gr. einen Gran, Gg. iſt ein Goldgulden, Ggw. gut Gewicht.

Gabare, Gabarre, kleine franzöſiſche Fahrzeuge, die in Häfen zu Viſitirung der einkommenden und auslauffenden Schiffe beſtimmt und mit Zollbedienten beſetzt ſind. (Patache) Jngleichem eine Art platter, breiter Fahrzeuge auf ſeichten Flüſſen, oder auch Nachen, darauf bey Räumung der Kanäle der Schlamm geladen wird.

Gabel, ein ökonomiſches Werkzeug zu allerley Gebrauch und von allerley Figur. Man hat daher auſſer den eigentlichen Tiſchgabeln, Heu- Schütt- Korn- Miſt- Ofengabeln u. ſ. w. davon an jedem Ort. Bey den Pflanzen ſind Gabeln die einfachen oder geſpaltenen Häcklein, womit ſie ſich an andern Körpern veſt anhalten, z. B. Weinſtock, Wicken, Erven u. ſ. w. Jn den Bergwerken macht ein Gang eine Gabel, wenn er ſich in 2 Trümmer theilt, die auseinander gehen. Jn der Fiſcherey giebt es Gabeln von mehrern oder wenigern Zacken an einem Stiel, womit man die Fiſche ſticht oder aus dem Schlamm hervorzieht. Ueberhaupt führen vielerley Geräthſchaften dieſen Namen, wenn ihre Figur einer Gabel ähnlich iſt, und ſie laſſen ſich leicht ohne Anweiſung erklären.

Gabelanker iſt ein eiſerner Anker (ſ. dieſen Art.) in einem Gebäude, deſſen Theile mittels einer Gabel und

und einer durch dieſelben gehender Schlieſe aneinander gefügt ſind.

Gache, ein Werkzeug zum Umrühren des Gypſes bey dem Brennen deſſelben, oder auch ein Name der eiſernen Ringe, die die Röhren umfaſſen, welche das Regenwaſſer von den Dächinnen auf die Erde leiten.

Gade bedeutet bald ein Behältnis oder Gemach, bald eine Hütte oder kleines Haus, bald ein Stockwerk.

Gähren, Gährung, *Fermentatio*, *Fermentation*. Man verſteht dadurch überhaupt eine Bewegung der kleinſten Theile flüßiger oder durch Fäulnis darzu bereiteter veſter Körper, wodurch eine Veränderung ihrer urſprünglichen Miſchung und eine Auseinanderſetzung und Entwicklung ihrer Beſtandtheile, vornämlich der flüchtigen, bewirkt wird. Sie wird entweder durch die Natur allein oder mit Beyhülfe der Kunſt hervorgebracht. Ein Zuſatz des Ferments und mäßige Wärme mit der Luft verbunden, erleichtert dieſe Gährung und jener iſt zuweilen ſchlechterdings nöthig; rein Salz und beſonders ſtarke Säuren, Kälte oder ſehr ſtarke Hitze, Verwahrung vor äuſſerer Luft ꝛc. ſchützen dagegen.

Es iſt die Gährung eine Wirkung der Natur, welche ſich faſt in allen ihren Reichen verbreitet, und der vielleicht die meiſte Körper ihren Urſprung, wenigſtens Wachsthum zu verdanken und ihren Untergang zuzuſchreiben haben. Unſer Zweck bey dieſem Wörterbuch erfordert aber nur, uns auf ökonomiſche Ausſichten einzuſchränken.

Ohne Gährung kann kein Wein, Bier, Brandwein, Eßig, Käſe, Brod u. a. m. gemacht werden, ſie iſt alſo auch für den Landwirth wichtig. Es gehört aber dazu, daß Wärme mit der Luft verbunden ſey; daß jene nicht zu groß ſeyn darf, daß die

gährende Maſſe einen hinlänglichen Raum habe, flüßig genug ſey, und alle Theile in gehörigem Verhältnis miteinander vermiſcht ſeyn. Fehlt die Wärme, ſo entſteht keine, oder nur ſchwache Gährung, daher das Bier, welches in zu großer Kälte gähren ſoll, oft trübe und dick bleibt; iſt die Wärme zu gros, ſo geht die weinichte Gährung leicht in die Eßiggährung über, weil dadurch die Theile, die miteinander verbunden werden ſollen, zerſtreuet werden. Fehlt der Raum, ſo kann keine ordentliche innerliche Bewegung erregt werden, iſt er zu groß, ſo gährt die Vermiſchung nicht, oder verdirbt. Trockene Körper können nicht gähren, und bey allzuwäſſerichten geht die Gährung gar nicht, oder nur ſehr ſchwach vor ſich. Fehlt das gehörige Verhältnis, ſo kann es leichter zur fäulichten als zur weinichten und ſauren Gährung kommen. Doch um dieſes zu erläutern, muß ich noch hinzuſetzen, daß man drey Grade der Gährung unterſcheidet, nämlich die geiſtige oder weinhafte, die die gegohrenen Feuchtigkeiten in eine Art Wein verwandelt, aus dem man eine entzündbare und mit dem Waſſer vermiſchbare Feuchtigkeit erhält; die ſaure oder Eßiggährung, deren Produkt ein Eßig iſt, und die faulende Gährung, die in den Subſtanzen, welche dieſelbe ausſtehen, viel Alkali entwickelt. Die, welche zur erſten tüchtig ſind, ſind auch zu den beyden folgenden geſchickt, ſo auch von der zweyten zur dritten Art, aber nicht umgekehrt oder rückwärts, ſondern es geht immer in dieſer Ordnung, ohne daß z. B. vom erſten zum dritten Grad der zweyte überſprungen, oder von einem folgenden zum vorhergehenden zurückgegangen werden könnte. Diejenigen Subſtanzen, welche die ſtärkſte Neigung zur Gährung haben und die ſolche in einem andern Körper erregen können, heißen **Gährungsmittel** oder **Ferment.**

Der=

Dergleichen ſind Wein- und Bierhefen, die aber nicht zu alt ſeyn müſſen, Sauerteig, Eßigmutter, Kämme von Weintrauben, Honig, Zucker u. d. g. Hingegen andere Subſtanzen verhindern oder verzögern die Gährung, werden aber zum Theil in der Folge ſchädlich, z. B. Laugenſalze bey dem Wein und Pottaſche bey dem Bier, wovon ſie aber bald verderben. Auch ſtarke Säuren, beſonders Schwefelſäure hindern die weitere Gährung, daher man die Fäſſer auf dieſe Art auszubrennen pflegt. Das weitere hievon gehört unter die Rubriken Wein, Bier, Brandwein, Eßig u. ſ. w. wo die beſondere Art, wie die Gährung bey jedem derſelben zu bewerkſtelligen iſt, nachgeſehen werden muß. Nur führe ich noch an, daß die bey der Gährung aufſteigenden Dünſte, als ein wahres Gift der Lunge, vermieden werden müſſen.

Gällig, ein Gang liegt im gälligen Felſen, wenn er veſt anſteht, keine Ablöſung hat.

Gält. S. Gelt.

Gälte. S. Gelte.

Gänge, die Orte, wo ſich unter der Dammerde die Geſteine und Erze anfangen.

Gänſe. S. Gans.

Gärtner heißt ingemein der, welcher die Gärtnerey zunft- oder kunſtmäſig gelernt hat. Man kann ſie zwar treiben, wenn man auch nicht als Junge bey einem Meiſter geſtanden, oder als Geſelle gewandert iſt; indeſſen hat man auch an vielen Orten dieſe Beſchäftigung den Regeln der Zunft unterworfen. So wird hie und da in Deutſchland die Gärtnerey profeßionsmäſig getrieben, der Lehrjunge hält 3 Lehrjahre aus, wird als Geſelle ausgeſchrieben, wandert, ſo wie es bey den ſogenannten geſchenkten Handwerkern geſchieht, und arbeitet als Geſelle bey

einem Meiſter, bis er ſelbſt Gelegenheit findet, als Gärtner anſäßig zu werden.

Gäſch, Gäſcht iſt ſo viel als Schaum und wird beſonders von dem Schaum oder der Oberhefen des Biers gebraucht.

Gäſpe, ein im gemeinen Leben übliches Maas trockner Dinge, welches ſo viel bezeichnet, als man mit beyden aneinander gefügten hohlen Händen faſſen kann. In manchen Gegenden Schwabens nennt es der gemeine Mann Gäxt.

Gäten, jäten, fr. *éherber*, *ſarcler*, bedeutet, das Unkraut zwiſchen den Pflanzen ausziehen. Da das Unkraut nicht nur ſehr viele gute Säfte durch ſeinen Wachsthum auszieht, und den Pflanzen, die man geſäet oder geſetzt hat, einen Theil ihrer Nahrung entzieht, ſondern auch, wenn es überhand nimmt, letztere erſtickt, ſo iſt wohl keine Frage, ob dieſe Beſchäftigung nützlich ſey. Daher iſt es in Gärten, Weinbergen, Hopfengärten ſchlechterdings nöthig, daß man das Unkraut ausziehe, und zwar zu einer Zeit, ehe es Saamen trägt, damit nicht durch dieſen, wenn er einmal ausgefallen iſt, auf das folgende Jahr eine deſto reichlichere Erndte von Unkraut veranſtaltet werde. Man nimmt gerne die Zeit in acht, da ein gelinder Regen gefallen iſt, damit auch die Wurzeln des Unkrauts mit ausgezogen werden können. Doch iſt es nicht nöthig, in Gärten allenthalben zu gäten, bey Pflanzen vertritt das Hacken dieſe Stelle, und bringt noch den Vortheil einer mehrern Auflockerung des Bodens. Auch das, was in Reihen geſäet wird, kann auf dieſe nämliche Art vom Unkraut dem größten Theil nach gereinigt werden.

Aber iſt es auch nöthig und rathſam, auf den Aeckern das Unkraut auszugäten? In der Theorie iſt wohl kein Zweifel; allein dieſes Geſchäfte iſt ſo müh-

mühſam und erfordert ſo viele Zeit, daß es von vielen für unmöglich gehalten wird. Es iſt wahr, daß man an vielen Orten Leute genug dazu haben kann, wenn man ihnen nur erlaubt, in die Aecker zu gehen, da das Gras derſelben beſonders für das Melkvieh meiſtens beſſer iſt, als das, welches auf Wieſen wächſt, daher ſieht man hie und da, wo es erlaubt iſt, eine gewiße Zeit hindurch die Aecker ohne Unterſchied zu beſuchen, dieſelbigen mit Leuten überdeckt, welche dem Ackergras nachgehen, um es nach Hauſe zu bringen. Allein die Erfahrung lehrt auch, wie übel den Aeckern gewartet, wie vieles, beſonders zur Zeit, da ſie ſehr feucht ſind, in den Boden getreten und zu Grunde gerichtet wird, wie viele Saamen mit ausgezogen werden, und das für das Vieh nicht brauchbare Unkraut bleibt gleichwohl ſtehen. Es iſt daher rathſamer, dieſes Geſchäfte durch ſeine eigene Leute vorzunehmen, oder wenigſtens nur ſolche auf den Acker zu laſſen, von welchen man verſichert iſt, daß ſie ordentlich zu Werke gehen, lieber etwas dafür zu bezahlen, damit auch das ihnen nicht brauchbare Unkraut ausgerauft werde, und genau darauf zu ſehen, daß dieſe Verrichtung in der Zeit geſchehe, da ſie dem Saamen keinen Schaden bringt. Es verſteht ſich, daß ein kluger Landwirth ſich nicht aufs Gäten allein verlaſſen darf, ſondern vielmehr ſeine Aecker im Bau erhalten muß, damit das Unkraut nicht überhand nehme.

Gäthacke, eine Hacke, womit man die Erde auflockert, und zugleich das Unkraut an der Wurzel losmacht. Man hat auch Gäthacken, die auf der andern Seite eine Gabel oder zwey Zähne haben, mit welcher man auch da, wo die Hacke zu breit wäre, beykommen kann.

Gaſſe, die größte und vorzüglich gute Art des grünen Stockfiſches in der Normandie.

Gagat, ſchwarzer Bernſtein, *Bitumen Gagas. L.* iſt eine Art von Erd- oder Bergpech, ſehr leicht, ſo daß es auf dem Waſſer ſchwimmet, hart, daß es eine ſchöne Politur annimmt, elektriſch, wie der Bernſtein, dunkelſchwarz, zuweilen weiß geadert, im Bruch glatt und glänzend, in der Flamme übel riechend. Man findet dieſen Gagat wie Steinkohlen, in Flötzen, zuweilen in Neſtern, in Rußland, Schweden, Norwegen, England und Schottland, Spanien, Frankreich, Sicilien, Wirtemberg, Schleſien u. ſ. w. Man macht daraus Rock- und Hemdknöpfe und verſchiedene andere Dinge.

Galacti teo heißt in Italien der weiße Speckſtein.

Galander nennet man in Niederſachſen und Holland den braunen Kornwurm, Curculio granarius, *Lin.* und in einigen Gegenden von Oberdeutſchland die Heidelerche.

Galanteriesteinſchneider, ein Künſtler, welcher Halbedelſteine für die Naturalienkabinette in kleine Tafeln zerſchneidet.

Galenok, ein rußiſches Weinmaas, welches den achten Theil eines Wedro oder Eymers ausmacht.

Galeopſis, die Hanfreſſel.

Halerida, ſ. Schelfiſch.

Galgant iſt eine ſehr aromatiſche Wurzel, welche aus Indien und Syrien kommt. Man hat zweyerley: die kleine gehört zu dem Pflanzengeſchlecht der Marante, Maranta, *Lin.* und die große zur Kämpferie, Kaempferia, *Lin.* Sie werden zum Brandweindeſtilliren und Eßigbrauen gebraucht.

Galgengebiß iſt ein ſcharfes Mundſtück für hartmäulige Pferde. Es hat in der Mitte einen Bogen, worein ſich die Zunge legt, damit die untere Theile

um

um ſo ſtärker auf die Lade wirken können. Der Gebrauch dieſes Mundſtücks erfordert große Vorſicht; denn ſelten wird ein Pferd dadurch gebeſſert, ſehr oft aber ein gutes Pferd damit hartmäulig gemacht.

Galitzenſtein, ſ. Vitriol.

Galläpfel ſind ein bekannter Auswuchs der Eichen, die ihr Daſeyn dem Stich eines Inſekts zu verdanken haben; man hat im Handel dreyerley Galläpfel, nämlich türkiſche oder levantiſche, italieniſche und Puiſchgalläpfel, welche in Frankreich und Deutſchland wachſen. Die levantiſchen ſind klein und entweder ſchwärzlich oder bläulich, oder grünlich oder halbweiß; die puiſchen aber groß, platt, röthlich und leicht. Die kleinen ſchwer und bläulichen werden für die beſten gehalten.

Das Waſſer erhält durch ſie eine purpurrothe, violette oder ſchwarze Farbe, je nachdem mehr oder weniger Eiſen darinnen enthalten iſt. Man gebraucht ſie dahero, um den Eiſengehalt der mineraliſchen Waſſer zu erforſchen. Die Färber bedienen ſich ihrer zum ſchwarzgrau und braun färben, ferner ſind ſie brauchbar, um ſchwarzes Haar und Dinte, wie auch Gerber- und Lederſchwärze zu machen. Die türkiſchen und ſchwarzen Galläpfel dienen mehr, die wollene, der Puiſchgallus aber die ſeidene Stoffe zu färben. Insbeſondere aber werden die grünen und ſchwarzen zum Wollen- und die weißen zum Leinwandfärben gebraucht.

Von dem Gebrauch der Galläpfel zur Färberey findet man ſehr ausführliche Nachrichten in H. B. R. Pörners chymiſchen Verſuchen und Bemerk. zum Nutzen der Färbek. 1 Th. Lpz. 1772. gr. 8. S. 351 — 396.

Gallen nennt man im Gewächsreich diejenige Auswüchſe an Bäumen und Pflanzen, welche durch den Stich einiger Inſekten entſtehen, die ihre Eyer

in die gemachte Oefnungen legen, worinnen dieſe ausgebrütet und genähret werden. Sie ſind den Bäumen ſehr nachtheilig und können nicht beſſer vertrieben werden, als wenn man ſie mit Oel beſtreicht, weil dieſes die Entwickelung der Inſekteneyer und das Austreten der Pflanzenſäfte hindert.

Von den Naßgallen, Flußgallen, Steingallen, und Zungengallen ſind die beſondern Artickel nachzuſehen.

Gallon iſt in Frankreich und England ein Maas ſowohl zu flüßigen als trockenen Sachen. In England wiegt ein Gallon Wein 6, ein Gallon Ale $8\frac{1}{8}$ und ein Gallon Hopfenbier 9 Troypfunde. Der Gallon zu trockenen Materien iſt größer als der zum Wein und kleiner als der zum Ale. In Frankreich und beſonders in der Normandie hält der Gallon flüßiger Sachen 2 Pots oder die Hälfte von einem Septier.

Gallus, ſ. Galläpfel.

Galmei oder **Galmey**, *Lapis calaminaris*, *Cadmia nativa*, *Zincam calaminaris*, *Linn.* iſt ein mit Erden und Metallen verbundener Zinkkalk, und darf nicht mit dem Ofenbruch oder Ofengalmei, *Cadmia fornacum*, verwechſelt werden. Meiſtens iſt er einem verhärteten Eiſenocher ziemlich ähnlich, mehr oder weniger ſchwer, von bald weicherm, bald veſterm Zuſammenhang, zuweilen mit gröbern Sandtheilen und gar oft mit ſchimmernden Theilen vermiſcht. Auch ſeine Farbe iſt ſehr verſchieden, und man hat daher auſſer den chymiſchen Proben kein ganz ſicheres Kennzeichen dieſes Minerals. Wenn er im Feuer das Kupfer gelb färbt, iſt er ächt.

Der Galmei findet ſich in England, Pohlen, Ungarn, Böhmen, Schleſien und insbeſondere bey Aachen, von wo aus er häufig nach England verſendet wird. Er liegt ſelten tief, und bisweilen

findet

findet man ihn auf ebenem Felde faſt zu Tage. Er wird hauptſächlich zu Verfertigung des Meßings aus Kupfer gebraucht, durch die Deſtillation aber giebt er den Zink. Er wird geröſtet, gemahlen und in die Meßingbrennereyen geliefert. Die Galmeimühlen haben große Steine, deren Achſen an einer ſenkrechten Welle ſtecken und auf einem großen eingegrabenen Steine frey herumlaufen.

Galoren unterſcheiden ſich von ganzen Treſſen dadurch, daß dieſe zum Aufzug blos Seide, jene aber reiche Fäden erhalten.

Galopin, ſ. Pinte.

Gam, ein perſiſches Längenmaas von 3 Schritten.

Gamehnia oder **Gaminahuia** nennen einige den Speckſtein und andere den Onyx.

Ganaſſen heißen die Kinnladen der Pferde von der Kehle bis zum Kinn. Sind ſie zu groß und ſtark mit Fleiſch bewachſen, ſo machen ſie dem Pferde einen unförmlich großen Kopf; ſtehen ſie aber zu enge beyſammen, ſo kann es den Kopf nicht gut tragen, indem ſie ihm die Luft benehmen würden, wenn es den Kopf ſtark an ſich halten wollte. Unbewegliche Beulen zwiſchen den Ganaſſen laſſen einen Kropf und bewegliche Beulen den Rotz befürchten.

Gang, **Erzgang** oder **Ader** heißt bey dem Bergbau ein Kanal eines Gebirges, welcher in die Länge und Tiefe fortdauert und mit Erz oder Mineralien angefüllet iſt, zum Unterſchied von Steckwerken, Flözen oder Neſtern. Wenn ſich der Gang nicht weit erſtreckt, nennt man ihn einen Naſenläufer. Von den Flötzen unterſcheiden ſich die Gänge hauptſächlich dadurch, daß ſie nicht, wie jene, mit den Schichten der Gebirge parallel laufen, ſondern den Berg in verſchiedenen Winkeln durchſchneiden. Wenn die Gänge mit dem Gebirge ſtreichen, oder ſich nach der Länge des Gebirgs erſtrecken, ſo ſind

es gewöhnlich Hauptgänge, welche eine anſehnliche Länge, Breite und Tiefe haben. Andere gehen quer durch das Gebirge und ſind meiſtens weniger mächtig. Ihre Ausdehnung in die Dicke heißt die Mächtigkeit, in die Länge das Streichen und in die Tiefe das Fallen. Diejenige, welche mit der Horizontallinie einen Winkel von 75 bis 90 Graden machen, nennet man ſeigerfallende oder ſtehende Gänge; was unter 75 bis auf 45 Grade fällt, einen dohnlegigen und was unter 15 Graden fällt, einen ſchwebenden Gang. Dieſes Fallen wird nach den Graden des Hängkompaſſes oder Gradbogens beſtimmt.

Meiſtens ſetzen nur die groben Geſchicke, nämlich Kupfer, Zinn, Bley und Eiſen in eine mittlere, die reichen Silbergänge aber in eine große Teufe nieder.

Unter dem Streichen verſtehet man den Winkel, welchen derſelbe mit der Mittagslinie macht. Der Grubenkompaß, wovon ein eigener Artickel folgt, iſt in zweymal zwölf Stunden eingetheilt. Streichen die Gänge zwiſchen 12 und 3, ſo heißen ſie ſtehende oder Mittagsgänge; zwiſchen 3 und 6 Morgengänge; zwiſchen 6 und 9 Abend- oder Spatgänge und zwiſchen 9 und 12 Mitternacht- oder flache Gänge. Die ſtehenden und die Morgengänge hält man insgemein für die reichhaltigſten. Die Ausdehnung eines Ganges in die Mitte nennet man die Mächtigkeit. Gewöhnlich haben ſie ihre größte Mächtigkeit in der Mittelteufe. Die mächtigen haben mehr grobe und die ſchmalen Gänge mehr feine Geſchicke.

Eine Veredlung der Gänge kann nur da erwartet werden, wo mehrere beyſammen liegen, und am meiſten bey zufallenden Klüften; denn in allen Erzgebürgen vermag keiner für ſich allein etwas. Bisweilen

weilen durchſchneidet eine einzige Kluft mehrere neben einander ſtreichende Gänge und veredelt ſie alle.

Das Geſtein, welches ober dem Gang liegt, heißt das hangende, und dasjenige, ſo unter dem Gang liegt, das liegende, alle zuſammen aber das Geſchicke.

Nur ſelten hat ein Gang nur eine Art von Erzen, ſondern meiſtens mehrere beyſammen. Der Quarz findet ſich gerne bey dem Golde; Kalk, Spat, Blende, Flußſpat und Greus bey Silber und Kobolt; Hornſteine bey Kupfer; verſchiedene Spatarten bey Bley und Zinn; Kalkſtein bey Eiſen u. ſ. w. Doch laſſen ſich hierüber keine beſtimmte Regeln angeben.

Gangfiſch, ſ. Alet.

Ganggebirge nennet man beſonders diejenige Arten von Gebirgen, worinnen Gänge befindlich ſind, und welche meiſtens aus Greus und Thonſchiefer beſtehen. Doch verſtehet man oft auch Haupt- oder Wacker- und Granitgebirge darunter, in welchen doch ſelten Gänge vorkommen.

Gangkluft, eine ſchmale Ader, welche die Geſteinlagen des Gebirges kreuzweis durchſchneidet.

Gans, *Anas*, *Anſer*, *Linn.* Dieſer bekannte nützliche Vogel gehört unter die Amphibien, ob er ſchon das Waſſer nicht ſo ſehr liebt wie die Endte, und wird mit dieſer unter einerley Geſchlecht geſetzt, welches **Klein** Breitſchnäbler, *Platiroſter* nennt. Eine nähere Beſchreibung dieſes Vogels, beſonders der **Haus- oder Bauerngans**, welche der hauptſächlichſte Gegenſtand dieſes Artickels iſt, nach ihrer Geſtalt und übrigen Kennzeichen, wäre bey einem ſo allgemein bekannten Thiere, gewiß überflüſſig. Wir merken nur an, daß ſich das Männchen, der **Gänſerich** oder **Ganſer**, von dem Weibchen

durch höhere Beine, einen längern und dickern Hals und eine ſtärkere Stimme unterſcheidet. Er muß wenigſtens 2 oder 3 Weibchen haben, und kann deren wohl 7 brauchen. Am leichteſten paaren ſich die Gänſe auf dem Waſſer. Sie legen erſt im zweyten Jahre, und zwar das erſtemal 4 bis 5, ſodann aber 10 bis 12 Eyer. Wenn die Gans legen will, ſo trägt ſie immer Stroh im Schnabel, und man muß ihr ſodann ein Neſt an einen bequemen Ort machen. Eine gute Brutgans erkennet man daran, wenn ſie bey dem Eyerlegen viele Federn in das Neſt fallen läßt. Zehen höchſtens zwölf Eyer ſind für ſie zum Ausbrüten genug. Sie ſitzt 26 bis 30 Tage. Man darf ſie während dem Brüten nicht hindern, ſich im Waſſer zu baden, und hat gar nicht zu beſorgen, daß ſolches den Eyern nachtheilig ſeye. Die junge Gänschen füttert man in den erſten 3 Tagen mit klein gehackten Eyern unter Brod vermengt, nachhero aber mit gehackten Brenneſſeln, Waizenkleye und Gerſten. Nach acht oder 10 Tagen werden ſie auf einen Grasboden und nach 14 Tagen mit den alten in das Waſſer gelaſſen. Wenn ſie zu kielen anfangen und die Flügel das Kreuz ſchlieſen wollen, muß man ſie vorzüglich gut füttern, weil ſie ſonſten zu ſehr ermatten.

Wenn die Gänſe ſchon das Waſſer lieben, ſo müſſen ſie dennoch des Nachts einen trockenen Stall und gute Streu haben, und die naſſe Witterung iſt auch den Jungen, wenn ſie auf die Weide gehen, ſehr ſchädlich. Junge Gänſe können, ſo bald ſie zween Monate alt ſind, und die alten jährlich 4mal gerupft werden, nur muß man ihnen die Federn nicht zu bald im Frühjahre und nicht zu ſpät im Herbſt nehmen, damit ihnen der Froſt nicht ſchade.

Man

Man kann zwar die Gänſe mit allen Arten von Getraid und Hülſenfrüchten, auch mit Kartoffeln und Möhrruben mäſten; die ſicherſte, beſte und geſchwindeſte Maſtung aber iſt dennoch die mit gedörrten und in Waſſer eingeweichten Nudeln, womit ſie bekanntlich geſtopft werden. Man muß ihnen aber dabey fleißig Waſſer mit etwas Sand untermiſcht vorſetzen. Und um den Maſtgänſen recht vorzüglich große Lebern zu machen, miſcht man unter zwo gute Hände voll Stopfnudeln etwa für 2 oder 3 Pfennige Spießglaß, dann etwas Pfeffer, Ingwer und Salz, und giebt davon jeder Gans wöchentlich 4 von dieſen gemiſchten Nudeln neben den gewöhnlichen Nudeln aus bloſem Teig. Diejenigen Gänſe, welche vor Martini geſtochen werden, haben größere Lebern als die, ſo man ſpäter abthut. Wann die Leber rein ausgewaſchen worden iſt, legt man ſie in warme Milch und ſtreuet etwas fein geſtoſſenen weißen Pfeffer darauf, und gießt alle zwo Stunden friſche Milch auf, ſo wird ſie in höchſtens zween Tagen noch einmal ſo groß als ſie war.

Schlechte Wartung und Mangel an Futter, unreines Waſſer und anhaltendes Regenwetter raffen viele junge Gänſe weg und veranlaſſen die ſogenannte Gänsſeuche. Gute Pflege und ein trockener Stall bey der Näſſe ſind die beſte Kur und Vorbauung.

Die berühmte pommeriſche Spickgänſe bereitet man auf folgende Art. Die Gänſe werden ausgenommen, geſpaltet, ſtark mit Salz eingerieben, 3 Tage lang in eine Tonne gepreßt, wiederum herausgenommen, ſo naß, wie ſie von dem Salze geworden ſind, mit Waizenkleye dick überſtreuet und in den Rauch alſo gehängt, daß nur Rauch und durchaus keine Wärme dazu kommen kann. Nach

8 Ta-

8 Tagen nimmt man ſie ab und hängt ſie noch 8 Tage an einem lüftigen Orte auf, ſo ſind ſie fertig.

Das Gänſefett und die Federn ſind wichtige Gegenſtände der Landhaushaltung, und die Gänſezucht iſt der Zucht des meiſten übrigen Federviehes vorzuziehen, weil ſie ſich faſt den ganzen Sommer hindurch auf der Weide fortbringen und wenig Futter zu Hauſe bedürfen. Sehr ſchädlich aber iſt es, wenn die Gänſe mit anderm Vieh auf eine gemeinſchaftliche Weide getrieben werden, weil ihr Unrath dem Rind- und Schaafvieh zu eckelhaft iſt, und weil die kleine Federn, welche ſie auf der Weide verlieren, oft von dem übrigen Vieh mit dem Graſe verſchlungen werden und ihm Beſchwerden verurſachen.

Ihr Miſt wurde in vorigen Zeiten gar nicht geachtet, ja wohl für ſchädlich gehalten; nun aber weiß man, daß er ſehr fett und gut iſt, wenn man ihn auf Häufen zuſammen ſcharrt und vergähren läßt.

Eine ziemlich vollſtändige Anweiſung zur Gänſezucht und ökonomiſchen Bemühung der getödteten Gänſe findet man in **Germershauſens Hausmutter**, 2. B. S. 656. und 4. B. S. 832.

Die **wilde Gans** iſt an Geſtalt der zahmen faſt ganz gleich. Es giebt graue und weiße, die 4 oder 5 Schwingfedern ausgenommen, welche ſchwarz ſind. Sie ſind ſchmächtiger als die zahmen, haben einen ſchärfern Schnabel und brüten in moraſtigen Orten. Sie ſtreichen nach den warmen Feldern, wo ſie ſich an Teichen und Seen aufhalten. Um ſie zu ſchieſſen, errichtet man auf den Dämmen der Seen Hütten, in welchen ſich die Schützen verbergen. Einen kleinen rothen Pudelhund, der dazu abgerichtet iſt, läßt man in das Waſſer ſpringen, gegen die Gänſe

zu

zu und alsdann wiederum zurücke auf den Damm ſchwimmen. Auf dieſen ſchwimmen ſie mit großem Geſchrey, vor welchem ſie auch das ſtärkſte Geräuſch nicht hören, und endlich ganz nahe zu den Schützen, worauf dieſe unter ſie Feuer geben und meiſtens eine große Menge auf einmal erlegen.

Gans, ſ. Eiſengans.

Ganſerkraut iſt ein Beyname des Beyfußes.

Gantan oder **Gantang**, ein Gewicht auf der Inſel Java, 3 holländ. Pfunde ſchwer.

Gantas, ſ. Hali.

Ganza, die gewöhnliche Münze zu Pegu in Aſien, wird aus Zinn und Kupfer gemacht und iſt nach dem 20 fl. Fuß 3 kr. werth.

Ganzer Zeug heißt bey den Papiermachern der aus Lumpen geſtoſſene Teig, wie er aus der Stampfe oder dem Cylinder kommt.

Gapel, ſ. Göppel.

Garas heißt in Ungarn ein Kayſergroſchen und in Oſtindien ein grober weiſer Baumwollenzeug.

Garbe, ein Bund abgeſchnittener Getraidhalmen. Die Länge des Strohbandes beſtimmt die Größe der Garbe, und folglich ſind gewöhnlich in fruchtbaren Gegenden, wo es langes Stroh giebt, die Garben größer als im magern Lande. Ein Umſtand, auf welchen man in landwirthſchaftlichen Berechnungen wohl Rückſicht zu nehmen hat.

Garbruch, ein Bruch, welchen der Garmacher mit dem Eiſen in das Kupfer macht, um deſſen Gare zu erkennen.

Garbrüche heißen bey den Weißgärbern, die Alaunbrüche, worinnen die Häute ihre völlige Zubereitung erhalten.

Gardeplatinen, zwo ſtarke Platinen am Stuhl des Strumpfwebers, welche dazu dienen, daß die Pen-

dante

dante bey der Bewegung nicht zu weit herunter gehen.

Gardon, ſ. Alant.

Gare nennen die meiſten Profeßioniſten und Künſtler die letzte Zubereitung ihrer Kunſtprodukte; in manchen Gegenden aber geben die Landwirthe dieſen Namen dem Dünger.

Garris, ſ. Garauſche.

Gareiſen, ein langes ſpitziges Eiſen, welches der Garmacher in das ſchmelzende Kupfer ſtößt, um an dem, was ſich anhängt, zu erkennen, ob es bald gar ſeye.

Garerz, genug geröſtetes Erz.

Garfaß, das Faß, in welchem die Garbrüche gemacht wird, ſ. dieſen Art.

Garfeuer, ein ſtarkes Flammenfeuer, durch welches das Kupfer gar gemacht wird.

Gari, eine oſtindiſche Rechenmünze. Ein Gari Rupien hält 4000 ſolche Stücke.

Garkönig, das auf der Kapelle ſtehende Kupfer, wenn Schwarzkupfer auf Garkupfer probirt wird; oder die kleine Scheibe Kupfer, welche zuletzt ſtehen bleibt, wenn die Scheiben aus den Garheerden geriſſen werden.

Garküche heißt bekanntlich ein öffentlicher Ort, wo man zu allen Zeiten gekochte Speiſen haben kann.

Garley, ein Bier, welches zu Gardeleben in der Mark Brandenburg gebräuet wird.

Garn. Da unter dem Wort ſpinnen von Verfertigung des Garns gehandelt werden muß, ſo bemerken wir hier blos, wie das Garn zur Bleiche oder zum Weben zubereitet werden kann, ohne ihm durch korroſiviſche Lauge zu ſchaden. Man zerquetſcht nämlich wilde Kaſtanien ſamt ihren braunen Schalen, begießt ſie mit weichem Waſſer, gießt in 3 oder 4 Tagen das Flüßige ab, begießt das

Garn damit, läßt es 24 Stunden darinnen liegen, ringt es aus, ohne es auszuwaſchen, legt es in einen kupfernen Keſſel, gießt wiederum friſche Kaſtanienlauge darauf, und auf jedes Pfund Garn ein Viertelpfund Schmierſeife, läßt es eine Stunde langſam kochen, ſodann das Garn in dem Keſſel erkalten, in flieſendem Waſſer rein auswaſchen, tüchtig ausringen, auf Stangen trocknen, wenn es welk trocken iſt, mit hölzernen Bläueln klopfen und ganz trocken werden; ſo erhält man ein halbgelblichtes, ſehr weiches und dennoch dauerhaftes Garn.

Garnbaum, der hinterſte Baum an dem Stuhle des Leinenwebers.

Garnhandel. Dieſer bekannte und in manchen Gegenden Deutſchlands ſehr blühende Handel iſt, er mag eine Geſtalt haben, welche er will, dem Lande allezeit ſehr nützlich, und mithin durch Freyheiten und andere Unterſtützungen auf alle Art zu begünſtigen. Der inländiſche Garnhandel erleichtert dem Landmann den Abſatz ſeines geſponnenen Garns und dem Weber und Manufakturiſten den Einkauf zu aller Zeit; erſpahrt ihm viele Zeit und den Aufwand, welchen das in einem großen und lange müßig liegenden Garnvorrath ſteckende Kapital verurſacht. Die Ausfuhr des Garns ſcheint zwar dem Lande nachtheilig zu ſeyn, weil es demſelben nützlicher wäre, wenn es innerhalb ſeiner Gränzen verwebt würde. Allein darum iſt der Handel mit Garn in das Ausland dennoch nicht ſchädlich; denn er iſt nicht die Urſache davon, daß es roh ausgeführt werden muß. So bald das Land Weber und Manufakturiſten genug hat, kann der Handel mit Garn in fremde Länder von ſelbſt nicht mehr ſtatt finden, weil dieſe immer den gewebten Zeug wohlfeiler liefern können als die Fremden, welche zudem gleichen Preiſe noch den Profit der Zwiſchen-

händler

händler ſamt der Fracht und den Zöllen bezahlen müſſen, und folglich die Konkurrenz mit jenen nicht aushalten können. Wollte man aber die Ausfuhr des Garns verbieten, ehe noch hinlängliche Webſtühle zu deſſen Verarbeitung vorhanden ſind, — ein Fehler, welcher bey Manufakturanſtalten nicht ſelten begangen wird — ſo würde man dadurch die Spinnerey geradezu ruiniren. Und ſollten nicht tauſend Spinner dem Staate mehr werth ſeyn, als ein paar Fabrikanten?

Garnitz, ein rußiſches Maas trockener Körper, deren 130 eine Hamburgiſche Laſt ausmachen.

Garſa, Garſe, ein oſtindiſches Getraidmaas, welches 7200 franzöſiſche Pfunde hält.

Garten. Die ſogenannte Kunſt- oder Luſtgärten ſind nicht der Gegenſtand dieſes Artickels, weil ſie den Kameraliſten und Oekonomen nichts angehen. Denn wenn er ſchon bisweilen Aufſicht, Verwaltung und Rechnung darüber führen muß, ſo hat er ſich doch nicht mit dem zu bemengen, was zur eigentlichen Gartenkunſt gehört, ſondern ſeine Beſchäftigungen und Anordnungen gründen ſich meiſtens auf die Regeln der Bauökonomie. Oekonomiſche Gärten, das iſt, ſolche Anlagen, welche dazu beſtimmt ſind, alle Arten von fremden und einheimiſchen den Kameraliſten und Oekonomen wichtigen Gewächſen im Kleinen anzupflanzen, und ökonomiſche Verſuche machen und Studirenden einen praktiſchen Unterricht ertheilen zu können, ſamt den eigentlichen wirthſchaftlichen, nämlich den Baum- und Küchengärten, gehören hieher.

Wenn wir von der Einrichtung der ökonomiſchen Gärten nur einigermaſſen vollſtändig handeln wollten, ſo würden wir viel zu weitläuftig werden; wir begnügen uns daher mit der kurzen Anmerkung, daß ſie eine Nachahmung der botaniſchen Gärten ſind,

mit

mit welchen ſie eine ſehr ähnliche Beſtimmung haben, und daß man alſo am beſten fahren wird, wenn man bey ihrer Anlegung einen wohl eingerichteten botaniſchen Garten zum Muſter wählt. Nur muß der ökonomiſche Garten um ein merkliches größer ſeyn als der botaniſche, weil er viele Bäume, Stauden und ſolche Gewächſe enthalten muß, die theils viel Raum einnehmen, und theils in einiger Menge gepflanzt werden müſſen, wenn der Zweck eines deutlichen und vollſtändigen Unterrichts nicht verfehlt werden ſolle. Auch erfordert der nöthige Vorrath verſchiedener Erwartung und die praktiſche Anweiſung zu ihrer Verbeſſerung ziemlich viel Raum.

Von den Baumgärten haben wir ſchon einen eigenen Artickel vorausgeſchickt und in Anſehung der ſogenannten Kehl- Krätz- Küchen- oder Zehrgärten ſchränken wir uns nur auf ihre Anlage und äuſſerliche Beſchaffenheit ein, weil die eigentliche ökonomiſche Gartenkunſt, oder die Lehre, wie jedes Gartengewächſe insbeſondere behandelt werden muß, bey Beſchreibung jeder Pflanze angeführt und alſo in viele Artickel vertheilt iſt.

Bey der Anlegung eines Küchengartens kommt es mehr auf eine vortheilhafte Lage, als auf die Güte des Bodens an, weil nicht nur die mancherley Gartengewächſe ſehr verſchiedene Arten Erdreichs erfordern, ſondern auch dieſes ungleich leichter verbeſſert werden kann, als die Fehler der Lage. Eine Ebene iſt für den Küchengarten am beſten, doch muß ſie entweder einen natürlichen Abhang haben, welcher der überflüßigen Feuchtigkeit einen Abfluß verſchaft, oder man muß zu Dohlern und Abzugsgräben ſeine Zuflucht nehmen. Dagegen darf es dem Garten auch nicht am Waſſer zum Gieſen gebrechen. Muß man dieſes erſt hinein leiten, ſo iſt in der Mitte des Gartens ein großes Baßin anzulegen,

gen, in welchem man das Quellwaſſer erſt 24 Stunden der Sonne und Luft ausſetzen kann, ehe man es zum Gieſen gebraucht. Iſt der Garten groß, ſo ſetzt man eine Pumpe in dieſes Baßin, und in jedes Viertel des Gartens entweder ein kleineres Baßin, oder wenigſtens eine große Waſſerkufe, in welche man das Waſſer durch Hülfe der Rinnen pumpen kann, damit man es bey den Gieſen nicht weit tragen darf. Die Zeit und der Arbeitslohn, ſo dadurch erſpart werden, ſind vielleicht die erheblichſten Verbeſſerungen, die in der Gartenökonomie ſtatt finden. Der Küchengarten ſoll viele Sonne und wenig Schatten haben, muß alſo gegen Oſten und Süden offen und gegen Norden gedeckt ſeyn. Eine bloſe Mauer ſchützt ihn nicht gegen die Nordwinde, wenn nicht hohe Gebäude oder Hügel und kleine Berge den Nordwind abhalten; dennoch aber iſt es räthlich, ihn gegen Nord und Norſtweſt mit einer Mauer einzuſchlieſen, weil ſolche zu einem vortreflichen Spalier von den beſten Obſtbäumen dient. Fehlt es auf dieſer Seite an Schutz gegen die Winde, ſo kann man ſich mit großen hochſtämmigen Bäumen ziemlich helfen; und hierzu ſind die Wallnüßbäume die vorzüglichſten, weil ſie ſehr groß und dick belaubt werden. Gegen Morgen und Mittag hingegen darf der Küchengarten durchaus keinen hochſtämmigen Baum, und überhaupt auch nicht viele Zwergbäume haben, weil ſie den Erdgewächſen mehr ſchaden als ſie durch ihre Früchte nützen. Nicht nur Sonnenſchein, ſondern auch warme durchſtreichende Winde ſind den Gewächſen nothwendig, und dahero iſt es am beſten, ihn, auſſer der Nord- und Nordweſtſeite, nur mit einem tiefen und breiten Waſſergraben, der zugleich Bronnen und Waſſerleitungen entbehrlich macht, oder in deſſen Ermangelung mit einem Zaun von geſchnittenen Latten ein-

zu-

zuſchlieſſen, weil Mauern und Hecken den Zug der Luft zu ſehr abhalten, zu viel Schatten machen und die Hecken insbeſondere vielen ſchädlichen Inſekten zum Aufenthalt dienen.

Von den vielen vorhandenen Gartenbüchern empfehlen wir zum nähern Unterricht vorzüglich:

Ph. F. Lüders Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens, n. Aufl. Hanov. 1778.

Ph. Millers allgemeines Gärtnerlexikon, 4 Theile, Nürnberg 1769 — 1776.

Reichards Land- und Gartenſchatz.

Hirſchels Theorie der Gartenkunſt.

J. G. Müllers *Deliciae hortenſes*, oder vollſtändige Gartenkunſt, 2 Th. Stuttg. 1765. 8.

Gartendiſtel, ſ. Artiſchocke.

Gaſſa iſt eine Rechenmünze zu Gamron am perſiſchen Meerbuſen, welche $\frac{1}{3}$ Kreuzer nach dem 24 fl. Fuß beträgt.

Gaſſe, eine kleine Furche auf dem Treibheerd, oder auch in dem Tiegel des Schmelzofens.

Gaſſen heißen in den Städten und Dörfern die zwiſchen den Häuſern gehende Wege, welche weniger als 6 Klaftern breit ſind, zum Unterſchied der Straſſen, welche wenigſtens 6 Klaftern breit ſeyn ſollen. Damit die Eckhäuſer eine rechtwinklicht viereckigte Geſtalt bekommen, ſollen alle Haupt- und Nebengaſſen einander unter einem rechten Winkel durchſchneiden.

Sonſten hatten die Gaſſen, beſonders die ſchmalen, ein von den Häuſern gegen die Mitte zu abhängiges und ſich in eine Rinne vereinigendes Pflaſter, welches zum Gehen, Reiten und Fahren gemeinſchaftlich war; in unſern Tagen aber wird in der Mitte ein beſonderer Fuhrweg mit Gräben oder Rinnen eingefangen und zu beyden Seiten, an den Häuſern, ein Fußweg gepflaſtert. Wenn die ganze

Gaſſe 12 Fuß breit iſt, ſo erhält jeder Fußweg $2\frac{1}{2}$ und der Fahrweg 6 Schuhe, 1 Schuh aber gehet auf die 2 Rinnen; iſt hingegen die Gaſſe 18 Schuhe breit, ſo erhält jeder Fußweg $3\frac{1}{2}$ und der Fahrweg 10 Schuhe. Bey ſehr großen Straſſen iſt es ſchön, wenn in der Mitte zween Fahrwege angelegt werden und zwiſchen dieſen ein erhabener Damm zur Prommenade aufgeführt, mit Bäumen beſetzt und mit Sand beſtreuet wird.

Seltſam iſt es, daß man auch in unſern Zeiten, da man ſo gute Chauſſeen anzulegen weiß, doch noch immer an der alten Mode hängen bleibt, auch in breiten Gaſſen die Fuhrwege zu pflaſtern, da doch auch das beſte Pflaſter zum Reiten und Fahren ſehr unbequem und gefährlich, eine wohlangelegte und fleißig unterhaltene Chauſſee aber nicht nur weit bequemer, ſicherer und wohlfeiler, ſondern auch eben ſo ſchön als ein Pflaſter iſt. In kleinen Städten würde man es für Schande halten, die Fuhrwege, die auch ſelten breit genug dazu ſind, chauſſeemäßig anzulegen und beſorgen, die Reiſende möchten es für ein Zeichen der Dürftigkeit anſehen; gienge aber eine große Stadt mit ihrem Beyſpiele vor, ſo dürfte es uns für allgemeine Nachahmung nicht bange ſeyn. Und wie viel würden die Fußgänger dabey gewinnen, wenn die zunächſt an den Häuſern gepflaſterte Fußwege von Reitenden und Fahrenden nicht mehr betreten würden!

Gaſſenbetteln. Die Abſtellung des Gaſſenbettels ſetzt Armenanſtalten voraus, worinnen wahrhaft dürftige und zur Arbeit untaugliche Perſonen verſorgt und ſolche, welche noch etwas arbeiten können, auf eine nützliche Weiſe beſchäftiget werden. Auch muß für arme Reiſende in ſo weit geſorgt werden, daß ſie von Ort zu Ort, bis ſie auf dem geraden Wege durch das Land kommen, unter dem Thor

oder in Dörfern und Flecken in dazu beſtimmten Häuſern, auf öffentliche Koſten einen nothdürftigen Zehrpfenning erhalten, denn ſonſten würde man ſie durch das Verbot, auf der Gaſſe zu betteln, nöthigen, im Lande Hungers zu ſterben. Damit aber dieſe Anſtalt nicht mißbraucht werden könne, muß jedem armen Reiſenden auf dem erſten Gränzort ein Erlaubnißſchein, durch das Land zu gehen, ertheilt werden, auf welchem die Zeit, welche ihm zur Durchreiſe vergönnet iſt, die Orte, welche er zu betreten hat, wo und wie viel Zehrgeld er in jedem Nachtquartier zu empfangen hat, verzeichnet iſt. Dieſer Zettel könnte ihm auf der Gränze wiederum abgenommen, jeder Bettler innerhalb des Landes aber, welcher damit nicht verſehen iſt, als ein muthwilliger Gaſſenbettler eingezogen und beſtraft werden.

Manche Bettlerin würde für ſich Arbeit und Verdienſt finden, wenn nicht ihre Kinder, welche niemand einnehmen will, ſie daran hinderten. Aber nicht nur um deßwillen, ſondern auch und hauptſächlich aus dem Grunde müſſen den Bettlern die Kinder abgenommen und andern Leuten zur Verpflegung gegeben werden, weil aus den Kindern der Bettler wiederum Bettler von Profeßion werden, die jede andere Lebensart ſcheuen und ihre beſten Jahre und geſunde Glieder dem Müßiggange wiedmen. Jedem Lande, es ſey klein oder groß, fällt es nicht ſchwer, ſeine eigene Arme ſamt den Kindern ſeiner eingebohrnern Bettler zu verſorgen, und ſind dieſe einmal zur Arbeit erzogen, ſo wird ſich der Hang zum Gaſſenbettel ziemlich verlieren. Wie aber dieſes geſchehen könne, davon handelt der Art. Armenanſtalten. Wollte man ſich hingegen auch damit abgeben, alle auswärtige Bettler zu verſorgen, oder in Arbeitshäuſer einzuſperren, ſo würde

kein Staat, er ſey groß oder klein, reich oder arm, damit fertig werden. So ſehr man auch geneigt iſt, alle bekannte und ordentliche Mittel zu verachten, weil man das Mangelhafte an ihnen ſchon kennt, und auf ganz neue und auſſerordentliche Mittel zu raffiniren, welche den Nachbarn Bewunderung abnöthigen und uns ſelbſten mit glänzenden Erwartungen ſchmeicheln, ſo wird man doch am Ende zu Bettelvögten und Strickreutern ſeine Zuflucht nehmen müſſen, ob gleich die Erfahrung lehret, daß dieſe Leute, wenn ſie nicht unter genauer Aufſicht ſtehen, ihrer Pflicht gar bald vergeſſen und eine neue Bürde des Landes werden. Eben ſo bekannt iſt es auch, daß die ihnen vorgeſetzte obrigkeitliche Perſonen eben ſo geſchwinde in ihrem Eifer nachlaſſen und die Aufſicht über dieſe Leute vergeſſen, ſonſt könnten ſolche nicht ausſchweifen. Allein dieſes iſt ein Fehler, welcher allen menſchlichen Anſtalten unzertrennlich anklebt, und worauf ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß diejenige höhere Obrigkeiten, welchen es entweder an Einſicht oder am guten Willen fehlt, ſie in Beobachtung ihrer Pflichten thätig zu erhalten, ſich mit ähnlichen Anſtalten und Verbeſſerungen gar nicht abgeben.

Gaſt wird öfters ein Fremder oder Ausländer genennet, der ſich nur eine Zeitlang an einem Orte aufhält und daſelbſt nicht anſeßig iſt. Daß in den meiſten Handelsſtädten den Gäſten auſſer den Meßzeiten kein freyer Handel geſtattet, ſondern ſolcher auf mancherley Weiſe beſchränkt wird, iſt eine bekannte Sache.

Gaſthof, ſ. Wirthshaus.

Gatter. Das ausgeſchmolzene Zinn wird auf den Hütten in kreuzweis übereinander liegende Streifen gegoſſen, zu Ballen gerollet und derb zuſammen geſchla=

geſchlagen. Dieſe gegoſſene Streifen heißen ein Gatter.

Gatterzins heißt in manchen Gegenden ein Zins, welchen die Bauern nicht an ihre Grund- ſondern an eine fremde Herrſchaft zu bezahlen haben.

Gaudipis, weiſe baumwollene oſtindiſche Tücher, etwas ſchmäler und gröber als Baffetas.

Gaude, ſ. Wau.

Gaumen. Bey jungen Pferden iſt der Gaumen fleiſchichter als bey alten, und man kann daraus auch ihr beyläufiges Alter, jedoch nicht mit Gewißheit, erkennen. Ein ſehr fleiſchiger Gaumen iſt gegen das Gebiß ſehr empfindlich und macht daher ein Pferd weichmäulig.

Gaupe, im Niederſächſiſchen eine Lucke oder Gäſſe, iſt ein Dachladen ohne Fenſter.

Gaute, ein Getraidmaas an den Küſten der Barbarey, welches den 30ſten Theil einer Laſt beträgt.

Gautſchen heißt bey den Papiermachern, einen Bogen aus der Form nehmen und auf ein Bret (Gautſchbret) legen, womit er unter die Preſſe gebracht wird.

Gayac, ſ. Franzoſenholz.

Gazana oder *Gazava*, eine oſtindiſche Silbermünze, welche 50 Sols werth iſt.

Gaze iſt ein Gewebe, deſſen Ketten- und Einſchlagsfäden voneinander abſtehen und es dadurch einem Netze ähnlich machen. Es wird auf mancherley Art verfertigt und erhält die Namen Flor, Filet, Marli, wovon die beſondern Artickel nachzuſehen ſind. Der Bortenwirker giebt dieſen Namen denjenigen Treſſen, deren Anſchweif Seide und der Eintrag von derjenigen Art Lahn iſt, welche man grobe Ringel nennet.

Eine ausführliche Beſchreibung der Gazefabrik findet man in Jakobſons Schauplatz der Zeugmanufakturen ꝛc. 4. B. S. 78. ff.

Gazetta, eine römiſche Münze, welche nicht völlig 2 Kreuzer nach dem 24 fl. Fuß beträgt.

Gazetten nennet man die erdenen Kapſeln, worinnen das Porzellan gebrennet wird.

Gé oder *Géailoge* iſt in Frankreich ein Maas flüßiger Dinge, deſſen Gehalt in verſchiedenen Provinzen auch verſchieden iſt. Das größte hält 16, das mittlere 12 und das kleinſte 8 Pinten.

Gebärmutter bey Kühen, ſ. Tragſack.

Gebälke. Jedes bürgerliche Gebäude, wenn es nicht einſtöckig iſt, hat dreyerley Gebälke, nämlich das Deckegebälk oder Fußgebälk zwiſchen den Stockwerken, das Dachgebälk oder Hauptgebälk, worauf der Dachſtuhl ruhet, und das Kehlgebälk, welches den innern Dachraum in zween Theile abtheilt. Sehr viel trägt es zur Stärke eines Gebälkes bey, wenn alle Balken auf die ſchmale Seite gelegt und über das Kreuz mit Streben durchzogen werden, damit ſich nichts ſchieben kann. Im übrigen ſehe man das Wort Balke nach.

Gebäude, ſ. Baupolicey.

Gebieth oder **Bieth**, das in den Mahlmühlen über dem inwendigen Räderwerk ſtehende Gerüſte, worauf die Mühlſteine mit den Zarchen und Trichtern ruhen.

Gebinde heißt 1) eine Anzahl von Fäden, wornach das Garn berechnet wird, und die oft in 20 auch in 40 Ellen beſtehet; 2) eine Getraidgarbe oder ein Bund Stroh, 3) in der Baukunſt 2 durch Riegel und Streben verbundene Säulen; und 4) bey den Dach- und Schieferdeckern eine durch das ganze Dach gehende Reihe Schiefer oder Dachplatten.

Gebirge heißt eine Anzahl miteinander in Verbindung ſtehender Berge. Iſt dieſe Anzahl groß und in die Länge gedehnt, ſo nennet man es eine Bergkette.

Alle zu einem Gebirge gehörige einzelne Berge ſind in ihrer Höhe verſchieden und erheben ſich immer mehr, je weiter ſie ſich von dem flachen Lande entfernen. Man bemerkt zuerſt Berge, die von dem flachen Lande ſanft aufſteigen und ſich nach und nach erheben, **Vorgebirge**, darauf kommt man auf Berge, die ſchon näher in die Höhe ſteigen, **Mittelgebirge**; und endlich folgen die ſteilſten und höchſten oder **hohen Gebirge**.

Gewöhnlich theilt man die Gebirge in **Grund-Flöz- und vulkaniſche Gebirge**. Die Gebirgsarten der Grundgebirge kann man in Haupt- und Nebengebirgsarten eintheilen. Jene ſind Granit, Gerus, Porphyr, Glimmerſchiefer, Thonſchiefer, graue Wacke, Serpentinſtein und Marmor, der in ihrem Innern in großen Lagern gefunden wird; dieſe aber Schörl, Granat, Hornblende, Quarz u. d. g. Die Gebirgsarten der Flözgebirge ſind: bituminöſer Mergelſchiefer, dichter grauer Kalkſtein mit Thon gemiſcht, Zech- oder Dachſteine, Gyps, Stinkſtein, Sandſtein, eine Schicht Thon mit Sand gemengt, dichter Kalkſtein, Rockenſtein, Thon, Steinkohlen, Schieferthon, bituminöſes Holz, Steinſalz. Und endlich beſtehen die vulkaniſchen Gebirge aus ſchwarzer dichter Lava, poröſer Lava, glaſiger Lava, Bimſteine, vulkaniſcher Aſche, vulkaniſcher Breccia und Hornſchiefer; den jedoch viele nicht hieher rechnen.

Gebirge nennet der Bergmann jedes Geſtein, es mag noch in ſeiner Lagerſtelle liegen oder ſchon gebrochen ſeyn. Mehr hieher gehöriges enthält der Art. Bergbau.

Gebiß, ſ. Zaum.

Gebläſe nennet man die Blaſebälge auf den Schmelzhütten. In vorigen Zeiten waren ſie den gewöhnlichen ledernen Blaſebälgen der Schmiede ähnlich; unſere heutigen Gebläſe aber, die ein Biſchof von Bamberg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfunden haben ſoll, beſtehen aus zween hölzernen Käſten, wovon der untere unbeweglich und der obere beweglich iſt. Er erhebt und erniedrigt ſich, wie der mit einem Scharniere beveſtigte Deckel einer Doſe, und ſeine Ränder gehen über die Einfaſſung des untern Kaſtens. Dieſer hat am Ende Fugen oder hölzerne Leiſten, welche der Luft allen Durchgang verwehren, und ſie nöthigen, ſich durch die vordere Röhre hinaus zu drängen. Wenn ſie geſtoſſen werden, können ſie gegen das äuſſere Theil des Kaſtens weiter fort und wiederum zurücke gehen, niemal aber überſchreitet der Rand der Leiſten den Rand des Kaſtens gegen das inwendige Theil, und niemal können ſie in die Höhe ſteigen. Sie ſind beſtändig durch Federn gedrückt, welche ſie zwingen, ſich gegen die inwendigen Wände des Oberkaſtens anzulegen. Die Oefnungen, welche die Luft in den Blasbalg einlaſſen, indem ſich der obere Kaſten erhebt, ſind in den Boden des untern Kaſtens eingeſchnitten und werden, ſo wie die Klappen, welche ſie verdecken, Windſchöpfer genennet. Um den Windſchöpfer herum iſt der Boden des Kaſtens mit Schaaffellen überzogen, die noch ihre Wolle haben, und eben ſo iſt der Rand der Klappe eingefaßt. Der bewegliche Kaſten wird auf eine ſehr bekannte Art durch ein Waſſerrad in die Höhe gezogen und durch ein daran gehängtes Gewicht niedergedrückt. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zween Bälge nebeneinander, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe gehet, indem der

der andere niedergedrückt wird. Je größer die Oeffnung eines Balges iſt, um ſo leichter iſt er niederzudrücken, um ſo geſchwinder aber muß er auch gehen. Große Bälge ſind immer vortheilhafter als kleine, weil das Rad, welches ſie bewegt, ſeinen ſo ſchnellen Gang erfordert und alſo nicht ſo leicht Schaden nimmt. Gar ſehr iſt darauf zu ſehen, daß das Gebläſe nicht zu geſchwind und nicht zu langſam gehe. In dem erſten Fall werden unnöthige Kohlen verbrannt und das Metall kann ſich nicht genug von den Schlacken abſondern, im letztern Fall aber kann das Geſchmelzte ſtehen bleiben und großen Schaden bringen. Wenn die Arbeit recht gehen ſoll, muß jeder Balg viermal in einer Minute in den Ofen blaſen.

Gebräude nennet man diejenige Menge Bier oder Eßig, welche in einer Bräuerey auf einmal gebräuet werden kann.

Gebrannte Waare nennet man an einigen Orten allen Ziegelzeug.

Gebrech heißt in der Bergwerksſprache, mürbe oder gebrechlich.

Gebürge, ſ. Gebirge.

Gebüſche nennet man ein kleines Wäldchen, worinnen zwar einige Eichen, Buchen oder Birken ſtehen können, das Geſträuch oder ſogenannte Unterholz von Haſeln, Weiden, Dornen u. d. g. aber dennoch die Hauptſache ausmacht. Es wird alle 10 bis 15 Jahre abgetrieben und zu Wellholz benutzt. Man legt dergleichen Gebüſche gerne in freyen Feldern und ebenen Gegenden an, um dadurch dem kleinen Wildpret Schutz und Auffenthalt zu verſchaffen.

Gedang, ein oſtindiſches Maas, womit Pfeffer und anderes Gewürz ausgemeſſen wird. Ein Gedang Pfeffer hält ungefähr 4 Nürnbergiſche Pfunde.

Gediegen heißen die Metalle der Schwefel und einiger Salze, wenn ſie ohne chemiſche Verbindung mit andern Mineralien gefunden werden. Von dem Golde iſt man völlig gewiß, daß es in ſeiner vollkommenen Reinigkeit gefunden wird, von andern Metallen aber läßt ſich dieſes ſo unwiderſprechlich nicht erweiſen. — **Gediegen Erz** nennet man den Zinnober, der ſich in Idria in Verbindung mit Eiſenthon findet.

Geding heißt bekanntlich ein Vertrag. Bey dem Bergbau verſtehet man darunter insbeſondere einen Vertrag auf Gewinn und Verluſt, und die auf ſolche Art verdungene Arbeit.

Geelfink, ſ. Goldammer.

Geerenthau, ein Seil, womit etwas in die Höhe gerichtetes, z. B. der Kopf einer Stammmaſchine, veſt gehalten wird, damit es nicht überſchlagen könne.

Geeſt nennet man in Niederſachſen hohes und erhabenes Land im Gegenſatz von Marſchlande.

Gefährt, die Spur eines Ganges oder einer Erzader.

Gefälle nennet man 1) die herrſchaftliche Einkünfte, 2) im Hüttenbau den obern Theil des Planheerdes und 3) bey Mühlen die Höhe des Waſſerfalls vor dem Mahlgerinne. Das Waſſer von den Radſtuben oder das Ueberwaſſer fließt über einen waagrecht liegenden Baum, Fachbaum genannt, und wird nach deſſen Gefälle wiederum in zwey getheilt. Die Höhe des Waſſers über dem Fachbaume giebt das lebendige Gefälle, ſo wie die Höhe vom Fachbaume an ſenkrecht bis auf das Hinterwaſſer gemeſſen, das todten Gefälle giebt. Letzteres nennt man auch den trocknen und erſteres den naſſen Fall. Hohe Gefälle werden zu oberſchlächtigen und niedrige zu unterſchlächtigen Waſſerrädern benutzt.

Kunſt-

Kunſtgefälle werden auf zweyerley Weiſe benutzt, entweder das natürliche Gefälle zu erniedrigen und das Waſſer abzuleiten, oder es zu ſtemmen und zu erhöhen. Es iſt auf mehr als eine Art möglich, den Spiegel des Flußwaſſers zu erniedrigen. Entweder leitet man das überflüßige Stromwaſſer anderswo ab, oder verhindert den Zufluß; oder man beſchleunigt die Geſchwindigkeit der Strombahn, theils durch Erweiterung der Stromengen und theils mit Durchſtechung der Serpentinen; oder man erniedrigt die Fachbäume und verwandelt die oberſchlächtige in halboberſchlächtige Räder; oder man führt den Abgangskanal um die Mühle herum und läßt ihn in das Unterwaſſer eintreten. Die Erhöhung des Gefälles hingegen dient dazu, den allzuſchnellen Ablauf des Flußwaſſers zu verhüten, und mehrere Gewalt auf einen beſtimmten Ort leiten zu können.

Gefällkäſtchen iſt ein Theil des Maſchheerds, worein die Waſſer vom Gerinne fallen und ſich daraus über den Heerd verbreiten.

Gefängniſſe ſind ein wichtiger Gegenſtand der mediciniſchen Policey. Faſt allenthalben findet man bey Einrichtung der Gefängniſſe Unbarmherzigkeiten, die man bey geſitteten Nationen nicht erwarten ſollte. Höchſt ungeſunde, feuchte, kleine und dumpfige Gefängniſſe, die ſelten gereiniget, faſt niemal mit friſcher Luft erfüllet und durch die Exkrementen der Gefangenen, die oft lange genug in Töpfen darinnen ſtehen bleiben müſſen, noch mehr verunreiniget werden, der Mangel an Gelegenheit, ſich zu ſäubern, an trockenen und reinen Kleidungsſtücken, an geſunden Nahrungsmitteln und hauptſächlich an körperlicher Bewegung bringen das Elend der Gefangenen öfters auf einen ſo hohen Grad, daß man alles Gefühl verlohren haben muß, wenn man dadurch

durch nicht auf das äuſſerſte gerühret wird. Die Mittel, demſelben abzuhelfen, ſind nicht ſchwer zu finden; denn jede Obrigkeit hat gewiß einen Arzt, deſſen Kenntniſſe hinreichen, ſie an die Hand zu geben; aber den guten Willen dazu zu erregen, iſt nicht ſo leicht. Auch iſt es nicht genug, die erſten Anſtalten zu treffen, ſondern man muß unaufhörlich darüber wachen, daß ſie nicht durch die Sorgloſigkeit und den Eigennutz der Unterobrigkeiten wiederum vereitelt werden. In Ländern, welche mit den heilſamſten und ſchönſten Verordnungen prangen, iſt oft der Gefangene eben ſo ſchlimm daran, als in der kleinſten Reichsſtadt, deren Magiſtrat an ſolche Dinge noch nie gedacht hat. — Wir halten uns nicht mit einer umſtändlichen Anzeige der vielen Gebrechen der Gefängniſſe, und der Art, ihnen abzuhelfen auf, weil ſie leicht zu entdecken ſind, wenn man nur beobachten will, ſondern begnügen uns, unſere Leſer auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam gemacht zu haben. Einen einzigen beſondern Umſtand aber müſſen wir hier noch bemerken. Die gewöhnliche Anſtalten, wodurch man gefährlichen Inquiſiten das gewaltthätige Entrinnen aus dem Gefängniſſe zu erſchweren ſucht, ſind ihrer Geſundheit und ihren Gliedern oft nachtheiliger als alle übrige Mängel der Gefängniſſe. Um alſo dieſe beſchwerliche Anſtalten entbehrlich zu machen, verfiel ein Ungenannter in den Hanöv. gel. Anz. v. J. 1751, S. 601. auf den Vorſchlag, man ſolle allen Inquiſiten bizarre Kleidungen anlegen, welche ſie von allen andern Menſchen auch ſchon in der Ferne unterſcheiden und als entrunnene Inquiſiten bekannt machen, damit ſie alle Hofnung verlieren müſſen, ſich mit der Flucht retten zu können, wenn ſie auch ſchon das Glück haben ſollten, aus dem Gefängniſſe zu entrinnen.

Gefäße. Von der Schädlichkeit der aus Kupfer Zinn verfertigten und auch der mit Bley glaſirten erdenen Gefäße, worinnen Speiſen und Getränke zubereitet werden, in Anſehung der menſchlichen Geſundheit, iſt man in unſern Tagen ſowohl aus traurigen Erfahrungen, als aus chymiſchen Proben hinlänglich überzeugt. Unter allen metallenen Gefäßen ſind die eiſernen die unſchädlichſten; und daß das Eiſen zu Kochgefäßen wohl brauchbar ſeye, haben wir unter dem Worte Eiſen gezeigt. Auch erdene Gefäße können ohne Zuſatz von Bley glaſirt werden. Man hat Sand- und Thonarten, die ſich mit Salpeter zu einem halbdurchſichtigen Glas ſchmelzen laſſen.

Die Polizey hat hauptſächlich dafür zu ſorgen, daß unſchädliche Gefäße allenthalben im Lande um einen mäſigen Preiß zu haben ſind; daß kein anderes Zinngeſchirr im Lande verfertigt und verkauft werde, als für deſſen Reinigkeit von Bley und andern ſchädlichen Zuſätzen der Künſtler mit Beyſetzung ſeines Zeichens und des Jahrs, in welchem es verfertigt wurde, ſtehen kann; daß in ſolchen Häuſern, in welchen Speiſen und Getränke zum Verkauf für das Publikum bereitet werden, kein Gefäß von einer der Geſundheit nachtheiligen Materie geduldet werde, und daß man jedes Unglück, welches aus vernachläßigter Reinlichkeit der kupfernen und anderer metallenen Geſchirre entſtehet, zu allgemeiner Warnung ſogleich bekannt mache, weil ſich die Leute doch leichter durch Beyſpiele als durch Grundſätze belehren laſſen.

Gefahrdeich heißt ein Damm, welcher unmittelbar an dem Waſſer liegt und kein Vorland hat.

Gefahrzins, ein Zins, welcher zur beſtimmten Zeit unfehlbar abgetragen werden muß, wenn man nicht das zinsbare Gut verlieren will.

Gefallene Leder nennet man die Häute von krepirtem Vieh. Sie ſind immer ſchlechter, als die vom geſchlachteten.

Geflügel, Federvieh. Hierunter verſtehet man alles zahme Vieh, welches von der Natur mit Federn bedeckt iſt; die wilden Gattungen aber ſind unter dem Namen Federwildpret bekannt. Ob in großen Landwirthſchaften von dem Geflügel großer Nutzen zu erhalten iſt, die Zucht der Gänſe, und wenn man weibliche Dienſtboten hat, die es gut verſtehen, auch der Truthühner ausgenommen, daran zweifeln wir ſehr. Die Tauben insbeſondere ſchaden den Feldfrüchten zur Saat- und Erndtezeit mehr als man glauben ſollte, und die Hühner freſſen ungleich mehr Körner, welche die Bäurin ihrem Manne heimlich entwendet, (weil ſie das aus Eyern löſende Geld zu ihren Privatbedürfniſſen verwendet) als die Eyer werth ſind. Der geringere Landmann aber, deſſen Wirthſchaft nicht von großem Umfange iſt, und deſſen Weib gegen den Anfang des Frühjahrs nicht viele Beſchäftigungen findet, wird immer anſehnlichen Nutzen davon haben, wenn ſie ſich auf die Zucht junger Hühner verlegt, welche ſie in ihrer warmen Wohnſtube erziehet, frühzeitig zu Markte bringt und um hohen Preiß abſetzt.

Geforſteter Wald heißt ein Wald, in welchen man weder Vieh treiben noch Holz daraus hohlen darf.

Gegenbley nennet der Strumpfweber diejenigen Bleyſtücke, mit welchen er die ſchmalen Theile eines Zirkels ausſpannt.

Gegendeichung. Wenn ein Deich auf der Landſeite lecke Stellen erhält, ſo wird Erde an den vorhandenen Deich gebracht, bis ſolche vermögend iſt, den Sand aufzuhalten und das Durchflieſen des Waſſers zu verhindern; welche Arbeit die Gegendeichung heißt.

Gegenſchein, Gegenquittung, *Antapercha*, iſt entweder eine ſchriftliche Urkunde, die der Schuldner dem Glaubiger ausſtellt, und worinnen er bekennt, daß er an denſelben etwas abbezahlt habe, und das Bezahlte ſchuldig geweſen ſeye; oder man verſtehet darunter ein Inſtrument, worinne jemand bekennet, daß ihm ein gewiſſes Recht nur bedingter oder eingeſchränkter Weiſe zukomme. Man nennet ſolches insgemein einen Revers.

Gegerbter Stahl wird aus dem abgeſchmolzenen Eiſen, wenn ſolches 14 Tage im Ofen geglühet worden iſt, gemacht.

Gehäge iſt eine zur Schonung des Wildprets beſtimmte Gegend, worinnen nicht gejagt und nicht geſchoſſen werden darf.

Gehau, ſ. Schlag.

Geheimbuch iſt bey den Kaufleuten ein Buch, in welches ſie alles eintragen, was ihre Handlungsbediente nicht erfahren ſollen, z. B. ihr Vermögen an unbeweglichen Gütern, Koſtbarkeiten, Waaren, Baarſchaften, Paßivſchulden.

Gehende Werke nennet der deutſche Handwerksmann alles, was man unter Maſchinen verſtehet.

Gehirnentzündung. Das Rindvieh, wenn es von dieſer Krankheit befallen wird, erhält feurige entzündete Augen, heftiges Fieber, große Unruhe, einen Eckel vor allem Freſſen, und, wenn die Krankheit heftig wird, große Schläfrigkeit. Schleunige und oft wiederholte Aderläſſen aus der Halsader, Salpeter mit Auſterſchaalen und Kreide vermiſcht, viel laues Getränke aus abgekochter Kleye mit der Hälfte Molken vermiſcht, und Umſchläge um die Füße aus Sauerteig, Kochſalz, Seife und Eßig, um den Kopf aber aus Tüchern, die mit Waſſer und Eßig befeuchtet werden, ſind die dienlichſten Mittel gegen dieſe Krankheit.

Gehöfte. Darunter verſtehet man alle zu einem Bauerngut gehörige Gebäude ſamt dem Hofraum.

Gehren, ein Ackerfeld, welches an einem oder an beyden Enden ſpitzig zuläuft.

Geige, ein Inſtrment von 16 Schnüren, deſſen man ſich in den Hutmanufakturen bedient, um die Wolle und Haare damit zu ſchlagen.

Geigenbaum, Geigenholzbaum, ein weſtindiſcher Baum, deſſen Holz zum Bauen und nicht, wie man dem Namen nach vermuthen ſollte, zu muſikaliſchen Inſtrumenten verwendet wird. Er kommt in Deutſchland nicht fort, und wir unterlaſſen alſo ſeine nähere Beſchreibung.

Geigenbohrer, Fidelbohrer, ein Bohrer, welcher mit einer an einen Stock geſpannten Sehne, ſo einem Geigenbogen gleicht, in Bewegung geſetzt wird.

Geigenharz, ſ. Colophonium.

Geigenholz, ſ. Geigenbaum.

Geilhorſt, ein Flek in einem Acker, der ſich durch einen vorzüglich ſtarken Wuchs des darauf ſtehenden Getraides unterſcheidet.

Geipel, ſ. Göpel.

Geißbaum wird an einigen Orten die hohe Eſche, an andern aber der gemeine Ahorn genannt.

Geißblatt, oder Jerichoroſe, *Caprifolium*, *Lonicera*, *L.* Man liebt dieſes Gewächs theils, wegen ſeiner kletternden Zweige zu Bekleidung der Gartenwände und Lauben, und theils wegen ſeiner ſchönen und wohlriechenden Blumen, ein eigentlich ökonomiſcher Nutzen iſt aber davon nicht bekannt.

Geißbock, ſ. Ziegenbock.

Geiße, ſ. Ziege.

Geißhaar nennen die Wollkämmer diejenige ſpitzige, harte und rauhe Haare, welche ſich unter der Schaafwolle

wolle befinden und insgemein Flocken heißen. Sie müſſen davon ausgeklopft werden.

Geißklee, *Cytiſus*, *Lin.* iſt ein Pflanzengeſchlecht aus der 4. Ordnung der 1ſten Linneiſchen Klaſſe, *Diadelphia decandria.* Alle hieher gehörige Arten haben einen in zwo Lippen getheilten Kelch, wovon die obere 2 und die untere 3 Zähnchen hat. Die Blumenkrone iſt ſchmetterlingsförmig. (*coralla papillionacea*) In dem Schiffchen ſitzen 10 Staubfäden, von welchen 9 zuſammen gewachſen ſind. Die Hülſe iſt einfächerig, gegen die Baſis etwas ſchmäler und enthält viel Saamen.

Man zählt hievon 10 Arten, die alle zu den Bäumen und Geſträuchen gehören, nämlich: 1) den Bohnenbaum, *Cytiſus laburnum*, 2) den ſchwärzlichen Geißklee, *Cytiſus nigricans*, 3) den kurzſtieligen Geißklee, *Cytyſus ſeſſilifolius*, 4) den indianiſchen Geißklee, *Cytiſus cayan*, 5) den zotigen Geißklee, *Cytiſus birſutus*, 6) den kriechenden Geißklee, *Cytiſus ſupinus*, 7) den Oeſterreichiſch: oder ſybiriſchen, *Cytiſus auſtriacus*, 8) den griechiſchen, *Cytiſus graecus*, 9) den ſilberfärbigen, *Cytiſus argenteus*, und 10) den ausgebreiteten Geißklee, *Cytiſus patens.*

Von allen dieſen Arten iſt dem deutſchen Oekonomen nur die erſte merkwürdig, nämlich der **Bohnenbaum, das falſche Ebenholz, der falſche Ebenbaum, Alpencytiſus, Alpenebenbaum, breitblättrigte Bohnenbaum** oder **Bohnenſtrauch, Linſenbaum, welſche Linſe**, *Cytiſus laburnum racemis ſimplicibus pendulis, foliolis ovato, oblongis, Linn.* Er unterſcheidet ſich durch die einfache unter ſich hangende Blumentrauben und eyrund länglichte Blätter, die zu drey auf langen Stielen ſtehen, oben grün und unten mit einem Filz bekleidet ſind. Er hat ſtarke und lange Wurzeln,

die ſich weit ausbreiten und tief in die Erde, ſogar zwiſchen Felſen kriechen. Der Kelch iſt wollicht, die Blumenkrone gelb, das Fähnchen hat in der Mitte einige purpurrothe Streifen und die Blüthe erſcheint gewöhnlich im Junius. Die Blumenbüſchel ſind zuweilen über einen Schuh lang, die jungen Zweige grün, die ältern hingegen aſchgrau. Er wächſt in der Schweiz und Savoyen, auch in Oeſterreich wild und ſehr ſchnell, iſt ſehr dauerhaft und kommt allenthalben leicht, am beſten aber auf einem magern und feuchten Boden in einer warmen Lage fort. Am beſten wird der Saame im März ausgeſäet und nach 4 oder 5 Wochen erſcheinen die jungen Pflanzen, die aber das Verſetzen nicht wohl vertragen. Der Baum wird ſo dick, daß er zu Zimmerholz gebraucht werden kann. Das Holz iſt dicht, hart und zähe, gelblicht und geädert und nimmt eine ſchöne Politur an. Es wird zu Flöten und andern muſikaliſchen Inſtrumenten auch zu Wagners- und Drechslersarbeiten gebraucht.

Die Alten prießen den Cytiſus gar ſehr als Viehfutter an; es iſt aber nicht genau zu beſtimmen, was ſie für eine Pflanze darunter verſtunden.

Geißlilie, ſ. Geißblatt.

Geißraute, ſ. Ziegenraute.

Geiz nennet man die wilden Auswüchſe verſchiedener Pflanzen, beſonders des Weinſtocks und der Tobackspflanze. Sie ſproſſen an den fruchtbaren Zweigen zwiſchen den Stielen der Blätter hervor und werden bey Zeiten ausgebrochen, damit ſie die Pflanze nicht entkräften können; welche Arbeit man das Geizen nennt.

Geköperte Zeuge heißen diejenigen, bey welchen der Einſchlag zwar, wie gewöhnlich, nach der Breite durchgehet und ſich mit den Kettenfäden, die ihn jedesmal zum Theil umſchlingen, rechtwinklicht, die

Kettenfäden aber ſich mit dem Einſchlag ſchräg verbinden, welches dadurch entſtehet, daß bey jedem Einſchluß nicht alle, ſondern nur einige Kettenfäden mit dem Einſchußfaden verbunden werden.

Gekörntes Bley wird verfertigt, wenn man geſchmolzenes Bley in eine hölzerne, inwendig mit Kreide wohl beſchwerte Büchſe ausgießt und nach zugemachtem Deckel ſo lange ſchüttelt, bis es ſich in kleine Körner verwandelt.

Gekrätz heißt alles, was unter den Händen der Künſtler von den Metallen abfällt.

Gekreuzt nennet man alle Zeuge, welche mit vier Schemmeln fabricirt werden, wodurch ihre Fäden veſter und derber zuſammen getrieben werden können, als wenn man ſie nur zu 2 Schemmeln bearbeitet.

Gekröpfte Eiſen heiſen die Kehleiſen der Stellmacher, welche einen Zoll unter der Schneide nach einem ſehr ſtumpfen Winkel vorwärts gebogen ſind, um damit die Schweifungen und Vertiefungen ausarbeiten zu können.

Gelb. Von dieſer Hauptfarbe hat man mancherley Schattirungen unter folgenden Benennungen: goldgelb, citronengelb, quittengelb, ſtrohgelb, wachsgelb, ſchwefelgelb, königsgelb und Prinzenfarbe, Aurorfarbe, blättergelb, dottergelb, pomeranzengelb, birkengelb, iſabellengelb, Gemſenfarbe u. d. g. m.

Die hierzu dienlichen Farbmaterialien ſind alle aus dem Pflanzenreich und beſtehen aus Hölzern, Wurzeln oder Kräutern, welche gelbe Blumen tragen. Die bekannteſten darunter ſind: die Fuſel oder das Gelbholz, *Morus tinctoria*, *L.* der Wau, *Reſeda luteola*, *L.* der Ginſt oder die Scharte, *Serratula tinctoria*, *L.* der Waid, *Iſatis tinctoria*, *L.* die Saturey, das griechiſche Heu oder Bockshornkraut, *Trigonella*, *foenum graecum*, *L.*

die grüne Nußſchalen, der *Roucou* oder *Orlean*, die Körner von Avignon oder getrocknete Kreuzbeere, *Rhamnus infectorius*, *L.* die Curcumma oder Gilbwurz, das isländiſche Moos, *Lichen islandica*, Birkenblätter, *Betula alba*, *L.* die Rinde von der Wurzel des Berberisſtrauchs, *Berberis vulgaris L.* der Waſſerpfeffer, *Polygonum hydropiper*, *L.* das Flöhkraut, *Polygonum perſicaria*, *L.* die Lorbeerweide, *Salix pentandra*, die Goldruthe, *Solidago canadenſis*, *L.* Rhapontikwurzel, *Rheum rhaponticum*, *L.* gelbe Färbechamille, *Anthemis tinctoria*, *L.* gemeine Chamille, *Matricaria chamomilla*, *L.* Meerſtrandsgänſediſtel, *Sonthus maritimus*, *L.* flachäſtiges Kolbenmaas, *Lycopodium complanatum*, *L.* Blätter von *carduus heterophyllus*, *L.* Wollkraut, *Verbaſcum thapſus*, *L.* die Wurzel des *Helleborus trifolius*, die Blätter der gemeinen Flockenblume, *Centaurea jacea*, *L.* verſchiedene Arten von Freyzahn, *Bidens*, *L.* mehrere Arten Flechten, beſonders das ſogenannte Dachmoos, *Lichen, qui muſcus aureus tenuiſſimus*, *Raj.* und das Wachholdermoos, *Lichen juniperinus*, *L.* die Rinde von wilden ſauren Apfelbäumen, die Rinde von Hambuchen, die Rinde vom Wegdorn, *Rhamnus catharticus*, *L.* die Rinde vom Faulbaum, *Rhamnus frangula*, *L.* das gemeine Johanniskraut, *Hypericum perforatum*, *L.* das doldenförmige Habichtkraut, *Hieracium umbellatum*, *L.* einige Arten von Wieſenraute, *Thalictrum*, das Labkraut oder Bettſtroh, *Gallium luteum*, *L.* die Beeren des wegdornartigen Haſtdorns oder Weidendorns, *Hyppophaë rhamnoides*, *L.* die gemeine Spitzklette, *Xanthium ſtrumarium*, *L.* das veilchenblaue Staubaftermoos, *Byſſus candelaris*, *L.* die Alicannawurzel, *Lauſonia inermis*, *L.* das *Gummiguttae*, der *Soncbus maritimus*, der wilde Körbel, *Chaerophyllum*,

lum, die Bärenklau, *Acanthus mollis*, *L.* einige Arten von *Chelidonium* und *Melilotus*.

Von allen dieſen Materialien geben der Wau, die Scharte, das Pfriemenkraut, das griechiſche Heu und die Goldruthe die beſte und dauerhafteſte Farbe. Die Farbe des Wau iſt glänzend und klar, und fällt gar nicht ins Grüne; bey dem Abſieden mit Seife und Lauge verliert ſich nichts von der Farbe, ſondern ſie bekommt vielmehr einen ſtärkern Glanz davon. Die Klarheit und Beſtändigkeit der Farbe hängt davon ab, daß man Alaun und Weinſtein in gehörigem Verhältniſſe zuſetzt. Zu viel Weinſtein macht die Farbe dunkel und zu viel Alaun hingegen macht ſie bleich und unbeſtändig. Das beſte Verhältniß iſt zu 4 Unzen Alaun eine Unze Weinſtein. Die Scharte giebt eine grüngelbe Farbe. Alaun und Weinſtein ſind auch hier die gewöhnlichen Zuſätze. Ohne Weinſtein erhält die Farbe einen beſſern Glanz, wird aber weniger beſtändig. Wenn man Steinſalz oder Kalk dazu nimmt, verliert ſich das Grüne und die Farbe wird der aus Wau bereiteten ganz ähnlich. Das Pfriemkraut oder der Färberginſer wird friſch und getrocknet zur gelben Farbe gebraucht, beſonders auf Wolle, welche eine beſtändige pomeranzengelbe Farbe davon bekommt, wenn ſie mit Urin und Pottaſche behandelt wird. Die natürliche Farbe dieſes Krauts iſt etwas grüngelb, und daher dient ſie vornämlich zu Waaren, die auf gelbem Grund grün gefärbt werden ſollen. Das griechiſche Heu oder Bockshorn giebt nach den verſchiedenen Zuſätzen verſchiedene Schattirungen, und hält die Probe ſowohl mit Lauge als mit Seife ſehr gut aus. Die natürliche Farbe fällt in das Goldgelbe. Weinſtein erhöhet ſie ſehr, und noch mehr der Alaun. Beſonders ſchön iſt ſie auf Wolle, weniger ſchön

auf Seide und Leinwand, und am wenigſten auf Baumwolle. Die Goldruthe kommt an Schönheit und Beſtändigkeit dem Wau gleich, wo ſie ſolchen nicht übertrift.

Wolle, welche gelb gefärbt werden ſoll, erfordert einen Abſud von Alaun und Weinſtein und ſodann eine Farbenbrühe von Weiden. Seide muß vorher mit Baumölſeife gekocht, in Flußwaſſer ausgewaſchen und im Alaunbade erfriſcht werden. Dem letzten Bad wird Wauaſche zugeſetzt. Leinwand wird durch das Einweichen in warmes Waſſer zur Annahme der Farbe zubereitet. Die Beize beſtehet aus Orlean und einer Pottaſchenlauge, in welcher der Zeug eine halbe Stunde herumgedrehet, ſodann in einem Bad von Pfriemenkraut und Pottaſche gekocht wird.

Alle zur Farbe anzuwendende Gewächſe und Hölzer kocht man in einem zugebundenen Sack, damit nichts davon in das zu färbende Zeug kommt.

Um aus einer Farbmaterie alle Schattirungen hervorzubringen, kommt es blos darauf an, daß man die Menge und Verhältniſſe der Zuthaten bey der Brühe, die Menge der zu färbenden Waaren und die Zeit des Kochens verändere, auch den Anſud ſtärker oder ſchwächer mache.

Eine gelbe Farbe zum Kattundrucken bereitet man alſo: 1 Pfund trockene Kreuzbeere und 4½ Loth Pomeranzenſchalen werden 2 Stunden in einem Waſſer gekocht, nachhero 4 Loth Alaun in ⅛ Maas Eßig aufgelößt, in die gekochte Brühe gethan und dieſe mit Gummi verdickt.

Gelbbeeren, ſ. Beergelb.

Gelbe Erde wird in verſchiedenen Gegenden in Sandſteinbrüchen gefunden und zum Anſtreichen der Häuſer und geringer Geräthſchaften gebraucht.

Gelber

Gelber Arſenik, ſ. Operment.
Gelbe Rüben, ſ. Möhren.
Gelbfink, ſ. Goldammer.
Gelbfloſſer, ein Beiname des Perſch.
Gelbgießer iſt ein Handwerksmann, welcher aus Meßing allerley Geräthſchaften, als Glocken und Schellen, Mörſer, Gewicht, Kron- und andere Leuchter, Löffel, Meſſerhefte, Sprützenröhren, Ventile, Bierhahnen, Plätteiſen, Wachsſcheeren, Knöpfe, Beſchläge an Thüren, Käſten, Pferdgeſchirre u. d. g. verfertigt.

Sie haben mit den Rothgießern, welche zwar hauptſächlich in Kupfer, jedoch mit unter auch in Meſſing arbeiten, ſo wie auch mit den Gürtlern vieles gemein, unterſcheiden ſich aber von jenen dadurch, daß ſie nicht in Lehmformen, ſondern in Sand gießen und das Drechſeln verſtehen; von den Gürtlern hingegen damit, daß ſie nicht wie dieſe, getriebene Arbeiten aus Meßingblech verfertigen.

Gelbholz. Dieſen Namen führen zweyerley Holzarten, nämlich das Holz des **färbenden Maulbeerbaums**, *Morus tinctoria*, *foliis oblongis hinc productioribus*, *ſpinis axilloribus*, *Linn.* welches unter dem Namen Fuſtikholz von den Färbern in großer Menge zum Gelbfärben gebraucht wird. Der Baum wächſt in Jamaika und Braſilien wild, kommt aber in Deutſchland nicht fort. Wenn man ſich dieſes Holzes zum Färben bedienen will, muß man es zu dünnen Spänen raſpeln und in einem Sack kochen laſſen. 2) Führt dieſen Namen der **Färber**- oder ſogenannte **Perückenbaum**, *Rhus cotimus*, *foliis ſimplicibus obovatis*, *Linn.* deſſen Holz auch häufig gelbes falſches Braſilienholz genennet wird. Man findet dieſen Baum wild in den Morgenländern, in Spanien, in der Lombardey, am Fuße der Apenniſchen Gebürge, in

Krain und in der Schweiz. Ausführliche Nachricht von dem Gelbholze und deſſen Behandlung beym Färben findet man in **Pörners** chymiſchen Verſuchen und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, 3. Th. Lpz. 1773. gr. 8. S. 165 — 196.

Gelbſucht. Dieſe Krankheit iſt den Pferden, Schaafen, Schweinen und dem Rindvieh gemein.

Bey den **Pferden** ſind die Kennzeichen derſelben eine dunkelgelbe Farbe der Augen, der Lippen und des Zahnfleiſches. Das Pferd hat ſtarke Fieberhitze, Mattigkeit, einen ſtinkenden Athem, braunrothen Harn, harten und grünbraunen Miſt, und verliert allen Appetit zu Freſſen. Dieſe Krankheit hat ihren Grund in Verſtopfungen und in der gallichten Materie, welche in dem Blut zurücke bleibt, oder in daſſelbe zurücke getrieben wird, auch bisweilen in einer Entzündung der Leber.

In dem erſten Anfange der Krankeit iſt eine Aderläſſe ſehr nützlich; wenn ſie aber ſchon zu weit gekommen iſt, kann die Aderläſſe tödtlich werden. — Sonſten ſind abführende Pillen und Klyſtire, kühlende und blutreinigende Tränke die beſten Mittel. Zum Klyſtier nimmt man Pappeln, Althäwurz, Bingelkraut, von jedem eine Handvoll, Kamillenblumen eine halbe Handvoll, ſüſſen Fenchelſaamen eine Unze, kocht ſolches in 3 bis 4 Pfund Waſſer, bis ein Pfund eingeſotten iſt, miſcht 2 Löffel voll Küchenſalz und ¾ Pf. Leinöl darunter und applicirt es auf dreymal in einem Tage, lauwarm. Zum Trank nimmt man 8 Loth Färberröthe, Klettenwurz, Sauerampfer, von jedem eine Hand voll, Rhabarber 3 Quint, Süßholzwurz 1 Loth, kocht es in 5 Pf. Waſſer bis auf 4 Pf. ein, löſcht ein glühendes Eiſen dreymal darinnen ab, und ſeihet es durch. So lange es noch warm iſt, lößt man 3 Loth Seife und 1 Quint Safran darinnen auf.

Hie-

Hievon giebt man dem Pferde, ſo lange die Krankheit zunimmt, täglich dreymal einen Schoppen; wenn ſie aber im Abnehmen iſt, nur täglich zweymal zween Löffel voll. Zu den Pillen nimmt man Turmerik in Pulver und *Diapeate*, von jedem 4 Loth, venediſche Seife 3 Loth, Spießglaszinnober 2 Loth, eröfnenden Eiſenſafran 6 Quintchen, Safran 2 Quint, macht es mit Honig und Mehl zu 12 Pillen und giebt davon täglich 2 Stücke.

An dem Rindvieh giebt ſich dieſe Krankheit ebenfalls durch die gelbe Farbe der Augen und aller von Haaren entblößten Theile des Kopfes und durch einen braunen Harn zu erkennen. Sie entſtehet aus Verſtopfungen der Leber, der Gallengänge aus krampfhaften Zuſammenziehungen und Entzündungen dieſer Theile, Verwachſung der Gallengänge, Geſchwüren der Leber, gänzlichen Verhärtung derſelben, Gallenſteinen, und insbeſondere bey den Kälbern, welche dieſer Krankheit mehr als das alte Vieh unterworfen ſind, aus einer Menge Schleim und geronnener Milch. Es iſt ſehr ſchwer, bey dem Rindvieh die wahre Entſtehungsurſache der Gelbſucht jedesmal zu entdecken, und man muß ſich daher in den meiſten Fällen an ein allgemeines Arzneymittel halten, wozu wir folgendes empfehlen: Man nimmt 2 Loth venetianiſche Seife, läßt ſolche in einem Schoppen Waſſer über gelindem Feuer zergehen, thut ½ Loth Rhabarberpulver, 1 Loth Nährchenkrautextrakt, (*Extr. taraxaci*) und einen Eßlöffel voll Honig hinzu und gießt davon jeden Tag dreymal eine Kaffeeſchaale voll laulicht ein. Erfolgt aber die Gelbſucht bald auf eine heftige Erhitzung oder auf einen Zorn, ſo iſt zu vermuthen, ſie ſeye durch eine krampfartige Zuſammenziehung des Gallengangs entſtanden und folgendes Mittel anzuwenden: man nimmt weiße Magneſur und präparirten

ten Weinſtein, von jedem 2 Loth, Rhabarber $\frac{1}{2}$ Loth, reibt es zu Pulver und giebt davon täglich dreymal einen Theelöffel voll mit heißem Waſſer vermiſcht. Sehr oft heilt das junge Gras, welches das Vieh auf der Frühlingsweide findet, die Gelbſucht von ſelbſten; wenn ſolche aber von einer Verwachſung des Gallengangs, einer gänzlichen Verhärtung der Leber oder einem Geſchwür in den Eingeweiden entſtehet, iſt ſie unheilbar. Mehr hievon findet man in dem *Muſeo ruſtico et commerc.* Leipz. 1765. 8. B. 3. S. 260—267.

Auch bey den **Schaafen** erkennet man die Gelbſucht an der gelben Farbe der Augen und des Urins, und meiſtens iſt eine Verhärtung der Leber die Urſache davon. Oft ſoll ſie auch daher erfolgen, wenn die Schaafe von ſehr fetten Weiden in einen warmen Stall kommen, und man füttert ſie daher ein paar Wochen zuvor mit Stroh. Meiſtens helfen die bey dem Rindvieh vorgeſchlagene Mittel, beſonders grünes Futter im Frühjahr und Pfaffenröhrchenskraut oder Wurzel. Ein gewöhnliches Mittel iſt Rhabarber, wovon man alle 3 oder 4 Tage ein Quintchen und dazwiſchen ein Gemiſche von Auſterſchaalenpulver und Kochſalz giebt.

An den **Schweinen** findet man auſſer den allgemeinen Kennzeichen eine Drüſengeſchwulſt am Halſe und beſonders unter den Kinnladen. Das gewöhnlichſte Mittel iſt folgendes: man nimmt friſche Schellkrautwurzel, (*chelidonium majus*, *L.*) preßt den Saft aus und gießt zu einem Pfunde deſſelben ein Viertelpfund Weineßig, (den Mangel der friſchen Wurzel erſetzt ein ſtarker Dekokt der gedörrten) darauf quetſcht man etliche Handvoll friſche Holzwürmer und miſcht ſie unter den vorigen Saft, ſchüttet ein Viertelpfund dieſes Gemiſches unter einen warmen Kleyentrank und läßt ihn das Schwein

ſaufen. Statt der Schellkrautwurzel brauchen einige auch die Enzianwurzel.

Unter Gelbſucht verſtehen die Gärtner denjenigen Zuſtand der Bäume, wenn ſelbige vor der Zeit gelbe Blätter erhalten, und von oben herein abzuſtehen, ohne jedoch den Krebs, Brand, Grind oder eine andere bekannte Krankheit zu haben. Man muß den Grund davon in dem Erdreich und an der Wurzel ſuchen, jenes verbeſſern, alles was den Wurzeln ſchädlich iſt, davon hinwegräumen, die bereits verletzten Theile abſchneiden und Ruß mit Kalk und Aſche vermengt um die Wurzeln herum ſtreuen.

Gelbwurz, ſ. Curcuma.

Geld, *Pecunia*, *Argentum*, *Nummi*, fr. *Argent*, *Monnoye*, wird oft für Vermögen überhaupt, inſonderheit aber für gemünztes Metall, welches das Maas des Werthes im Handel und Wandel iſt, gebraucht. Da der urſprüngliche Handel durch Umtauſchung der Waaren ſeine eigene Unbequemlichkeiten hat, ſo konnte es nicht fehlen, daß man nicht nach und nach auf eine allgemeine Waare oder allgemeines Vergütungsmittel fallen ſollte. Man fand es faſt bey allen Nationen in den edlern Metallen, und um nicht der Nothwendigkeit unterworfen zu ſeyn, immer Probierſtein und Waage in der Hand zn führen, prägte man endlich unter öffentlicher Treu und Glauben Geld mit Bezeichnung ſeines Werthes aus. Man ſehe es nun als ein blos vorſtellendes Zeichen der Güter, oder welches gegründeter zu ſeyn ſcheint, als ein allgemeines Vergütungsmittel, an, welches ſeinen eigenen Werth in ſich hat, (da blos vorſtellende Zeichen willkührlich ſind, und doch bey dem Gelde das Willkührliche ſchlechterdings nicht ſtatt finden darf, ſondern alles auf veſten Regeln beruht) ſo iſt es wenigſtens zum Handel

del und Wandel unentbehrlich worden. Zwar macht das Geld an ſich betrachtet uns allein nicht reich, und iſt alſo auch nicht als die erſte Glückſeligkeit eines Staats anzuſehen; der wahre Reichthum beſteht vielmehr in der Menge und Güte der Produkte, die zur Nothdurft und Bequemlichkeit dienen; je mehr man entbehren kann, deſto mehr Geld kann man ordentlicher Weiſe aus andern Staaten an ſich ziehen; aber eben in ſo ferne ſein Werth mit andern Dingen in Beziehung ſteht, und es das Mittel iſt, alles andere dagegen einzutauſchen, ſo kann es allerdings als ein Beweis des Reichthums einer Nation gelten, wenn ſie viel baares Geld beſitzt, weil man ſich gegenwärtig die Völker nicht mehr iſolirt, ſondern in Verbindung mit andern denken muß.

Die Erfindung des Geldes hat eigentlich in der erſten Natur des Handels, die im Umtauſch der Waaren beſteht, nichts geändert. Auch itzt noch iſt dieſer eine Ueberlaſſung des Entbehrlichern gegen das Nothwendigere, nur iſt das Geld die allgemeine Waare, welche auf Seiten des Käufers die Stelle der entbehrlichen, auf Seiten des Verkäufers die Stelle der nothwendigen Waare vertritt. Wenn daher die Münzen in ihrem Gehalt verringert werden, ſo wird eben dadurch der Werth der Waaren erhöhet, weil bey der allgemeinen Waare, dem Geld, eine ſolche Erhöhung vorgegangen iſt. Wenn die größten Summen in einem Staat hie und da im verborgenen aufbewahrt, aber nicht genutzt werden, ſo vermehren ſie den Reichthum des Staats nicht, ſie ſind ſo lange ein todter Schatz, bis davon ein Gebrauch gemacht wird. Hätte ein Land einen goldenen Boden, ſo würde es dadurch nicht reicher, bis das Geld hervorgebracht würde, und in Umlauf komme. Dieſer Umlauf iſt ein beſtändiger Zuſammenfluß des Geldes und der Waaren, die ſich wie-

der

der in alle Theile des Nahrungsſtandes verbreiten. Es folgt daraus einmal, daß kein Geld aus dem Umlauf herausgenommen werden kann, ohne daß in dieſen oder jenen Theilen des Nahrungsſtandes eine ſchädliche Leere entſteht, die den Umlauf unterbricht und einen Theil der Arbeiter auſſer Nahrung ſetzt; zweytens, daß das Geld und die Waaren ein gewiſſes Verhältnis gegen einander haben müſſen. Iſt die Summe des Geldes zu gering, ſo kann ſie unmöglich die Waaren in unaufhörliche Bewegung ſetzen, es wird allenthalben an Verlag und Koſten zu den Unternehmungen mangeln, der Kaufmann des Landes kann es bey auswärtigen Kommerzien fremden Kaufleuten nicht gleich thun und wird allenthalben zurücke ſtehen, der Nahrungsſtand wird nichts weniger als blühend werden, je weniger zu verdienen iſt, deſto mehr erſtirbt die Induſtrie. Es iſt aber nicht immer der eigentliche Mangel des Geldes an dem Mangel der Cirkulation ſchuld. Oft fehlt es am Kredit, und der Kapitaliſt wird mißtrauiſch gemacht und hält ſein Geld zurück, oder läßt es anderwärts cirkuliren; oft iſt der Fall, daß man auſſer den Kommercien mehr gewinnen kann, als in denſelben; oft liegt zu vieles Geld in den Schatzkammern des Regenten müßig, ſtatt daß ein Theil deſſelben durch wohl überlegte Unternehmungen wieder in Cirkulation kommen ſollte. Dergleichen Hinderniße müſſen allerdings aus dem Wege geräumt werden, um den Umlauf zu befördern. Allein weit ſchwerer iſt zu helfen, wenn die im Lande befindliche Summe an ſich nicht hinreichend zu einem lebhaften Umlaufe iſt. Es iſt immer ein mißliches Mittel, fremdes Geld, das man Auswärtigen verzinſet, zu Hülfe zu nehmen, ob man gleich gezwungen iſt, ſeine Zuflucht zu demſelben zu nehmen, wenn kein anderes Mittel vorhanden iſt.

Wird

Wird nicht zugleich alle Aufmerkſamkeit angewandt, durch Manufakturen, Fabriken und Kommerzien das eigene Geld des Landes zu vermehren, ſo wird die Summe nach und nach als Intereſſe aus dem Lande gehen, und die geforderte Heimzahlung dem Nahrungsſtand den empfindlichſten Stoß geben. Ein anderes Hülfsmittel, dem Mangel des Geldes abzuhelfen, iſt dieſes, wenn man deſſen Stelle durch **Papiere** zu erſetzen ſucht. Es kann dieſes zwar auch bey dem größten Ueberfluß des baaren Geldes um der Bequemlichkeit willen geſchehen, aber häufig geſchieht es aus Bedürfnis. Man errichtet aus den Schulden des Staats eine Banko, deren Papiere man als baares Geld im Lande cirkuliren läßt, ſo wie auch andere Arten von Banken, die Aktien einer großen Handelsgeſellſchaft und dergleichen auf eben die Art umlaufen können. Der Werth dieſer Zeichen des Geldes beruhet auf dem Vermögen ſie zu bezahlen, oder auf der Meynung des Publikums, man könne es thun, alſo auf dem Kredit. Werden ſie ohne Abzug auf baares Geld genommen; iſt die Regierung im Stande, ſie zu allen Zeiten in dieſem Kredit zu erhalten, denn ſind ſie ein taugliches Mittel. Entſteht aber einmal ein Mißtrauen dargegen, ſo wird daſſelbige, wenn man nicht im Stande iſt, ſie ohne Zeitverluſt mit baarem Gelde auszulöſen, in einer Geſchwindigkeit allgemein werden. Weniger gefährlich ſind die Mittel, den Umlauf des Geldes zu vermehren, wenn man **reiche Fremde ins Land ziehen**, **Handlungsgeſellſchaften**, an denen **Ausländer** ſtarken Antheil haben, errichten, durch **Kommerzien** Geld in das Land bringen kann, welches letztere ſich von ſelbſt in alle Zweige des Nahrungsſtandes vertheilt.

Der Umlauf des Geldes und der Güter in einem Staat muß eine gewiße Lebhaftigkeit haben, weil der

der ganze Nahrungsſtand, ja der Staatskörper ſelbſt, dadurch ſein Leben und ſeine Thätigkeit, ſo wie der thieriſche Körper durch den Umlauf des Geblütes, erhält. Wofern er ganz natürlich wäre, ſo würden das Geld und die Waaren einander wechſelsweiſe an ſich ziehen, und wenn ſie ihren Zuſammenfluß verrichtet hätten, ſich das Geld ohne alle Verminderung wieder in alle Zweige des Nahrungsſtandes vertheilen, wie das Blut zum Herzen, und wieder von demſelben ausflieſet. Jeder würde arbeiten, jeder das, was er eingenommen hätte, wieder ausgeben, und es würde kein Kapitaliſt und kein Bettler ſeyn. Allein eine ſolche Verfaſſung iſt in dieſer ſublunariſchen Welt nicht möglich. Es werden ſich immer ſolche finden, die nicht arbeiten mögen und Mangel leiden, es werden ſich andere finden, die Geld ſammeln, und dieſes geſammelte Geld geht aus dem Umlaufe heraus. Zwar kann es wieder in denſelbigen gebracht werden, wenn es andere entlehnen, die es zu ihrem Gewerbe bedürfen, und Intereſſen zahlen, allein das Gleichgewicht hört auf, dieſe Intereſſen beſchweren den ganzen Nahrungsſtand, weil auf die Waaren geſchlagen werden muß, um ſie zu entrichten, und weil andere, die nichts aufzunehmen nöthig haben, von ihrem Gelde eben den Nutzen ziehen wollen, als ob ſie es ausgelehnt hätten. Je höher alſo die Intereſſen ſind, deſto weniger kann der Nahrungsſtand in Aufnahme kommen, und zugleich werden um ſo viel mehrere, die von ihren Intereſſen leben können, die Hände, welche zum allgemeinen Beſten arbeiten könnten, ſinken laſſen, da hingegen geringe Intereſſen die Verſuche aufmuntern, und den, der ein mäſiges Kapital beſitzt, nöthigen, noch auf andere Erwerbungsmittel zu denken. Die geringen Intereſſen in England ſind eines der größten Unterſtützungsmittel des dor-

tigen Flors der Landwirthſchaft und Kommerzien. Niedrige Intereſſen ſind immer ein Beweis, daß ein Land verhältnismäſig viel Geld hat, aber hohe Intereſſen können, auſſer dem Mangel des Geldes, noch mehrere Urſachen haben. Z. B. Bedrückungen des arbeitſamen Theils vom Volk, Mißtrauen, bequemlichere Mittel, auſſer den Gewerben und Kommerzien ſich zu bereichern, wie Finanzverpachtungen ſind. Das Mittel, hohe Intereſſen herabzuſetzen, iſt wohl ſchwerlich ein Geſetz dargegen, ſondern Abhelfung der Urſachen, die daran ſchuld ſind.

Der Grund eines ordentlichen Umlaufes des Geldes beruhet darauf, daß jeder gegründete Hofnung habe, die fernere Umtauſchung des Geldes und der Waaren nach eben dem Verhältnis fortſetzen zu können, denn niemand will mit Schaden handeln. Wenn alſo eine Veränderung des Geldes in Verhältnis mit den Waaren erfolgt, ſo iſt eine gewiße Stockung des Umlaufes unvermeidlich. Z. B. wenn der Krieg den Handel ſtöhrt, wenn eine große Menge von Waaren durch Schiffbruch verlohren geht, oder deren Verfertigung ſonſt verhindert wird, beſonders wenn der numeräre Werth des Geldes vermindert oder erhöhet wird. Im erſtern Fall wird der Käufer zurück halten, im andern der Verkäufer auf ſeine Waaren ſchlagen. Ueberhaupt iſt die öftere Veränderung des Gehaltes und des Werths der Münzſorten ein für den Nahrungsſtand und Umlauf des Geldes ſehr traurige Sache, und man weiß kaum, was man davon urtheilen ſoll, wenn unter Ludwig XIV. in Frankreich und dem Herzog Regenten dem Gelde ein geringerer numerärer Werth beygelegt wurde, als der innere Gehalt mit ſich brachte, mit dem Befehl, die Zahlungen an den Staat zur Hälfte in alten Münzſorten zu erlegen, und die Bezahlung von denſelben in unmäſig erhöhten neuen

Sor=

Sorten anzunehmen. Geringhaltige Ausmünzungen ſind immer ein Verderben für den Staat.

Aus dem bisherigen folgt: ein guter, ordentlicher Umlauf beſtehe darinnen, wenn derſelbe nur mit niedrigen Intereſſen beſchwert iſt, wenn keine Veränderungen in dem Verhältnis der Waaren und des Geldes gegeneinander vorgehen, die dem Umlauf nachtheilig ſind, wenn kein Mißtrauen ſtatt findet. Je mehr ſich alſo der Umlauf ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nähert, deſto beſſer iſt er.

Die Lebhaſtigkeit des Umlaufes wird durch den volkreichen Zuſtand eines Stáates, durch die zunehmende Próduktion der Waaren und durch auswärtige Kommerzien vermehrt, welche die in Umlauf gebrachte Geldmaſſe vergrößern. Hingegen eine neue Geldmaſſe, die zwar in den Staat eingeht, aber nicht in Umlauf kommt, vergrößert die Lebhaſtigkeit deſſelben nicht. Daher ſind Kommerzien immer das ſicherſte Mittel, denſelben zu befördern, da er ſich auf dieſe Art in alle Zweige des Nahrungsſtandes vertheilt; auch der Aufwand, den reiche Fremde in einem Lande machen, trägt darzu bey; Bergwerke befördern ihn nur in ſo weit, als mehrere Menſchen dadurch in Arbeit geſetzt werden, und Beſitzer von einträglichen Kuxen ſich zu einem größern Aufwand verleiten laſſen.

Der Einfluß der Cirkulation des Geldes auf das Steigen und Fallen der Preiſe verdient ebenfalls eine genauere Betrachtung, es ſoll aber davon unter dem Wort Preis geredet werden.

Man hat zu allen Zeiten über Mangel des Geldes geklagt, und dieſe Klage hört man auch zu unſern Zeiten. In der That, wenn man überlegt, daß ſich das Geld nicht ſo, wie Kleidungsſtücke abnutzt, daß immer mehr Geld geprägt wird, da alle Jahre aus den Bergwerken ſo viel Silber und Gold ge-

wonnen wird, davon doch ein beträchtlicher Theil in die Münzen kommt, ſo muß man allerdings glauben, daß des Geldes mehr ſey als jemals. Und der erhöhete Preiß der Lebensmittel und anderer Waaren, das ſtärkere Arbeitslohn u. d. g. beſtättigen es genugſam. Ein einziges Beyſpiel, das ich irgendwo geleſen habe, wird dieſe letztere Angabe ſehr einleuchtend machen. Die Fixa einer gewiſſen Pfarrey betragen gegenwärtig 200 Reichsthaler; in der Mitte des 17ten Jahrhunderts betrugen ſie nicht mehr als 47 Rthaler, und nach einem Anſchlag eines Kirchenackers aus dem 16ten Jahrhundert konnten ſie ſich damals nicht höher als auf 23 Rthlr. 12 Gr. belaufen. Wo wäre das möglich, wenn ſich das Geld nicht vermehrt hätte? „ Aber doch " wird man ſprechen, „ hört man allenthalben von Geldmangel. " Es iſt zu allen Zeiten dieſe Klage gehört worden, zu unſerer Väter Zeiten hatten manche mehr Geld, oder waren wenigſtens reicher, weil ihre Frugalität ſie weniger verſchwenden lies, aber darum iſt das Geld nicht verſchwunden, es geht nur ſchneller durch mancherley entbehrliche Ausgaben aus den Händen, oder es iſt mehr zertheilt. Der Kapitaliſten ſind an vielen Orten weniger, aber vielleicht eben darum von größerm Gewicht, und an andern Orten weniger gewichtig, aber deßwegen mehrere; in einer Stadt kann im Ganzen weniger Geld zu finden ſeyn als vor ein paar hundert Jahren, aber in einer andern ungleich mehr. Alle dieſe Urſachen können Klagen über den Geldmangel bewirken, wenn auch gleich des Geldes mehr worden iſt.

Es iſt in einigen Ländern die Ausfuhr des Geldern verboten worden, als in Spanien, England und Frankreich, in andern, z. B. Holland, Venedig, Genua iſt ſie frey gelaſſen. Jene haben gleichwohl dadurch die Ausfuhr nicht hindern können,

nen, und dieſe haben durch die geſtattete Freyheit keinen Verluſt empfunden. Viele Arten des Handels können nicht anders als mit baarem Gelde getrieben werden, und es iſt kein Land, welches nicht wenigſtens in einige Gegenden einen Paßivhandel hat, und wenn man überlegt, wie viel franzöſiſches Geld nur in Deutſchland kurſirt, ſo kann man ſich leicht von der Wirkung ſolcher Verbote einen Begrif machen. Das weitere, was hier vom geprägten Gelde geſagt werden könnte, findet man in dem Art. Münze und Münzfuß.

Geld und Briefe. Bey den Kaufleuten werden in Wechſelſachen die Geber mit dem Namen Geld, und die Nehmer mit dem Namen Briefe belegt.

Geldgürtel, Geldkatze, eine Art von hohlem Gürtel, darein man Geld ſchüttet, und ihn um den Leib gürtet, um deſto ſicherer und leichter auf Reiſen viel Geld fortzubringen. Meiſtens bedienen ſich deſſelben die Schlächter.

Geldmäckler, ſo wird im gemeinen Leben zuweilen der Wechsler genannt.

Geldſack, fr. *Sac d'argent*, heißt ein Sack oder groſſer Beutel, darinnen Geld verwahrt wird, da denn diejenigen, die viel mit Gelde zu thun haben, jeder Sorte eigene Beutel beſtimmen. Dieſe Geldſäcke müſſen beſonders beym Geldhandel durch Zettel, die an den Bindfaden, womit man den Sack zubindet, befeſtiget ſind, (fr. *Etiquettes*) genau gezeichnet werden, damit man die Güte der Species, die darinnen ſind, die Summe ihres Werthes, ihr Gewicht mit Einſchluß des Sacks und den Namen deſſen, der ſie in Zahlung gegeben hat, beym erſten Anblick wiſſe. Die Säcke mit Silbergeld werden gemeiniglich gegeben und genommen ohne es zu zählen, weil man ſich meiſtens nach dem Gewichte richtet.

Geldſtrafen. Bey der unmoraliſchen Erziehung, welche der Bauernſtand erhält, iſt es ſehr begreiflich, daß die Bauern öfter als andere Leute in kleine ſträfliche Vergehungen verfallen müſſen, welche gewöhnlich mit Gelde abgebüßt werden. Wie viel aber dieſe öftere Geldſtrafen zum Ruin der Bauern beytragen, die doch als der allerunentbehrlichſte Stand alle vorzügliche Unterſtützung verdienen, und wie wenig oft die Geldſtrafen zu ihrer Beſſerung beytragen, hat eine lange Erfahrung hinlänglich gelehrt. Der Verfaſſer der *Oeconomia forenſis* hat daher Anlaß zu dem Vorſchlag genommen, die Bauern nicht mehr mit Gelde, ſondern mit Leibesſtrafen zu belegen. Es möchte hierbey nur noch der einzige Zweifel in Erwägung zu ziehen ſeyn, ob nicht dadurch, daß der Bauernſtand der einzige wäre, welcher alle ſeine Vergehung am Leibe abbüßen müßte, nicht in ſeiner und der übrigen Welt Augen noch weiter herabgeſetzt werden würde, als er es ohnehin ſchon iſt?

Gelege, die Art, wovon die Weinſtöcke als Senker abgelegt werden, z. B. die Märkiſchen Weine ſind von Fränkiſchem und Rheiniſchem Gelege, d. h. die Weinſtöcke ſtammen von dort her.

Geleiſe, **Fahrgeleiſe**, **Fahrleiſe**, **Wagenleiſe**, lat. *Orbita*, fr. *Orniere*, bezeichnet die Einſchnitte in dem Weg, den die Räder eines Fuhrwerks oder die Läufe eines Schlittens zurücke laſſen. Man bezeichnet aber damit insgemein die Entfernung der Räder oder die Länge der Axe, daher man ſagt: ein weites, ein enges Geleiſe. Wer mit ſeinem eigenen Fuhrwerk eine weite Reiſe macht, muß beſonders auf die Bekantſchaft mit den Geleiſen bedacht ſeyn, da z. B. ein Wagen, der auf breites Geleiſe eingerichtet iſt, die Ungemächlichkeiten des ſchmalen an manchen Orten nur allzuſehr empfindet. Es

iſt

iſt daher unangenehm, daß das Geleiſe ſo verſchie- den iſt, und es wäre zu wünſchen, daß man allent- halben das nämliche hätte. Um von jenem eine Probe zu geben, führe ich nur eine Tabelle davon aus Hrn. D. Krünitz an, die ſich auf Rheiniſche Maas beziehet.

	Schuh.	Zoll.
Augsburg	3	$6\frac{1}{2}$
Brandenburg	4	1
Böhmen	3	6
ſo auch Dresden, Mähren, Mecklenburg, Niederlande, Oeſterreich, Pohlen, Pommern, Ungarn, Wirtemberg		
Braunſchweig	4	$4\frac{1}{2}$
ſo auch Frankreich, im Reich, in einigen Gegenden Wirtembergs		
Breßlau und Schleſien	3	2
ingleichem Danzig, Thorn, Zittau		
Dänemark	4	4
wie auch Rußland, Schweden		
England, Kutſchengeleiſe	4	$4\frac{1}{5}$
Frachtwagen	5	$1\frac{1}{6}$
neue Frachtwagen	5	10
Frankfurt am Mayn	3	$11\frac{1}{4}$
ſo auch Nürnberg, Schweiz		
Hamburg	4	$2\frac{1}{2}$
ingleichem Lübeck		
Hanover	5	$1\frac{1}{2}$
in Sand Gegenden	4	$5\frac{1}{5}$
Leipzig	3	$8\frac{3}{4}$

	Schuh.	Zoll.
Riga	4	9
Thüringen	3	5

Die Breite der Felgen iſt nicht darzu gerechnet, ſondern nur der unterſte Abſtand von einem Rade zum andern.

Geleite bedeutet im kaufmänniſchen Stil die Sicherheit auf der Reiſe zu den Meſſen, welche der Landesherr oder der, welcher das Recht darzu hergebracht hat, nach geſchehener Anſuchung darum, und gegen Erlegung einer beſtimmten Summe, durch perſönliche Begleitung von zugegebenen Reutern oder auf andere Art verſchaft. *Conductus, Guidagium.* Es entſtund in den Zeiten des Fauſtrechts, und iſt noch heut zu Tage als ein Regale an manchen Orten üblich, wie z. B. das Nürnbergiſche Meßgeleit der auf die Leipziger und Frankfurter Meſſen gehenden Kaufleute, das Churmainziſche Geleit bis vor Frankfurt, das Churpfälziſche Meß- und Judengeleit vermög des mit Speyer getroffenen Receßes, das Oettingiſche Geleit während der Nördlinger Meß u. ſ. w. Es iſt von dem Zoll verſchieden, da dieſer für die Freyheit, Handel zu treiben und den Gebrauch der Wege, Brücken u. ſ. w. bezahlt wird, das Geleite hingegen die Sicherheit der Reiſenden zum Zweck hat.

Gelenkſtück nennt der Schuſter ein Stück Leder, welches an dem Gelenke oder der biegſamen Stelle der Sohle, wo der Abſatz angeht, zwiſchen dieſen und der Sohle geſteckt wird.

Geleſt heißt bey den Webern die Ausleſung oder Unterſcheidung der Fäden des Werftes, ſo daß ſie ſich nicht weiter verwirren können.

Gelf, eine Benennung des gelben Kupfererzes, oder auch des ſilberreichen Schwefelkieſes.

Gelt, fr. *Brehaigue*, bedeutet unfruchtbar, und wird von einem Thier gebraucht, das dieſes Jahr nicht trächtig worden iſt, z. B. Geltkuh, Geltſchaaf, u. d. g. Die Schuld davon liegt entweder an einem körperlichen Fehler des Thiers oder an der zu geringen Fähigkeit der männlichen Thiere, oder an der Unachtſamkeit derer, die den Stall beſorgen u. d. g. m.

Gelte, ein hölzernes Gefäß aus länglichen und ſchmalen Dauben mit Reifen, das einen oder 2 Handgriffe hat. Es iſt nach der Verſchiedenheit des Gebrauchs verſchieden, und wird durch den Beyſatz eines andern Worts, z. B. Milchgelte, Biergelte, u. d. g. beſtimmter bezeichnet.

Gelüch bedeutet an manchen Orten eine ſumpfige, moraſtige Gegend.

Gelzen, gelt machen, verſchneiden. Es iſt dieſes Wort nur in gemeinen Mundarten üblich.

Gemauerte Decken, oder ganz flache Gewölbe, womit Wohnzimmer und andere Gemächer bedeckt werden, ſind Erfindungen ſolcher Länder, in welchen das Holz einen auſſerordentlich hohen Preiß hat. Sie werden aus Ziegelſteinen verfertigt, welche man mit Gips zuſammen küttet.

Gemeine, Gemeinde, überhaupt eine Geſellſchaft, inſonderheit die ſämtlichen unter Aufſicht der Obrigkeit verbundenen Einwohner eines Ortes, beſonders eines Dorfes. Doch werden oft nur die, welche eigene Häuſer haben und an den Gemeingerechtigkeiten Theil nehmen, (**Gemeindsmänner**) dahin gerechnet, z. B. wenn man Gemeinde hält, d. i. ſich zur gemeinſchaftlichen Berathſchlagung verſammelt. Zuweilen heißt Gemeine ſo viel als Gemeinheit. S. dieſen Art.

Gemeinheit, dadurch werden bald die Einwohner eines Ortes, als bürgerliche Geſellſchaft betrachtet, bald

bald ein, einer ſolchen Gemeinde zuſtändiges Gut verſtanden, *Communitas*, fr. *Commune*. Dieſe Güter, welche entweder zur gemeinſchaftlichen Benutzung angewandt, oder ihre Einkünfte zu Beſtreitung der Gemeindausgaben gebraucht werden, ſind bald Grundſtücke, bald gewiße Gerechtigkeiten. Zu den erſtern gehören Aecker, Wieſen, Waldungen, Fiſchwaſſer, Weideplätze, manche Gebäude u. ſ. w. Zu den letztern hingegen Hut und Triftgerechtigkeiten. Dergleichen gemeinſchaftliche Beſitzungen, welche noch ein Ueberreſt der Sitte der alten Deutſchen ſind, dürfen nicht nach Belieben genutzt, noch weniger ohne obrigkeitliche Einwilligung und Einſtimmung der Gemeine verpfändet oder veräuſſert werden, dargegen werden ſie nach der hergebrachten Gewohnheit bald auf Rechnung der Gemeine, bald durch Vertheilung der Nutznieſung unter die Gemeindsmänner, bald durch Verpachtung, zuweilen gut, öfter ſchlecht genug, benutzt, über Einkünfte und Ausgaben eine jährliche Rechnung geführt und dieſe zu beſtimmten Zeiten abgehört. Wenn die Ausgabe die Einnahme überſteigt, ſtellt man bald durch ein Anlehen, bald durch Verpachtung einiger Güter auf gewiße Jahre, bald durch Zuſammenſchießung des Defekts durch ſämtliche Hausbeſitzer u. ſ. w. die Gleichheit her. Sehr oft wären dergleichen Mittel nicht nöthig, und manche Gemeinen könnten bey beſſerer Verwaltung ihrer Güter wohl ausſtehende Kapitalien haben, allein es ſind gewiſſenhaftere Adminiſtration der Einkünfte, Abſtellung ſo viel unnöthigen Freſſens und Saufens auf Koſten der Gemeine, Vermeidung vieler unnöthigen und meiſt hoch angeſetzten Gänge und Bottenlöhner, Unterlaſſung des allzuvielen Proceßführens u. d. g. meiſt noch bloſe *pia deſideria*.

Das

Das Loſungswort, welches man itzt allenthalben hört, iſt Vertheilung der Gemeinheiten, und man kann nicht läugnen, daß der gemeinſchaftliche Beſitz, nach dem Sprichwort, eine Mutter der Zänkereyen iſt, und daß dergleichen Güter in Gemeinſchaft immer ſchlechter verwaltet werden, als wenn ſie zertheilt wären. Indeſſen läßt ſich hier nichts durch einen Machtſpruch entſcheiden, ſondern die Betrachtung der verſchiedenen Arten von Gemeindegütern muß die Unterſuchung des Problems leiten, ehe man zum Ausſpruch kommt.

Die Gemeindeäcker und Wieſen werden auf verſchiedene Art verwaltet. Erhält man ſie in eigenem Bau, ſo werden ſie ſchlecht genug beſorgt. Man muß nur noch nie geſehen haben, auf welche Art in der Gemeine (d. i. wenn man die Einwohner ſämtlich oder zum Theil zuſammen beruft, um ein Geſchäfte, das die Gemeinheit, und alſo keinen inſonderheit angeht, zu beſorgen) gearbeitet wird, wenn man daran zweifeln will. Giebt man ſie in Pacht, ſo treten hier alle die Unbequemlichkeiten ein, welche derſelbe mit ſich bringt, ohne daß ſo leicht jemand auftritt, und die üble Behandlung der Güter rügt, die ein Eigenthümer rügen würde. Werden ſie jährlich oder auf drey Jahre unter die Bewohner gegen eine gewiße Abgabe, oder ohne dieſelbe zum Gebrauch vertheilt, ſo fallen nicht nur alle Verbeſſerungen der Güter weg, die irgend einen Aufwand oder eine Mühe erforderten, ſondern ſie werden um ſo viel mehr ausgeſogen, je kürzer der Termin iſt. Ja, ſpricht man, es muß aufs genaueſte beſtimmt werden, wie ſie in Anſehung des Düngers, des Bearbeitens und der Nutzung behandelt werden müſſen. Ich antworte, wenn nur auch ein Mittel vorhanden wäre, dergleichen Anordnungen zu bewerkſtelligen. Es gehört viel Patriotiſmus darzu, ſich

ſich für Gemeindegüter mit der Sorgfalt zu verwenden, wie für eigene; einem Pachter kann man den Pacht nehmen, aber einem liederlichen Gemeindsmann kann man nicht ſo leicht den Genuß der ſeinem Hauſe auf ſolche Art zufallender Güter ſtreitig machen, er verderbt um ſo viel mehrere, je öfter die Abwechslung erfolgt; und ſolcher Einwohner giebt es überall die Menge; ſelbſt der, der bey eigenen Gütern fleißig iſt, geräth in Verſuchung, es bey Gemeindegütern nicht zu ſeyn, wenigſtens nicht in dem letzten Jahr ſeiner Nutzung. Es ſcheint alſo ganz klar zu ſeyn, daß von Gemeindäckern und Wieſen ein bey weitem geringerer Vortheil erhalten wird, als wenn jedes Stück, wenigſtens auf gewiſſe Art, ob gleich unter Einſchränkungen, ſeinen eigenen Beſitzer hätte. Man vertheile ſie demnach.

In Anſehung der Gemeindewälder erlaube man mir anders zu denken. In einem wohleingerichteten Staat ſind Anſtalten genug, um die Verheerung derſelben zu verhindern, beſonders da auch das Jagdregale hier eintritt. Auf die Beſtellung der Aecker kann von Herrſchafts wegen unmöglich ſo genau geſehen werden, als auf die Behandlung der Holzungen, da allenthalben Jäger oder andere Aufſeher darüber (Holzwarte) angeſtellet ſind. Hier kann kein Baum ohne ihr Wiſſen gefället werden, kein Vieh darf ohne ihre Erlaubnis ungeſtraft hinein kommen, jeder, der in ſeinem eigenen Wald Holz fällen will, muß es zuvor bey dem Forſtamte anzeigen und erwarten, ob ihm die geſuchte Anzahl von Klaftern ohne Schaden des Waldes geſtattet werden kann. Da kann alſo auch über einer zweckmäſigen Behandlung am leichteſten gehalten werden. Die Zertheilung eines Gemeindeholzes hingegen wäre unendlich vielen Schwierigkeiten unterworfen, und die Ausreutung eines oder des andern

dern Theils in unſern Zeiten ohnehin an den meiſten Orten nicht zu rathen. Man laſſe alſo, nach meiner Meynung, die Gemeinſchaft der Gemeindewälder ſtehen, und beſtimme alle Jahre deſto genauer, wie viel Holz geſchlagen werden darf, ohne dem Forſt und den Nachkommen Schaden zu thun.

Auch die Fiſchwaſſer ſcheinen von der Natur zu ſeyn, daß bey ihnen nicht wohl eine Theilung ſtatt findet, wofern ſie nicht ausgetrocknet und ſo auf eine nützlichere Art gebraucht werden können, welches nicht immer rathſam iſt, weil manche Ortſchaften dergleichen Waſſer auch in Feuersgefahr nicht zu entbehren vermögen. Es iſt alſo ihre Erhaltung in dieſem Fall höchſt nöthig, da die gemeinſchaftliche Fiſcherey in denſelben für einzelne Einwohner nicht von beträchtlichem Nutzen zu ſeyn ſcheint, und der Unterſchleif bey gemeinſchaftlicher Adminiſtration kaum vermieden werden kann, ſo würde vielleicht die Verpachtung hier am rathſamſten ſeyn.

Weit wichtiger ſind gemeiniglich die Weiden oder Gemeindhutungen. Wenigere Gemeinden beſitzen Holzungen und Fiſchwaſſer, aber wohl alle haben gewiße Plätze, die blos zur Weide für das Vieh beſtimmt ſind. Oft ſind ſie ſehr anſehnlich, und werden doch nur ſchlecht benutzt, nicht als ob ſie liegen blieben, ohne abgehütet zu werden, ſondern weil eben dieſer Genuß den geringſten Nutzen bringt. Nicht nur alle Arten von Verbeſſerung unterbleiben hier, ſondern es ſind auch die Hinderniſſe des Wachsthums beträchtlich genug. Das Vieh betritt ſie, ſo bald der Schnee weg iſt, zerquetſcht die Wurzeln, frißt den erſten Keim ab, und tritt den noch feuchten Boden veſt, der Unrath, den es fallen läßt, macht den Boden erſt eine lange Zeit unfruchtbar, bis er endlich verweſet und ihn düngt, daher erlangt man kaum den dritten Theil von dem

Nutzen

Nutzen, den man erhalten würde, wenn man den Platz wie eine Wieſe behandelte, d. i. eine Gemeine, die 100 Stücke Vieh auf eine große Weide treibt, könnte in der Zeit, als es dieſelbe genieſet, 300 Stücke bey ordentlicher Behandlung der Weide ernähren. Ja man würde nach einer genauen Berechnung, wenn die Weiden in Wieſenland verändert würden, zweymal ſo viel Vieh das ganze Jahr hindurch ernähren können, als itzt nur den Sommer über ſeine nothdürftige Nahrung findet, ohne hierbey noch den größern Nutzen am Melkvieh, den mehrern Wachsthum des Schmalviehes und die ungleich beträchtlichere Quantität des Düngers in Anſchlag zu bringen. Das Reſultat wäre alſo dieſes: man zertheile die Weideplätze, in ſo weit es möglich iſt.

Man hat daher in mehrern Ländern bereits die Zertheilung der Gemeinheiten entweder glücklich zu Stande gebracht, oder doch angefangen. England hat die Bahn gebrochen, und in Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland hie und da Beyfall gefunden und Aufmerkſamkeit erreget. Beſonders hat man im Preußiſchen hierinnen ſtarke Fortſchritte gemacht, und es ſteht zu hoffen, daß nach und nach auch in andern Gegenden die Vorurtheile der Bauern beſieget und eine ſo vortheilhafte Veränderung getroffen werden dürfte, ob man gleich geſtehen muß, daß dies in vieler Abſicht keine leichte Sache iſt, da ſich allenthalben Privatabſichten einmiſchen und Privatvortheile durchkreuzen, und überhaupt eine Gemeine nicht ſo leicht unter einen Huth gebracht werden kann.

Es entſteht daraus ganz natürlich die Frage, ob dergleichen Theilungen mit Gewalt und herrſchaftlichem Zwang durchgeſetzt werden können, oder mit Bewilligung der Einwohner geſchehen müſſen. Ich würde immer für das letztere ſtimmen, und es iſt,

wie

wie mich dünkt, der Zwang am wenigſten das Mittel, zur Verbeſſerung des Feldbaues Aufmunterung zu geben, und nützliche Nacheiferung zu bewirken. Vernünftige Vorſtellungen, Vortheile, welche man damit verbindet, Beyſpiele von geſchehenen ähnlichen Abtheilungen, bey welchen ſich diejenigen gut befinden, die ſie vorgenommen haben u. d. g. werden mehr wirken als Gewalt und Machtſprüche. Indeſſen wenn der mehreſte Theil einer Gemeine für die Abtheilung iſt, und nur einige, die ſchlechterdings auf dem Herkommen beharren, oder wohl ihre Nebenabſichten haben, die Sache hindern wollen, dann iſt es zwar Pflicht, auch ſie zu hören, aber wenn ihre Gründe nicht ſtatthaft ſind, und kein Vergleich bewirkt werden kann, dann kann auch ein Machtſpruch ihnen vielleicht billigere Geſinnungen einflöſen.

Diejenigen, welche die Abtheilung bewirken oder dirigiren ſollen, müſſen nicht nur unpartheyiſch und des Rechts kundig, ſondern auch in der Landwirthſchaft nicht unerfahren und beſonders von den Umſtänden und Rechten der Gemeine, von der Beſchaffenheit des Bodens u. d. wohl unterrichtet ſeyn, auch im benöthigten Fall an Ort und Stelle erſcheinen können. Meiner Meynung nach würden die Aemter, unter welche die Ortſchaften gehören, um mehr als einer Urſache willen zu dieſem Geſchäfte am tüchtigſten ſeyn, beſonders da ſie die Einwohner am beſten kennen, und am meiſten Gelegenheit haben, mit jedem insbeſondere zu reden, wodurch weit mehr ausgerichtet wird, als durch einen Antrag, bey dem alle gegenwärtig ſind.

Es muß aber vor allen Dingen unterſucht werden, ob die Zertheilung der Gemeinheiten nach vorliegenden Umſtänden möglich, und auch nützlich ſey. Es können beſondere Umſtände eintreten, wel-

che das, was im Allgemeinen wünſchenswerth iſt, in beſondern Fällen unthunlich machen, und wenn man nicht zum voraus hierinnen ſicher iſt, ſo ſind Mühe und Koſten verlohren und man hat der guten Sache mehr geſchadet als genützt. Z. B. es ſollen Fiſchwaſſer abgetheilt werden, zu welchen ein Netze und ein Fiſcher hinlänglich war, und es ſollte nun jeder Eigenthümer ſein eigenes Netz und beynahe ſeinen eigenen Fiſcher haben, ſo würde dieſe Abtheilung wahrhaftig nicht nützlich ſeyn. Oder man wollte die Gemeindhütungen ſämtlich auf einmal zertheilen, ehe man es mit dem Anbau der Futterkräuter ſo weit gebracht hat, daß man bis zur erſten Nutzung jener Plätze, (denn oft hat ſie die Natur nicht zu Wieſen beſtimmt) das Vieh im Stalle erhalten kann, ſo würde daſſelbe hungern müſſen. Hingegen in dem Fall, da ein Theil der Gemeine von Aufhebung der Gemeindheiten einen Nutzen hat, und ein anderer entweder Schaden oder doch keinen Vortheil, z. B. bey Heuwieſen, die vorher abgeweidet worden ſind, und nun in Grummetwieſen verwandelt werden ſollen, iſt das Theilungsgeſchäfte darum nicht aufzugeben, ſondern vielmehr darauf zu ſehen, daß den übrigen ein anderweitiger Erſatz geſchehe.

Daß bey wirklich vorzunehmender Theilung der Gemeindheiten diejenige, welche auf den Beſitz derſelben Anſpruch haben, alle gehört werden müſſen, daran iſt kein Zweifel. Es können aber unter dieſen auch ſolche ſeyn, welche nur als Zeiteigenthümer anzuſehen ſind, oder auch nur die Nutznieſung haben. Da dieſe nicht im Stande ſind, ihren Nachfolgern etwas zu vergeben, ſo muß auch ihre Einwilligung durch die Beſtättigung der höhern Behörde das nöthige Gewicht erlangen.

Iſt

Iſt die Vertheilung beſchloſſen, ſo müſſen die Güter, welche abgetheilt werden ſollen, vor allen Dingen genau aufgenommen und in Riß gebracht werden. Es iſt aber natürlich, daß es hier nicht allein auf die Größe deſſen, was einem jeden zu ſeinem Antheil zugeſchlagen wird, ſondern auch auf die Güte des Grundſtücks ankommt, daher müſſen der Sache kundige Perſonen zu Hülfe genommen werden, um auch in dieſer Rückſicht die möglichſte Gleichheit zu Stande zu bringen. Man nennt dieſe Schätzung nach der innern Güte, die Bonitirung. Es kann dieſelbe, wenn ſie ſolche Plätze betrift, deren innerer Werth leichter in die Augen fällt, als Wieſen, Hütungplätze ꝛc. von fremden unpartheyiſchen Perſonen vorgenommen werden, um ſo manchen Einwendungen vorzubeugen; aber bey der Schätzung der Aecker ſcheint es, daß der Ausſpruch von Gemeindemänner, als dir der Sache am kundigſten ſind, nicht wohl entbehrt werden könne.

Das nächſte Geſchäfte iſt nun die Entwerfung des Theilungsplanes ſelbſt, der ſich auf Billigkeit gründen muß, und wobey auf Größe, Güte, mehrere oder weitere Entfernung der Grundſtücke u. d. g. Rückſicht zu nehmen iſt. Da dieſer Plan bis zu ſeiner Beſtätigung nur als Vorſchlag betrachtet werden kann, ſo muß er entweder in Güte oder auf dem Wege Rechtens zu Stande gebracht werden. Jenes Mittel behauptet immer den Vorzug, iſt aber auch das ſchwerſte. Doch wird ein kluger und thätiger Kommiſſarius, zu deſſen Geſchäfte ich oben die ordentlichen Aemter und Oberämter vorgeſchlagen habe, vieles ausrichten können. Der rechtliche Spruch bleibt immer als die letzte Zuflucht übrig.

Es entſteht aber hiebey eine neue Frage. Sollen die Gemeinheiten mit völligem Eigenthumsrecht vertheilt, oder mehr zur Nutznieſung auf die Häuſer

ausgeſchlagen werden? Es ſind dergleichen Güter, ſie beſtehen aus Aeckern, Wieſen, Wäldern, Weiden, oder was es iſt, ein ſchätzbarer Vorzug einer Gemeine, der durch mehrere Jahrhunderte hergebracht, und zugleich eine Grundlage ihres Kredits iſt. Die Benutzung derſelben hat darzu gedient, um die Gemeindslaſten den Einwohnern zu erleichtern. Wollte man ſolche Güter mit völligem Eigenthumsrecht vertheilen, ſo würde es blos eine Acquiſition für die itzt lebenden ſeyn, das Kapital wäre auf immer für die Gemeine verlohren, weil die Nachkommen dergleichen Güter eben ſowohl als jeden andern Acker oder Wieſe bezahlen und die Abgaben zur Gemeine aus ihrem Eigenen beſtreiten müßten. Ich würde alſo für die Meynung derer ſtimmen, welche ſie ſo zu vertheilen anrathen, daß zwar jeder befugt iſt, ſeinen Antheil zu bearbeiten und zu benutzen, wie er will, aber das Eigenthum der ganzen Gemeine bleibt, und jeder nicht nur einen gewißen jährlichen Abtrag zu den gemeinſchaftlichen Ausgaben aus demſelben zu entrichten verbunden iſt, ſondern auch dieſe Güter ſchlechterdings bey den Häuſern bleiben müſſen, und ohne dieſe weder veräuſert noch verpfändet werden können. Auf dieſe Art würde jeder, ſo weit es ihm nützlich iſt, freye Hand haben, und doch die Nachkommenſchaft die Bereicherung der Väter durch Gemeindegüter nicht bezahlen dürfen. Noch eine Anmerkung ſey dieſe: Die meiſten Gemeinen haben mehrerley gemeinſchaftliche Güter. Vielleicht würde man die Aufhebung der Gemeinheiten am leichteſten ſo bewirken, daß man mit der Zertheilung nach und nach zu Werke gienge; itzt z. B. eine gewiße Waide zertheilte; wenn dieſe angebauet wäre, und unterdeſſen in der Kultur einige Fortſchritte geſchehen wären, eine andere vornähme, ſo daß auch die Stallfütterung, die

ſo

ſo genau damit verbunden iſt, und ſich auf einmal nicht erzwingen läßt, nach und nach heranreifte.

Was bey Gelegenheit der Gemeinheiten von Vereinigung der Güter eines jeden Beſitzers auf einem Platz durch Umtauſchung, die von der Obrigkeit dirigirt würde, geſagt wird, verſpahre ich auf den Art. Umtauſchung der Güter.

Bisher war von Gemeinheiten die Rede, die den Einwohnern eines Orts allein zuſtändig ſind, ohne daß andere einen Anſpruch darauf zu machen hätten. Allein es finden ſich auch andere, bey welchen dieſer Fall eintritt, der die Zertheilung ungemein erſchwert. Es können Gemeinheiten zwiſchen mehrern Dörfern, oder zwiſchen Herrſchaft und Unterthanen ſelbſt beſtehen, und beyde Theile müſſen alſo nothwendig erſt mit einander abgeglichen ſeyn, ehe man an eine Repartition unter den Einwohnern denken kann. Dahin gehört z. B. die **gemeinſchaftliche Weide**, da zwey Gemeinen wechſelsweiſe Gebrauch von einerley Weide machen, oder auch eine von der andern gewiße Felder zu behüten das Recht hat. Hier iſt wohl kein anderer Weg, die Gemeinheit aufzuheben, als ein gütlicher Vergleich, da entweder der eine Theil ſich mit einer Summe Geldes oder mit einer Entſchädigung (die zuweilen ihm vortheilhafter und dem andern unſchädlicher ſeyn kann) abfinden läſſet, oder zwiſchen ihnen eine Theilung der Weide nach Maasgabe des gehabten Genuſſes beliebet wird. Oft kommt es hier darauf an, daß eine Gemeine den günſtigen Zeitpunkt benutze und die Gelegenheit, die ſchwer wieder kommt, nicht aus den Händen laſſe. Vorzüglich aber ſind **Schäfereyen** und das damit verbundene **Recht der gemeinſchaftlichen Hutung** ein Gegenſtand, der zwiſchen zweyerley Gemeinen oder Gutsbeſitzern ſich finden

kann und ausgeglichen werden muß, wenn die Gemeinheiten aufgehoben werden ſollen, und dergleichen Gerechtigkeiten laſſen ſich eben nicht ſchlechterdings durch einen Machtſpruch aufheben, ſondern es muß ein Vergleich geſtiftet werden, wenn eine Gemeine über ihre denſelben unterworfene Güter freye Hand erlangen ſoll. Es geſchieht dieſes durch Kauf, oder durch Vertauſchung anderer Vortheile, oder durch jährlichen Zins, oder durch eine Anzahl mit Futterkräutern bebauter Aecker, die der Beſitzer der Schäferey, als ein Aequivalent jährlich von der Gemeine zum Gebrauch erhält, u. d. g. um von dieſer beſchwerlichen Laſt frey zu werden.

Auch Holzungen und Fiſchwaſſer ſind oft unter mehrern Gemeinen gemeinſchaftlich. Ich habe oben geäuſert, daß bey dieſen der Theilung unter die Einwohner viele Hinderniſſe im Wege ſtehen, und unter einer guten Aufſicht der Origkeit hier die Gemeinſchaft weniger nachtheilig zu werden ſcheint. Indeſſen würde ich gleichwohl die Zertheilung derſelben zwiſchen den Gemeinen ſelbſt wünſchen, damit nicht eine der andern die Hände binden könne, wenn die Umſtände zwiſchen ihnen verſchieden ſind. Es kommt aber auch da nicht nur auf die Größe des Platzes, ſondern auch auf Güte des Bodens, auf Lage, auf die Art des Holzes oder der Fiſche, den ſchnellern oder langſamern Wachsthum u. d. g. an, um die Theilung nicht zweckwidrig oder gar unbillig zu machen, und eine genaue Einſicht und Kenntnis des Lokalen kann mehr Auskunft geben, als allgemeine Regeln.

Man findet ein mehrers in Wöllners Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg ꝛc. Berl. 1766. 10. B. 8.

Gemenge heißt im Hüttenbau das untereinander gemengte Erz; in Glashütten die geſchmolzene Glasmaſſe,

maſſe, bey der Schaafzucht ein Vertrag der Herrſchaft mit dem Schäfer, nach welchem dieſer eine gewiße Anzahl Schaafe zur ganzen Heerde giebt, und ſtatt des Lohns nach dem Verhältnis dieſer Anzahl auch an dem Gewinn und Verluſt Theil nimmt.

Gemerk, ein Zeichen, welches der Markſcheider, Bergmeiſter oder Geſchworne in das Geſtein hauet.

Gems, eine Art veſten Geſteins im Bergbau.

Gemſe, Steinziege, wilde Feld- oder **Felſengeiße**, lat. *Capra, Rupicapra cornibus erectis uncinatis, L.* fr. *Chamois, Chevre ſauvage.* Eine Art kleiner und wilder Felſenziegen, faſt eben ſo geſtaltet und nicht viel größer als ein gemeiner Ziegenbock, ohne Bart, mit höhern Beinen, 6 bis 10 Zoll langen Hörnern, die über dem Hintertheile der Augenränder ſitzen, empor ſtehen und nach hinten und niederwärts gekrümmte Hacken haben. Der Farbe nach ſind ſie fahlbraun oder röthlicht, glänzend, ſelten weiß oder ſchwarz und weiß gefleckt. Der Gemsbock und das Gemsthier unterſcheiden ſich nur durch die Geſchlechtstheile. Sie werfen gemeiniglich 2 Junge, die ſie etliche und 20 Wochen tragen, und brunſten im December. Sie haben ihren Aufenthalt theils auf den höchſten Felſen, theils an dem Fuß der Berge und in den Wäldern. Jene heißen **Graththiere** und ſind klein und röthlicht, dieſe aber **Waldthiere** und ſind größer und dunkelbraun. Beyde Arten leben geſellſchaftlich. Die Graththiere klettern mit der größten Geſchwindigkeit auf den Felſen herum und machen oft einen Sprung von 20 oder 30 Fuß herab; überdies haben ſie ein ſehr ſcharfes Geſicht und äuſſerſt feinen Geruch, daher iſt ihre Jagd eine der allergefährlichſten und mühſeligſten. Die Gemſenjäger oder Gemſenſteiger ſind im Klettern und Springen auf eine wundernswür-

dige Art geübt, zeigen die größte Entſchloſſenheit, und verunglücken dem ungeachtet öfters in den Abgründen und zwiſchen Klippen. Das Fleiſch der Gemſen, beſonders der jungen, iſt ein gutes Wildpret, und die Häute, die mit Oel zubereitet und gelb, oder auch ohne Oel ganz weiß gegerbt werden, braucht man zu Schuhen, Strümpfen, Handſchuhen, Beinkleidern, auch Stiefeln, die geſchmeidig und doch zäh ſind. Dieſe Felle kommen häufig aus Genf, Chambery und Grenoble, man hat aber auch nachgemachte von Bock- Ziegen- und Schaafhäuten. Die Hörner der Gemſen geben Griffe auf Spatzierſtöcke, auch werden manche Stücke von dieſem Thier in der Arzneykunſt gebraucht. In ihrem Magen finden ſich zuweilen länglicht runde Kugeln, in der Größe einer welſchen Nuß, aſchgrau, bräunlicht oder blaßgrün. Sie beſtehen aus Faſern von Wurzeln und Kräutern, die übereinander gewickelt und mit einer lederartigen oder holzichten, ſelten ſteinichten Schale umgeben ſind. Man brauchte ſie ehedem in der Medicin und nannte ſie europäiſche Bezoar. Heut zu Tage aber hat man ihnen eine ſchicklichere Stelle in den Naturalienkabinetten angewieſen. Man bringt ſie aus Tyrol und der Schweiz. Die Gemſen ſelbſt findet man eben da, wie auch in Savoyen, Steyermark u. ſ. w.

Gemſe kommt auch im Bergbau vor und bedeutet eine Art von Hacken.

Gemſenfarbe, *Couleur de Chamois*, eine unter dem letzten Namen ſehr bekannte Farbe, die in die Iſabellenfarbe fällt.

Gemſenleder, ſ. Sämiſchleder.

Gemünder Silber, S. Silber.

Gemüſe. Wir haben in dem Artickel Dauerſpeiſe auf gegenwärtigen Artickel verwieſen und verſprochen zu zeigen, wie man die Gartengewächſe durch das Ein-

Einſalzen und Dörren zum längern Gebrauche aufbewahren könne. Hier folgt die kurze Anweiſung. 1) Die Kartoffeln werden in Waſſer faſt gar geſotten, alsdann in Scheiben zerſchnitten, in einem Backofen gedörrt und an einem trockenen Orte aufbewahrt. 2) Artiſchocken. Um Johannis werden diejenigen Stöcke, welche gegen den Herbſt noch tragen können, ausgehoben, in runde tiefe Körbe verpflanzt, ſo kommen ſie im Winter zur Reife. 3) Spargel werden halb gar geſotten, in einen Topf eingelegt, mit Salzwaſſer übergoſſen und dieſes zween Finger hoch mit Schmalz überdeckt. 4) Bohnen werden auf die gewöhnliche Art von den Faſern und Spitzen gereinigt, zerſchnitten, faſt halb gar geſotten in ein Sieb gelegt, damit das Waſſer ablaufen kann, alsdann in ein Fäschen eingelegt, mit Salz beſtreuet und mit Gewichtern beſchweret, damit ſie ſich veſte zuſammen drücken müſſen. Will man ſie aber dörren, ſo läßt man ſie, nach dem Sieden, im Siebe ganz trocken werden, und dörret ſie im Backofen. 5) Wirſing, Kohlrabi u. d. g. erhalten ſich lange Zeit, wenn ſie nur in Erde eingeſchlagen werden und 6) der Winter- oder Blaukohl bleibt im Garten unter dem Schnee gut. Weil er aber ohne Schnee erfriert, ſo muß man ihn in tiefe Furchen ſetzen, und wenn ſtarker Froſt ohne Schnee einfällt, mit Erbſenſtroh bedecken. 7) Die allervollkommenſte Methode aber, wie man alle Arten von Kräuter- und Wurzelgewächſen auf ſehr lange Zeit für die Küche brauchbar erhalten und bequem verſenden kann, hat Herr Paſtor Eiſen, zu Torma in Liefland, in einem beſondern Traktat gelehrt. Sie werden alſo getrocknet, daß weder die flüßigen noch veſten Theile durch Verbrennen oder Fäulniß verderbt, ſondern in ihrem natürlichen Zuſtande erhalten und nur von den wäſſerigen Theilen befreyet wer-

werden. Man bedienet ſich hierzu eines Dörrofens, welcher aus einer eiſernen gar nicht bedeckten Platte beſtehet, unter welcher das Feuer brennet. Man reinigt die Kräuter oder Wurzeln ſo, wie man ſie zum Kochen bereitet, breitet ſie auf Sieben oder Brettern aus, damit das Waſſer ablaufen kann und ſie wieder trocken werden, dörrt ſie alsdann, unter fleißigem Umwenden, auf dem Dörrofen ſo lange, bis die Stiele leicht zerbrechen und die Blätter zwiſchen den Fingern zerrieben werden können. Alsdann ſetzt man ſie ſo lange an einen mäſig feuchten Ort, bis ſie ſich wieder zuſammen biegen laſſen, ohne zu zerbrechen, ſtampft ſie in Düten von Papier, wie den Toback veſte ein und hebt ſie zum Gebrauch auf. Will man ſie zum Kochen gebrauchen, ſo weicht man ſie in kaltes Waſſer ein, brühet ſie alsdenn ſiedend an, und verfährt damit wie in ihrem friſchen Zuſtande.

Genet, *Genet d'Eſpagne*, ein Spaniſcher Klepper, ein Spaniſcher wohlproportionirter aber kleiner Hengſt, beſonders wenn er von einem Barbar und Spaniſchen Stute gefallen iſt.

Genette, Genettkatze, Spaniſche Katze, *Genethocatus*, fr. *Genette*, ein kleines vierfüßiges Thier, das ſich in Europa nirgend als in Spanien und der Türkey findet, dem Buchmarder ziemlich ähnlich, deſſen Fell ein leichtes und artiges Pelzwerk abgiebt, das zum Gebräme und Unterfutter der Frauenzimmerpelze dient und unter dem Namen Genotten hauptſächlich aus Holland kommt.

Geniſte, *Geniſta*, fr. *Geniſte*. Mit dieſem Namen, der oft in Ginſter, Gelſter, Geſter, Gaſt, Gemſt, Gurſt u. ſ. w. umgewandelt wird, bezeichnet man verſchiedene Staudengewächſe, die ſchmetterlingsförmige Blümen mit 10 verwachſenen Staubfäden und eine einfächerige zweyklappige Hülſe tragen.

Man

Man kann ſie unter die drey Klaſſen der Geniſte, des Pfriemenkrauts und der Stechgeniſte bringen, wiewohl die Namen oft verwechſelt werden. Hier finden nur einige davon Plaz, die der Abſicht dieſes Wörterbuchs entſprechen.

Von der Geniſte merke ich an:

1) **Die Färbergeniſte (deutſche Färberpfrieme, gelbe Färberblume, Gilbe, Grünholz, Witſchen** ꝛc.) lat. *Geniſta tinctoria Germanica, C. Baub. Geniſta tinctoria, foliis lanceolatis glabris, ramis ſtriatis teretibus erectis, L.* fr. *Genet des teinturiers.* Man findet ſie in Deutſchland, England und der Schweiz, wo ſie wild wächſt. Sie treibt viel ſtaudige Stengel zu 2 und 3 Fuß hoch, die jährlich aus der Wurzel erneuert werden. An den dünnen, aufrecht ſtehenden, geſtreiften Zweigen ſtehen kurze, geſtielte, ſchmale, lanzenförmige, grüne, glänzende Blätter. Im Junio und Julio ſiehet man gelbe Blumenähren, die nach Holunder riechen. Das Wild, die Schaafe und Bienen benutzen die Blätter, das Melkvieh ſoll aber davon Milch mit bitterm Geſchmack erhalten. Die Färber färben damit ſowohl friſch als getrocknet, gelb und grün, inſonderheit auf Wolle und gröbere Tücher. Mit Urin und Pottaſche erhält man daraus eine beſtändige pomeranzengelbe Farbe.

Das geſättigte Dekokt der Färbergeniſte giebt eine bräunlichtgelbe Farbe, die, mit vielem Waſſer verdünnet, faſt citronengelb wird. Von aufgelöſetem Kochſalz oder auch Salmiak wird die Farbe des Dekokts etwas dunkler, durch aufgelöſete Pottaſche wird es ein angenehmes dunkles braungelb, welches mit vielem Waſſer verdünnet, ebenfalls Citronengelb giebt, durch Vermiſchung des Salzſauren mit dem Dekokt ſchlägt ſich eine gelblichgraue Subſtanz nieder und der darüber ſtehende Liquor wird helle

weingelb. Vermiſcht man mit demſelben aufgelöſete Pottaſche, ſo bekommt der Liquor eine ſchöne goldgelbe Farbe. Noch mehrere Schattirungen erhält man durch Vermiſchung des Dekokts mit aufgelöſetem Alaun, mit Zinnſolution, mit aufgelöſetem grünen Vitriol, mit blauem Vitriol u. ſ. w. Nur ſind die meiſten dieſer Farben für ſich allein nicht veſte genug.

2) **Die haarige Heidegeniſte, kleine frühzeitige Erdpfriemen**, *Geniſta piloſa, foliis lanceolatis obtuſis, caule taberculato decumbente*, *Linn.* wächſt in mehrern Ländern, auch in Deutſchland wild, und vermehrt ſich ſtark nnd geſchwind. Sie kommt in dürren Sandheiden und auf den elendeſten Plätzen fort. Die Blätter ſind klein und die kleinen blaßgelben Blumen erſcheinen im Jun. in kleinen, lockern Aehren am Gipfel der Aeſte. Dieſe Geniſte iſt ein ſehr gutes und nahrhaftes Futter für Schaafe, das man zwiſchen die gemeine Heide ſäen könnte. Die Bienen beſuchen ſie ebenfalls ſtark und erhalten daraus Wachs.

3) **Die kleine deutſche Geniſte, kleine ſtachlichte Erdpfrieme u. ſ. w.** *Geniſta germanica, ſpinis compoſitis, ramis floriferis inermibus, foliis lanceolatis*, *L.* hat einen ſtaudigen vieläſtigen Stengel, und zeigt im May und Jun. gelbe Blumen, die jüngere Aeſte ſind mit lanzenförmigen Blättern, die alten mit zuſammengeſetzten Stacheln beſetzt. Man empfiehlt dieſe Pflanze zu Hecken, aber ſie iſt, wenigſtens bey uns, zu niedrig. Die Bienen, Schaafe und das Wild nutzen ſie.

Von dem **Pfriemenkraut** führe ich hier nur das Spaniſche und das beſenartige an. Jenes, das **binſenförmige Spaniſche Pfriemenkraut**, *Spatium junceum, ramis oppoſitis teretibus apice floriferis, foliis lanceolatis*, mit holziger Wurzel, derglei-

gleichen 6, 8 und mehr Fuß hohen Stengeln und langen, gelben, wohlriechenden Blumenähren kann nicht nur wie Hanf geröſtet und zu großen Schiffſeilen und grober Leinwand gebraucht werden, ſondern man macht auch aus dieſen Ruthen Körbe, oder bindet damit Weinſtöcke u. d. g. an, auch den Schaafen dient dieſes Gewächs zum Futter. Es findet ſich aber nicht in Deutſchland, ſondern in den mittägigen Ländern Europens.

Das beſenartige Pfriemenkraut, Brame, Frauenſchuh, Grünling, Haſengeil, Pfingſtpfriemen, Rehkraut u. ſ. w. *Spartium ſcoparium, foliis ternatis ſolitariisque, ramis inermibus angulatis, L.* wächſt in Heiden und an ſandigen Orten wild. Der holzige Strauch wird in wenig Jahren 6 bis 10 Fuß hoch, die Aeſte ſind ohne Stacheln, zäh und grün, die Blätter klein, hellgrün und glänzend, die unterſten, wie das Klee, dreyfach, die obern einfach, alle eyförmig zugeſpitzt, im Jun. und folgenden Monaten zeigen ſich ſchöne gelbe Blumen. Das Holz iſt hart und zäh, weiß und röthlichbraun geflammt, ſelten über einen Zoll dick. Es iſt faſt nicht auszurotten, wo es einmal ſich eingefunden hat, und dem Anwuchs des jungen Holzes in den Forſten ſchädlich. Es wird ausgerottet, wenn man es in einem acht- bis zehenjährigen Alter, da es nach und nach von ſelbſt abſtirbt, im May und Junius, ehe es Saamen tragen kann, abholzet, und mit dem Hieb einige Jahre fortfährt. Wenn man dergleichen Pfriemenkraut auf magere Sandfeldern mit Wachholderbeeren vermiſcht ſäet, und nach 8 Jahren abholzt, wird der Boden zu Birken und Fichten vorbereitet. Die abgeſchnittenen Zweige dieſer Pflanze dienen in Ermanglung der Birken zu Beſen, die Blumen werden an einigen Orten, ehe ſie aufbrechen, mit Salz und Eßig einge-

macht

macht und unter dem Namen der Bram- oder deutſchen Kapern geſpeiſet, die Blätter können zum Schaaffutter, ſo wie das Gewächs ſelbſt zur Gerberlohe dienen. Aus deſſen Rinde läßt ſich eine Art Zwirn bereiten. Die Bierbräuer ſollen daſſelbe auch zuweilen ſtatt des Hopfens brauchen, da denn das Bier ſehr ſtark wird und in den Kopf ſteigt.

Vom **Stechginſter** hat man zwey Arten, es gehört aber nur der **Europäiſche** hieher (**Skorpionkraut**) *Vlex Europaeus, foliis villoſis acutis, ſpinis ſparſis.* Er wird mannshoch, treibt viele dunkelgrüne, geſtreifte und mit großen Stacheln beſetzte Aeſte. Die Blätter ſind unterwärts haarig und weißlich und laufen wie ein Schuſterpfriemen ſpitzig zu, unter jedem ſteht ein Stachel. Der Stengel iſt holzig, die kleinen Blumen gelblich. Man empfahl ihn ehedem zu Hecken, aber in kältern Gegenden iſt er dem Erfrieren zu ſehr ausgeſetzt. Die Ufer an den Flüſſen können durch ihn mit geringen Koſten beveſtigt und das Abreißen derſelben verhindert werden. Man führt nämlich eine dünne, ſenkrechte Wand von Stein und Kalk, oder macht ſie von zweyzolligen fichtenen Brettern. An dieſe Wand legt man eine Böſchung von 6 Ruthen an, welche aus Sand und dieſem Ginſter beſteht, und legt oben auf jene Wand und die Böſchung einen ſtarken Baum. So lange dieſer auf ſeiner Stelle erhalten werden kann, bleibt auch das ganze Werk veſte.

Genitkatze. S. Genette.

Genſerich. S. Gans, Gänſerich.

Genueſer, fr. *Genouine, Croiſat*, ital. *Genovina, Scudo d'argento di Genova*, eine Genueſiſche Münze, die dort ſeit 1666. geſchlagen wird, deren eine Seite das Bildnis Johannis des Täufers, die andere ein Kreuz, als das Wappen vor Genua

zeigt.

zeigt. Die von rechtem Gewicht betragen 9 Lire 10 Soldi, die leichten 9 Lire, d. i. 2 Rthlr. 1 bis 3 Gr. 1 Rthlr. 22 Gr. den Louis d'or zu 5 Rthlr. gerechnet.

Genzian, Einzian. Ein Pflanzengeſchlecht, wovon Linne 32 Arten angiebt, von welchen aber dem Oekonomen nur folgende merkwürdig ſind.

1) **Der große gelbe Einzian, die Bitterwurzel,** *Gentiana major, flore luteo*, *C. B.* hat eine gelblichbraune, große, dicke und äuſſerſt bittere Wurzel, einen bis 4 Schuh hohen Stengel und länglich eyrunde, etwas zugeſpitzte gelblichgrüne Blätter. Die Wurzel wird als ein Vorbauungsmittel gegen die Rindviehſeuche gerühmt. Man nimmt auf 40 Stücke Rindvieh 1 Pf. ſchabt es klein und giebt jedem Stück Vieh morgens vor dem erſten Futter einen Löffel voll in friſchem Waſſer ein, welches man 14 Tage lang, von 3 zu 3 Tagen wiederholt. Auch im Anfange der Krankheit iſt ſie noch zu gebrauchen. 2) **Kreuzeinzian, Kreuzwurz, Himmelſtengel, Sperrnſtich,** *Gentiana oraciata*, *C. B.* hat einen geraden Stengel, glatte lanzenförmige Blätter, welche kreuzweis gegeneinander überſtehen. Die Wurzel iſt bitter und wird den Schweinen, bey ſich ereignenden Seuchen, unter das Futter gegeben.

Georg d'or, eine Churbraunſchweigiſche Goldmünze von $4\frac{2}{3}$ bis 5 Rthlr.

Geräuchertes Fleiſch, ſ. Räuchern.

Geräumte iſt ſo viel als Neubruch, Geräuſch, d. i. ein durch Wegräumung des Holzes zu Aeckern gemachtes Stück Landes.

Gerber. S. Rothgerber und Weißgerber.

Gerberbaum. Dieſer Baum hat Aeſte und Blätter wie die Eſchen, wächſt aber zu keiner ſonderlichen Höhe auf. Die oberſten Aeſte ſind mit einer

haa=

haarichten Haut überzogen, die Zapfen erreichen die Länge von 6 und mehrern Zollen und ſind voll Saamen, woraus ein treflicher Eßig bereitet wird. Sein eigentliches Vaterland iſt Spanien. Man findet ihn auch in Italien und in der Pfalz, und kann ihn in dem größten Theil von Europa anpflanzen. So bald die Schößlinge einer Elle lang ſind, werden ſie abgeſchnitten, gedörrt, zu Pulver geſtampft, als Lohe zu Gahrmachung des Leders, und in den Färbereyen gebraucht.

Gerberloh, ſ. Loh.

Gerden, *Yards*, oder engl. Ellen, deren 100 ſo viel als 133 brabanter Ellen ausmachen.

Gerechtigkeit. Dieſes Wort gehört hieher, inſoferne es eine Befugnis auf des andern Gut anzeigt, wodurch ſeine Freyheit eingeſchränkt wird. S. Servitut.

Gerent bedeutet zu Hall in Sachſen eine Rente oder gewiſſe Einkünfte an Sohle, die zum Unterhalt der Gebäude, zu Beſoldungen, zum Beſten der Armen u. d. g. verſotten wird. Das ſtete Gerent wird wöchentlich gegeben, es mag viel oder wenig verſotten werden; das Tagewerk hingegen richtet ſich nach der Menge der verſottenen Sohle.

Gereuth, Neugereuth, Neubruch, Rodeland, Geräumte, ein ausgeräutetes Stück Waldes, oder ein neu gebrochenes ödes Land (Feldegert) das zum Ackerbau eingerichtet worden iſt. An andern Orten bedeutet Gereuth eine gemeine Waldung, beſonders den einem jeden in demſelben zuſtehenden Theil.

Görgel heißt bey den Böttichern die Rinne in den Dauben der Fäßer, worein der Boden kommt, ingleichem das Werkzeug, womit dieſe Rinne gemacht wird.

Gerichtsdorf heißt an manchen Orten ein adeliches oder ſogenanntes Junkerndorf zum Unterſchied von den Amtsdörfern.

Gerichtsſtatt. Bey den alten Deutſchen wurden die Gerichte unter freyem Himmel und zwar unter einem anſehnlichen hohen Baum, beſonders einer Eiche gehalten. Ich habe dieſer Anekdote hier nur darum einen Platz vergönnet, weil noch in den Dörfern meiner und ohne Zweifel mehrerer Gegenden ein Ueberbleibſel davon vorhanden iſt, da die Gemeinden unter einer gewiſſen Eiche oder Linde zuſammenkommen, um ſich über ihre Angelegenheiten gemeinſchaftlich zu berathſchlagen.

Gerichtbarkeit iſt das Recht, in bürgerlichen oder auch wohl zugleich in peinlichen Fällen Erkänntnis und Verordnung zu thun. Man theilt ſie daher in die niedere und obere Gerichtbarkeit ein. Die Erbgerichtbarkeit kann mit dem Gute vererbet oder verkaufet werden, und iſt alſo auch bey dem Verkauf eines Rittergutes eines Anſchlages oder Taxes fähig. Man ſagt zwar *jurisdictionem plus eſſe oneris quam commodi*, und es kann dieſes allerdings bey einer Jurisdiktion ſeyn, welche man über fremde Unterthanen exercirt. Aber die Jurisdiktion über ſeine eigene Cenſiten und Lehenleute hat ihren großen Nutzen, weil ſie die grundherrſchaftliche Gefälle ſichert und ihren Bezug erleichtert.

Gerinne, ein durch Kunſt verfertigter Kanal, in welchem das Waſſer in einen engern Raum gebracht wird und daher ſtärker flieſet; ingleichem ein jeder kleiner Kanal oder Graben, darinnen das Waſſer rinnet, dergleichen im Berg- und Hüttenbau und in den Salzwerken ſind. Bey dem Waſſermühlenbau verſteht man unter Gerinne inſonderheit den Kanal, durch welchen das über den Fachbaum fallende Waſſer dem Mühlrad zuflieſet. Das **Mahlgerinne** iſt

die Abtheilung deſſelben, worinnen die Mühlräder hängen und dadurch in Bewegung geſetzt werden; das zur Seiten befindliche **wüſte Gerinne** führt das überflüßige Waſſer, wenn das Schutzbrett aufgezogen wird, vorbey. Wenn es an Waſſer fehlt, ſo wird durch Zuſetzung des Schutzbretes der Fluß des Waſſers in dem Mahlgerinne ſtärker. Ein Gerinne an Mühlen und Teichen, welches aufgehoben wird, damit das überflüßige Waſſer abfließen kann, ohne das Waſſer zu berühren, heißt Freygerinne, Freylauf, Freyſchütz.

Germ. Unter dieſem Namen verſteht man an manchen Orten die Hefen.

Geróne, der ganze Umfang der Wurzeln des Weinſtocks, beſonders die oberſten Seitenwurzeln.

Gerouin iſt zu Kairo eine Art von Centner. Der Centner Gerouin hat 270 Rotons, deren 110 zu Marſeille 108 Pf. betragen.

Gerſte, *Hordeum*, fr. *Orge*, iſt eine bekannte Art von Getraide, welche zu den Pflanzen mit drey Staubfäden und 2 Staubwegen gehört, und einen blaßgelben, eckigen Saamen bringt, den man auch inſonderheit Gerſte nennt. Es blüht dieſes Gewächs ährenweiſe, drey Blumen ſitzen dicht beyeinander und werden gemeinſchaftlich von einer ſechsblätterigen Hülle umgeben. Jede Blume beſteht aus 2 Spelzen, davon die äußere bauchigt, eckig und länger als die Hülle iſt, ſich auch mit einer langen Gränne oder Spitze endigt, die innere aber iſt kleiner, platter und lanzetförmig. Die mittelſte von den 3 Blumen iſt größer und gemeiniglich allein fruchtbar, ſie enthält die 3 Staubfäden und den eyförmigen Fruchtkeim mit 2 haarichten, gekrümmten Staubwegen, hingegen die 2 andere haben meiſtens die Befruchtungswerkzeuge nicht. Der Saame liegt in den Spitzen veſt eingeſchloſſen, iſt länglich

bauchigt, an beyden Enden ſpitzig, eckig und der Länge nach mit einer Furche vertieft. Die Wurzeln kommen blos am untern Ende, wenn die Gerſte geſäet wird, hervor; der Keim und das Blatt hingegen an dem Ende, welches oben geweſen iſt und die Granne getragen hat. Das Gerſtenkorn behält nicht, wie der Waizen und Roggen, einige Zeit die Milch in der Erde, ſondern der Keim oder das Blatt zieht die vom Mehl gewordene Milch oder Feuchtigkeit an ſich, und es bleibt nur die bloſe Schaale zwiſchen den Wurzeln und dem Keim hängen. Daher bekommt man im warmen Frühling oder im Sommer, wenn man Malz machen will, gemeiniglich Blattgewächſe, und wenn man es ſo weit kommen läßt oder es verſieht, ſo iſt die zum Bier erforderliche Kraft ins Blatt gegangen, und es erfolgt ſtatt des Mehls ein unkräftiges Blattkeim.

Man hat allerley Arten von Gerſten, zwey- vier- ſechs- und achtzeilige, mit großen und kleinen Körnern, Sommer- und Wintergerſte. Ich führe hier folgende nach meiner Abſicht an:

1) **Die gemeine Gerſte**, die im Frühling geſäet wird und ſich in die große, zweyzeilige, *Hordeum diſtichon*, *L.* und in die kleine, vierzeilige, *Hordeum vulgare*, *L.* unterſcheiden läßt. Man hält jene mit Recht für vortheilhafter als dieſe, weil ſie zwar nur zwey Zeilen, aber längere Aehren und gröbere Körner hat, folglich auch mehr Mehl giebt, weil ſie auch nicht ſo leicht vom Winde abgebrochen wird und ſtaudenartiger iſt, daher ſie mehr Stroh bringt. Die Sommergerſte erhält ſich gleichfalls im Winter, wie man bey Gerſtenäckern bemerkt hat, in welche nachher Stoppelkorn geſäet wurde, da denn die ausgefallene Gerſte mit demſelben aufgieng und Körner brachte, die aber ſehr flach waren.

Die Gerſte kommt nicht in jedem Erdreich gut fort, leichte Erde und Sandboden, ein hitziges und dürres, ſo wie ein leimichtes Land, wenn dieſes letztere nicht mit Sand verbeſſert wird, ſind ihr nicht angemeſſen. Ob ſie gleich die Näſſe liebt, ſo kann ſie doch den Ueberfluß derſelben nicht ertragen, ſondern wird gelb und im Wachsthum gehindert. Ein ſtarker, fetter und wohlzubereiteter Boden iſt zu ihrem Bau vorzüglich tauglich, und ſie ſoll von Rechts wegen in friſchen oder in zwey- höchſtens drey-jährigen Dünger geſäet werden. Die von Schaafen gepferchte Aecker und die Kleefelder, auf welche Gerſte geſäet wird, ſind oft zur Verwunderung fruchtbar. Da das Land wohl gepflügt ſeyn muß, ſo iſt es nöthig, daß man es im Herbſt ſtürze, damit theils die Winternäſſe beſſer eindringe und die Kälte den Boden mürbe mache, theils damit man auch auf den Fall gerüſtet ſey, wenn die Witterung des Frühlings nicht erlaubt, es ſo oft zu pflügen, als es nöthig wäre, um es zur Aufnahme des Saamens geſchickt zu machen. Um aber doch zu beſtimmen, wie oft das Pflügen wiederhohlt werden müſſe, kann man im allgemeinen annehmen, daß es hinlänglich ſey, wenn es drey- oder viermal geſchehen iſt; beſondere Umſtände machen Ausnahmen, wie leicht zu verſtehen iſt.

Der Saame ſoll rein und vollkommen ſeyn, man räth auch, ihn vor der Saat ein paar Tage in Miſtwaſſer einzuweichen, um ihn fruchtbarer zu machen. Ich habe davon noch keine Probe geſehen, wohl aber ſelbſt einen Verſuch anſtellen laſſen, davon ſich in wenig Wochen der Erfolg zeigen wird. Die Saatzeit iſt bey der großen Gerſte, wenigſtens in meiner Gegend, der May, beſonders der Anfang und die Mitte deſſelben, bey der kleinen, die daher auch Spatgerſte heißt, der Anfang des Junius. Ueberhaupt

haupt iſt es nicht rathſam, die Gerſte zu einer Zeit zu ſäen, da man noch ſtarken Froſt zu gewarten hat, weil ſie ſonſt kaum die Ausſaat wiederbringt. Man pflegt ſich gerne nach der Blüthe des Schwarzdorns hierinnen zu richten.

Nach der Saat wird die Gerſte gewöhnlich eingeeget. Man nennt das eine höchſt ſchädliche Sache, weil ſich auf den Gerſtenäckern eine Menge Hederich findet, die den Saamen überwächſt, und gerade zu der Zeit am häufigſten hervorkommt. Würde man, ſo heißt es, erſt 5 oder 6 Tage nach der Saat den Saamen einegen, ſo würde eben dadurch der Hederich in ſeinem Wachsthum gehindert werden. Ich für meine Perſon habe in dieſem Verfahren bey einem Acker, da der Saame untergepflügt worden iſt, nichts auszuſetzen. Aber wenn er auf das gepflügte Feld ausgeſtreuet und erſt durch die Ege mit Erden bedeckt werden ſolle, welches nach der Beſchaffenheit des Bodens oft nicht anders ſeyn darf und daher in manchen Gegenden allgemein beobachtet wird, ſo würde in der Zeit von etlichen Tagen der frey da liegende Saame zur Hälfte von den Vögeln aufgezehrt und die Keime von dem übrigen durch das Rühren des Ackers der Sonnenhitze Preiß gegeben werden.

Die Reiſe der Gerſte erkennet man theils an ihrer weißen Farbe, theils an der Härte der Körner. Wenn ſich die Aehren ſo krümmen, daß ſie rückwärts gegen die Erde niederhängen, dann iſt es ein Zeichen, daß ſie ſchon überreif ſey, und man hat Urſache zu eilen, damit die Aehren nicht abbrechen und auf dem Acker zurücke bleiben. Das geſchieht beſonders, wenn um dieſe Zeit ein ſtarker Wind oder große Hitze einfällt. Man hat da zugleich alle Vorſicht nöthig, um nicht die Aehren im Erndten ſelbſt abzubrechen, daher es ſich oft ereignet, daß man ſie

den Tag über ruhig ſtehen läßt, ohne Hand anzu-legen, hingegen Abends, wenn der Thau anfängt zu kommen, alle ſeine Kräfte aufbietet und wohl die Nacht hindurch, wenn ſie helle iſt, fortfährt. Man ſieht alſo daraus, daß man mit der Gerſten-erndte nicht ſäumen und lieber in der Gelbreife den Anfang machen ſoll, auch daß man, wenn ſie un-gleich auf einem Acker reift nicht warten muß, bis die letzten Aehren zeitig ſind, ſondern ſich nach dem größten Theil zu richten hat. Was übrigens bey der Erndte zu beobachten iſt, davon iſt unter dieſem Wort ſchon im Allgemeinen das nöthige geſagt wor-den. Eben ſo verweiſe ich in Anſehung des Dre-ſchens auf dieſen Artickel und merke nur noch an, daß die Gerſte noch einmal in ihrer Spreue ſtark überdroſchen (geflegelt) werden muß, damit die Spitzen wegkommen und bey dem Verkauf keinen Tadel verurſachen. Das Gerſtenſtroh iſt theils zum Schneiden und Füttern für das Rindvieh, wel-chem daſſelbe mit Heu oder Grummet vermengt, beſſer als das härtere Dinkelſtroh ſchmeckt, theils zur Streue tauglich. Doch hält man dafür, daß es bey den Schweinen zum letztern Gebrauch nicht dien-lich ſey. Die Gerſte ſelber hat mancherley Nutzen, als: zum Malzmachen, zum Mahlen für Men-ſchen, zur Maſtung und Fütterung für das Vieh, beſonders für die Schweine und das Federvieh, da ein Metze ſo viel nährt, als 2 Metzen Haber; den Pferden hingegen iſt ſie weniger angemeſſen, da ſie ſchwer zu verdauen iſt, wenigſtens muß ſie zuvor eingequellet werden.

An einigen Orten wird ſogenannte Linſengerſte gebaut, d. i. man ſäet beyde untereinander, da ſie denn miteinander fortwachſen, die Linſen klammern ſich an die Gerſte an und bedecken ſie vor der Son-nenhitze, beyde werden miteinander geſammelt und

beym Dreſchen entweder durch das Sieb voneinander geſondert, oder in ihrer Vermiſchung für das Maſtvieh gebraucht. Das Stroh iſt beſſer als das von der Gerſte allein.

Die Gerſte iſt auch dem Staubbrand unterworfen. Man räth dargegen an, den Saamen vor dem Ausſäen in einer Lauge von Miſtlache, Kalk, Holzaſche und Küchenſalz ſo lange einzuweichen bis er ganz glatt wird.

2) **Die ſechszeilige Herbſt- oder Wintergerſte**, *Hordeum hexaſtichon*, *L.* Sie wird im Herbſt geſäet und im folgenden Sommer bey Zeiten, nämlich um Johannis, reif; eine ſchöne Frucht, die ſich ſtark beſtaudet, kurz an Stroh und Aehren, aber mit vielen Körnern angefüllt iſt. Sie geräth nicht alle Jahre und nicht überall, ein naſſer Winter und kalte Fröſte ſind ihr ſehr ſchädlich. Die Sperlinge und Tauben ſtellen ihr ſehr nach und im Schneiden bricht ſie leicht ab. Sie will einen trockenen und warmen, etwas fetten Boden, und da ſie den Winter ausdauren muß, iſt es nöthig, nach der Saat etwas Miſt darüber zu breiten. Wenn man ſie ſehr frühe ſäet, kann man ſie auch im Sommer bauen. Sie giebt gut in den Scheffel, iſt aber zum Brauen nicht tauglich.

3) **Die Blatt- oder Staudengerſte**, *Hordeum ramoſum ſ. fruteſcens*, geht mit breiten dunkelgrünen Blättern auf, treibt gemeiniglich 10 Halme aus einem Korn, die Aehren ſind zweyzeilig, aber die Körner nicht ſo groß als bey der gewöhnlichen zweyzeiligen. Sie liebt naſſe Aecker und kann dann auch die dürre beſſer ertragen. Man ſäet ſie im Junius aus und ſie wird doch mit der gewöhnlichen reif, daher man von ihr ſagt: binnen 6 Wochen aus dem Sack und wieder in den Sack. Da ſie ſo viele Stauden macht, ſo darf ſie dünner geſäet werden.

Sie giebt viel Stroh, ſcheffelt beſſer und das Mehl iſt weißer und beſſer als von der andern Gerſte. Sie wird in der Grafſchaft Mansfeld gebaut, artet aber im dritten Jahr wieder in die zweyzeilige Gerſte aus, wenn ſie nicht in feuchtem Boden iſt.

4) **Die Bartgerſte, deutſcher Reis, auch türkiſche Gerſte,** *Hordeum Zeocriton*, *L.* iſt in Deutſchland nicht unbekannt, wird aber häufiger in England und Frankreich gebauet, ſie kommt der zweyzeiligen an Güte gleich, trägt viel Körner, davon die unter an der Aehre ſtehenden immer die größten ſind, und das Malz davon ſoll ein vorzüglich gutes Bier geben. Die Halme ſind kürzer und gröber, die Aehren zuſammengedruckt und zweyzeilig, die Spitzen länger und der Saame dicht beyſammen, daher ſie auch vor den Vögeln mehr geſichert iſt, und ſie giebt eine reiche Erndte.

4) **Die vierzeilige nackte Gerſte, Davidsgerſte, Dinkelsgerſte, Himmelsgerſte u. ſ. w.** *Hordeum coeleſte*, *L.* Sie wird in Norwegen ſtark unter dem Namen Thoregerſte gebaut, und in Franken heißt Sie Ohmer. Sie unterſcheidet ſich von den übrigen Gerſtenarten dadurch, daß ſie nackte Saamen, d. i. keine harte Schale oder Rinde an denſelben hat. Da ſie die Kälte ertragen kann, darf ſie frühzeitig geſäet werden. Zum Malzen taugt ſie nicht, fällt auch ſtark aus, trägt aber reichlich, hat ziemlich große Körner, giebt guten Gries und ein gutes Viehfutter. Man hat auch **zweyzeilige nackte Gerſte,** *Hordeum gymnocrithon*, *L.* die ſich ſo ſtark vermehrt, daß man nur die Hälfte Saamen braucht und wohl 35 Halme auf einer Wurzel gefunden hat. Sie wird 2 bis 3 Wochen eher reif als die gemeine Gerſte, das Stroh aber iſt kürzer. Zum Malzen iſt ſie tauglich und bey dem Mahlen gaben 132 Pfund Gerſte 80 Pf. feines, 40 Pfund gröbe-

gröberes Mehl und 11 Pf. Kleye. Man nennt ſie auch Sibiriſche Gerſte, und ſie wurde 1767. in England unter dieſem Namen eingeführt.

Gerſtenkorn, Rankkorn iſt bey den Schweinen eine weiße Blatter in der Größe einer Erbſe, die ihnen im Maule wächſt und oft tödtlich iſt. S. Rank.

Gerſtengraupe, Gerſtengrütze, S. Graupe, Grütze.

Gerſtenmehl, das aus der Gerſte gemahlen und zum Brod gebraucht wird. Es wird dieſes Brod ſehr weiß, aber es iſt unverdaulich, weniger nahrhaft und ſpröde. Indeſſen iſt es in der Vermiſchung mit Roggen, wenn von dieſem $\frac{2}{3}$ und von der Gerſte $\frac{1}{3}$ genommen werden, brauchbarer und giebt gutes Brod, welches mehr ſättigt, wenigſtens weiter reicht als das vom Roggen allein, ſo daß man mit 14 vermiſchten Broden ſo weit kommt als mit 16 Roggenbroden, ohne zu rechnen, daß die Gerſte nach Proportion immer wohlfeiler als der Roggen iſt. Man nimmt auch wohl Erbſen darunter, da ſich denn folgendes Verhältnis im Gewichte des Mehls zeigt:

1 Scheffel Gerſte giebt 125 Pf. Mehl.
1 Scheffel Roggen — 140 — —
1 Scheffel Erbſen — 169$\frac{1}{2}$ — —

Gerille, ein Haufen lockerer Dinge, z. B. der Abgang von den Garben in den Scheuren, ingleichem ein lockeres loſes Gebirge, welches immer nachfällt.

Geſäme, mancherley Arten von Saamen, Sämerey.

Geſamt, woran mehrere Theil haben, z. E. Geſamtgut, Geſamtgebrauch, Geſamtkauf u. ſ. w.

Geſchaalte Decken ſind Decken in Zimmern und andern Gemächern, welche aus ganz aneinander gelegten Balken beſtehen, oder auch nur ganz mit Dielen bekleidet ſind. Der Wärme wegen waren

ſie ehedeſſen häufig; der ſteigende Holzpreiß aber hat ſie ſeltener gemacht.

Geſcheid, ein Maas trockener Dinge. In der Pfalz und in Frankfurt machen 4 Geſcheide einen Sechter.

Geſchiebe im Bergbau, eine Erd- oder Steinart, welche durch äuſſerliche Gewalt, z. B. Ueberſchwemmungen aus ihrem Wohnort geriſſen und an andere Orte verſchoben worden iſt.

Geſchirr iſt ſo viel als ein Gefäß, etwas darinnen aufzuheben, als Küchengeſchirre, Milchgeſchirre. In einem weitern Verſtande bedeutet es allerley Werkzeuge, als Ackergeſchirr, das zum Feldbau nöthige Geräth; Schiff und Geſchirr der Fiſcher, ihr Fahrzeug und Fiſchergeräth; Geſchirr der Weber, die Kammlitzen mit den Schäften; Geſchirr in den Papiermühlen, das Rad, die Welle mit ihren Hebeln, die Schwingen und Stampfen mit dem Löcherbaum; Pferdegeſchirr, das Lederwerk, vermittelſt deſſen ſie ziehen u. ſ. w.

Geſchirrgeld, das Geld, welches frohnbare Unterthanen für die Pferdfrohne entrichten.

Geſchirrordnung, eine Verordnung bey den Tuchmachern, darinnen das gehörige Verhältnis ihres Geſchirres, d. i. der Kammlitzen und Schäfte beſtimmt iſt.

Geſchlitz im Bergbau, ein Einſchnitt, beſonders an den Schwingen, worinnen die Kunſtſtangen hängen.

Geſchloſſen, ein Tuch oder Zeug iſt geſchloſſen, der dicht gewebt, gut geſchlagen und gehörig gewalket iſt. Ein Kaufmann hat ſeinen Laden geſchloſſen, wenn er aufhört zu handeln, oder auch bankerot gemacht hat. Felder oder Teiche werden geſchloſſen, wenn man nicht mehr darinnen weiden, graſen oder fiſchen darf.

Geſchmeide, von Schmieden, bedeutet überhaupt aus Metall, beſonders aus Eiſen verfertigte Dinge, hauptſächlich allerley kleine Arbeiten aus Metall, daher in Nürnberg die Geſchmeidemacher noch itzt ein eigenes, geſperrtes Handwerk ausmachen, und meſſingene Uhrgehäuſe, Lichtputzenkäſtchen, Schreibzeuge, Reißfedern, Raſtrale, Haar: Strick: und Spicknadeln, Büchſen u. d. g. verfertigen. Im gewöhnlichen Verſtand aber bedeutet es allerley aus Gold, Silber, Perlen und Edelgeſteinen gemachten Putz oder Geſchmuck, dergleichen man von Goldſchmieden, Goldarbeitern und Galanteriehändlern bekommt.

Geſchmeidig, ein geſchmeidiges Eiſen, im Gegenſatz des ſpröden; ein geſchmeidiges Erz, das ſich leicht ſchmelzen läßt.

Geſchnittene Zeuge. Darunter verſtehet man Velpe, Kaffa und Plüſch. Sie unterſcheiden ſich von andern dadurch, daß ſie auf der rechten Seite eine rauhe Oberfläche haben, welche von aufgeſchnittenen Haaren oder Fäden herrührt.

Geſchoß, was aufſchieſet, z. B. an verſchiedenen Pflanzen der Theil des Stengels zwiſchen 2 Abſätzen. Ingleichem ein Stockwerk eines Hauſes.

Geſchür, ein ſchlackenartiges Weſen, das ſich im Schmelzofen anlegt und mit einem ſtarken Eiſen heraus geſcharret oder geſchüret wird.

Geſchütte, ein Haufen Mineralien, der lagenweiſe bey den Gängen bricht und ſolche mächtiger macht.

Geſchwindkutſche. S. *Diligence.*

Geſchwür, eine entzündete, an einem Orte zuſammengedrängte ſchmerzhafte Geſchwulſt mit einer Vertiefung und einem Eiter. Die Geſchwüre auf dem Bürzel oder Steiß einiger Vögel heißen Dörre. S. dieſes Wort. Von Geſchwüren bey anderm Vieh, beſonders Pferden ſind die Art, Fußentzün-

dung, ingleichem Eiterbeule nachzuſehen. Ich gedenke alſo hier nur noch inſonderheit der Geſchwüre des Rindviehes. Wenn äuſſerlich an einem Theile eine rothe, harte, hitzige und ſchmerzhafte Geſchwulſt entſteht, ſo wird es eine äuſſerliche Entzündung genannt, davon eine Stockung des Geblütes in den kleinen Gefäßen die nächſte Urſache iſt, die aus Bösartigkeit und Ueberfluß der Säfte, aus Verletzungen u. d. g. entſtehen kann. Man ſucht dergleichen Entzündungen, wenn es möglich iſt, durch Zertheilung zu heben, wobey in dem Fall, da ſie beträchtlich iſt, eine ſtarke Aderläße vorgenommen wird. Mit derſelben verbindet man innerlich alle 2 Stunden einen Löffel voll von einem zu gleichen Theilen aus Rhapontikwurzel und präparirtem Weinſtein verfertigtem Pulver, und äuſſerlich ein zertheilendes Kräuterſäckchen in halb Waſſer und halb Weineßig gekocht, wohl ausgedrückt und täglich dreymal warm aufgelegt. Die Fütterung dabey muß ſparſam und feucht ſeyn. Wenn die Zertheilung nicht erfolgt, ſondern vielmehr die Geſchwulſt größer wird, ſteht man von dieſen Mitteln ab, und befördert die Zeitigung durch erweichende Mittel, z. B. 4 Loth Tannenpech, eben ſo viel Seife, 2 Lt. Honig bey gelindem Feuer zerſchmolzen, ein Löffel voll Roggenmehl hinzugethan, wohl vermengt und als Pflaſter aufgelegt. Die Geſchwulſt kann bey erfolgter Zeitigung mit einer Lanzette geöfnet und täglich eine Salbe aus 4 Loth Terpentin mit dem Gelben von einem Ey ½ Viertelſtunde lang abgerührt, nebſt ſchon gedachtem Pflaſter aufgelegt werden. Iſt die Höhle des Geſchwürs ſehr tief und der Eiter ſcharf und ſtinkend, ſo iſt auch nebſt dieſen Mitteln das Einſpritzen folgenden Mittels nöthig. Man kocht nämlich 1 Loth zerquetſchte Myrrhen in 1 Quart alten Wein, eine Viertelſtunde lang, ſeihet

ſeihet es durch und vermiſcht damit 1 Löffel voll Honig.

Es geſchieht zuweilen, daß die ſtockenden Säfte in Fäulnis und Brand übergehen, da es am beſten iſt, das Vieh bey Zeiten zu ſchlachten, oder wenn der brandige Theil nicht ſehr groß iſt, einen erfahrnen Vieharzt zu Rathe zu ziehen. Manchmal ereignet ſich auch der Fall, daß die entzündete Geſchwulſt ſich in eine Verhärtung verwandelt, und man thut gemeiniglich beſſer, ſelbige in Ruhe zu laſſen, weil ſie oft viele Jahre von dem Vieh ohne Nachtheil und Schmerzen getragen wird, als viele, beſonders ſcharfe und reizende Mittel zu gebrauchen.

Bey freſſenden Geſchwüren, die nicht alt ſind, kein wildes Fleiſch, tiefe Höhlen oder verhärteten Rand haben, braucht man täglich einmal oben angeführte Salbe und bedeckt ſie mit Nürnb. Pflaſter. Wildes Fleiſch oder verhärtete Ränder muß man mit Aegyptiakſalbe wegbringen. Wenn die Höhlen tief ſind und der Eiter bösartig iſt, ſpritzt man täglich von dem ſchon vorhin gedachten Mittel ein und braucht dabey Charpie und eben beſagte Salbe und Pflaſter bis zur Heilung.

Geſchwulſt, eine widernatürliche Erhebung der fleiſchigen Theile. Es wird von jeder Art beſonders an ſeinem Orte gehandelt.

Geſellenbau, eine Zeche, die nur von wenigen gemeinſchaftlich gebauet wird. Geſchieht es von vielen, ſo heißen ſie Gewerke.

Geſenke bezeichnet bey dem Weinbau das Stück eines alten Weinſtocks, worein man einen Schnitt thut, und ſolches hernach in die Erde ſenkt, damit es wurzele und zum Verſetzen tauge. Der Schloſſer nennt Geſenke, die ſtählernen Formen, dem glühenden Eiſen darinnen jede beliebige Geſtalt zu geben. Sie beſtehen aus einem Hammer und einer

Unterlage. Auch der Stahlarbeiter hat Geſenke zu Knöpfen und Griffen der Degen ꝛc. der Klingenſchmid zum Aushohlen der Hohlkehle einer Degenklinge, der Feilenhauer hat ein Werkzeug mit verſchiedenen Rinnen, die Feilen, wenn man ſie hauet, darein zu legen, welches Geſenk oder Haueiſen heißt. Bey den Bergwerken verſteht man unter dieſem Namen jede Aushöhlung, in welcher Stein und Erz ſowohl oben als unten gebrochen wird.

Geſimſe, ein hervorſtehender Rand um einen Körper, beſonders, wenn er aus mehrern Gliedern beſteht, z. B. in einem Zimmer oben bey der Decke herum an den Wänden, oder die Einfaſſung derſelben unten am Fußboden, oder das Hauptgeſimſe unter dem Dach u. ſ. w. Die Regeln derſelben lehret die Baukunſt.

Geſinde, dadurch verſteht man gemeiniglich Knechte und Mägde, die man auch mit dem Namen Dienſtboten oder Ehehalten belegt. Es ſind alſo Bediente, die ſich verbindlich machen, gegen Koſt und einen gewiſſen Lohn, die ihnen beſtimmten Dienſte in der Haushaltung zu verrichten. Da man ſehr oft ſeiner Arbeiten nicht allein gewachſen iſt, oder nicht alle, vermög des Standes, in dem man ſich befindet, verrichten darf, ſo iſt das Geſind ein unentbehrlicher Theil in einer Haushaltung, aber auch oft ein ſehr beſchwerlicher, ein nothwendiges Uebel. Indeſſen, da es einmal nothwendig iſt, da dem Staate nicht nur daran liegt, daß beſonders die arbeitende Klaſſe ſich ſtets mit dem nöthigen Geſinde verſehen könne, ſondern auch, daß daſſelbige ſowohl in Anſehung des Lohns als der Arbeit in ſeinen Schranken bleibe, da es einen Theil der Einwohner ausmacht, und auch ſeine Rechte hat, ſo kann man erwarten, daß die Policey auch dieſen Gegenſtand nicht aus der Acht laſſe, und es haben daher viele Länder ihre eigene

gene Geſindeordnungen, die wohl den Kindern ſchon in der Schule zum öftern vorgeleſen werden, und Kommiſſare, deren Pflicht es iſt, darüber zu halten und die Klagen zwiſchen Herrſchaft und Geſinde zu unterſuchen und abzuthun.

Die Policey hat einmal darauf zu ſehen, daß man hinlängliches Geſinde im Lande haben könne, weil der Mangel deſſelben auf den ganzen Nahrungsſtand einen ſchädlichen Einfluß hat. Die Erfahrung lehrt, daß es oft, beſonders zu der Zeit, da die Arbeiten anwachſen, an Dienſtboten fehlt, daß man zuweilen ungeheure Forderungen eingehen, oder die größten Anerbietungen machen muß, um welches zu bekommen. Dies ereignet ſich vornämlich in Jahren, da das Getraide wohlfeil iſt, weil ſolche Leute, die ſonſt dienen müßten, nun leichter auf ihre eigene Hand leben, und ſich mit Geſchäften, die weniger Anſtrengung erfordern, oder auch durch Betteln gleichwohl durchbringen können: da im Gegentheil in den Jahren 1770. und 1771. ſo manche Knechte und Mägde um Gottes willen baten, ſie in Dienſt zu nehmen. Dieſer Hang zur Gemächlichkeit kann dadurch vermindert werden, daß die Polizey dieſes Sitzen auf eigene Hand nicht geſtattet, die, welche nicht aus dem Orte ſind, fortſchaffet, und den Eltern vieler Kinder, die nicht alle zu ihren Geſchäften nöthig haben und gleichwohl bey ſich behalten, ob ſie ſchon dieſelben kaum zu ernähren im Stande ſind, dieſe Weichlichkeit erſchweren. Nach der Churhannöveriſchen Dienſtbotenordnung müſſen diejenigen, denen herrenlos zu bleiben erlaubt wird, der Herrſchaft ſowohl als den Armen jährlich etwas gewiſſes entrichten. Es iſt ferner eine Sorge, welche der Policey obliegt, daß man erträgliches Geſinde finde. Die Klagen in dieſer Abſicht ſind allgemein und liegen am Tage.

Sol-

Solche, welche in die äuſſerſte Noth gerathen, ſo bald ſie in ihre eigene Haushaltung eintreten, ſind gemeiniglich in den Jahren ihrer Dienſte ſo ſtolz und animos, daß es unmöglich iſt, ſich mit ihnen zu betragen. Man hat daher allerley Einrichtungen hie und da getroffen, um dieſem Uebel abzuhelfen. Hieher gehört die Anordnung, daß niemand bey Strafe einiges Geſinde, welches ſchon gedient hat, in ſeine Dienſte nehmen darf, ohne daß es ein Zeugniß von der Herrſchaft vorweiſe, bey welcher es zuletzt gedient hat. Dieſe iſt verbunden, ihm ein Zeugniß zu geben, es ſey gut oder ſchlimm und ſolche, welche falſche Zeugniſſe ſchreiben, ſind der Strafe ausgeſetzt. Von Rechtswegen aber ſollen dieſe Zeugniſſe nicht ſo ganz allgemein ſeyn, ſondern nähere Data, z. B. den gehabten Lohn, die Geſchicklichkeit zur Arbeit, den guten Willen, die Treue, die übrige Aufführung u. d. g. enthalten. Schon dieſes Zeugniß würde vielleicht eine ſtarke Warnung für die Dienſtboten ſeyn. Es gehört ferner die Verordnung hieher, daß über die Geſindemäckler ein ſcharfes Auge gehalten wird, und ſie nicht nur in Pflicht genommen, ſondern auch durch unausbleibliche Strafen abgehalten werden, Herrſchaften zu täuſchen, oder das bereits in Dienſte ſtehende Geſinde zu verführen. Es gehört endlich hieher die ganze Einrichtung, daß ein gewiſſes Departement oder gewiſſe Perſonen angeſtellt und autoriſiret werden, die vorfallenden Klagen ohne Zeitverluſt zu unterſuchen und abzuthun, tyranniſche Herrſchaften ſowohl, als treuloſes und liederliches Geſinde unnachſichtlich zu ſtrafen und über der Geſindeordnung aufs genaueſte zu halten.

Es ließe ſich bey dieſer Gelegenheit vieles von dem Verderben unter dem Geſinde, von den Quellen deſſelben, von den guten Eigenſchaften des Geſindes

ſindes ſowohl als der Herrſchaften ſagen, es ſcheint aber dieſes dem Zweck eines ökonomiſchen Wörterbuchs nicht angemeſſen zu ſeyn. Eben ſo übergehe ich das, was von Koſt, Lohn und Arbeiten des Geſindes geſagt werden könnte, mit Stillſchweigen, weil es hier nicht ſo ſehr auf allgemeine Regeln, als vielmehr auf vorhergehenden Vertrag und gewiſſermaſſen noch mehr auf die Sitte jeder Gegend ankommt, der man ſich wohl unterwerfen muß. Nur merke ich noch an, daß an der Steigerung des Lohns meiſtens die Herrſchaften mehr ſchuld ſind, als das Geſinde, weil manche aus allerley Urſachen, oft nothgedrungen, ſich zu Bedingungen verſtehen, die andere alsdenn nachmachen müſſen.

Das hat die Policey, wenigſtens in vielen Ländern veranlaßt, dafür zu ſorgen, daß man um billigen Lohn das nöthige Geſinde haben könne. Man hat nämlich gewiſſe Geſindetaxen veſtgeſetzt, über welchen aufs genaueſte gehalten wird, ſo daß eine Herrſchaft nicht einmal die Macht hat, einen gröſſern Lohn zu akkordiren, als die Geſindeordnung beſtimmt, und dadurch dem beſtändigen Steigern Einhalt geſchieht. Doch läßt ſich eine ſolche Taxe nicht immer auf Gegenden anwenden, die nahe an ein anderes Land gränzen und mit demſelben viel Verkehr haben, ſich daher auch in vielen Stücken nach demſelben richten müſſen, daher iſt auch die Grafſchaft Lingen von der ſonſt im Preußiſchen eingeführten Geſindetaxe ausgenommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Beſtimmung des Lohns mit der Arbeit ſowohl als auch dem übrigen Preiß der Dinge in einem gewiſſen Verhältnis ſtehen müſſe. Es iſt gewöhnlich, daß man dem gemietheten Geſinde ein gewiſſes Handgeld reicht, ohne welches keine Vermiethung gültig iſt. Auch dieſes Handgeld iſt gemeiniglich da, wo Geſindetaxen eingeführt ſind, beſtimmt.

Ge-

Geſchenke hingegen bleiben billig der Herrſchaft über⸗laſſen, die nach Maasgabe der Aufführung ihrer Dienſtboten hierinnen verfahren kann, daher man es nicht geſtatten ſollte, daß ſich das Geſinde ge⸗wiße Geſchenke, z. B. an Weyhnachten u. d. g. als einen Appendix zu ihrem Lohne ausdingt. Doch iſt allzugroße Freygebigkeit mit Geſchenken den Herrſchaften eben nicht anzurathen, weil es gar bald ſo weit kommt, daß dieſelben als eine Schuldigkeit angeſehen werden, und ſie beynahe jede nur etwas ungewöhnliche Arbeit beſonders erkaufen müſſen.

Bey dieſer Gelegenheit ſetze ich noch einige An⸗merkungen bey, die das Geſindeweſen überhaupt be⸗treffen. „ Ueberflüßige Bediente ſind nicht nur der Bevölkerung ſchädlich, ſondern auch dem Dienſte ſelbſt nicht zuträglich. So bald mehr Perſonen zu einem gewiſſen Geſchäfte angeſtellt werden, als dar⸗zu nöthig wäre, verläßt ſich eine auf die andere, und die Arbeit wird ſchlechter oder gar nicht gethan. Man hat daher auch in manchen Ländern den Luxus, der in Anſehung des Geſindes herrſchte, durch Ge⸗ſindeſteuren zu verhindern geſucht. " Aber eben ſo ſchädlich iſt es, wenn man weniger Geſinde, als zur Haushaltung erfordert wird, oder allzuſchwa⸗ches, aus einer vermeintlichen Sparſamkeit an⸗ſtellt. Je mehr man fremde Leute zu Hülfe nehmen muß, deſto größer ſind die Koſten, und wenn eine ſchwächere Perſon, die im Wachsthum begriffen iſt, eben ſo viel iſſet und doch viele Arbeiten nicht präſti⸗ren kann, ſo läßt ſich der Vortheil davon ebenfalls nicht wohl abſehen. „ Ein öfterer Wechſel mit dem Geſinde iſt nicht weniger ſchädlich. Wenn man ſich mit demſelben einigermaſſen betragen kann, ſo behalte man es, und laſſe den Gedanken fahren, ein untadelhaftes Geſinde zu erlangen, da keine Herr⸗ſchaft untadelhaft iſt. „ Allzugroße Nachſicht ver⸗

derbt auch das beſte Geſinde, hingegen durch viele Aufſicht und ſtrenges Halten auf Ordnung, Verweiſe, die nicht alltäglich und zur Gewohnheit werden, öfters gütliches Zureden und Lob zu rechter Zeit wird oft das Geſinde beſſer. „ Ueberhaupt hat das Betragen der Herrſchaft einen großen Einfluß auf die Bedienten, und man könnte manchen, die ſich immer über das Geſinde beklagen, die Worte Gellerts zurufen: denkt — —

Ob ichs vielleicht nicht gar verdiene?
Und beſſert euch, vielleicht thuts auch Criſpine.

Geſindeatteſtat. S. vorhergehenden Art.

Geſindebier. Man bräuet zuweilen ſchlechtes Bier unter dieſem Namen für das Geſinde, das auch Koſent heißt, aber ein wenig beſſer als Waſſer iſt. In andern Häuſern giebt man den Dienſtboten täglich eine gewiſſe Portion ordinäres Bier. Manche zahlen ihnen auch das Geld dafür, gewinnen aber dadurch deſto weniger, weil das Geſinde ſolches Geld nicht zu dieſer Abſicht zu benutzen pflegt. Hingegen bey dem Waſſertrinken deſto begieriger aufs Eſſen herfällt.

Geſindekoſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, was damit gemeynt iſt, ich ſetze daher nur die Anmerkung her, daß die Koſt für das Geſinde ordentlich gekocht und eßbar ſeyn muß, daß man ihm zur Sättigung geben ſoll, wenigſtens das Brod nicht wehren darf, weil man ſonſt ſchlechte Arbeiten und am Ende gar keinen Dienſtboten mehr haben wird.

Geſindeleinwand. Es iſt an manchen Orten üblich, mit dem Geſinde bey Beſtimmung des Lohns auch eine gewiſſe Anzahl Ellen Leinwand feſtzuſetzen, die als ein Theil des Lohns anzuſehen ſind. Eben ſo verhält es ſich in vielen Gegenden mit Flachs und andern Dingen.

Geſperre bedeutet bald die Hacken oder Schnallen an einem Buch, daher eine Art Gürtler, die dergleichen verfertigen, Geſperrmacher genannt werden. Bald das Sperrwerk eines Daches.

Geſprenge, was von der geraden Linie abweicht, z. B. ein Stollen, der nicht gerade fortgeht, ſondern einen Abſatz bekommt.

Geſtell bedeutet bald das, worauf ein anderer Körper geſtellt wird oder zu liegen kommt, z. B. Fußgeſtell, Geſtell eines Wagens oder einer Kutſche, eines Tiſches u. d. g. bald was zuſammen oder um einen Körper geſtellt wird. So heißt die Einfaſſung eines Brunnens Geſtell, ingleichem Geſchäl, das Riemwerk um die Ohren, Backen und Kehle des Pferdes. Das Hauptgeſtelle.

Geſtellmacher, Stellmacher, ein Name des Wagners.

Geſtellſtein heißen bey den hohen Oefen die Steine, welche den Heerd derſelben ausmachen. Man nimmt darzu gerne eine Art Feldſteine, die aus Quarz und Glimmer beſtehen, daher dieſe auch den nämlichen Namen führen.

Geſtöß. Wenn bey einem angezündeten Meiler die Feuer durch das Geſtäube ſo ſchnell gedämpft werden, daß ſie einen Knall von ſich geben, auch wohl alles in Haufen ſtoßen, nennen es die Köhler Geſtöß.

Geſtübe heißt im Hüttenbau der mit geſtoßenem Lehmen vermiſchte Kohlenſtaub, daraus der Heerd vor dem Schmelzofen bereitet wird. Dies iſt das ſchwere Geſtübe, das leichte hingegen wird von Kohlen allein gemacht. Bey den Kohlenbrennern führt auch die Erde, womit ein Meiler bedeckt wird, dieſen Namen.

Geſtübekammer iſt in den Zinnhütten ein Behältnis, in dem ſich derjenige Zinnſtein, welcher in dem

Feuer mit aufſteigt, und gleichſam davon ſtaubet, wieder ſammelt.

Geſtüte. S. Stuterey.

Geſundbrunnen, Mineralwaſſer, *Fons ſoterius*, fr. *Eau minerale*, eine mineraliſche kalte oder heiſe oder laulichte Quelle, die zur Erhaltung oder Wiederherſtellung der Geſundheit dient. Dergleichen Waſſer ſind für einen Staat nicht nur darum wichtig, weil man ſie als ein Mittel zur Geſundheit für die Glieder deſſelben betrachten kann, ſondern auch als eine Queile von Einkünften der Aufmerkſamkeit werth, wenn ſie in guten Ruf kommen, und Fremde zu deren Gebrauch herbeygezogen werden können. Es wird nicht nur die Gegend um einen Geſundbrunnen nach und nach angebauet, ſondern es kommen auch Nahrung und Gewerbe durch das fremde Geld, welches hier verzehrt wird, in mehrere Aufnahme, und noch größer iſt der Vortheil, wenn das Waſſer verſchickt werden kann, und auſſerhalb geſucht wird. So geht das Pyrmonter Waſſer jährlich in großer Quantität nach England und das Selter Waſſer ſogar nach Oſtindien, ohne Schaden zu leiden.

Es iſt aber natürlich, daß man auch ſolche Anſtalten machen muß, daß die Fremden für ihr Geld nicht nur die Bedürfniße, ſondern auch ihre Bequemlichkeit finden. Dahin gehören die Gebäude der Brunnen und Bäder, die Logis, Verſammlungshaus, Spatziergänge, Medikus, Chirurgus, Brunneninſpektor, gute Ordnung und Policey u. d. g. mehr. Wenn der Brunnen in gutem Ruf ſteht, ſo iſt der darzu nöthige Aufwand ein Kapital, das hohe Zinſen trägt. Der Selter Brunnen war einigemal verpachtet, anfänglich für 5000 Rthlr. dann für 8000 und im Jahr 1755. ſoll jemand 18000 Rthlr. Pacht geboten haben.

Geſundheitsrath, *Collegium ſanitatis*. S. Medicinalanſtalten.

Getäfelte oder Getäferte Decken ſind diejenigen, an welchen das Gebälk mit Brettern und Leiſten überzogen iſt. Manglatte, erhabene, vertiefte und Lattengetäfer. Ehedem waren dieſe Decken in den Zimmern ſehr gewöhnlich, und wurden mit vielen Verzierungen überladen, heut zu Tag aber kommen ſie ſehr ab, weil ſie die Zimmer dunkel machen, dem Ungeziefer Aufenthalt geben und die Feuersgefahr in den Häuſern vermehren.

Getränk. Die Getränke, deren ſich die Menſchen bedienen, ſind ſehr manchfaltig. Wir bemerken hier nur die vorzüglichſten den Namen nach, da jedes derſelben einen Artickel erhält. Sie ſind: Waſſer, Wein, Bier, Cyder oder Obſtwein, Meth, Brandwein, Limonade, Kaffee, Thee, Chokolate, Hippokras, Orgeade. In Rußland und Litthauen trinkt das gemeine Volk Kwas, der aus Waſſer und Sauerteig zubereitet wird; die Indianer und Afrikaner trinken Palmwein und den Saft aus Kokosnüſſen; die Chineſer Reiswein; der Isländer Getränke ſind Molken; die Indianer in Terra firma machen aus Mays verſchiedene Getränke; auf den Antillen trinkt man Uycu und Maby, und die Negern auf den Zuckerplantagen verfertigen aus Zuckerſaft und Citronenſaft ein Getränke, welches ſie Grappe nennen.

Getraid nennet man diejenige Pflanzen, welche in Aehren und Riſſen wachſen und deren Körner Mehl geben, als Waizen, Dinkel, Rocken, Gerſte, Haber, Einkorn. Bisweilen begreift man unter Getraid auch die Hülſenfrüchte, Erbſen, Linſen und Bohnen. Man unterſcheidet insgemein rauhes und glattes oder hartes Getraide. Zu jenem gehören Dinkel oder Spelz, Einkorn und Haber; zu

dieſem

dieſem aber Waizen, Kern, Roggen, Erbſen und Linſen. Die Gerſte wird von einigen zum glatten und von andern zum rauhen Getraide gerechnet. An einigen Orten haben Getraid und Korn einerley Bedeutung; an andern aber verſtehet man unter Korn nur den Roggen.

Die Getraide haben mit allen Saamen einerley Beſtandtheile, unterſcheiden ſich aber blos nach der Menge derſelben. Waizen, Dinkel und Roggen haben mehr Oel als die Gerſte, und dieſe mehr als der Haber; und je fetter ihre Beſtandtheile ſind, um ſo fetter muß auch der Boden ſeyn, auf welchem ſie gebauet werden ſollen.

Die Wurzel des Getraidſaamkorns ſteckt in einem ſubtilen Ueberzug, welchen ſie abwirft oder durchbricht. Durch dieſe Wurzeln kommt der Nahrungsſaft aus der Erde in den Halm, und zwar mittels der feinen Erden, welche von den Haarwürzelchen umſchlungen und ausgeſaugt werden. Da alſo der Nahrungsſaft meiſtens durch die flache Seitenwurzeln eingeſogen wird, ſo iſt für das Saamkorn und ſeine Wurzeln keine ſehr tiefe Lage nöthig. Der Saame, der zu tief geſäet iſt, gehet gar nicht auf oder wächſt ſchlecht; iſt er aber zu flach geſäet; ſo vertrocknet er. Unter allen Getraidarten wurzelt der Haber mit den Zapfen- oder Herzwurzel am tiefſten und der Roggen am ſeichteſten.

Der erſte Trieb des Getraides und insbeſondere des Roggens unterſcheidet ſich von andern Pflanzen dadurch, daß der Keim des Roggens eine rothe oder dunkelbraune, der von andern Getraidarten aber eine grüne Farbe hat, ſteif in die Höhe ſtehet, fleiſchigt und oben ſtumpf iſt, nächſt an der Wurzel aber einen Knoten formirt. Dieſer Knoten berſtet auf, treibt mehrere Schößlinge zur Seiten aus, die ſich mit dem ganzen Gewächs ausbreiten und end-

endlich Halme in die Höhe treiben. Die Halme ſind in gutem Boden nahe an der Wurzel ſehr dick und ſtark und haben die Länge hinauf verſchiedene holzige Abſätze oder Knoten. Der Bau der Aehren iſt bey den verſchiedenen Pflanzen gar ſehr verſchie⸗den und wird bey jeder derſelben insbeſondere be⸗ſchrieben.

Getraidausfuhr, ſ. Kornhandel.

Getraidboden, ſ. Kornboden.

Getraidhandel, ſ. Kornhandel.

Getraidmaas, ſ. Kornmaas.

Getraidmagazin, ſ. Kornmagazin.

Getraidmühle, ſ. Mahlmühle.

Getraid putzen. Wenn die Getraidkörner aus dem Stroh ausgedroſchen worden ſind, befindet ſich eine Menge zerſchlagener Aehren und Stroh, Unkraut⸗ſaamen, Staub u. d. g. darunter, wovon ſie gerei⸗nigt werden müſſen; zuerſt wird alſo der Haufe mit einem weitläuftigen Rechen überfahren, welcher nur die größte Unreinigkeiten, als Stroh und Aehren, die einen Zoll und drüber lang ſind, mitnimmt und die Körner liegen läßt. Was dadurch abgekehrt wird, nennet man Ueberkehr. Alsdann wird unter das eröfnete Scheunenthor ein Bret queer vorgezo⸗gen, und mit einer kurzen hölzernen Schaufel, de⸗ren Blatt einer Kornſchaufel gleicht, der Stiel aber nur 6 bis 8 Zoll lang iſt, von der hintern Wand der Scheune nach und nach gegen dieſes Bret der ganze Getraidhaufe vorgeworfen. Der Wind, wel⸗cher in die Scheune hineinwehet und gegen welchen das Getraide fliegen muß, macht, daß die ſchwerſten und beſten Körner bis an das Bret vorfliegen, die leichtern zurücke bleiben, die Spreu aber ſamt dem Unkrautſaamen zunächſt bey dem, der dieſe Arbeit (das Werfen) vornimmt, niederfällt. Weil aber hierdurch noch nicht aller Unrath hinlänglich von

dem

dem Getraide geſchieden werden kann, vollendet man ſolches durch verſchiedene Siebe, wovon einige ſo weit ſind, daß ſie die Getraidkörner durchfallen laſſen, und nur größern Unrath, als Strohhalme, Schoten u. d. g. zurücke behalten, andere aber die Körner zurücke behalten und das kleinere Geſäme samt dem Staub durchfallen laſſen. Die größern Abgänge werden unter dem Saamen, Geſott oder Siede dem Rindvieh, der Staub aber den Schweinen verfüttert, oder auf die Wieſen geſtreuet, oder auch zum Brandweinbrennen gebraucht. Dieſer Brandwein kann aber nicht getrunken, ſondern nur zum Spiritus für Lakirer verwendet werden.

Getraidſperre, ſ. Kornhandel.

Getrieb heißt im Bergbau die Sommerſeite, oder auch eine flache Seite eines Gebirges; bey Maſchinen aber, was in ein Rad eingreift, um ſolches in Bewegung zu ſetzen. Man hat zweyerley Getriebe. Entweder ſind die Triebſtecken (Spindeln) zwiſchen zwo Scheiben eingeſetzt, und dann nennt man es einen Drehling oder Drilling, auch eine Laterne; oder es ſind die Stäbe nur in die Welle eingefeilt oder eingeſchnitten, welches man einen Kumpf nennet.

Getriebene Arbeit heißt bey den Metall- und beſonders den Silberarbeitern diejenige Arbeit, da erhabene Figuren mit dem Hammer und ſtumpfen Meiſeln, welche ſie Bunzen nennen, dergeſtalt herausgetrieben werden, daß ſie einem Basrelief ähnlich ſehen, auf einer Seite rund erhaben und hingegen auf der andern ausgehöhlt ſind. Man nennt dieſes Treiben bunzeln oder ziſeliren. Es wird dabey alſo verfahren: man küttet einen Pechklumpen, welcher aus 1 Pf. Pech und 4 Pf. Ziegelmehl beſtehet, auf eine in der Mitte durchgeſägte hölzerne Kugel, welche auf einem Kranze ruhet und auf alle Seiten ge-

drehet werden kann, zeichnet die Figuren auf das Treibblech mit Bleiſteft, ſetzt ſolches auf den Pechklumpen und ſchlägt zuerſt mit dem Schrotbunzen auf der rechten Seite des Bleches den Umriß der Figur aus, wendet alsdann das Blech um, und treibt alles, was erhaben werden ſolle, tief in das Pech hinein. Zu hohlen Dingen, welche man nicht überall mit Pech unterlegen, und wohin man die Bunzen nicht bringen kann, z. E. zu Kaffeekannen ꝛc. wird das winkelige Scharreiſen untergeſtellt, und wo es im Klocke ſteckt, mit dem Hammer geſchlagen, damit die erſchütterte Spitze deſſelben die Figur an dem hohlen Körper heraustreibt.

Gewächshaus, ſ. Treibhaus.

Gewältigen. Dieſes Wort wird bey dem Bergbau in zweyerley Verſtand genommen. Alte Berggebäude gewältigen, heißt ſie ſäubern und mit neuer Zimmerung verſehen; das Waſſer gewältigen aber, ſolches fortſchaffen.

Gewand. In Franken und am Rheinſtrom heißt der **Gewand** der Wendegraben, oder derjenige Graben eines Weinberges, in welchen die Weinfechſer gelegt werden. In Schwaben heißt **die Gewand** die obere und untere ſchmale Seite eines Ackers, wo die Furchen auslaufen und der Pflug ſich wendet. Das **Gewand** aber heißt bekanntlich ſo viel als ein Kleidungsſtück.

Gewandfall, ſ. Kleiderfall.

Gewandſchneider, **Wandſeider**, ſind ſonderlich in Niederſachſen eine Art Krämer, welche wollene Tücher nach der Elle verkaufen. Insgemein iſt den Tuchmachern und Tuchſcheerern nur vergönnt, die von ihnen ſelbſten verfertigte oder zubereitete Tücher ellenweiß zu verkaufen, von fremden aber keine zu führen, wovon die Elle mehr als einen Thaler beträgt; die Gewandſchneider aber verkaufen nur

ſolche,

ſolche, von welchen die Elle über einen Thaler zu ſtehen kommt, ellenweis; und endlich die Tuchhändler können ſolche in Ballen oder ellenweis, nach Belieben verkaufen.

Gewebe heißt nicht nur jeder gewebte Zeug, ſondern auch die Waben der Bienenſtöcke.

Gewehrfabrik. Wenn es bey irgend einer Fabrikatur vortheilhaft iſt, eine große zuſammenhängende Anſtalt zu ihrer Bearbeitung anzulegen, ſo iſt es bey dem Gewehr. Die Arbeiten im Feuer gehen vor andern ſchleunig und geſchickt von ſtatten, wenn einige Arbeiter nur dieſes und andere nur jenes beſondere Geſchäfte dabey verrichten und ſich eine vorzügliche Fertigkeit darinnen erwerben; auch können viele Arbeiten durch Maſchinen, die ſich einzelne Meiſter nicht wohl anſchaffen können, merklich erleichtert werden.

Einige Fabriken, z. B. zu Suhla und Schlingen verfertigen vornämlich Hieb- und Stoßgewehr; andere z. E. die zu Potsdam, Lüttich ꝛc. hauptſächlich Schießgewehr; und noch andere, wie Spandau und Potsdam, auch Küraſſe.

Zu einer Gewehrfabrik gehören folgende Meiſter. 1) Der Klingenſchmied, welcher Degen- und Säbelklingen, Bajonette und eiſerne Ladſtöcke ſchmiedet. Zu deſſen Behuf wird ein kleiner Schwanzhammer von 20 bis 40 Pf. angelegt, worunter man Eiſen und Stahl zu flachen Schienen oder Zainen ausſtreckt. 2) Der Härter, der dieſe Klingen im Härtwaſſer härtet. 3) Ein Schleifer und Polirer, der auf einer Schleifmühle arbeitet. 4) Ein Meiſter, welcher unter dem Prellhammer, einer gleichmäſigen Maſchine, die Platinen zu den Flintenläufen flach ausſtrecket. 5) Der Roheſchmied verwandelt dieſe Platinen in Läufe. 6) Auf der Bohrmühle werden ſolche ausgebohrt. 7) Der

Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schloſſes ſo weit, daß ſie nur noch gehärtet und polirt werden dürfen. 8) Der Rohefeiler polirt das Rohe, verfertigt die Schwanzſchraube und ſetzt die Hafte nebſt dem Richtkorn auf. 9) Der Meßing- und Zeugfeiler verfertigt den Beſchlag oder die kleine eiſerne und meßingene Stücke, die in den Schaft verſenkt werden und übergiebt ſie 10) dem Schäfter, welcher das Gewehr ſchiftet. 11) Der Stecher gravirt auf den Lauf die Namen und Verzierungen. 12) Der Equipeur ſetzt alle dieſe Stücke zuſammen, härtet die Theile des Schloſſes und polirt ſie ſamt dem Rohr und paſſet das Bajonet auf, und 13) der Aetzer und Vergolder ätzt auf die Degen- und Säbelklingen und Spontons allerley Verzierungen.

Wenn die einzelnen Theile eines Gewehrs aus freyer Hand aus dem Groben geſchmiedet und ſodann erſt ausgefeilet werden müſſen, gehet viel Eiſen, welches davon gefeilet werden muß, und viele Zeit über dieſer Arbeit verlohren. Die Engländer erleichtern ſich dieſen durch Formen und Inſtrumente, wovon folgende Stücke bekannt ſind. 1) Eine große 3 bis 4 Schuh lange und $1\frac{1}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zoll breite Raſpel, welche an beyden Enden mit veſten Handgriffen verſehen iſt, womit das Rohe der Flinten in ſehr kurzer Zeit bearbeitet werden kann. 2) Eine Form, durch welche der Hahn auf einmal ſeine Geſtalt bekommt. 3) Ein glatter viereckigter Stempel, zu allerley glatter Arbeit, welche ſcharfe Ecken erfordert. 4) Eine Form, deren viereckige Löcher dazu dienen, das Ende des Hahns hineinzuſetzen, wenn das untere Blatt deſſelben hinein geſchlagen wird. Das halbrunde Loch thut gleiche Dienſte zur Pfanne, wenn das Schloßblech und der Stuhl polirt werden ſollen. 5) Ein Stempel, um die Krimme in den Hahn zu treiben. 6) Eine

Form

Form zu dem oberſten Blatte des Hahns, welche das Eiſen bald abkneipt, in dem dieſes Blatt geſchmiedet wird. 7) Ein Stempel zur Hahnſchraube mit ſeiner Form. 8) Eine Form um die Zündpfanne und das Blech von einem Stücke zu ſchlagen. 9) Ein Stempel, um die Grube in die Zündpfanne zu ſchlagen. 10) Eine Form ſamt dem Stempel zu Bildung des Kopfes am Zapfen.

Die vornehmſten Gewehrfabriken Deutſchlandes befinden ſich zu Blaſii Zella, im Gothaiſchen, Breßlau, Carlsbad, Cronach im Bambergiſchen, Dresden, Eſſen in Weſtphalen, Ferlach in Kärnthen, Herzberg im Fürſtenthum Grubenhagen, Olbernhau im erzgebürgſchen Kreiſe, Potsdam, Solingen, Spandau, Suhla, Teſcher und Wien. 2) In den Niederlanden zu Maſtricht und Lüttich. 3) In Frankreich zu Sedan, St. Etienne de Fürans und Paris. 4) In Italien zu Mayland, Turin und Breſcia. 5) In Schweden zu Eſkiltuna, und 6) in England zu Birmingham. Aus Spanien, Ungarn und der Türkey kommt auch viel gutes Gewehr, ordentlich zuſammenhängende Fabriken aber ſind uns daſelbſt nicht bekannt.

Gewende bey einem Acker, ſ. Gewand.

Gewerbegeld, ſ. Gewerbſteuer.

Gewerbſteuer, Gewerbegeld, Nahrungsgeld, Handwerksſteuer nennet man die Steuern derjenigen Bürger, welche nicht vom Ackerbau, ſondern von ihrer erlernten Handthierung leben, und auſſer dieſer kein ſteuerbares Objekt beſitzen. Wer nicht Phyſiokrat im höchſten Grade iſt, wird es billig finden, daß auch dieſe Klaſſe von Landeseinwohnern einen beſondern Beytrag zu den Einkünften des Staats leiſte, und als Hauptſteuer betrachtet, hat die Gewerbſteuer vielleicht wahre Vorzüge vor der

Acciſe

Acciſe und Vermögensſteuer; wo aber eine allgemei⸗ne Acciſe oder Vermögensſteuer ſchon eingeführt iſt, ſollte die Gewerbſteuer billig wegbleiben, weil ſon⸗ſten eine Klaſſe von Bürgern vor der andern doppelt beſchweret wird. Allein es wird ſich kaum ein Ländchen in Deutſchland finden, in welches ſich nicht neben der herrſchenden urſprünglichen Steuer, ſie heiße nun Vermögensſteuer, oder wie ſie wolle, auch eine Art von Acciſe und Gewerbſteuer zugleich eingeſchlichen hätte, und als ein *Plus* eingeſchoben worden wäre; und unter dieſer Lage taugen ſie wohl beyde nichts, ſie mögen auch ſo mäſig eingerichtet ſeyn als ſie wollen.

Ich betrachte alſo hier die Gewerbſteuer als einzi⸗ge Auflage zur Beſteurung der nicht Ackerbau, ſon⸗dern Kunſtgewerbe treibenden Perſonen; und in die⸗ſer Lage bin ich nicht ungeneigt, ſie der Acciſe und Vermögensſteuer vorzuziehen. Man tadelt zwar an der Gewerbſteuer, daß ſie ſich nicht wohl in ein ge⸗naues Verhältniß mit dem reinen Ertrag eines jeden Gewerbes ſetzen laſſe; und man hat auch Recht, ſo lange man ein ganz vollkommenes Verhältniß zum Augenmerk nimmt. Aber bey welcher Art von allen bekannten Auflagen iſt dieſes wohl möglich? Bey der Vermögensſteuer wäre es vielleicht am al⸗lererſten möglich, wenn man nur ein Mittel aus⸗findig machen könnte, das Vermögen der ſteuerba⸗ren Bürger mit Zuverläßigkeit zu erforſchen; aber bisher hat man ſolches noch nicht gefunden; und die eigene Angabe der Bürger, ſey ſie beſchworen oder nicht, hat ſich noch immer als ſehr unrichtig veroffenbahrt. Der Ertrag eines Ackers iſt noch am leichteſten mit Zuverläßigkeit zu berechnen, und dennoch würde man ſich in unendliche Schwürigkei⸗ten verwickeln, wenn man bey Regulirung der Steuern von Feldgütern den Ertrag jeden beſon⸗

dern

dern Grundſtückes voraus berechnen und die Steuer hiernach reguliren wollte; und eine ſolche Steuer würde kaum hinreichen, die zu ihrer Regulirung und Erhebung erforderliche Beamte zu beſolden, wenn ſie nicht ſehr hoch und drückend ſeyn ſollte. Wen man bey Finanzoperationen gewiſſe Gränzen des Mittelmäſigen überſchreiten und die gröſte Vollkommenheit erreichen will, ſo geräth man meiſtens in den Fall, ein kleineres Gebrechen gegen ein gröſſeres zu vertauſchen.

Vorausgeſezt alſo, daß die Gewerbſteuer nicht in dem allergenaueſten Verhältniſſe mit dem Erwerb eines jeden Individuums ſtehen ſolle, wird ſie leicht zu reguliren, leicht zu erheben und für die Kontribuenten nicht zu beſchwerlich ſeyn, wenn man ihre Beyträge nicht allzuhoch beſtimmt, und wenn ſie nicht, wie doch meiſtentheils der Fall iſt, von einer ganz willkührlichen und ſehr veränderlichen Schäzung abhängen. Ein gewiſſer Typus muß alſo vorhanden ſeyn; und wenn dieſer ſeine Mängel und Gebrechen hat, ſo wird ſich doch auch diejenige Klaſſe von gewerbtreibenden Bürgern, welche dadurch vor andern etwas mehr beſchweret wird, lieber dabey beruhigen, als bey willkührlichen und veränderlichen, obgleich mäßigern Anſäzen; denn jener iſt immer mit der Idee eines Geſezes verbunden, das den Bürger bey ſeinem Eigenthum ſchüzt; alle Willkühr aber hat zu viel Aehnlichkeit mit dem Deſpotismus, als daß ſie nicht Verdruß und Mistrauen erwecken ſollte.

Jede Profeßion nährt ihren Mann und ſeine Familie; und man wird alſo nicht unbillig verfahren, wenn man die Gewerbſteuer eines Profeßioniſten ſo hoch anſezt als die Steuer eines Landmanns, dem ſeine Feldgüter nicht mehr als ſein nothdürftiges Auskommen für ſich und ſeine Familie verſchaffen,

der aber nicht im Stande iſt, Knechte und Mägde darauf zu halten. Unter der Nahrung der Profeſſioniſten iſt zwar ein großer Unterſchied, der aber weniger in der Profeßion ſelbſten, als in dem Fleiße, der Geſchicklichkeit und dem Vermögen des Profeßioniſten zu ſuchen ſeyn dürfte. Hierauf aber wird man bey der erſten Anlage, und ſo lange man nur die Perſon des Meiſters zum Augenmerk hat, nicht achten dürfen, wenn man ſich nicht in unüberwindliche Schwürigkeiten verwickeln will. Auf eine ſichtbare Ausbreitung des Gewerbes aber werden wir beſſer unten Rückſicht nehmen. Die erſte Klaſſe möchte alſo alle Handwerksleute und Profeßioniſten mit einigen wenigen Ausnahmen, welche die Lokalkenntniß an die Hand geben muß, in ſich faſſen.

In eine höhere Klaſſe könnte man diejenige Künſtler ſetzen, welche für den Luxus arbeiten, ihren Waaren durch die Faſon und Erfindung und keinesweges durch Materie und Dauerhaftigkeit einen Werth geben; und welchen ihre Arbeit oft ſehr theuer bezahlt wird.

Die dritte Klaſſe könnte alle Kauf- und Handelsleute, die vierte die Großhändler und die fünfte die Wechsler in ſich begreifen.

Je höher dieſe Klaſſen ſteigen, um ſo größer wird der Unterſchied des Gewinns, welchen die Individuen von ihren Gewerben ziehen, und um ſo größer alſo auch die Ungleichheit, wenn man ſie alle mit einerley Abgabe belegt. Man kann es durchaus nicht läugnen, daß dieſes eine wahre Unvollkommenheit ſeye; allein wir halten ſie für ein Uebel, welches man ertragen muß, um einem noch größern auszuweichen. Den Gewinn jedes Kaufmanns genau zu beſtimmen, halten wir für eine moraliſche Unmöglichkeit; und Unterſuchungen, welche nur

zu

zu einer nähern Beſtimmung führen ſollen, würde für den Staat ſo koſtbar und für den Handelsſtand ſo drückend ſeyn, daß ich nicht zweifle, es werden ſich beede bey einer klaßificirten Gewerbſteuer ungleich beſſer befinden.

Wenn die Anlage eines Bürgers aus der erſten Klaſſe beſtimmt iſt, ſo wird ſich ſolche auch für die höhern Klaſſen leicht nach Proportion beſtimmen laſſen, wenn man nur nicht vergißt, daß höchſte Vollkommenheit nie erreicht werden könne, und alſo hier gleichſam nur nach dem Augenmaas operirt. Der gewerbtreibende Bürger, beſonders aus höhern Klaſſen, achtet es nicht, ſollte er auch ſeiner Meinung nach vor andern etwas zu hoch angelegt ſeyn; wenn er nur im voraus gewiß weiß, worinnen ſeine Anlage unter jeden Umſtänden, in welche er gerathen kann, beſtehen wird; wenn er verſichert iſt, daß man ihn niemal willkührlich ſchätzen noch ſein Vermögen und den Gang ſeiner Handlung unterſuchen will.

Billig iſt es zwar, daß derjenige Profeßioniſt oder Handelsmann, welcher ein noch einmal ſo beträchtliches Gewerbe treibt als ein anderer, auch eine höhere Auflage bezahle; wie aber dieſe regulirt werden könne, ohne ſie auf eine odioſe und koſtbare Unterſuchung der Handlung oder des Vermögens, oder auf eine noch odioſere und ſchädlichere willkührliche Schätzung zu gründen, dazu hat, meines Wiſſens, Juſti unter allen bisherigen Schriftſtellern den brauchbarſten Vorſchlag gemacht. Er beſtehet darinnen, daß man die Gewerbſteuern nach den mehrern oder wenigern Hülfsperſonen, die ein gewerbtreibender Bürger hält, mehren oder mindern ſolle. Keiner kann ſein Gewerbe anſehnlich vermehren, ohne einen Theil ſeiner Geſchäfte durch Hülfsperſonen beſorgen zu laſſen. Der Schneider,

deſſen Kundſchaft ſich mehrt, muß ſich einen Geſellen halten; und der Kaufmann, deſſen Handlung ſich erweitert, wird ſich Handlungsbediente halten, weil ihm dieſe ungleich mehr Nutzen ſchaffen, als ſie ihn zu unterhalten koſten. So wie es aber billig iſt, daß der Kaufmann für ſeine Perſon eine höhere Gewerbſteuer bezahle als der Handwerksmann, ſo wird es auch billig ſeyn, daß er ſeinen Handlungsbedienten höher verſteure als der Profeßioniſt ſeinen Geſellen. Die Hälfte von der Anlage des Principals könnte etwa für die Anlage jeder Hülfsperſon angenommen werden.

Zum Nachleſen über dieſe Materie empfehlen wir:

v. Juſti Syſtem des Finanzweſens.
Ebendeſ. neue Wahrheiten, B. 1. S. 627.
von der Lith Abhandlung von Steuern ꝛc. §. 8. 42. 43. 44.
Bergius Policey- und Kameralmagaz. 4. Th. S. 127. ff.
v. Pfeifers Lehrbegrif ſämtl. Oekonom- und Kameralwiſſ. 4. B. 2. Th. S. 146. ff.
Einleitung in die Lehre von Auflagen, Nördl. 1778. S. 97. ff.

Gewerk, ſ. Gewerkſchaft.

Gewerkſchaft heißt im Bergbau die ganze Geſellſchaft, welche miteinander ein Bergwerk bauet, oder ſämtliche Theilhaber einer Zeche. Eine Gewerkſchaft hat 128 Kuxen, dieſe machen 4 Schichten, jede Schicht zu 32 Kuxen, und dieſe theilen ſich wieder in 8 Stämme, auf jeden Stamm 4 Kuxen gerechnet.

Gewicht, dasjenige Maas, womit die Schwere der Körper unterſucht wird. Das Gewicht iſt ſehr verſchieden, und zwar ſowohl nach ſeiner Beſtimmung als nach der Verſchiedenheit der Länder und Städte, daß,

daß, beſonders in Deutſchland, faſt jedes kleines Städtchen ſein eigenes Gewicht habe, iſt bekannt genug, und wir fügen dahero eine Vergleichstabelle des Handels- und Goldgewichts der vornehmſten europäiſchen Handelsplätze hier bey; in Anſehung der auf die Beſtimmung ſich gründenden Verſchiedenheit der Gewichte aber merken wir nur kürzlich an, daß das Diamant- Gold- Silber- Apotheker- und Handelsgewicht die vorzüglichſten davon ſind, welche in Schiffpfunde, Centner, Steine, Ließpfunde, Pfunde, Marken, Karate, Unzen, Lothe, Quentchen oder Drachmen, Skrupel, Pfennig- oder Hellergewicht, Engel, Grän, Gran und Eſſe oder Aſſe eingetheilt werden, wovon die beſondern Artickel nachzuſehen ſind.

In der Tabelle zeigen die beygefügte Zahlen an, wie viele Pfunde jeden Orts einander gleich ſind, z. B. bey Leipzig ſtehen 830. und bey Nürnberg 760. welches ſo viel ſagen will: 830 Leipziger Pfund betragen 760 Nürnbergiſche Pfunde.

		Handelsgewicht.	Gold- und Silbergewicht.	
Aachen		Pf. 827		
Alicante	große	„ 747	Markos	10142
	kleine	„ 1121		
Altona		„ 800	„	10000
Amſterdam	Handelsg.	„ 784	„	9500
	Tr. Gew.	„ 787½	Oncen	76000
Antwerpen		„ 824	Mark	9500
Apothekergew. in Deutſchland		„ 1082		
Aragonien			Mark	10143
Archangel		„ 947	Solota	548600
Augsburg	ſchwer	„ 789	Mk.	9902
	leichte	„ 820		
Barcelona		„ 1254	„	10142

		Handelsgewicht.		Gold= und Silbergewicht.	
Baſel		Pf.	792	Mk.	10000
Bayonne		=	792		
Bergamo		=	1189		
Bergen in Norw.		=	776		
Berlin		=	827	=	9977
Bern		=	745		
Bilbao		=	792	=	10142
	Eiſengew.	=	481		
Biſenzone		=	792		
Bologna		=	1070		
Bozen		=	773	=	$8333\frac{1}{3}$
Bourdeaux		=	788	=	9548
Braunſchweig		=	830	=	10012
Bremen		=	777	=	10000
Breßlau		=	956	=	11963
Brügge		=	824		
Brüſſel		=	824	=	9500
Cadix		=	841	=	10142
Calais	ſchwer	=	760		
	leicht	=	920		
Candia	ſchw. Rottol.		736		
	leichte	=	1133		
Carthagena		Pf.	841	=	10142
Caſſel		=	1224		
Caſtilien		=	841		
Chambery		=	903		
Cöln		=	829	=	10000
Conſtantinopel		Ok.	$305\frac{1}{2}$	Metec.	502900
	Lod. o. Rott.		684		
Coppenhagen		Pf.	776	Mark	9951
Corſica		=	1125		
Cracau		=	957	=	11754
Cremona		=	1182		
Danzig		=	890	=	12240

Dia=

			Handelsgewicht.		Gold- und Silbergewicht.
Diamantgewicht				Kar.	11377000
Delft		Pf.	784		
Dresden		:	830		
Dublin		:	854		
Duynkirch		:	888		
Edimburg		:	728		
Elbingen		:	912		
Emden		:	780		
Erfurth		:	821	Mark	10000
Ferrara		:	1142		
Florenz		:	1108	Oncie	82670
Frankfurth a. M.	Centgew.	:	761	Mark	10000
	Pfundg.	:	830		
Frankfurth an der Oder		:	827		
Geldern		:	830		
Genf	große	:	704	:	9548
	kleine	:	844		
Genua	Zoll. G. Rot.		712	Pf.	7356
	Caſ. G. Rot.		784	Oncie	88280
	Cantaro Got.		799		
	ſchwer Schaalgew.	Pf.	1129		
	leichtes detto	:	1200		
Gibraltar		:	829		
Gothenburg	Vikt. Gew.	:	911		
	Eiſ. Gew.	:	1139		
Haag		:	784		
Hamburg	Handelsg.	:	800	Mark	10000
	Cöln. Gew.	:	829		
Hanover		:	796	:	10000
Harlem		:	784		
Hildesheim		:	830		
Jeroslaw		:	960		

	Handelsgewicht.		Gold= und Silbergewicht.	
Königsberg	neu Berliner Gewicht Pf.	827	Mark	11933
	alt Gew. =	1019		
Lauban	=	985		
Leiden	=	824		
Leipzig	=	830	=	10000
Lindau	=	844		
Lyon	Stadtgew. =	912	=	9548
	Seideng. =	843		
Liſſabon	=	844	=	10184
			Oncas	81470
Livorno	=	1130	Pf.	6890
			Oncie	82670
London	*av. du pois* Pf.	854	Troy Pf.	6263
	Kön. Gew. =	$569\frac{1}{2}$	Onces	75160
	Troy Gew. =	1038.		
Lorient	=	792		
Lucca	Handelsg. =	1041		
	Seideng. =	1161		
Lübeck	=	802	Mark	10000
Lüneburg	=	796		
Lüttich	=	816		
Madrid	=	841	=	10142
Magdeburg	=	827	=	9977
Majorca	=	922		
Malaga	=	841	=	10142
Malta	Rottol.	$502\frac{5}{8}$		
Mantua	=	1177		
Marſeille	=	965	=	9548
Memel	Pf.	938		
Meßina	Pf. von 33 Onc. Rot.	$443\frac{2}{8}$		
	Pf. von 30 Onc. Rot.	488		

Meßi=

	Handelsgewicht.			Gold: und Silbergewicht.	
Meßina	Pf. von 12. Onc. Lib.		1220		
Middelburg	Pf.		828		
Milano	Peſ. gros.	:	$506\frac{1}{2}$	Mark	9935
	Peſ. ſotte.	:	1182	Oncie	79480
Minorca	klein	:	971		
Modena		:	1203		
Montpellier		:	952		
Moſcau		:	947		
München		:	691		
Nancy		:	792		
Nantes		:	792	Mark	9548
Napoli	Rottoli		$431\frac{1}{3}$	Pf.	7285
				Oncie	87420
Narva	Pf.		828		
Naumburg		:	830		
Neuchatel		:	745		
Nizza		:	1250		
Norwegen		:	776		
Novi		:	1170		
Nürnberg		:	760	Mark	9782
Oſtende		:	824		
Paderborn		:	813		
Padua		:	1160		
Palermo wie Meßina					
Paris		:	792	:	9548
Parma		:	1143		
Piazenza		:	1201		
Piemont		:	1041		
Piſa		:	1190	Pf.	6890
Porto		:	900		
Prag		:	754	Mark	9212
Preßburg		:	694		

		Handelsgewicht.		Gold: und Silbergewicht.	
Regensburg		Pf.	691	Mark	9517
Reggio		:	1174		
Reval		:	900		
Riga		:	927	:	11179
Rochelle		:	792	Pf.	9548
Rom		:	1098	:	6860
				Oncie	82320
Roſtock		:	758		
Rotterdam	ſchwere	:	784		
	leichte	:	824		
Rouen	*Poids de marc.*		792	Mark	9548
	P. de vicomte		747		
Roveredo		Pf.	1138		
Ryſſel	ſchwere	:	835		
	leichte	:	902		
Sankt Gallen	ſchwere	:	663		
	leichte	:	833		
St. Petersburg		:	947		
Saragoſſa		:	1243	:	10142
Sardinien		:	967		
Schafhauſen		:	843		
Sevilla		:	841	:	10142
Stettin		:	827		
Stockholm	Vikt.Gew.	:	911	:	11095
	Eiſengew.	Mark	1139		
Stralſund		Pf.	802		
Straßburg	ſchwere	:	792	:	9914
	leichte	:	822	Onces	79320
Thorn		:	920		
Toulouſe		:	932		
Toulon		:	903	Mark	9548

Trieſt

	Handelsgewicht.			Gold= und Silbergewicht.	
Trieſt	Wiener	Pf.	690		
	Ven. große	=	810		
	Ven. ſott.	=	1280		
Turin		=	1050	Mark	9500
Ulm		=	827		
Valenzia	große	=	747	=	10142
	kleine	=	1121		
Venedig	Peſo groſſo		810	Pf.	6524
	Peſo ſottile		1280	Mark	9787
Verona	Peſ. groſ.	Pf.	770		
	Peſ. ſot.	=	1165		
Warſchau	klein	=	1016	=	11586
Wien	—	=	690	=	$8333\frac{1}{3}$
	Safr. G.	=	760		
Wismar		=	801		
Zante, Zefalonien		=	810		
Zürch	ſchwer	=	735	=	9975
Zwoll		=	804		

Gewindsbohrer, ſ. Bohrer.

Gewinn= und Verluſtkonto iſt eine von den Hülfs= oder Nebenrechnungen der Kaufleute. Es kommt bey derſelben in Debet aller überſchieſſende Verluſt derjenigen Rechnungen, an welchen verlohren, und in Kredit aller überſchieſſende Gewinn derjenigen Rechnungen, an welchen gewonnen worden iſt. Gemeiniglich wird dieſe Nebenrechnung nur ſaldirt, wenn man entweder die Bücher ſchlieſſen will, um neue zu machen, oder geſonnen iſt, ſeine Handlung ganz aufzugeben. Wenn man alle Poſten in Kredit und Debet zuſammen gezogen und die ſchwächere Summe von der ſtärkern abgezogen hat, wird der Reſt, wenn er in Kredit beſtehet, als

 ein

ein Zuwachs, und wenn er in Debet beſtehet, als ein Abgang an dem Handelskapital in das Kapitalkonto eingetragen.

Gewirk heißen die Wachstafeln der Bienenſtöcke.

Gewitter, Hochgewitter, Donnerwetter, Wetter. In der Unterſuchung der erſten hervorbringenden Urſache der Gewitter und der dabey entſtehenden Wetterſchläge ſind in neuern Zeiten wichtige Schritte gemacht und hierauf diejenige Sicherheitsanſtalten für Menſchen und Gebäude gegründet worden, welche unter dem Namen der Blitzableiter oder Gewitterableiter ſchon faſt allgemein bekannt ſind. Schon im Anfang dieſes Jahrhunderts verglich D. Wall, ein Engländer, den Blitz und Donner mit der Flamme und dem Knalle der Elektricität. Stephan Grey und andere nach ihm ſahen dieſe Aehnlichkeit noch deutlicher und überzeugender ein. Endlich aber kam der berühmte **Francklin** und ſetzte ſie ganz auſſer Zweifel. Seinen entſcheidenden Verſuch machte er im Jahr 1752. mit einem Drachen, den er, als ſich Gewitterwolken am Himmel zeigten, hoch in die Luft ſteigen ließ, und an deſſen Leitſeile er unten einen eiſernen Schlüſſel beveſtigte. Aus dieſem Schlüſſel lockte er nicht nur Funken, ſondern lud auch Flaſchen, zündete mit ihrem Feuer Weingeiſt an, und brachte alle Erſcheinungen hervor, die man mit geriebenen gläſernen Kugeln hervorzubringen im Stande iſt. Im Jahr 1753. machte er dieſelben Verſuche mit einer auf ſeinem Hauſe aufgerichteten, oben zugeſpitzten, iſolirten eiſernen Stange, durch welche er die Gewitterelektricität in ſein Zimmer leitete, um immer bereit zu ſeyn, Erfahrungen damit anzuſtellen. Auf ſeine Veranlaſſung machte man in Frankreich Verſuche, und der Profeſſor Georg Wilhelm Reichmann zu St. Peters-

tersburg verlohr dadurch am 6. Auguſt 1753. das Leben.

Der Bliz wird nicht allein durch Metalle vorzüglich angelockt, ſondern er hält ſich auch ſo ſehr daran, daß, wenn ihn eine Strecke Metall, es ſey gerades Weges oder durch Umſchweiſe, tiefer herab zur Erde führen kann, er demſelben durch alle Krümmungen folgt, und andere anſtoſſende Körper nicht berührt. Auf dieſe Erfahrung gründet ſich die Einrichtung der Gewitterableiter, welche in folgendem beſtehet: Auf dem Forſt des Daches, wo es am höchſten iſt, richtet man eine ungefähr drey Viertel oder einen ganzen Zoll dicke und über die höchſten Schornſteine wenigſtens 3, lieber aber 4 und noch mehrere Schuhe hervorragende glatte, eiſerne, oben ſehr ſpitzig zulaufend eiſerne Stange ſenkrecht auf. Die Spitze macht, daß die Stange die elektriſche Materie in weit größerer Entfernung an ſich ziehet, als eine Endigung in einem ſtumpfen Knopf, ſie alſo wegſchaft, ehe ſie ſchaden kann, da ſie hingegen ein Knopf ſo nahe kommen läßt, daß ſie andere Theile des Gebäudes faſſen kann. Wenn die Spitze von Kupfer und vergoldet iſt, ſo iſt es um ſo beſſer, weil der Roſt das unvergoldete Kupfer und Eiſen angreift und die Güte des Leiters vermindert. Wenn man an dieſe Spitze eine ſich in mehrere Spitzen endigende Krone beveſtiget, ſo trägt dieſe Vermehrung der Spitzen dazu bey, daß die Stange um ſo beſſer anziehet. Man will aus Erfahrungen bemerkt haben, daß es genug ſeye, dieſe Stange, die man unten in zween Schenkel ſpaltet, auf die zuſammen ſtoſſende Spitzen der Sparren aufzunageln. Zu größerer Sicherheit aber, weil man gleichwohl beſorgte, der Bliz möchte dadurch in das Dachgehölz geleitet werden, hat man vorgeſchlagen, ſie lieber in eine ſehr ſtarke gläſerne

Flaſche mit einem engen Halſe zu ſetzen, darinnen ſie durch eingegoſſenes Harz zu beveſtigen, die Flaſche aber ſo zwiſchen die Dachſparren anzuſetzen, daß der Hals oben frey herausragt. Es iſt aber dieſer Einſatz ſehr zerbrechlich und daher räthlicher, das untere Ende der Stange in einen bleyernen Fuß einzulaſſen und denſelben mit bleyernen Niethen oder Bändern auf dem Holze zu beveſtigen, weil das Bley einer der ſchlechteſten Leiter iſt, welchem der Blitz ſicher nicht folgt, ſo lange er einen beſſern in der Nähe findet. Auf ein langes Haus kann man an beyden Enden des Daches, auf ein viereckigtes einen Hof ringsherum einſchlieſſendes Gebäude aber in jedes der vier Ecken eine ſolche Stange ſetzen und von einer zur andern einen ununterbrochenen, etwa einen halben Zoll dicken, hin und wieder Spitzen in die Höhe kehrenden Drat in einer ſolchen Höhe ausſpannen, daß er einen guten Schuh hoch über die Schornſteine wegſtreicht. Damit er ſich aber nicht biege, muß man ihn hier und dar mit untergeſetzten eiſernen Gabeln unterſtützen. Man wagt viel zu viel, wenn man ſtatt deſſen nur die Forſt mit Blech belegt und daſſelbe um die Schornſteine herum laufen läßt.

An der ſenkrechten Stange, kurz über dem bleyernen Fuße, beveſtigt man die bis auf die Erde herüber gehende Ableitungskette. Sie beſtehet der ganzen Länge nach, wenn man es haben kann, aus einem einzigen Stücke Eiſen- oder Kupferdrat, welches einen halben Zoll dick ſeyn muß, damit es von dem Blitz nicht geſchmolzen werden kann. Kupferdrat iſt dem Eiſendrat vorzuziehen, weil er nicht ſo leicht vom Roſte zerſtört wird. Muß man mehrere Stücke zuſammen ſetzen, ſo iſt es räthlicher, ſie durch Schrauben zu verbinden, als wie Kettengewerbe ineinander zu hängen, weil ſonſten die elektri-

ſche Materie von einem Ende in das andere durch einen Funken übergehet und das Metall ſchmelzt. Es iſt daher am vortheilhafteſten, die Ableitungskette von dünnem zuſammengedrehtem Drat zu verfertigen, weil man das eine Stück hier und das andere dort ohne Unterbrechung des Ganzen aufhören laſſen kann. An einem ſteinernen Gebäude darf die Kette an der Mauer auſſen anliegen, von einem hölzernen hingegen wird ſie wegen der Sprünge, die der Bewurf haben kann, beſſer entfernt. Man muß ſich auch hüten, ſie an Metall nahe vorbey zu führen, weil der Bliz von ſelbigem leicht angezogen und von der Kette abgeleitet werden könnte. Am ſicherſten iſt es, ſie durch eiſerne, mit Bley überzogene und an dergleichen Stefte befindliche Ringe, in einer unveränderlichen Richtung einen Schuh weit von der Mauer entfernt zu halten. Hat man auf einem weitläuftigen Gebäude mehrere Stangen aufgerichtet, ſo iſt es räthlich, von jeder derſelben eine beſondere Ableitungskette zur Erde herab zu führen, weil dadurch die Gewittermaterie beſſer vertheilt und ihr ein kürzerer Weg zum Abzug angewieſen wird.

Das Ende der Ableitungskette führt man, wo möglich, in einen Fluß, Bach, oder auch allenfalls nur in eine Gaſſenrinne, weil die elektriſche Materie vorzüglich gut weiter leitet.

Iſt kein ſolches Waſſer in der Nähe vorhanden, ſo glauben einige, man ſolle die Kette nur oben auf der Erde aufhören laſſen, andere aber halten dafür, man müſſe ſie ſo tief in die Erde führen, bis ſie eine wäſſerige Schicht antreffe. Wäre aber auch eine ſolche nicht vorhanden, ſo ſolle man ein ziemlich breites Loch 6 bis 8 Schuh tief in die Erde graben, die Kette bis auf den Grund derſelben hinunter gehen laſſen, ſie unten in mehrere Aeſte vertheilen und

nach

nach allen Gegenden ausbreiten. Weil die trockene Erde nicht zum beſten leitet, ſolle man das Loch, hauptſächlich um die Kette herum, mit Schlacken und Hammerſchlag, übrigens aber mit Erde ausfüllen, und dieſe Stelle, wenn ein Gewitter heran nahet, reichlich mit Waſſer begieſen, oder eine Goſſe hinein leiten laſſen, die ſie immer feucht erhält.

Die von der erſten Meinung hingegen ſagen: D. Franklin, welcher die Einſenkung der Kette in die Erde angerathen habe, habe ſelbſt die Folge der Platzung und Auseinanderwerfung durch die Verdünſtung der eingeſchloſſenen Feuchtigkeit, welche durch den Blitzſtrahl bewirkt werden könne, bemerkt. Da nun hierdurch eine Aufſprengung des Bodens zu befürchten ſeye, wenn nicht etwa die Erde unten trockener als auf der Oberfläche wäre; ſo folge daraus, daß, je tiefer die Stange oder Kette eingeſenkt würde, um ſo mehr eine ſolche Aufſprengung zu befürchten wäre. Eben ſo würde auch dieſe Gefahr nur vermehret werden, wenn man dem Vorſchlage folgte, unter der Erde von dem Ableitungsmetall noch Nebenſtrahlen auszubreiten, oder Schlacken, Hammerſchlag u. d. g. um das untere Ende her zu ſtreuen, denn eben hieraus entſtehe das Aufwühlen des Bodens, wenn der Strahl hinein gelockt werde und ſich daſelbſt auszudehnen ſuche, oder die Feuchtigkeit in Dunſt ausdehne. Wenn hingegen der Blitz nicht durch Metall in die Erde gelockt werde, ſo endige ſich ſeine Wirkung gemeiniglich ohne allen weitern Schaden an der Oberfläche.

Indeſſen könnte man zur möglichſten Sicherheit, wenn kein offenes Waſſer bey dem Hauſe vorhanden wäre, den Ableiter von dem Hauſe hinweg und an eine ſolche Stelle hinführen, wo das Aufwühlen der Erde am wenigſten nachtheillig wäre. Durch-

aus

aus aber muß er ſich niemals in einem bedeckten Bronnen endigen.

Wenn man auch ſein eigenes Haus mit einem Gewitterableiter hat verſehen laſſen, ſo kann man doch nicht verſichert ſeyn, daß man ſich, ſo oft ein Gewitter kommt, allezeit ſicher darinnen befinden werde. In einem damit nicht verſehenen Hauſe aber iſt der einfachſte Rath, ſich nur von allen Wänden, Winkeln, Pfoſten, Schornſteinen, Oefen und Feuerheerden entfernt zu halten, und ſich, wo möglich, in die Mitte geräumiger und hoher Zimmer, oder in den Haustennen (Hausflur) zu begeben. Der Stand gegen über von einem Spiegel kann in einer ziemlichen Entfernung gefährlich werden. Oben unter dem Dache iſt man minder ſicher als unten im Hauſe, wo ſich der Strahl ſchon meiſtens in den Wänden zerſtreuet hat, ehe er hin kommt. Wenn der Bliß ſchon einmal in das Gebäude geſchlagen hat, ſo zeigt ſich in ſeinen Spuren die Bahn, wohin er entweder durch Metall oder andere Anlockungen gezogen worden iſt, und die gefährlichſten Stellen für den Menſchen ſind da, wo er mit einiger Zerſprengung einen Ausbruch gemacht, oder ſonſten einen Sprung durch die Luft gethan hat. Und wenn die Umſtände wieder die nämlichen ſind, ſo iſt mit Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen, daß er ein anderesmal ſeinen Weg wieder dahin nehmen werde. Der bloſe Dampf erſtickt nicht leicht, aber dennoch iſt es ſicherer, in kleinen Zimmern die Thüre offen zu laſſen. Wenn der Bliß in ein Zimmer fährt, iſt der nahe Stand bey einem verſchloſſenen Fenſter nicht weniger gefährlich als bey einem offenen. Man vermeide es insbeſondere, ſich an dem Ende eines heruntergehenden Metalls, z. B. einer Stange, eines Glockendrats u. d. g. zu befinden, von oder zu welchen der Strahl über unſern Körper herfahren, oder bey ſeinem Sprunge

in

in der Nähe eine Plazung erregen kann. Unterirdiſche Gewölbe oder tiefe Keller leiſten eine wahrſcheinliche Sicherheit, weil man aus Erfahrungen weiß, daß kein Bliz leicht über 2 Zoll tief in die Erde dringt.

Wer ſich auf der Straße befindet, ſtelle ſich ja nicht unter ein Thürgerüſt oder nahe an Wände und Gebäude. Er gehe entweder in ein Haus hinein, oder ſtelle ſich mitten zwiſchen die Häuſer an einer mäßig breiten Straße. Der Strahl wird alsdann durch die Gebäude aufgefangen, gehet an ihren Wänden zur Erde herab und erreicht den Menſchen nicht. Hingegen iſt es unſicher, nahe bey einer Stelle zu ſtehen, wo eine Dachrinne ihr Waſſer ausgießt.

Auf dem Felde iſt es bey nahe gleich gefährlich, in dem Freyen zu bleiben und keinen ſichern Gegenſtand um ſich her zu haben, welcher den Bliz auffangen könnte, oder ſich unter einen Baum zu ſtellen. Am beſten iſt es, ſich neben einen Baum alſo zu ſtellen, daß man von ſeinem Stamm ſowohl als von den unterſten Aeſten 15 bis 20 Fuß entfernet bleibt, und in einem Walde muß man einen Plaz wählen, auf welchem die Bäume nicht allzu dicht beyſammen ſtehen. Ein Hohlweg giebt einige Sicherheit, ein Teich und ein mit einer Hecke oder Zaun umgebener Graben aber ſind gefährliche Stellen. Der meiſten Gefahr iſt ein Reitender ausgeſezt, und er wird wohl thun, wenn er abſteigt und ſich etwas von dem Pferde entfernt. In einem Wagen iſt es beſſer ſtille halten zu laſſen als fortzufahren, und noch beſſer auszuſteigen und ſich einige Schritte hinter den Wagen zu ſtellen.

Das Läuten der Glocken bey Gewittern iſt äuſſerſt gefährlich, und daher faſt unbegreiflich, daß es noch nicht durchgängig abgeſtellet wurde. Ein

zwar

zwar nicht mehr neues, aber doch äuſſerſt auffallendes Beyſpiel verdient gewiß hier nochmals angeführt zu werden. Im Jahr 1718. wurden in der Nacht vom 14. bis 15. April von Landerneau bis nach St. Paul de Leon, in Bretagne, 24 nicht weit voneinander gelegene Kirchen, in welchen man die Glocken läutete, zugleich vom Blitze entzündet; andere hingegen, welche zwiſchen ihnen lagen, und in welchen dieſesmal nicht geläutet wurde, blieben unbeſchädigt.

Nicht alle Perſonen, welche vom Blitze gerührt werden, werden von demſelben auch erſchlagen. Bey den Rettungsanſtalten ſolcher Perſonen hat man auf die Wiederherſtellung der Nervenwirkungen, auf die Erleichterung des gehemmten Blutumlaufs, auf die Stärkung der geſchwächten Gefäſe und auf die Heilung des Brandſchadens ſein Augenmerk zu richten. Friſche Luft, das Beſprengen mit kaltem Waſſer oder mit ſtark riechenden Geiſtern, das Reiben, Einblaſen in die Lunge und Tobacksklyſtiere befördern die Nervenwirkungen; eine Aderläße den gehemmten Umlauf des Bluts; kalte Umſchläge, welche entweder aus bloſem kaltem Waſſer bereitet oder mit Eßig oder Salmiak verſetzt, oder aus Wein mit zertheilenden Kräutern abgekocht und mit Kamphergeiſt verſetzt werden können, dienen zur Stärkung der geſchwächten Faſern; und die Heilung der Brandſtellen wird nach dem Maaſe ihrer Beträchtlichkeit, wie ein gewöhnlicher Brandſchade beſorgt, indeme das alte Vorurtheil, als ob der Blitz ein beſonderes Gift mit ſich führte, welches erſt ausgetrieben werden müſſe, längſt widerlegt iſt.

Zum Nachleſen dienen:

D. Reimarus Werk vom Blitze, Hamburg 1778. 8.

J. J.

J. J. Hemmers Begrif und Nutzen der Wetterleiter, Mannh. 1783. 8.

J. F. Lutz Unterricht von dem Blitze und den Blitzableitern, Fft. und Lpz. bey Weigel und Schneider, gr. 8.

Gewölbe heißt jede nach einem Bogen gemauerte Decke. Die vornehmſten davon ſind, 1) die **Tonnen- oder Kufengewölbe.** Sie werden nach einem vollen Cirkelbogen fortgeführt und ſtellen ein Stück von einem ausgehöhlten Cylinder vor. Sie ruhen auf zwo parallel miteinander laufenden Mauern und bedürfen auf den kurzen Seiten keiner Wiederlagen. Wenn die eine Wiederlage eines Tonnengewölbes merklich kürzer als die andere iſt, nennet man es ein **Ochſenhorn.** 2) Das **Kreuzgewölb** beſtehet aus 2 kreuzweis durcheinander gehenden Tonnengewölben, und iſt ein nach 4 Bogen aufgeführtes Gewölbe, welche einander in der Mitte durchkreuzen. Es ſtellt auch, von unten anzuſehen, ein Kreuz vor mit 4 ſcharfen Kanten, die jedoch ihre Schärfe mehr verliehren, je näher ſie dem Mittelpunkte kommen. Es ruhet auf 4 Pfeilern. Dieſes ſamt der erſten Gattung ſind die meiſten Gewölbe, und weil ſie nur in den Ecken 4 ſtarke Wiederlagen nöthig haben, am leichteſten zu gebrauchen. Jene braucht man zu Kellern und dieſe zu Kapellen, Küchen, Treppen u. d. g. 3) Das **Kloſtergewölbe, Haubengewölbe, Walmgewölbe,** hat Bögen, welche höher ſind als ein halber Cirkel, und alle 4 ganze Seiten zu Wiederlagen, bildet auch ein Kreuz, aber nicht mit ſcharfen Kanten, ſondern mit vertieften Rinnen. 4) Das **Muldengewölb** iſt ein Tonnengewölbe, welches ſich auch wohl an beyden Enden mit einem halben Kugelgewölbe oder Chorgewölbe ſchließt, in welchem Fall es einer Mulde nicht ungleich ſiehet. Dieſes

Gewölb kann eine große Laſt tragen, weil es von allen Seiten Widerſtand leiſtet. 5) Das Keſſelgewölbe, Kugelgewölbe oder Helmgewölbe, welches in manchen Fällen auch eine Kuppel genennet wird, gleicht dem Boden eines Keſſels oder einer halben hohlen Kugel. 6) Das Spiegelgewölbe ſchließt ſich oben nicht im Bogen, ſondern hat in der Mitte ein gerades eingefaßtes Feld, welches man den Spiegel nennt.

Da die Gewölbe nach einem Bogen geführt und die Steine kreisförmig geſetzt werden, ſo drückt die Laſt davon nicht perpendikulär, ſondern nach der Seiten zu. Je gedrückter und niedriger nun der Bogen des Gewölbes iſt, um ſo vielmehr treibt es auf die Seite und erfordert eine um ſo ſtärkere Widerlage. Ein Gewölbbogen, welcher unter 6 Fuß Weite im Licht bedeckt, muß wenigſtens einen halben Fuß dick ſeyn. Beträgt die Weite 6 bis 24 Fuß, ſo muß der Bogen allezeit ſo viel Zoll dick ſeyn, als die Weite Schuhe hat. Die Widerlage wird bey Halbzirkelgewölben 2 Bogendecken ſtark genommen und darf in ſolcher Dicke ſo hoch ſeyn, als der Radius oder die innere Höhe des Gewölbbogens iſt. Sollen die Wiederlagen höher ſeyn, ſo muß ihre Dicke mit der Höhe zunehmen. Iſt z. E. das Gewölbe im Licht 18 Fuß, ſo muß der Bogen 18 Zoll dick ſeyn; die Widerlage aber wird, wenn ſie 9 Fuß hoch iſt, 3 Fuß dick; wenn ſie 18 Fuß hoch iſt, 4 Fuß dick, und wenn ſie 36 Fuß hoch iſt, 5 bis 6 Fuß dick. Bey Widerlagen der gedrückten oder nach Zirkelſtücken gemachten Gewölbe iſt hingegen dieſe Stärke nicht hinreichend, ſondern ſie muß zunehmen, ſo wie die Wölbung abnimmt und der Bogen flächer wird. Kreuz- Kloſter- und Keſſelgewölbe aber bedürfen keiner ſo ſtarken Widerlagen, weil alle 4 Seiten die Laſt des Gewölbes tragen helfen.

Gewürz nennet man eigentlich nur diejenigen Gewürzarten, welche dazu gebraucht werden, um die Speiſen ſchmackhafter zu machen, diejenige aber, welche hauptſächlich zu Arzneyen beſtimmt ſind, nennet man Droguereyen oder Droguiſtereyen. Die meiſten Gewürze ſind Produkte des Pflanzenreichs. Unter die vorzüglichſte einfache Gewürze gehören, Ingwer, Zittwer, Kalmus, Zimmet, Muskatenblüthen und Nüſſe, Salbey, Thymian, Rosmarin, Lorbeerblätter, Majoran, Safran, Kapern, Pfeffer, Würznelken, Kardamomen, Senf, Kubeben, Koriander, Kümmel, Anis, Fenchel, Lorbeere, Roſinen, Piſtazien, Pinern u. ſ. w. Unter den vermiſchten Gewürzen iſt das vornehmſte das ſogenannte Alamodegewürz, welches man auch die vier Gewürze nennet. Es beſtehet aus 5 Pfund ſchwarzem holländiſchem Pfeffer, 1½ Pf. trockenen Nelken, eben ſo viel Muskatennüſſen, 12½ Pf. friſchem Ingwer, ¾ Pf. grünem Anis und eben ſo viel Koriander, welche alle wohl gepülvert und durcheinander gemiſcht werden.

Durch den häufigen Gebrauch der Gewürze wird die Beſchaffenheit der Säfte und die Elaſticität der Fäſerchen in dem menſchlichen Körper verdorben, ob ſie gleich auch einigen Menſchen, wegen ihrer beſondern Leibeskonſtitution, wirklich zuträglich ſind. Unter den ausländiſchen Gewürzen iſt der Pfeffer noch am unſchuldigſten und bey weitem nicht ſo hitzig als er dem Geſchmack nach auf der Zunge zu ſeyn ſcheint. Beſſer iſt es aber doch immer, ſich vorzüglich der inländiſchen Gewürze zu bedienen, weil ſie ſich der Natur unſers Körpers mehr nähern. Wir erziehen in unſern Gärten mancherley Kräuter, welche zur Würzung unſerer Speiſen dienen, als z. B. Baſilikum, Dragum, Johannislauch, Knoblauch,

lauch, Körbel, Majoran, Peterſilie, Perllauch, Pfefferkraut, Poree, Kokambole, Rosmarin, Salbey, Schalotten, Schnittlauch, Thymian, Zipollen, Winterzwiebeln, u. ſ. w. Man muß ſie aber nicht auf dem Ofen bey ſtarker Hitze, ſondern im Schatten an der trockenen warmen Luft dörren, weil dadurch ihre Kräfte beſſer erhalten werden. Noch beſſer iſt es, wenn man die friſche Gewürzkräuter in Butter einmacht und ſich dieſer zu Würzung der Speiſen bedient.

Gewürznelken, ſ. Nelken.

Geyer, lat. *Vultur*, fr. *Voutour*, eine Art großer Raubvögel, mit 4 bloſen Zehen, welche Klein zu den Habichten rechnet, und welche ſich durch ihren mehr waſſer- als ſenkrechten Körper, durch die kürzern und gekrümmten Füße und Schenkel, durch die größere Menge von Flaumfedern, durch den großen und weiten Kropf, vornämlich aber durch ihren Aufenthalt bey den Aeſern und durch die gerade Geſtalt des Schnabels bey der Wurzel, der ſich erſt am Ende in einen Hacken krümmt, von den Adlern und Habichte unterſcheiden.

Unter den europäiſchen zeichnen ſich vornämlich der **Fiſchgeyer** oder **Brandgeyer**, **Fiſchaar** oder **Fiſchadler**, *Vultur bacticus*, *Klein.* der **Haaſengeyer** oder **Haaſenſtößer**, *Vultur leprarius*, *Klein.* der **Hühnergeyer**, *Falko Milvus*, *Linn.* und der **Lämmergeyer**, welcher aber unter das Adlergeſchlecht gehört, dadurch aus, daß ſie den Haaſen, Feldhühnern und Lämmern gefährlich ſind und deßwegen von den Jägern ohne Unterlaß verfolgt werden; wo hingegen der **Mäuſegeyer** oder **Froſchgeyer**, ob er gleich auch bisweilen ein junges Häschen ſtiehlt, mit mehr Schonung behandelt werden ſollte, weil er hauptſächlich nur Mäuſe

und Fröſche frißt und daher eher nützlich als ſchäd- lich iſt.

Die Häute der Geyer ſind dick und ſtark, wer- den von den Kirſchnern bearbeitet und als Pelzwerk verkauft, nachdem ihnen die großen Federn ausge- rauſt und nur die Flaumen gelaſſen worden ſind.

Bey den hohen Oefen nennet man die obere Ebe- ne, auf welcher man herum gehen und Erz und Kohlen aufſchütten kann, den Geyer.

Gicht heißt der im vorhergehenden Artickel beſchriebene Theil des hohen Ofens, auch ſo viel als Schicht, nämlich das jedesmalige Aufgeben friſcher Kohlen und Eiſenſteins.

Giebel heißt 1) in der Baukunſt das obere Ende einer Mauer, welches ſich in ein Dreyeck zuſpitzt, und dahero auch die vordere und hintere gemauerte Seite eines Satteldaches, und 2) ein ſchmackhaf- ter, aber nicht großer Teich- und Flußfiſch, den man unter die Karauſchen rechnet, von welchen er ſich durch ſeine geringere Größe, einen dickern Rücken, und durch ſeine wachsgelbe Farbe unterſcheidet. Er nährt ſich im Schlamm und in leimigen Waſſern, erhält ſich in Dümpfeln und ſchlechten Waſſerlö- chern und erſtickt im Winter nicht leicht unter dem Eiſe. Er mehrt ſich ſtark, ſtreicht ſchon im zweyten Jahre und leichet im Sommer alle 4 Wochen. Er wird daher höchſtens ein halbes Pfund ſchwer, und und wenn er in Karpfenteiche geräth, entziehet er den Karpfen die Nahrung und erzeugt mit dieſen Miß- geburten.

Giebelteich, ſ. Karauſchenteich.

Gießbach, ein Bach, welcher ſein Waſſer nicht aus Quellen, ſondern nur aus zuſammenlauffendem Re- gen- oder Schneewaſſer erhält.

Gießbank, **Gießlade**, iſt eine lange viereckige höl- zerne und mit einem weißen wollenen Zeuge überzo- gene

gene Bank, worauf die Orgelmacher das Zinn zu den Orgelpfeifen ausgießen.

Gießbuckel, *Conus fuſorius.* Wenn eine Miſchung von verſchiedenen Metallen zu dem Ende geſchmelzt wird, daß ſie ſich nach ihrer Schwere voneinander abſondern ſollen, ſo wird die geſchmolzene Maſſe in ein kegelförmiges und inwendig mit Talg beſtrichenes Gefäß gegoſſen, welches man Gießbuckel nennt. Es muß unten ſpitzig zulaufen, weil der ſich zu Boden ſetzende edelſte Theil oft ſo unbedeutend iſt, daß man ihn von dem obern nicht abſchlagen könnte, wenn er ſich weit ausbreiten ſollte. Gemeiniglich werden die Gießbuckeln von Meßing, oben 4 bis 6 Zoll weit, 6 bis 9 Zoll tief, den Fuß nicht mit gerechnet, und $\frac{1}{4}$ Zoll dick gemacht. Man kann ſie auch von Eiſen gießen laſſen, ſie müſſen aber inwendig recht glatt und fein ausgearbeitet werden.

Gießform, ſ. Patrone.

Gießofen. Der Gießofen der **Glocken**- und **Stuckgießer** iſt eine mit einem Schornſtein verſehene Art Reverberirofen, worinnen die Glockenſpeiſe geſchmolzen wird und durch das Gießloch mittels einer Rinne in die in der Dammgrube ſtehende Form fließt. Der Ofen, den man mit Holz heizt, iſt ein runder, halb in der Erde ſtehender Thurm, in welchem das Holz, welches man oben hinein wirft, auf einen Roſt zu liegen kommt. Dieſe obere Oefnung wird mit einem Blechdeckel verſchloſſen. Aus ihm gehet eine Queerröhre in den aus Ziegelſteinen errichteten gewölbten Schmelzofen, deſſen Heerde von Erde gerammet iſt. Unten hat er ein verſtopftes Bodenloch, durch welches das Metall in die Rinne, den Formtrichter und zuletzt in die Form ſelbſten abgelaſſen wird. Man nennt dieſes die Schleuſe. Durch die zwey Seitenlöcher (Augen)

ziehet man die Schlacken ab. Der Boden oder Heerd iſt abhängig. Die Flamme ſchlägt aus dem Thurme durch die Seitenröhre auf das Metall.

Der Gießofen der Schriftgießer iſt ein 4 Fuß langer und 2 Fuß breiter gewöhnlicher Heerd, in deſſen Decke ſich zwey runde Löcher befinden. Der Durchſchnitt jeden Loches beträgt etwa einen Fuß und die Mündung iſt mit einem eiſernen vorſpringenden Ringe umgeben. Unter beyden Löchern liegt ein eiſerner Roſt und unter dieſem iſt ein Aſchenfall. An der Seite iſt eine Oefnung, durch welche man die Kohlen hineinwirft. Sie kann mit einem eiſernen Schieber verſchloſſen werden, um die Glut zu regieren. Unten iſt der Ofen offen, wodurch eine Zugluft entſtehet. In dieſem Ofen wird die Kompoſition zuſammengeſchmelzt, aus welcher in einem Windofen die Lettern gegoſſen werden. Dieſer hat einen über verſchloſſenem Feuer ſtehenden eiſernen Keſſel, in welchem das Metall flüßig erhalten und ausgeſchöpft wird. Etwas unter der Mündung des Keſſels umgiebt ein hölzerner Werktiſch das Mauerwerk, an welchem die Gießer ſitzen. Vor jedem ſtehet ein abhängiges Gießblech, auf welchem das überflüßige Metall hinabfließt und wiederum in den Keſſel geworfen wird.

Gift. Wenn es unter die erſten Pflichten der Obrigkeiten gehört, für Leben und die Geſundheit der Bürger zu ſorgen, ſo muß ſie nicht nur durch weiſe Verordnungen den Mißbräuchen vorzubeugen ſuchen, welche bey dem Handel mit giftartigen Produkten vorgehen können, ſondern ſie muß auch das Volk mit den mancherley Arten von Giften und mit der Art, ſich dagegen zu ſchützen, bekannt machen laſſen. Und billig ſollte man mit dieſem Unterrichte ſchon in den Schulen den Anfang machen.

Es giebt ſo vielerley Gifte, die auf ſo verſchiedene Art wirken, daß eine zu ihrer Kenntniß hinlängliche Beſchreibung nebſt der Anzeige, wie man ſich gegen ihre ſchädliche Wirkungen ſchützen könne, viel mehr Raum einnehmen würde, als man einem medicíniſchen Artickel in einem ökonomiſchen Buche geſtatten kann. Wir beſchränken uns alſo auf die alleinige Bemerkung, woran man die giftige Natur der Naturprodukte, und vornämlich der Pflanzen wahrſcheinlich erkennen könne, da es ſo viele Pflanzen von der Art giebt, die noch nicht allgemein als giftig bekannt ſind.

Wir können dadurch auf die Vermuthung kommen, daß Körper, die wir noch nicht genau kennen, Gifte ſeyen: 1) Wenn ſie einen widrigen, betäubenden, erſtickenden Geruch haben, wie z. B. das Bilſenkraut, der Schwefel ꝛc. ſo ſchlieſen wir aus dem Knoblauchgeruch, den ein mineraliſcher Körper im Feuer von ſich giebt, auch eine giftige Eigenſchaft, weil wir dieſen an dem Arſenik bemerken. 2) Wenn ſie auf der Haut Blaſen erregen, oder nur mit der äuſſerſten Spitze der Zunge gekoſtet, einen ſehr ſcharfen Geſchmack äuſſern, wie z. E. die meiſten Arten des Hahnenfußes. 3) Wenn ſie aus einer Ordnung von Naturprodukten ſind, aus welcher wir mehrere giftige kennen. So ſind z. B. die Nachtſchattenarten und die im Waſſer wachſende Doldengewächſe verdächtig. 4) Wenn ſie von dem Vieh nicht berührt und gefreſſen, ſondern verachtet werden, und 5) wenn die Thiere, welchen ſie durch Liſt oder Gewalt beygebracht werden, davon Schaden leiden.

Zum Nachleſen dienet: Joh. Jak. Plenk *Toxicologia, ſeu Doctrina de venenis et antidotis. Vienn. ap. Graeffer.* 1785. 8.

Joh. Jak. Plenck Toxikologie oder Lehre von den Giften und Gegengiften, aus dem Latein. Wien bey Gräffer 1785. 8.

Giftäſche, ſ. Giftbaum.

Giftbaum. Man belegt mit dieſem Namen folgende viererley Arten von Bäumen. 1) Den äſchenartigen Giftbaum, Giftäſche, Firnißbaum, *Rhus (Vernix) foliis primatis integerrimis, petiolo integro aequali, Linn.* Er wächſt in den ſumpfigen Wäldern von Nordamerika zu einer Höhe von etlich und 20 Fuß, ohne einen ſonderlich ſtarken Stamm zu treiben, hat ein ſchwammichtes Holz, einen überaus ſtinkenden Saft und übrigens das Anſehen einer jungen Aeſche. Nicht nur bey der Bearbeitung ſeines Holzes, ſondern auch durch den bloſen Aufenthalt in ſeiner Nähe, hat man die widrigſten Zufälle, Kopfſchmerzen, geſchwollene Lippen und Augen u. d. g. zu befürchten. 2) Den eiſenartigen Giftbaum, ſonſten auch der dreyblätterichte wollichte Giftbaum, der große dreyblätterichte nordamerikaniſche Giftrebenſtrauch genannt, *Rhus (Toxicodendron) foliis ternatis, foliolis petiolatis angulatis pubeſcentibus, caule radicante, Linn.* wächſt ebenfalls in Nordamerika; iſt zwar baumartig, wird aber ſelten über 4 bis 5 Fuß hoch. Ein jedes Blatt führt an einem langen grünröthlichten Stiele drey ovale, zugeſpitzte, kleinere Blätter, welche wie Eichenblätter mit 3 Einſchnitten verſehen ſind. Seine Ausdünſtungen ſind nicht weniger giftig als die des vorigen. 3) Der dreyblätterige glatte Giftbaum, der Giftbaum, der an den Gelenken ſeiner Zweige Wurzeln trägt; der kleine dreyblätterige nordamerikaniſche Giftrebenſtrauch, *Rhus (radicans) foliis ternatis, foliolis petiolatis nudis integerrimis, caule radicante, Linn.* iſt dem vorigen faſt ganz gleich, aber ſchwächer, unanſehn-

anſehnlicher und kleiner, jedoch von eben ſo giftiger Natur. Endlich und 4) führt dieſen Namen die *Amyris (toxifera) foliis pinnatis, foliolis petiolatis planis, Linn.* eine Art Balſampflanze, welche in Karolina und auf den Bohaniſchen Inſeln wild wächſt. Der Stamm hat eine leichte weiche Rinde. Die Blätter ſind oft 7 bis 8 Ellen lang und beſtehen aus eiſernen flachen Blättchen, welche an einem gemeinſchaftlichen Stiele einander wechſelsweis gegenüber ſitzen. Seine Blumen hängen an Traubenkämmen beyſammen. Die Früchte gleichen einer Birn, haben eine ſchöne Purpurfarbe und inwendig einen langen harten Stein, und werden von den Vögeln gefreſſen. Aus dem Stamm tröpfelt ein ſchwarzer Saft, welchen man für giftig hält.

Giftfang, ein Rauchfang über den Röſtöfen, den mit dem Rauch aufſteigenden Arſenik aufzufangen, der alsdann Hüttenrauch oder Giftmehl genennet wird.

Giftkies heißt der Mißpickel, der ein mit Arſenik vererztes Eiſen iſt.

Giftrebenſtrauch, ſ. Giftbaum.

Giftſtein heißt der Giftkies und der arſenikaliſche Ofenbruch, der ſich in Geſtalt eines Steins von arſenikaliſchen Erzen unten im Ofen anlegt.

Gilbewurz, ſ. Curcuma.

Gilde, eine Geſellſchaft mehrerer zu einer gemeinſchaftlichen Abſicht verbundener Perſonen. In groſſen Städten werden kleine Zünfte Gilden, größere aber Aemter genannt.

Gingang, ein baumwollenes oſtindiſches Gewebe, welches zuweilen mit einem Faden von Baumrinde oder Baſt vermengt iſt. Bisweilen iſt es auch halb von Seide und halb von Baſt.

Gips, ſ. Gyps.

Girib, ein Maas von 1066 perſiſchen Ellen, deren jede 2 Schuhe, 10 Zoll und 11 Linien Pariſer Maaſes hält.

Giriren und indoßiren ſind in der Hauptſache einerley, nur bedient man ſich des Worts giriren, wenn ein Wechſel öfter indoßirt wird. Man ſehe alſo das Wort Indoßiren nach.

Girobank. Was eine Wechſelbank überhaupt ſeye, davon iſt in dem Artickel Bank die nöthige Auskunft zu finden. Aus der verſchiedenen Art aber, wie man durch Hülfe einer Bank ſein eingelegtes Vermögen oder Geld benutzen kann, entſtehet der Unterſchied zwiſchen Niederlags- oder Girobanken und Umlaufs- oder Zettelbanken. Bey jenen werden die Zahlungen nur durch das Ab- und Zuſchreiben in den Bankobüchern verrichtet, bey dieſen aber durch Billets oder Zettel geleiſtet, für welche man das baare Geld gleich haben kann.

Die Bank eröfnet einem jeden, der ſein Geld bey ihr niederlegt, ein Bankfolio, das iſt, ſie beſtimmt ihm ein beſonderes numerirtes Blatt in ihren Büchern, auf welches der Name des Glaubigers oben, dann zur rechten Hand das Wort Kredit und zur linken das Wort Debet geſetzt. Alles baare Geld, welches derſelbe in die Bank liefert, und alle Summen, welche ihm von andern überwieſen werden, ſchreibt man ihm unter Kredit, und hingegen alles, was er heraus nimmt, oder an andere überweiſt, unter Debet ein. Damit man aber nicht jeder Ab- und Zuſchreibung perſönlich beywohnen muß, bekommt jeder einen gedruckten Zettel mit ſeinem Bankofolio. Auf dieſen ſchreibt er die zu zahlende Summe, ſamt dem Namen deſſen, welchem er ſie überweiſen will; und zur Beglaubigung ſeinen eigenen Namen, gegen deſſen Vorzeigung die Ab- und

Zuſchreibung auch in ſeiner Abweſenheit vorgenommen wird.

Ein auſſerordentlich wichtiger Vortheil einer Bank iſt, daß den Einlegern ihre Baarſchaften weder entwendet, noch durch Feuersbrünſte und andere Unglücksfälle zu Grund gerichtet werden können, und daß es die Bank in ihrer Gewalt hat, den ſchädlichen Ausfluß der guten Münzſorten in fremde Länder, und den Schaden, der der Handlung durch Veränderung des Münzfußes zugefügt wird, zu verhüten, wenn ſie nur gewiſſe gute Münzen nach einem beſtimmten Gewichte und Gehalte annimmt.

Glänzen. Stoffe oder Zeuge glänzen heißt, ihnen den nöthigen Glanz geben. Man beſprengt die linke oder untere Seite mit Gummiwaſſer, wickelt ihn auf ein großes Rollholz, und von da über eine polirte eiſerne Stange, auf ein anderes Rollholz, welches man mittels eines Rades in einer beſtändig gleichen Bewegung umdrehet. Die eiſerne Stange dient blos, den Zeug zu halten. Unter ſelbige ſetzt man ein ſtarkes Kohlfeuer. Solchergeſtalt wird der Zeug, ſo oft man es für nöthig findet, von einer Rolle auf die andere gewunden.

Glätte, ſ. Bleyglätte.

Glätten. Da dieſe Arbeit haupſächlich bey den Kattun- Karten- und Papiermanufakturen vorkommt, ſo findet man auch unter dieſen Rubriken im ſchicklichern Zuſammenhang, wie dieſe Manufakturiſten ihre Waaren glätten.

Glättmühle, eine Mühle, worauf die Töpfer ihre Glaſur reiben. Wenn dieſe Mühlen groß ſind und einen ſtarken Läufer haben, heißen ſie Schmelzmühlen, weil auf ſelbigen die harte weiße Schmelze gerieben wird; ſonſten aber ſind ſie durch nichts voneinander verſchieden. Die Einrichtung iſt aus der Zeichnung Fig. I. zu erſehen. Der runde hölzerne

Block

Block *a b*, welcher auf dem Fußboden ſteht, hat oben ein rund ausgehöhltes Loch und auf dem Boden deſſelben liegt ein glatter Feldſtein. Auf dieſer Bodenplatte ruhet wieder ein runder Läufer *c d*, welcher gleichfalls von einem Feldſtein gehauen, etwa einen halben Fuß dick iſt und das obere runde Loch des Blocks ziemlich ausfüllt. Dieſer Läufer greift mit ſeinem untern eiſernen Zapfen in eine ſtählerne Pfanne, welche ſich an der Decke der Werkſtätte befindet. Mit dem krummen Zapfen *f* drehet man die Spille *e b*, und zugleich den Läufer *c d*, um. Die Glaſur wird mit Waſſer vermiſcht, auf die Bodenplatte gegoſſen und mit dem Läufer fein gerieben.

Glas. Die ſehr alte Erfindung des Glaſes iſt äuſſerſt dunkel und ungewiß. Nach dem Zeugniſſe des Plinius hat man ſie einem Zufalle zu verdanken. Eine Geſellſchaft reiſender Kaufleute in Paläſtina, deren Schiff mit Salpeter beladen war, ſoll ſich einen Feuerheerd zum Kochen am Ufer des Fluſſes aus großen Stücken Salpeter verfertiget und dabey beobachtet haben, daß durch die Vermiſchung des geſchmolzenen Salzes mit dem klaren Flußſande ein harter durchſichtiger Körper entſtehe.

Die Beſtandtheile des Glaſes ſind Sand oder Kieſelſteine und Aſche. Man verſetzt die Glasmaterie zwar bisweilen auch mit metalliſchen Körpern, Kalken und Erden, ſie ſind aber nicht weſentlich nothwendig. Am beſten ſind die weißen Kieſelſteine aus Bächen und Flüſſen, man kann aber an ihrer ſtatt auch Flinten- und Feuerſteine dazu nehmen. Die Aſche iſt eine aus Holz und andern Gewächſen gebrannte Aſche, oder vielmehr ein aus dieſer ausgezogenes Laugenſalz, z. B. Löthſalz, Sode, Pottaſche u. d. g. Nach der Verſchiedenheit der Beſtandtheile erhält man auch verſchiedene Arten von

Glas,

Glas, als z. B. Kriſtall- oder Spiegelglas, weißes oder Kreidenglas, halbweißes, grünes, halbdurchſichtiges, dunkles und ſchwarzes Glas.

Das gemeine grüne und ſchwarze Glas wird aus gemeiner unausgelaugter Aſche und Sande, oder aus Aſche, Kiesſand und ſchwarzem Küchenſalze verfertigt. Alle Aſche von verbrannten Pflanzen und Gewächſen iſt hierzu dienlich. Doch läßt ſich mit einer Art Aſche mehr Sand verbinden als mit der andern, je nachdem ſie mehr oder weniger ſalzreich iſt. Z. B. die Aſche von Eichen und Buchen verträgt den meiſten Sand; hingegen giebt die Aſche von Tannen und andern weichen Holzarten ein weißeres Glas, beſonders wenn ein weißer Sand hinzu geſetzt wird. Bey dem grünen Glaſe ſiehet man nicht ſonderlich auf die Farbe, und daher iſt es gleichgültig, ob der beygemiſchte Kiesſand gelb oder weiß iſt. Wenn man aber ein vorzüglich ſchönes grünes Glas verfertigen will, muß man nothwendig einen weiſſen oder grauen Sand zuſetzen. Zur Verfertigung des ſchwarzen Glaſes ſuchen ſich die Glasmacher ſchwarze Feldſteine, die vermuthlich zu den Kieſelarten gehören, und werfen ſie mit in die Häfen, worinn ſie mit der übrigen Maſſe ſchmelzen. Bey dem ſchwarzen Glaſe zu Bouteillen ſind wohl ausgeſchmolzene Eiſenſchlacken, wenn ſie in der Nähe zu haben ſind, der beſte Zuſatz. Man kann davon eben ſo viel nehmen als Aſche. Und weil ein mageres Gemenge nur wenig Kiesſand flüßig macht, ſo machen einige Glashütten ihr Gemenge dadurch fett, daß ſie noch etwas ſchwarzes Kochſalz hinzuſetzen.

Das Gemenge des grünen Glaſes beſtehet alſo aus Aſche, Kiesſand und ſchwarzem Kochſalze. Gemeniglich miſcht man unter 3 Theil Aſche 1 Theil Kiesſand. Einige Arten Aſche leiden aber keine ſo ſtar-

ſtarke Beymiſchung von Sande, wenn ſie nicht durch Kochſalz fetter gemacht werden. Die Beſtandtheile müſſen miteinander auf das genaueſte vermiſcht und dieſes Gemenge muß ſodann in dem Kühlofen bis zum Glühen kalcinirt werden. Alsdann nimmt man es mit der Schaufel aus dem Kühlofen und ſchüttet es durch die Oefnung des Schmelzofens in den Hafen. In dieſem Ofen brennt beſtändig ein gleiches und lebhaftes Feuer, welches von zween Schürern wechſelsweiſe Tag und Nacht unterhalten wird. Der Schürer beobachtet zugleich auch die Glasmaſſe in den Häfen und ſchäumt ſie zum öftern mit einem eiſernen Schaumlöffel. Dieſer ſalzige Schaum, welcher ſich in den Häfen von der Glasmaſſe abſondert, wird Glasgalle genannt. Schlecht eingerichtete Glashütten laſſen das Gemenge nur 24 Stunden in dem Werkofen ſchmelzen und ſchreiten alsdann ſogleich zum Glasblaſen; beſſer aber iſt es, wenn man die Maſſe beynahe zween Tage, oder ſo lange, bis ſie gar und klar iſt, dem Feuer ausſetzt. Der Schürer nimmt nämlich, wenn er vermuthet, daß das Glas gar ſeye, aus jedem Hafen etwas Glasmaſſe mit einem Eiſen heraus, läßt ſie kalt werden und hält ſie gegen das Licht. Iſt die Glasmaſſe noch nicht gar, ſo ſiehet ſie nach dem Erkalten matt aus und hat viele Blaſen.

Das Gemenge des gewöhnlichen weißen oder Kreidenglaſes enthält Kiesſand, Pottaſche, Kreide, Braunſtein (*Magneſia*) und allenfalls etwas Arſenik. Der weiſe oder graue Kiesſand muß im Glühen, ſo viel möglich, weiß bleiben, wenn er zum weißen Glaſe tauglich ſeyn ſoll. Ein weißer Sandſtein ſoll hierzu am dienlichſten ſeyn, weil in ſelbigem der Sand gemeiniglich am wenigſten mit fremden Theilchen verunreiniget iſt. Auch können gepülverte Kieſel- und Feuerſteine die Steile des Sandes

des vertreten. Die Pottaſche befördert das Schmelzen des Sandes. Die Kreide dient zu Erhöhung der weißen Farbe, und der Braunſtein benimmt dem Glaſe die grüne und eisweiße oder bläuliche Farbe. Ein Zuſatz von Arſenik aber wird deswegen für rathſam gehalten, weil er den Kiesſand zerſtöhrt und das Schmelzen befördert. In den meiſten Glashütten pflegt man noch verſchiedene andere Salze, z. E. Borax, Alaun und beſondere Salpeter hinzuzuſetzen, die aber alle vergeblich ſind. Die gewöhnliche Proportion der Beſtandtheile iſt: 3 Theile Kiesſand, 1 Theil Pottaſche, $\frac{1}{5}$ Kreide und noch etwas ſehr weniges Arſenik und Braunſtein. Etwa auf 250 Pf. Maſſe 10 Loth Braunſtein und noch etwas weniger Arſenik. Das Gemenge wird in einem hölzernen Troge zu feinem Pulver geſtoſſen, (niemals aber in einem metallenen Mörſer, weil dieſer das Glas färben würde) alsdenn kalcinirt und glühend in den Schmelzofen gebracht. Nach 30 und mehrern Stunden wird die Glasmaſſe geſchröcket. Man ſchöpft ſie nämlich aus dem Hafen und gießt ſie in einen Trog mit Waſſer, worauf ſie in Stücke ſpringt, welche man wiederum in den Hafen wirft und von neuem ſchmelzt. Dadurch wird das Glas eher und beſſer klar.

Das Gemenge des Kriſtallglaſes beſtehet faſt aus den vorerwähnten Beſtandtheilen, nur müſſen ſie mit mehr Sorgfalt ausgewählt und vorbereitet werden. Der beträchtlichſte Beſtandtheil iſt hier abermal Kiesſand oder glasartige Steine. Man muß aber nicht nur die allergeringſte dunkle Flecken und Aederchen ausſcheiden, die ſich nach dem Glühen und Stoßen der Steine zeigen, ſondern es iſt auch nöthig, ein ſchwaches Scheidewaſſer auf den Kieſel- oder Quarzſand zu gießen und in gelinder Wärme einige Stunden darauf ſtehen zu laſſen, damit alle

metalli-

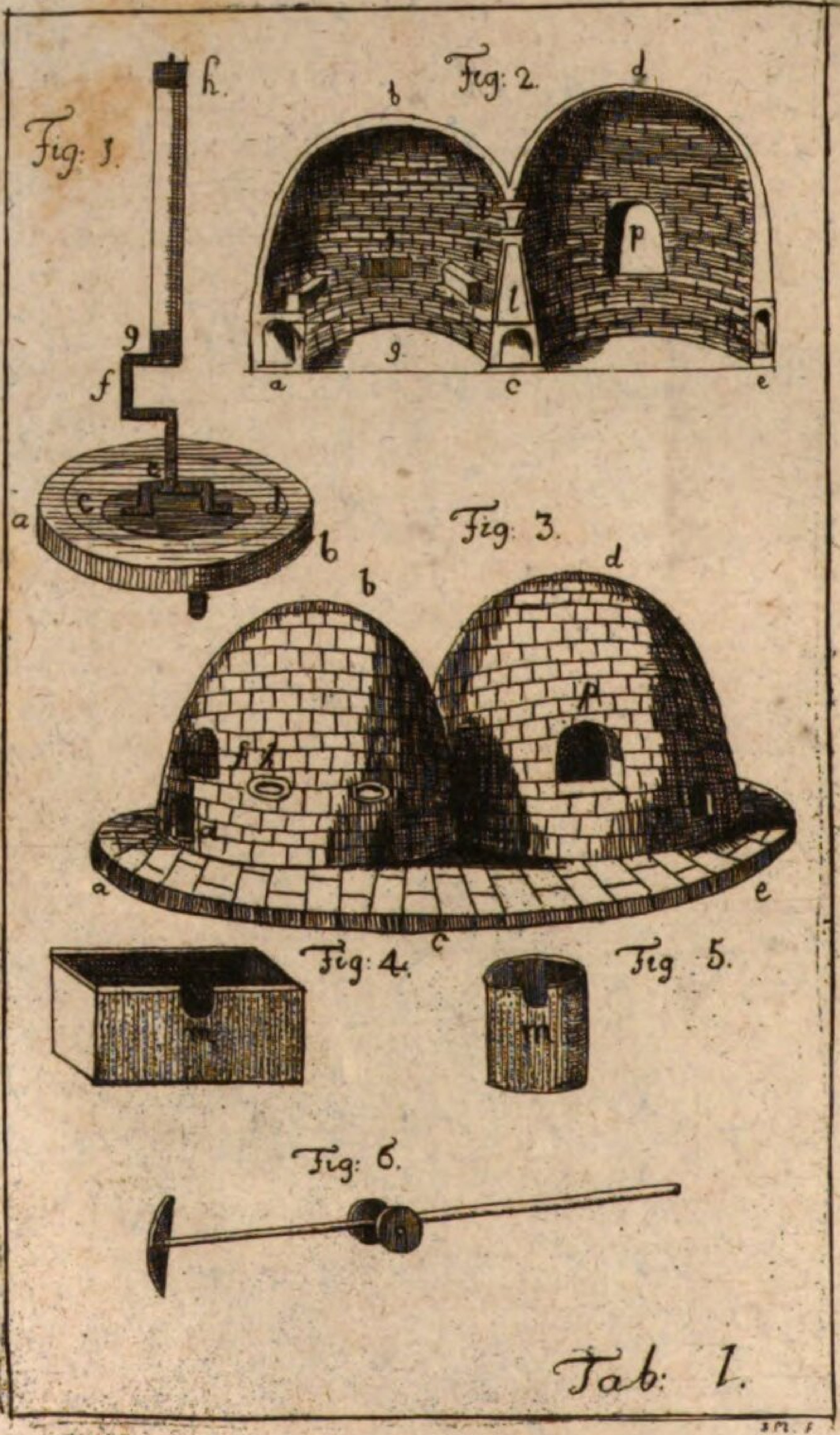
Fig: 1.
Fig: 2.
Fig: 3.
Fig: 4.
Fig 5.
Fig: 6.
Tab: I.

liegt in der dazu gebrauchten Art Stein oder Sand, in deren Auswahl man alſo ſorgfältig ſeyn muß.

Bey einer vollſtändigen Glashütte befinden ſich 1) ein Glas- Schmelz- oder Werkofen, 2) ein Kühl- oder Temperirofen, 3) ein Streck- oder beſonderer Kühlofen zu Verfertigung des Tafelglaſes, 4) ein Kalcinirofen, 5) ein Brennofen zu Verfertigung der Glashäfen, und 6) ein Ofen zum Trocknen des Holzes. Die Oefen 4 und 5. finden ſich ſelten, und der ſechſte iſt der allerentbehrlichſte, weil man das Holz auch ohne Feuer hinlänglich austrocknen kann.

Der Werk- und Kühlofen ſind die hauptſächlichſten und in den Figuren 2 und 3 in ihrer Verbindung miteinander abgebildet. Fig. 2. ſtellt beede Oefen im Durchſchnitte vor, daß man von jedem eine Hälfte inwendig erblickt, Fig. 3. aber iſt der äuſſere Aufriß beeder Oefen. Die bezeichnenden Buchſtaben kommen in beeden Abbildungen miteinander überein. Die Höhe des gewölbten Schmelzofens *a. b. c.* beträgt etwa 6 bis 8 und ſeine größte Weite 8 bis 10 Fuß. In *a.* hat er, unmittelbar über dem Heerde, ein Schürloch, etwa 8 Zoll hoch und 6 Zoll breit, wodurch das Holz in den Ofen geworfen wird. Ober dieſem Schürloch iſt eine größere Mündung *f*, durch welche man die Schmelztiegel oder Häfen einſetzt. Sie muß verſchloſſen werden können. Man paßt einen feuerveſten Stein hinein und verſchmiert die Fugen mit Thon. In dem Innern des Ofens lauft um den ganzen Heerd g. ein vorſpringendes Mauerwerk *a. i. l.* herum, welches die Bank genannt wird. Sie iſt etwa 3 Fuß hoch und breit. Auf dieſer Bank ſtehen die Häfen oder Tiegel, worinnen das Glas geſchmelzt wird. Sie ſind bey *b. i. k.* angezeigt. In einigen Glashütten hat jeder Hafen an

ſeinem Rande ein rundes Loch, (Fig. 4. und 5.) welches ſo groß als eine Oefnung des Ofens iſt, vor welcher der Hafen ſtehet. Durch dieſe Oefnungen des Ofens *b. i. k.* Fig. 2. ſtreckt der Glasmacher ſeine Pfeife, (Blaſerohr) und hohlt damit etwas flüßiges Glas aus dem Hafen heraus. Um die Hitze in dem Ofen nicht zu vermindern, kann man dieſe Oefnung erweitern und verengern. Dem Schürloche *a.* gegenüber öfnet ſich auf dem Heerde in *l.* ein langer Gang *l. n.* welcher durch den ganzen maßiven Fuß des Kühlofens *c. d. e.* gehet. Der Zweck dieſes Ganges iſt, die Aſche und überflüßige Kohlen mit einer Krücke aus dem Schmelzofen wegräumen zu können. Dieſe Krücke Fig. 6. iſt unten mit einer Walze verſehen, wodurch die Arbeit erleichtert wird. Sachverſtändige billigen aber dieſen Gang nicht, ſondern legen dagegen auf dem Heerd *g.* des Schmelzofens *a. b. c.* einen Roſt über einem Aſchenfall an, der gleichfalls ſeine erforderliche Oefnung hat. Dadurch wird zugleich die Arbeit des Aſchenwegräumens erſpahrt und die Lebhaftigkeit des Feuers verſtärkt.

Der Kühlofen *c. d. e.* Fig. 2. und 3. ſtehet, des langen Ganges *l. e.* wegen, auf einem hohen gemauerten Fuße *c. e.* und iſt zwar von auſſen etwas höher, im Licht aber gleichwohl niedriger als der Schmelzofen, doch aber etwas weiter. Er hat in *p.* eine Mündung, wodurch die geblaſenen Gläſer eingeſetzt werden. Zu Erſpahrung des Holzes iſt in *q.* eine Oefnung, durch welche die Hitze aus dem Schmelzofen in den Kühlofen übergehet, ſo daß dieſer für ſich nur ein mäßiges Feuer nöthig hat.

Die Schmelzhäfen werden aus feuerveſtem Thon gebrannt, und ehe man ſie braucht, bey einer zunehmenden Hitze in dem Kühlofen durchglühet, weil ſie auſſerdeme in dem Werkofen gleich zerſpringen wür-

würden. Einige haben vierkantige und andere runde Häfen. Bey dem Schmelzen ſchwimmt auf der flüßigen Glaßmaſſe ein Kranz von Thon, der alle Unreinigkeiten abhält, welche mit dem Blaſerohr in den Hafen kommen könnten.

Die gewöhnlichſten Inſtrumente der Glasmacher ſind: 1) Die Pfeiſe oder das Blaſerohr, ungefähr 3 bis 4 Fuß lang, *a. b.* iſt ein eiſernes Rohr, *b. c*, aber ein hölzerner Grif mit einem Mundſtück, welches der Kolbe genannt wird, und beyde ſind durchgehends hohl. Der Glasmacher ſteckt das eiſerne Rohr in die Häfen oder ſogenannte Schöpftöpfe und hohlt mit dem Knöpfchen *a.* etwas Glasmaſſe heraus, alsdann ſetzt er den hölzernen Theil an den Mund, und bläßt die Glasmaſſe, welche ſich an den Knopf angehängt hat, auf. Das Rohr wird unter der Arbeit heiß und dahero oft im Waſſer abgekühlt. 2) Das Fig. 8. abgebildete Inſtrument gleicht einer Schaafſcheere, hat zwo ſtumpfe Schneiden *a.* und *c.* an einem eiſernen Grif, *a. b. c.* welcher elaſtiſch ſeyn muß. Wenn man den Grif zuſammendrückt und mit der Hand langſam nachläßt, ſo entfernen ſich die Schneiden nach und nach voneinander, und ſomit kann der Glasmacher die Oefnung eines Gefäßes erweitern. 3) Fig 9. iſt ein eiſerner Grif gleich dem vorigen, aber ohne Schneiden, dagegen hat er in *a.* und *c.* zween vorſpringende Lappen, in deren jedem nach der Richtung *a. b.* ein Loch iſt. In jedes Loch ſteckt der Glasmacher einen kleinen hölzernen Stock, womit er die Gefäße von auſſen bildet. Sind die Lappen *a.* und *c.* auswärts gekehrt und auf den Seiten nach dem Zirkel gerundet, ſo erweitert und wölbt der Glasmacher damit den kugelartigen Kelch eines ſogenannten Römers. 4) Fig. 10. iſt eine Zange, womit man ein Stück flüßiges Glas in die Länge

 ziehet

ziehet und windet; und endlich 5) iſt die Glasſcheere eine gemeine grobe Scheere, womit man von dem verfertigten Geſchirre das überflüßige Glas abſchneidet.

Bey Verfertigung der meiſten gläſernen Gefäße taucht man den Knopf der Pfeife durch die Oefnung des Ofens in den Hafen, deren jeder Arbeiter einen beſondern vor ſich hat, und hohlt an dem Knopfe etwas flüßiges Glas heraus, welches man Glasabſchöpfen nennt. Hierauf ſtreicht man mit einem ſtarken Eiſenblech die Glasmaſſe bis zu dem Knopf der Pfeiſe hinab und walzet ſolche entweder auf einem glatten Steine oder auf einer kupfernen Platte. Hierdurch wälzt ſich das Glas rund, gleich einer Kugel. Alsdann bläßt man in die Pfeife und verwandelt es in eine hohle Blaſe. Man bläßt aber die Maſſe anfänglich nur etwas auf und betrachtet ſie. Iſt ſie nicht hinreichend, das verlangte Gefäß zu bilden, ſo taucht man die Blaſe noch einmal in den Hafen, damit ſie dicker werde. Alsdann bläßt man ſie zu der erforderlichen Größe auf, ſetzt aber dabey einigemal ab. So oft man abſetzt, ſchwingt man die Pfeife in der Luft, damit ſich die runde Blaſe in einen länglich runden Körper verwandle, welcher gegen das Blasrohr zu ſpitziger iſt. Soll ſie aber ein Cylinder werden, ſo muß man das Schwingen in der Luft öfter wiederhohlen. Bey der Ausbildung der Blaſe zu einem Gefäße ſtehen die Glasmacher auf den ſogenannten grünen Hütten, und drehen die Pfeife auf einem Bret, das ihnen vor den Knien hängt; auf den weißen Hütten hingegen ſitzen ſie auf einem Armſtuhle und drehen die Pfeife auf den Aermen des Stuhls. Erkaltet die Glasmaſſe unter der Arbeit, ſo erwärmt man ſie, ſo oft es nöthig iſt, indem man ſie in den Ofen hinein hält und eindrehet. Die übrigen haupt-

hauptſächlichſten Handgriffe erhellen aus folgenden Beyſpielen.

Eine gewöhnliche Flaſche oder Bouteille wird folgendergeſtalt ausgebildet. Man ergreift zwiſchen den Hölzern der Scheere, Fig. 9. die Glasblaſe kurz unter der Pfeife, legt ſie auf das Knie und dreht ſie, nebſt der Glasblaſe, mit der linken Hand im Kreiſe um. Zugleich fährt man mit der Scheere langſam, von der Pfeife nach dem Boden der Blaſe zu, ſo weit hinab, als der Hals der Flaſche gehen ſoll, und läßt beſtändig mit der Hand etwas nach, daß ſich der Grif der Scheere und zugleich ihre beyden Hölzer nach und nach öfnen. Hierdurch wird der Hals oben enger und unten weiter, zugleich auch gehörig gerůndet, weil man die Pfeife beſtändig im Kreiſe herum drehet. Wenn der Hals gebildet iſt, läßt man den untern Theil der Blaſe auf der Krümmung eines Inſtruments umlaufen, welches gänzlich einer Sichel gleicht, aber 2 Zoll dick iſt. Hierdurch preßt man die Blaſe zurück und wölbt den Bauch der Flaſche nach dem Innern zu. Ein Schlag mit einem Eiſenblech gegen den noch immer blaſenförmigen Boden macht denſelben platt, und mit einem ſpitzigen Eiſen wird ſelbiger in den Bauch hinein gedrückt. Alsdann legt man die Flaſche in eine Oefnung des Ofens und ſchlägt gegen die Pfeife, welche ſogleich von der Flaſche abſpringt. Ein Handlanger hat indeſſen ſchon mit einem eiſernen Hacken etwas Glasmaſſe aus dem Hafen geholt und beveſtigt mit dieſer die Bouteille, in der Spitze des hohlen Bodens, an dem Hacken. Alsdann wird ſie erwärmt und mit der Scheere das überflüßige Glas an der Mündung abgeſchnitten, dieſe zugerundet und die verfertigte Flaſche in den Kühlofen geſetzt.

Bey Verfertigung eines Becherglaſes wird zuerſt der gewölbte Boden der geſchwungenen Blaſe auf das Eiſenblech geſtoſſen und dadurch in einen platten Fuß verwandelt, alsdann die Blaſe, etwas unter der Pfeife, mit den Hölzern der Scheere, Fig. 10. ergriffen, damit nach dem Boden hinab gefahren, jene umgedrehet und dadurch in einen Cylinder umgeformt. Alsdann ſchlägt man das Glas von der Pfeife ab und beveſtigt es unten an dem Boden auf den eiſernen Hacken, ſchneidet das überflüßige Glas an der Mündung ab, ſteckt die Scheere daran, drehet das Glas um, rundet und erweitert es dadurch nach Belieben. Soll es gerade Streifen erhalten, ſo wird die Glasmaſſe nur ein wenig aufgeblaſen, alsdann in eine meßingene oder hölzerne Form geſteckt und darinnen ſo ſtark aufgeblaſen, als ſie ſich in dieſer Form erweitern kann. In dieſer Form erhält das Glas ſehr tiefe Reife, die aber flacher werden, wenn man das Glas durch das Aufblaſen vergrößert. Sollen ſich aber die Reife nach einer Schlangenlinie winden, ſo wird die zu einem Cylinder gebildete Glasmaſſe mit dem Fuß auf eine Stange beveſtiget und dieſe veſt gehalten, die Pfeife aber umgedrehet.

Ein Kelchglas wird aus dreyen Stücken zuſammengeſetzt. Zuerſt ziehet man etwas Glas mit der Zange Fig. 10. in die Länge und bildet ſie zum Stiele. Alsdann bläßt man eine Kugel auf, beveſtigt ſie an das dünnere Ende des Stiels, ſchneidet mit der Scheere ſo viel davon ab, daß nur der obere Theil der Kugel bleibt, den man zum Fuße ausbildet. Eine andere Glasblaſe wird an dem dickern Ende des Stiels aufgeſetzt, und mit den nämlichen Handgriffen, wie ein glattes Becherglas, zum Kelche ausgebildet.

Das Tafelglas wird auf folgende Art verfertigt. Man verwandelt eine große Glasblaſe durch öfteres Schwingen in einen Cylinder, der an beyden Enden gewölbt iſt, und den man eine Düte nennt. Ein Handlanger ſtreckt einen eiſernen Hacken in das Waſſer und berührt die Düte an demjenigen Orte, wo die Wölbung des Bodens anfängt, blos in einem einzigen Punkte. Er ſchlägt gegen die Mitte des Bodens und dieſer rändelt ſich an demjenigen Orte ab, wo der Handlanger die Düte mit dem naſſen Eiſen berührt hat. Die Düte iſt alſo in dem Boden offen und der Handlanger fährt mit einem erwärmten eiſernen Bolzen in die Oefnung und rundet die Düte völlig walzenartig. Man legt ſie hierauf ſo lange in den Kühlofen, bis ſo viele Düten verfertiget ſind, daß ein Streckofen damit angefüllet werden kann. Alsdann nimmt man eine Düte nach der andern mit der Zange aus dem Kühlofen, ſtreckt jede auf eine erhitzte eiſerne Stange, walzt die Düte auf der Stange und ſprengt zugleich die Wölbung an demjenigen Ende ab, an welchem die Pfeife abgebrochen worden iſt. Hierauf legt man jede Düte auf ein Werkſtück, womit der Heerd des Streckofens gepflaſtert iſt, hält ein naſſes Eiſen oben gegen den Rand der Düte und ſchlägt ſanft auf dieſe, wodurch ſie einen Riß nach der Länge erhält und ſich durch ihre eigene Schwere zu einer Glastafel ausbreitet, welche mit einer dünnen eiſernen Stange noch etwas gerade geſchlagen wird. Wenn der Streckofen mit Tafelglas angefüllt iſt, ſo muß dieſes mit dem Ofen erkalten.

Das Tafelglas wird in Böhmen kiſtenweis verſendet. Die Kiſte enthält 20 Bunde, welche alſo ſortirt werden.

Anzahl der Tafeln in einem Bund.				Maas	
				einer Tafel Quad. Zoll.	aller Tafeln Quad. Zoll.
Klaſſe.	Tafeln.	Breit. Zoll.	hoch Zoll.		
1.	4.	27.	23.	621.	2484.
2.	5.	24.	21.	504.	2520.
3.	6.	22.	19½.	429.	2574.
4.	7.	21.	18.	378.	2646.
5.	8.	20.	16½.	330.	2640.
6.	9.	18.	15.	270.	2700.
7.	10.	16.	14.	224.	2688.
8.	14.	15.	13.	195.	2730.
9.	16.	14½.	12.	174.	2784.

Das geblaſene Glas bekommt durchgängig Riſſe und zerſpringt, wenn es plötzlich der kalten Luft ausſetzt wird. Am deutlichſten erhellt dieſes aus den ſogenannten Glastropfen, welche nicht abgekühlt werden und daher in Pulver zerfallen, wenn man ihre Spitze abbricht. Aus dieſer Urſache muß das Glas nach und nach in dem Kühlofen erkalten. Die ſogenannten grünen Glashütten füllen ihren Kühlofen mit geblaſenen Gläſern an, verſtopfen ihn und laſſen ihn ſamt dem Glaſe nach und nach erkalten. Sie geben ihm nämlich nach und nach einige Oefnungen, welches aber nicht zu bald geſchehen darf, wenn das Glas nicht in dem Ofen zerſpringen ſoll. Auf den weißen Hütten hingegen werden viele kleine Gefäße verfertigt und es würde zu langwührig ſeyn, wenn man ſie auf dieſe Art abkühlen wollte. Man ſetzt daher in dem Kühlofen große und ſtarke Töpfe, die aus dem Thon der Schmelztiegel

tiegel verfertigt werden. Dieſe Töpfe füllt man mit Gläſern an und läßt dieſe ein paar Stunden in dem Ofen ſtehen, nimmt ſodann einen Topf nach dem andern heraus, verſchließt ihn mit einem eiſernen Deckel, legt ihn umgekehrt in den Ausſchnitt eines neben dem Ofen ſtehenden Klotzes und läßt ihn ſo nach und nach ſamt dem Topfe erkalten.

Die Scherben von zerbrochenen Gläſern werden wiederum zuſammen gekauft und umgeſchmolzen. Man erſpart dadurch nicht nur Holz und Zeit, ſondern erhält auch ein beſſeres Glas als aus friſchem Salz und Kies.

Man kann dem Glaſe allerley **Farben** geben, wozu man aber keine andere als metalliſche Farben gebrauchen kann, weil dieſe allein feuerbeſtändig ſind. Inſonderheit braucht man hiezu Gold, Silber, Bley, Kupfer, Meßing und Eiſen, die aber alle zuvor kalcinirt ſeyn müſſen. Mit Golde wird das Glas roth, mit Bley rothgelb oder orangefarb, mit Silber gelb, mit Kupfer grün und mit Eiſen blau gefärbt. Man hat für das Glas keine eigentliche ſchwarze Farbe, ſondern ſie entſtehet blos aus der Koncentration anderer Farben. Das gemeine ſchwarze Glas, woraus man Knöpfe, Korallen u. d. g. verfertigt, wird blos mit Braunſtein gefärbt, daher gewinnen ſie ein purpurrothes Anſehen, wenn man ſie zu Pulver ſtößt. Milchfarbiges, weißes, undurchſichtiges Glas macht man durch Zinn, wenn man dem Glasgemenge den fünften Theil Zinnkalk zuſetzt, denen man, mehrerer Flüßigkeit halben, eben ſo viel Bleykalk und 1 Gran geröſteten Braunſtein beyfügt.

Das **Vergolden** der Gläſer geſchiehet auf folgende Weiſe. Man läßt gepülvertes Meßing in einem Gummiwaſſer über gelindem Kohlfeuer weich werden, daß es einem Firniß gleicht, beſtreicht mit

ſer Maſſe das Glas, läßt es einige Stunden lang halb trocken werden, belegt es mit feinem Blattgolde und läßt es über Kohlen nach und nach trocknen. Soll es polirt werden, ſo reibt man Leinöl, Kreide und Mennig auf dem Reibſteine, beſtreicht das Glas damit, läßt es ganz langſam trocknen und polirt die Vergoldung. Man kann auch Leinöl mit etlichen Tropfen Firniß und ein wenig Maſtix, nebſt etwas mehr Bleyweiß dazu nehmen und damit auf das Glas ſchreiben und es vergolden; zuvor aber muß es mit ungelöſchtem Kalk und Bleyweiß wohl abgerieben worden ſeyn. Soll die Gold- und Silberſchrift im Waſſer halten, ſo reibt man zuerſt das Glas mit ungelöſchtem Kalk und Bleyweis ab, reibt mit Leinöl und einigen Tropfen klarem Firniß, Zinnober, Bleyweis und geſchwemmtes Bleyglas, von jedem gleichviel untereinander, ſchreibt damit, vergoldet oder verſilbert es, und wiſcht das nicht veſt ſitzende Gold ſanft mit Baumwolle ab. Will man aber die Vergoldung auf das Glas anſchmelzen, ſo läßt man Borax in Waſſer zergehen, beſtreicht das Glas damit, vergoldet es, füllet es mit Salz und ſetzt es auf ein Eiſen in die Hitze, ſo ſchmilzt das Gold an.

Die Gläſer erhalten erſt durch das Schleifen oder Schneiden ihre vollkommene Schönheit. Schleifen oder Schneiden ſind im Grunde eins, ob ſie gleich mit verſchiedenen Handgriffen und Inſtrumenten verrichtet werden; man bedient ſich aber insbeſondere des Worts ſchleifen, wenn von der Zubereitung der optiſchen Gläſer die Rede iſt, und ſchneiden heißt man gemeiniglich das Schleifen der Trinkgläſer, Flaſchen u. d. g.

Zu dem Schleifen der optiſchen Gläſer hat man Handſchleifmühlen von verſchiedener Einrichtung. Die berühmte Liberkühniſche Schleifmühle beſtehet

aus

aus 2 paralell übereinander liegenden Brettern, deren Ende und Mitte unterſtützt von 4 Füßen getragen werden, um bequem darauf ſitzen zu können. Durch das Oberbret gehen zwo Spindeln ſenkrecht durch und ſpielen auf dem Unterbret. Auf der einen eiſernen Spindel, die in einer meßingenen Mutter geht, ſteckt die Schleifſchale. Die Spindel, worauf man die Schleifſchüſſel veſt ſchraubt, iſt wie ein Kegel gebildet. Unten ſteckt die hölzerne Spindelſcheibe, von der eine Schnur zum Rad geht. Um die Schleifſchale gehet ein kupfernes Becken, den Schleifſand aufzunehmen. Das große Drehrad, zween Schuhe im Durchmeſſer, iſt von Eichenholz, in Form einer horizontal liegenden Scheibe. Seine Spindel gehet durch das Oberbret, trift daſelbſt zween hölzerne Schieber und eben ſo viel eiſerne Schrauben an, welche das Spannen der Radeſchnur veranlaſſen.

Die Schleifſchüſſeln, von welchen die Form der Gläſer abhängt, werden aus Meßing gegoſſen, wohl geſchlagen, abgedrehet und geſchmirgelt. Ein metallener hohler Kegel dient, dem Glaſe die Rundung zu geben. Sein Fuß iſt eine hohle Schraubenmutter, womit man ihn an die Spindel der Schleifmühle anſchraubt. Man hat alle Schüſſeln paarweis, weil die hohlen Schüſſeln ſehr gebraucht und bald falſch befunden werden.

Das Schleifen erfordert zweyerley Art Sand, gewöhnlichen Perlſand zum Vorſchleifen und rothen Uhrſand zum Klarſchleifen. Zur Politur nimmt man zart geſchabten Trippel. Das zum Schleifen beſtimmte Glas wird unter eine kleine viereckigte, Kupferplatte, die noch ein kleineres Plättchen über ſich hat, mit einer Kütte von Pech, Geigenharz, und Kreide veſt gekúttet. In die Grube der kleinen Schleifplatte paßt ein ſtählerner Griffel mit ſeiner

Hand-

Handhabe dergeſtalt hinein, daß man das Glas mit der Hand lenken kann. Man ſchraubt die meßingene Schüſſel, welche ſich zum Glaſe paßt, auf die Spindel der Schleifmühle, ſchüttet den Sand in die Schüſſel, gießt etwas Waſſer zu, ſitzt vor die Mühle, drehet das Rad mit der rechten Hand um, drückt mit der linken das Glas mit dem angekütteten Schleifplättchen an die Schüſſel an und beobachtet dabey die Regel, daß man im Umlaufe der Schüſſel das Glas mittels des Stiftes beſtändig von der Mitte der Schüſſel gegen ihren Rand herauf und wieder herab führt, wodurch das Glas allezeit ſo wohl um ſein als um der Schüſſel Centrum herum getrieben wird, damit es nicht falſch geſchliffen wer- werden möge.

Um das geſchliffene oder glanzloſe Glas wieder glatt und durchſichtig zu machen, ſchleift man boo- de Seiten mit klar geſchlemmtem Sande, und wenn es hierdurch ſeine halbe Klarheit erlangt hat, mit dem ſubtilen Sandſtaube noch heller. Zuletzt überziehet man die Schüſſel mit Poſtpapier, welches man mit Tragantwaſſer aufleimt, ſo wie auch das Glas auf der zu polirenden Seite. Iſt beydes getrocknet, ſo ſchabt man alle Knoten von dem Papiere weg, macht das Schlammbecken recht ſauber, ſchraubt die Schüſſel auf, ſchabt ein wenig Trippel darauf, drehet das Rad, ſetzt das angeküttete Glas auf, führt es mit dem Stifte gelinde auf und ab, um zu ſehen, ob noch ein Sandkörnchen, oder ſonſt etwas, das die Arbeit verderben könnte, vorhanden ſey. Bey dem Poliren ſelbſt hält man das Glas auſſer dem Schüſſelcentro unbeweglich, und läßt die Schüſſel ihre Bewegung fortſetzen. Unter der Arbeit zählt man die Umdrehungen des Rades, und wenn nach der Größe des Glaſes 30 oder 50 vorbey ſind, wendet man das Glas um ſeinen eigenen

nen Mittelpunkt herum, damit es ſeine ſphäriſche Fläche genau behalte.

Der **Glasſchneider**, welcher allerley vertiefte Figuren, Wappen, Schriften u. d. g. in die Gläſer ſchleift, bedient ſich hierzu einer Maſchine, welche er den Werktiſch nennt. Auf dem Tiſchblatt ſtehet ein von Holz gedrechſelter Stock, auf welchem ein eiſernes oder meßingenes Gehäuße mit Schrauben beveſtigt iſt. Die beyden Wände dieſes Gehäußes tragen in ihrer Mitte eine Welle oder ſogenannte Spille von gehärtetem Eiſen mit Zapfen von hartem Stahle. Dieſe laufen in einem bleyernen Zapfenlager, welches aus zween bleyernen Backen oder Platten zuſammen geſetzt iſt. Um den obern Backen näher an den untern treiben zu können, wenn ſich das Zapfenloch ausläuft, hängt mit den bleyernen Backen eine kleine Schraube zuſammen. Und dieſe Backen und Schrauben befinden ſich an booden Wänden des Gehäuſes, als wodurch die Spille ihre erforderliche Veſtigkeit erhält. An dem äuſſern Ende iſt die Spille in ihrer Achſe kegelförmig ausgehöhlt, und in dieſer Aushöhlung iſt noch eine vertiefte Kerbe, in welche eine Erhöhung an dem kegelartigen Theile des Rades paßt, welches an dieſe Spille geſteckt, und womit das Glas geſchliffen oder geſchnitten wird. In der Mitte des Gehäußes hat die Spille eine Scheibe, von welcher eine Schnur auf das unter dem Werktiſch befindliche große Rad gehet. Dieſes wird durch einen Fußtritt in Bewegung geſetzt und bewegt ſodann auch die Spille ſamt dem daran beveſtigten Rade. Man hat dieſe Räder von verſchiedener Größe. Die kleinen Räder ſind ganz von weichem Eiſen und machen mit ihrem Schafte ein einziges Stück aus; denn die kleine Scheibe oder das Rad wird an der rechten Spitze des eiſernen Schafts angefeilt.

Ein

Ein ſolches kleines Rad hat etwa eine Linie im Durchmeſſer. Die mittlern und großen Räder haben zwar ebenfalls einen eiſernen Schaft, aber die Scheibe oder das Rad ſelbſten iſt von Kupfer. Die kleinſten kupfernen Räder haben etwa 2 Linien und die größten 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer. Ihre Stirn iſt flach und etwa eine Linie dick. Doch hat man auch einige kleinere, dünnere und ſcharfe Räder von Kupfer, womit man die Figuren vorſchneidet. Auſſer dieſen Rädern hat man noch andere Inſtrumente, die ſtatt des Rades eine Spitze haben, und womit man Punkte aushöhlt. Zum Poliren hat man Räder von der nämlichen Geſtalt, aber von Bley und Zinn; die größern nämlich von Bley und die kleinern von Zinn. Mit dieſen bisher beſchriebenen Rädern werden Figuren vertieft oder erhaben ausgeſchnitten; will man aber große Flächen abſchleifen, ohne zu vertiefen, ſo nimmt man dazu eiſerne Räder, welche 4 bis 6 Zoll im Durchmeſſer haben und über einen halben Zoll dick ſind. Die Figur, welche ausgeſchnitten werden ſoll, wird mit Bleyweiß und Gummiwaſſer auf das Glas gezeichnet, und das Glas an das Rad gehalten, nachdem dieſes zuvor mit Schmirgel und Baumöl überſtrichen worden iſt. Die künſtliche Wendungen, welche der Schleifer ſeinem Glaſe mit der Hand zu geben weiß, die ſich aber mit Worten nicht beſchreiben laſſen, bringen die verlangte Figuren auf dem Glaſe hervor. Bey dem Poliren überſtreichen einige das Rad mit Trippel und Zinnaſche, andere aber mit gepülvertem Bimſtein. Beyderley Materien müſſen zuvor mit Waſſer in einen Brey verwandelt werden.

Ausführlichere Nachricht findet man in folgenden Schriften:

Joh.

Joh. Beckmanns Anleitung zur Technologie, Gött. 1777. 8. S. 240 — 254.

Joh. Kunckels vollſtänd. Glasmacherk. Nrbg. 1756. 4. 2 Alph. 14 B.

Chriſt. Gottl. Hertels vollſt. Anweiſung zum Glasſchleifen, Halle 1716. 8.

Glasachtig oder **glasartig** nennet man diejenigen Steine, welche theils von auſſen dem Glaſe ähnlich ſehen und ſich zu Glas ſchmelzen laſſen. Hieher gehören: Sandſteine, Kieſel, Mühlſteine, Quarz, Feuerſteine, Chalcedonier, Schiefer, Serpentinſtein, Probirſtein, Trippel, Bimſtein, Porphir, Granit, u. a.

Glasaugen nennet man diejenige Augen, welche einen weißen Grund und einen bläulicht- oder röthlichten Kryſtall haben. Sie ſind bey Pferden nicht ſelten. Pferde mit Glasaugen werden zwar nicht ſo leicht blind als andere, aber dennoch ſind ſie gegen das Blindwerden nicht ganz ſicher, wie einige glauben. Meiſtens aber ſehen ſolche Pferde nicht gut in die Ferne.

Glasbirke, ſ. Birke im 2. Bande, S. 267.

Glasbirn, ſ. 2. Band, S. 297.

Glascaſſe, ein Glashaus, welches als ein Flügel an einem Gewächshauſe angebauet und mit demſelben durch eine Thür verbunden iſt.

Glaschemie, **Hyalurgie** heißt derjenige Zweig der Chemie, welcher ſich mit der Verwandlung feuerveſter Körper in Glas und glasartige Materien beſchäftigt.

Glaſer. Die Glaſer haben ein freyes und geſchenktes Handwerk, und kann in großen Städten ein eingewanderter Geſelle wohl etliche Wochen freye Zehrung finden. An einigen Orten dürfen ſie die Fenſter blos mit Glas beſetzen und das Bley dazu verfertigen, an andern Orten aber auch die Rahmen

ſelbſt

ſelbſt dazu machen. Auch verfertigen ſie Laternen, kleine Glaskäſtchen und bisweilen auch radirte Arbeiten. An manchen Orten haben ſie auch den Handel mit Trinkgläſern und Bouteillen.

Glaſerbley, ſ. Fenſterbley.

Glaſeriſcher Ueberzug heißt derjenige mörtelartige Ueberzug, womit man hölzerne Gebäude gegen Feuersgefahr ſchützen kann. Er hat den Namen von ſeinem Erfinder, D. Glaſer, Bergrath zu Suhle, welcher folgende Vorſchrift dazu verfaßt hat. Man nehme 1 Pfund fein zerſtoſſenen und wohlgeſiebten Alaun, gieße daran 3 oder 4 Maas ſiedheißes Waſſer und rühre es wohl um. Nach etlichen Stunden gießt man dieſes Waſſer ab, und wenn noch unaufgelößter Alaun auf dem Boden des Gefäßes liegt, anderes heißes Waſſer darauf, bis alles zerfloſſen iſt. Alsdann miſcht man ſo viel geſchlemmten Leimen darunter, bis es ein dünner Brey wird, womit man alles Holzwerk an den Gebäuden anſtreicht.

Glaserz iſt das reichſte Silbererz, ſ. Silber.

Glasfritte heißt das Gemenge derjenigen Materialien, woraus Glas geſchmelzt wird.

Glasgalle, *Sel vitri*, *Anatron*, iſt das überflüßige Salz, welches bey dem Schmelzen des Glaſes einen Schaum formirt und von der flüßigen Maſſe abgeſchöpft wird, um ſie zu reinigen. Die Glasgalle wird als Arzeneymittel, als Zuſchlag in Schmelzöfen, zur Töpferglaſur, zum Löthen der Metalle und zur Beſſerung der Wieſen gebraucht, indem ſie fein gepülvert und auf dieſelbige geſtreuet wird.

Glashaus, ſ. Treibhaus.

Glashütte nennet man eine vollſtändige Glasfabrik, oder ein Gebäude, welches mit allen zum Glasmachen erforderlichen Oefen und der nöthigen Wohnung für die Arbeiter verſehen iſt, ſ. Glas. Sie

werden

werden nur in waldreichen Gegenden angelegt, weil ſie da, wo das Holz weit entfernt oder theuer iſt, keinen Profit abwerfen; doch kann man ſich ſtatt des Holzes auch der Steinkohlen bedienen.

Glaſi oder **Glaſſi** heißt in Zuckerſiedereyen die hinter der Läuterungspfanne befindliche trichterförmige Oefnung, welche dazu dient, den Schaum zurück zu halten und den geſchmolzenen Zucker, welcher verſchüttet werden könnte, zurück zu werfen.

Glaſicht nennen die Rothgerber das Leder, wenn es ſich an einigen Stellen hart und an andern weich anfühlen läßt.

Glaſiren, ſ. Glaſur.

Glaskirſche, ſ. Kirſche.

Glaskopf iſt einer der gewöhnlichſten Eiſenerze, wovon im 2. Bande S. 394. unter Blutſtein, und im 3. Bande, S. 206. unter Eiſen bereits gehandelt wurde.

Glaskorb iſt ein Pack von 24 Glastafeln. Bey dem gelben und blauen Kronenglas aber gehen an einigen Orten nur 12 Tafeln auf einen Korb.

Glasmühle. Eine Maſchine, womit das Glas zu feinem Sand geſtoſſen wird, um es zu dem Waſſerkütt gebrauchen zu können. Sie beſtehet aus einem großen, harten Steine, welcher in Geſtalt einer Halbkugel ausgehauen iſt. Oben iſt eine Stange von Fichtenholz beveſtigt, an welche ein Holzſchlägel angebunden wird, welchen der Arbeiter niederſtößt und die Stange wiederum in die Höhe ziehet. Unter der Arbeit wird das Glas angefeuchtet, damit es nicht ſtäube, und nach dem Stampfen ſiebt man es durch ein feines Sieb.

Glasnuth nennt der Glaſer die kleine Rinne in den Fenſterrahmen, worein die Glasſcheiben geſetzt werden.

Glasofen, ſ. Glas.

Glaspaſte heißt ein gefärbtes Glas, welches einen Edelſtein vorſtellt, oder ein Glasfluß; insbeſondere aber eine Glasmaſſe, in welche geſchnittene Steine, Münzen u. d. g. abgedrückt worden ſind. Man verfertigt ſie alſo: es wird gemeiner Trippel ſo fein als möglich gepülvert und mit Waſſer zu einem Teig gemacht, der die Konſiſtenz friſcher und in der Hand gedrückter Brodkrummen hat, nachher in eine Probirſcherbe gedrückt, welche ſich zu dem abzuformenden Steine paßt, eine Lage fein gepülverten venetianiſchen Trippel oben darauf trocken geſtreuet und in dieſe Lage der abzuformende Stein eingedrückt. Wann die Feuchtigkeit des gemeinen Trippels den venetianiſchen durchdrungen hat, nimmt man den Stein mit einer Radirnadel weg, und wendet die Scherbe um, worauf man die Form an einem von allem Staub befreyten Orte gänzlich austrocknen läßt. Iſt dieſe gänzlich trocken, ſo ſchneidet man ein Stück gefärbtes Glas, daß es genau darauf paßt, legt es ſo auf die Form, daß das Glas die abgedrückte Figur nirgends berührt, und ſetzt es mit einer Muffel in einen gewöhnlichen Probirofen, verſchließt die Muffel mit einer großen glühenden Kohle und beobachtet das Glas. Wenn es glänzend wird, ziehet man die Scherbe aus der Muffel hervor und drückt das Glas unverzüglich mit einem platten Eiſen auf die Form nieder, und läßt ſie in einem Kühlofen oder an einem andern warmen Orte nach und nach erkalten.

Glaspech iſt ein Beyname des Kolophoniums.

Glasperlen und **Glaskorallen** werden in den venetianiſchen Glashütten aus gemeinem Schmelzglaſe bereitet und unterſcheiden ſich dadurch von einander, daß jene aus hohlen, dieſe aber aus ausgefüllten und nur durchbohrten Kügelchen beſtehen. Ungeachtet ihres ſehr niedrigen Preißes ſtehen die

Glashütten dennoch ſehr gut dabey. In Marſeille kommt das Pfund ſamt den Transportkoſten nicht höher als auf 8 Sols, und gleichwohl kauft man auf der afrikaniſchen Küſte für 4 Pfund einen Sklaven. Dieſer Handel iſt mithin äuſſerſt vortheilhaft.

Glasporcellain, ſ. Porcellain.

Glasſcheere, ein Werkzeug des Glasmachers, in Geſtalt einer Schaafſcheere, jedoch mit ſtumpfen Schneiden. Ihr Gebrauch iſt unter Glas beſchrieben und ſie iſt in der achten Figur der angehängten Kupfertafel abgebildet.

Glasſchleifen, ſ. Glas.

Glasſchmalz oder **Glasſchmelz**, *Salicornia, Linn.* ein merkwürdiges Pflanzengeſchlecht aus der erſten Linneiſchen Klaſſe und Ordnung. Es unterſcheidet ſich von andern Pflanzen gar ſehr durch ſeine gegliederte Stengel und Zweige, welche ganz nackend und ohne Blätter ſind. Es wächſt nur in der Nachbarſchaft des Meeres, der Seen und der Salzquellen, und wird wegen ſeiner vielen Salztheile zu Aſche gebrannt, und dieſe zum Glasmachen und zur Seife benutzt.

Glasſchmelzer heißt auf Blaufarbenwerken derjenige Arbeiter, welcher das Farbenglas ſchmelzt.

Glasſchmutz, ein Beyname der Glasgalle.

Glasſchneider, ſ. Glas.

Glasſchweiß, ſ. Glasgalle.

Glasſeife, eine Benennung des Braunſteins.

Glastalg, ſ. Glasgalle.

Glastöpfe nennet man die Töpfe, in welchen die Glasmaſſe geſchmelzt wird, ſ. Glas.

Glaſur heißt der glasartige Ueberzug des Porcellains, Fayence und Töpfergeſchirres; und da jede dieſer Arten von erdenem Geſchirre ihre eigene Glaſur erfordert,

dert, ſo iſt bey deren Beſchreibung auch die Zuberei-tung ihrer Glaſur zu finden.

Glasweide, ſ. Weide.

Glasweizen oder **glaſigter Weizen** heißt der Weizen mit einer braunen Schale.

Glatte Gare iſt der Grad von Reinigkeit des Kupfers, wenn die Probe glatt iſt und noch kein Häutchen hat.

Glatthaber iſt ein Beyname des eiſenförmigen Wieſenhabers, ſ. Haber.

Glattholz, *Glabraria*, *Linn.* Ein Baum in Oſtindien und vorzüglich in Amboina, der ein ganz eigenes Geſchlecht ausmacht und zur 4. Abtheilung der 18. linneiſchen Klaſſe (*Polyadelphia polyandria*) gehört. Der Baum hat einige Aehnlichkeit mit dem Camphorbaum. Sein Holz ſiehet zwar in friſchem Zuſtande glatt aus und glänzt wie Seide, iſt aber ſehr ſchwammicht und macht alle Werkzeuge ſtumpf; es iſt daher ſchwer zu verarbeiten und kommt aus dieſem Grunde nicht in den europäiſchen Handel. Weil es nicht von Würmern angegriffen wird, ſo taugt es am beſten zu Schiffen.

Glauberſalz, **Wunderſalz**, *Sal mirabile, Glauberi*, iſt ein wahres Mittelſalz, welches aus der einigen Vereinigung der Vitriolſäure mit mineraliſchem Laugenſalz entſtehet. **Glauber** hat es zuerſt bekannt gemacht. Anfänglich wurde es blos durch Kunſt bereitet, nun aber findet man es in der Natur. Am ſchönſten findet es ſich in den Hildburghauſiſchen Salzquellen zu Friedrichshall, und iſt daher unter dem Namen Friedrichsſalz bekannt. Die merkwürdigſte Varietäten hievon ſind das Gletſcher- oder Alpenſalz, das Karlsbaderſalz und das Sedlitzer- oder Seidſchützerſalz. In der Vieharzneykunſt wird es häufig gebraucht, und beſonders gegen die Viehſeuche, wovon dieſer Artickel nachzuſehen iſt.

Mit

Mit entſchiedenem Nutzen können ſich die Brandweinbrenner dieſes Salzes bedienen, wenn ſie, zumal im Sommer, die gehörige Menge Brandwein nicht erhalten. Die Urſache hievon liegt in dem Gebrauch ſchlechter Hefen, welche ſchon etwas ſauer zu werden anfängt. Das Uebel läßt auch nicht gleich wieder nach, weil ſich der Stoff dazu in die Gefäße ziehet. Wenn man ein Pfund Glauberſalz zu einer gewöhnlichen Brandweinblaſe, entweder ſogleich bey dem Anſetzen des Guts, oder auch nachdem der Anſatz ſchon eine Zeitlang geſtanden hat, hinzuſchüttet und das Gut wohl umrühret, ſo werden nicht nur gleich Anfangs die gewöhnlichen Kennzeichen einer guten Gährung zum Vorſchein kommen, ſondern man kann auch dieſen Zuſatz bey den folgenden Bränden entbehren, ohne befürchten zu dürfen, daß das Uebel ſogleich wieder kommen werde.

Glauchergang, ein Gang, welcher entweder ganz taub iſt, oder doch nur ein ſehr geringhaltiges Erz führt.

Glauchmetall nennen einige den Bleyglanz.

Gleba alana, ſ. Trippel.

Gleba armena, ſ. Bolus.

Gledde, ein Beiname des Hechts.

Gleden heißt eine Sammete oder (wie man in Schwaben ſagt) Sammlet, das iſt, ſo viel Getraid, als ein Schnitter auf zween oder 3 Schnitte abſchneiden kann, und auf dem Acker zuſammen auf ein Häufchen zu legen pflegt.

Gleichen heißt auf den Blechhämmern, die Eiſenſtöckchen zu Blech hämmern.

Gleichfauſten nennt der Hutmacher das Ueberſtreichen der ungleichen Stellen eines Huts mit dem ſcharfen Untertheile des Plattſtampfers.

Gleichziehammer, ein Hammer mit platter Bahn, womit der Klempner die bereits polirten Bleche völlig ebnet.

Gletſcherſalz, ſ. Glauberſalz.

Glette, ſ. Bleyglätte.

Glimmer, *Mica*. Dieſe Steine ſind aus Blättern oder Schuppen von verſchiedener Biegſamkeit und Durchſichtigkeit zuſammen geſetzt. Gemeiniglich haben ſie einen metalliſchen Glanz, der auf den Fingern Spuren zurücke läßt, wenn man ſie dazwiſchen reibt. Dabey fühlen ſie ſich glatt und fettig an, vorzüglich wenn man ſie gerieben hat. Sie ſind theils halbhart, theils weich oder ſehr weich, zerbrechlich und nicht ſonderlich ſchwer. Von der Luft werden ſie nicht angegriffen, auſſer daß die ſchwarzen Arten von der Sonnenhitze an der Luft eine goldgelbe Farbe annehmen. Zum Schmelzen können ſie nur durch ein ſehr lange anhaltendes heftiges Feuer gebracht werden. Mit Salzen verſetzt geben ſie ein Glas. Mit Säuren brauſen ſie nicht auf. Ihre Farbe iſt ſehr verſchieden. Die gelben heißen Katzengold und die weißen Katzenſilber. Alle Glimmerarten halten Eiſen und einige davon in ziemlicher Menge, aber keine Spur von einem andern Metalle.

Glingerſpath, ein Beyname eines Gypsſpathes.

Glocke. Man hat bekanntlich verſchiedene Arten von Glocken zu allerley Gebrauch, wovon diejenigen, welche zum Läuten beſtimmt ſind, die größten und gewöhnlichſten ſind. Sie werden aus einer beſondern Kompoſition, die man Glockenſpeiſe nennet, und wovon ein eigener Artickel folgt, gegoſſen, wie unter dem Wort Glockengießer zu ſehen iſt. Ihre Höhe muß die größte Weite übertreffen, damit der Klöppel den Kranz der Glocke mit Nachdruck berühre. Insgemein werden bey einer Glo-

cke 4 Haupttheile unterſchieden, der **Kranz**, oder nach der Sprache der Gießer, der Schlag oder Schlagring, wo ſie die größte Dicke hat und dem Stoß des Klöppels ausgeſetzt iſt. Die Glocke zie- het ſich von unten herauf bis etwa auf den dritten Theil ihrer Höhe nach dem Innern in einen Bo- gen zurück, und von dieſem Punkte bis zur Haube nach dem Aeuſſern. Beydes zuſammen nennt man im gemeinen Leben die **Schweifung**; die Gießer aber benennen dieſen Theil blos nach der Zahl der Theilungspunkte. Von dem Endpunkte der Schwei- fung an nimmt die Metalldicke wieder etwas zu, weil dieſer Theil die Laſt der ganzen Glocke tragen muß. Indeſſen aber darf man ihm doch nicht die volle Dicke des Kranzes geben. Die Gießer nen- nen dieſen Theil die Platte, und im gemeinen Le- ben heißt er die **Haube**. Auf der Haube ſtehen die **Henkel**, woran die Glocke beveſtiget wird. Sechs dieſer Henkel ſtehen im Kreiſe um den ſieben- ten, welchen man den Mittelbogen nennt, und leh- nen ſich an dieſen an.

Wenn eine Glocke gute Wirkung thun und nicht leicht Schaden nehmen ſolle, muß der Schwengel mit der Glocke in einer genauen Proportion ſtehen. Er erhält gewöhnlich auf jeden Centner der Glocke 3 bis 4 Pfund Schweere und wird aus gutem Ei- ſen geſchmiedet. Wo er anſchlägt, muß er ganz glatt gefeilet werden und eine ſolche Rundung haben, daß er die Glocke in vielen Punkten berührt, ſonſten er- hält ſie Splitter oder gar ſchädliche Vertiefungen. An ſtatt ihn gewöhnlich durch einen Riemen unmit- telbar an das Oehr der Glocke anzuhängen, beve- ſtigt man ein ſtarkes Eiſen mit zween Zapfen, mit den mitten daran befindlichen Oefnungen an das Oehr, durch Keile, an dieſes Eiſen aber einen Bü- gel, der zwey auf gedachten Zapfen befindliche

Bandlöcher hat, und erſt an dieſen Bügel den Riemen, welcher den Schwengel oder Klöppel trägt. Durch dieſes Gehänge, welches man eine Cympel nennt, erhält der Klöppel eine ganz gleichförmige Bewegung, und eine veränderte Richtung, ſo oft man dieſe für nöthig findet.

Auch die beſte Glocke kann ſpringen, wenn entweder ihre Theile durch ein zu lange anhaltendes Läuten in eine zu heftige Spannung und Erſchütterung verſetzt werden, oder wenn der Klöppel auſſer Proportion iſt, oder fehlerhaft anſchlägt. Bisweilen kann man ihr durch das Ausfeilen des Riſſes helfen, es gelingt aber nicht immer und dann muß man ſie umgießen.

Das Geſtell, worauf die Glocke hängt und bewegt wird, heißt der **Glockenſtuhl**. Man kann allenthalben ihre Einrichtung beobachten und eine vollkommene Beſchreibung iſt alſo überflüßig. Wir merken nur folgendes an. Die Welle von Holz, woran die Glocke mit eiſernen Bändern beveſtiget wird, bekommt zur Länge die ganze Weite der Glocke und auſſerdeme noch 2 Zapfen. Zur Bewegung der Glocken ſind die ordentlichen runden Zapfen die beſten, welche wider das Ausſpringen mit guten Deckeln zu verwahren ſind. Bey ſehr großen Glocken erleichtert man die Bewegung gar ſehr, wenn man die Zapfen auf ein mondförmiges nach der Erde gebogenes Eiſen legt, welches man einen Tragſchild nennet. Dieſer Tragſchild iſt beweglich, indem er unten nur auf einer Spitze ruhet, die in einer ſtählernen Pfanne ſtehet, und daher nach dem Schwung der Glocke mit dieſer ſeitwärts fällt, damit aber die Glocke nicht von dem Tragſchilde herunterfallen könne, ſind zu beyden Seiten 2 Eiſen, welche unterwärts nach dem Zapfen zu gebogen ſind, wie ein Falz, welche Wehrſchilde genannt werden.

Sie

Sie ſind in das Holzwerk eingelaſſen, ſtemmen ſich hinten an eiſerne Platten mit eingelegten Pfannen, und ſind von oben herabwärts dergeſtalt mit Klammern und auf eine federartige Weiſe beveſtigt, daß ſie auf und niederwärts beweglich ſind, und dennoch nicht oben heraus ſpringen können. — Das Gebälke, worauf der Glockenſtuhl geſetzt wird, ſoll an dem Ende nicht in die Thurmmauern beveſtigt werden, ſondern auf beſondern vom Grund herauf geführten hölzernen Wänden ruhen, weil ſie ſonſten durch den Schwung der Glocken den ganzen Thurm erſchüttern und baufällig machen.

Bey Behandlung der zu gießenden Glocken muß man ſich mehrentheils auf die Redlichkeit und Geſchicklichkeit der Glockengießer verlaſſen; denn wenn man ihnen in dem Akkorde zu viele Vorſchriften macht, ſo giebt man ihnen dadurch nur Gelegenheit, ſich von der Gewährſchaft der mit untergelaufenen Fehler zu entziehen und die Schuld auf die mangelhafte Vorſchrift zu werfen, die ſie genau befolgt zu haben behaupten. Nur das Gewicht der Glocke und dieſes kann man ſich bedingen, daß ſie nicht ſchiefrig ſeyn, nicht dumpfig klingen dürfe und den vorgeſchriebenen Ton genau haben müſſe. Man läßt ſich daher von einem Muſikverſtändigen den erforderlichen Ton angeben, damit ſämtliche Glocken zuſammen eine ſchöne Harmonie im Läuten hervorbringen. Man behandelt die Glocken nach dem Centner. Wenn man den Glockengießern keine beſondere Vergütung für die Formen und Zugehörungen verſpricht, ſind 70 fl. für den Centner gemeiniglich der höchſte Preiß. Von allen Glocken nehmen ſie das Pfund nicht höher als höchſtens um 30 Kreuzer an. Gut iſt es, wenn man auch das Einbinden der Glocke oder das Aufpaſſen des Huts oder Joches, ſo wie auch das Aufhängen der Glocke und

die Beyſchaffung der dazu erforderlichen Seile den Glockengießern überträgt, weil dieſe am beſten damit umzugehen wiſſen, und für allen Schaden gut ſtehen, der durch Unvorſichtigkeit veranlaßt werden kann.

An einigen Orten hat man an den Thurmuhren beſondere Schlagglocken, die ſich durch ihre Figur von den Läuteglocken unterſcheiden. Denn es iſt bekannt, daß eine Glocke ſtärker ſchallt, wenn man ihre Weite vergrößert; dieſe Erweiterung findet aber bey den Läutglocken nicht ſtatt, weil dadurch der Klöppel verhindert werden würde, an dem Kranze anzuſchlagen.

Die dritte Art von Glocken nennen die Gießer Kappen. Sie haben die Form einer halben Kugel und werden zu großen Stubenuhren gebraucht.

Gläſerne Glocken von der nämlichen Form nimmt man zu kleinern Schlaguhren. Man hat auch große gläſerne Glocken oben mit einer Oefnung, welche man in den Gärten über frühe und zarte Gewächſe ſtürzt, um ihnen mehr Wärme und Trieb zu geben und ſie gegen die rauhe Winde zu ſchützen.

Glocke heißen einige den Rauchfang an denjenigen Oefen, in welchen Zinnerze verarbeitet werden. Er iſt ſo eingerichtet, daß der verdampfende Arſenik darinnen gefangen wird und ſich anlegt.

Von der Glocke der Wäſcherinnen iſt das Wort Plätteiſen nachzuſehen.

Glockengießer. Die Glockengießer gießen neben den Glocken auch Stücke, Mörſer, Feuerſprützenröhren, Armleuchter, Weyhkeſſel u. d. g. Sie werden dahero insgemein Stück- und Glockengießer genannt, auch bisweilen mit den Rothgießern in eine Klaſſe geſetzt. Wir halten uns hier blos an die eigentliche Glockengießerey und bitten das weitere in

den

den Artickeln Stückgießerey und Rothgießer nachzuſehen.

Die Materie, aus welcher die Glocken gegoſſen werden, heißt Glockenſpeiſe und iſt unter dieſem beſondern Artickel beſchrieben. Das Schmelzen dieſer Kompoſition geſchiehet in einem Reverberirofen, wovon der Artickel Gießofen nachzuſehen iſt. Das hauptſächlichſte und künſtlichſte iſt die Verfertigung der Gießformen. Sie beſtehen aus gutem wohlzugerichtetem Lehm, aus Mauerſteinen, wovon der Glockenkern formirt wird, aus Pferdemiſt, Wolle und Hanf. Wenn der Lehm mit dieſen Materien wohl vermiſcht und geſchlagen iſt, wird eine tiefe und weite Grube in die Erde gegraben, damit man um die Form herum gehen könne. Man gräbt mitten in der Grube einen Pfahl ein, legt auf dieſen der Queere nach eine eiſerne Stange und mauert um den Pfahl herum einen 6 Zoll hohen Heerd. Man zeichnet auf das Lehrbret (Schablon) die 3 parallelen Windungen der Glocke zur Ueberkleidung, zur Form und zum Kern, ſchneidet dieſes Bret nach der innerſten Kernwindung aus, ſetzt den Cirkel in Geſtalt eines Kreuzes zuſammen und deſſen Spitze auf das Pfahleiſen, hauet um den ſo eben verzeichneten Kern die Ziegelecken weg, mauert ihn alſo gewunden auf, führt in dieſer Abſicht bey dem Auflegen eines Ziegelſteins das Lehrbret vorbey und läßt oben in dem Kern ein Loch, um Kohlen einzuwerfen. Iſt der Kern fertig, ſo wird er mit dem Lehrbret nachgeſtrichen, die halbe Höhle voll Kohle gefüllt, angezündet und der Oefnung ein Deckel gegeben. Dadurch verbrennt der untere Pfahl, und das Eiſen, welches er getragen hat, ruhet in der Mauer des Kerns. Wenn dieſer erſte Ueberwurf trocken iſt, folgt der zweyte und dritte. Zuletzt wird feuchte Aſche übergeſtrichen, damit das Metall

tall nicht in die Wand des Kerns eindringe. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſchneidet man das Lehrbret noch um eine parallele Windung weiter aus und ſetzt den Cirkel von neuem auf das Pfahleiſen, um das Modell ſelbſt zu machen. Dieſes beſtehet aus Lehm und Scheerwolle, und wird ſchichtenweiſe mit der Hand auf den Kern geſtrichen, jede Lage mit dem Lehrbret nachgeſtrichen und von dem Feuer getrocknet. Der letzte und dünnſte Ueberzug iſt ein Mengſel von Unſchlitt und Wachs. Wo Buchſtaben hinkommen ſollen, pinſelt man geſchmolzenes Wachs auf und ſchneidet das Lehrbret noch um eine Windung weiter aus, um die Ueberkleidung auf das Modell zu tragen.

Die Henkel der Glocken verlangen ebenfalls ihre Formen. Wenn alles trocken iſt, wird die Haube von der Ueberkleidung weggenommen, damit das Metall durch die Henkelformen in die große Glockenform hinabflieſen und ſich über dem gemauerten Kerne als Glocke bilden könne. Man ziehet die Ueberkleidung aus der Grube, beräuchert ſie mit Stroh, um die Glocke glatt gießen zu können, ſetzt ſie wieder an ihre vorige Stelle, ſteckt in die Henkel Lufröhren ein, um die Luft abzuführen, welche das geſchmolzene Metall aus der Form heraustreibt, legt die Haube, Henkel und Luftröhren mit Lehm verſchmiert, jedes an ſeinen Ort, trocknet dieſen neuen Kütt mit aufgeworfenen Kohlen, füllt die Grube rings um die Forme mit Erde aus und rammt ſie veſte.

Bey der Zeichnung des Lehrbrets bedient man ſich eines Maasſtabs und einer Tafel, worauf die Proportion aller Theile der Glocke, nach einer gegebenen Schwere, bereits ausgerechnet ſind. Die Dicke des Kranzes giebt das Maas für die Dicke aller übrigen Theile. Eine Glocke von durchgängig gleicher Dicke und Weite würde dumpfig klingen,

gen, und eine gar zu dicke nur ſummen, ſtatt zu tönen. Eine geminderte Dicke verbeſſert den Klang, und da eine Glocke unten an dem Kranze ſtärker, oben aber ſchwächer klingt, ſo muß man beederley Töne zu vereinigen wiſſen. Der Hals giebt die ſteigende Oktav von dem Hauptttone zugleich und harmoniſch mit an, wenn er $7\frac{1}{2}$ Kranzdicke und der untere Durchmeſſer 15 hat.

Glockengut, ſ. Glockenſpeiſe.

Glockenſchwengel, ſ. Glocke.

Glockenſeil. Von dem Seil zu einer großen Glocke muß die Klafter 1 bis $1\frac{1}{2}$ Pf. wiegen, bey kleinen Glocken aber nur 16 bis 18 Lothe.

Glockenſpeiſe, Glockengut. Die Meinungen der Gießer von der Miſchung der Glockenſpeiſe ſind ſehr verſchieden. Das Kupfer iſt deſſen vornehmſter Beſtandtheil, und dieſes wird mit Zinn, Wismuth und Meßing vermiſcht. Welche Proportion aber die beſte, und ob das Meßing nicht mehr ſchädlich als nützlich ſeye, iſt noch nicht ausgemacht. Daß das Meßing wegen des Galmey die Kompoſition ſpröde mache, iſt richtig; die Gießer aber behaupten, es thue alsdann gute Dienſte, wann das Kupfer unrein ſeye. Einige halten 5 Theile Kupfer und einen Theil engliſches Zinn für die beſte Miſchung, andere nehmen 1 Theil Zinn, etwas mehr als 1 Theil Meßing und 10 Theile Kupfer. Bey dem Gießen einer Glocke muß der Käufer dem Gießer 10 Procent Abgang vergüten, obgleich nicht mehr als 3 bis 5 Pfunde verlohren gehen. Wenn der Zuſatz von Zinn bis auf 25 Procent ſteigt, ſo heißt die Kompoſition nicht mehr Glockenſpeiſe, ſondern Metall.

Glockenſtuhl, ſ. Glocke.

Gloye heißt in der Seeſprache die Abdachung eines Deiches und der Wände einer Vertiefung.

Gluch, eine gelbe, vermuthlich eiſenſchüßige Erde, mit welcher in Pohlen der Bleyglanz gewöhnlich vermiſcht iſt.

Gluckhenne, eine Henne, welche junge Küchlein mit ſich führt.

Glück auf! ein gewöhnlicher Gruß der Bergleute, den ſie auch ihren ſchriftlichen Aufſätzen voranſchicken.

Glücksbude, eine bekannte Gattung von Waarenlotterien. Ihre Einrichtung iſt ſo betrüglich, und der Anblick der ſchönen Waaren gleichwohl für das gemeine Volk ſo anlockend, daß ihre Duldung allezeit ein nachtheiliges Licht auf die Obrigkeit des Orts, in welchem man ſie antrift, nothwendig werfen muß.

Glückshafen, ſ. vorigen Artickel.

Glücksſpiel, ſ. Hazardſpiele.

Glühe des Meßings, ſ. Meßing.

Glühfarbe heißt bey den Goldſchmieden eine gewiſſe Vermiſchung oder Cement, womit ſie dem Golde, wenn es im Feuer oder ſonſten ſeine ſchöne Farbe verlohren hat, ſolche wieder geben. Zu 12 Loth Ziegelmehl nimmt man 10 Loth Schwefelblumen, 6 Loth Eiſenroſt, 6 Quentchen Sublimat und 3 Loth Salmiak.

Glühofen iſt bey dem Münzweſen ein mit zween übereinander liegenden Röhſten verſehener Ofen. Auf den untern Roſt wird das getrocknete Holz zum Heizen und auf den obern die Glühpfanne von ſtarkem Eiſenblech gelegt. Der Ofen iſt aber gewölbt wie ein Backofen, und die Glühpfanne wird nur ſo breit gemacht, daß die Flamme auf booden Seiten 3 bis 4 Zoll Raum zum Aufſteigen habe.

Glühwachs beſtehet aus 4 Loth Wachs, 2 Loth Grünſpan, 2 Loth lauem Kupferwaſſer,

1 Loth

1 Loth Rothſtein, $\frac{1}{2}$ Quentchen Borax. Man reibt alles dieſes zu einem Pulver und ſchmelzt es in Stangen zuſammen. Der Vergolder beſtreicht damit das vergoldete, gekratzte und neu ewärmte Geſchirr, um dem Golde eine angenehme Farbe zu geben. Je ſchwächer die Vergoldung iſt, um ſo ſchwächer muß auch das Glühwachs ſeyn.

Glutvogel, ſ. Waſſerſchnepfe.

Glycyrrhiza, ſ. Süßholz.

Gnadengehalt und

Gnadengeld, ſ. Penſion.

Gnadenjagd, die erhaltene Erlaubniß, die einem andern Herrn zugehörige Jagdgerechtigkeit in einem gewiſſen Diſtrikt benutzen zu dürfen. Sie wird bald auf beſtimmte und bald auf unbeſtimmte Zeit ertheilt, und iſt im letzten Falle alle Tage widerruflich. Gemeiniglich verleihet man ſolche Gnadenjagden nur in entlegenen Gegenden gegen Revers.

Gneiß, ſ. Gneuß.

Gnemonbaum, **Musbaum**, *Gnetum gnemon L.* Dieſer Baum wächſt auf Amboina und in andern Gegenden von Oſtindien wild. Seine Aeſte haben, ſo wie der Stamm, gewiſſe Abſätze, welche etwas dicker ſind. Die Blätter ſtehen auf Stielen einander gerade gegen über, ſind lanzenförmig eyrund, ganz ungetheilt und glatt. Die Früchte ſind von der Größe und Geſtalt einer ungeſchälten Eichel, werden roth und haben unter ihrer fleiſchigen Haut einen Kern, welcher ſamt den Blättern des Baums als Gemüſe gekocht und geſpeißt wird.

Gneuß oder **Gneiß** hat mit dem Thonſchiefer die gleiche Lage in der Erde und iſt auch wie dieſer ſchieferricht, mit dem Granit hingegen hat er ſeine Beſtandtheile, Glimmer und Quarz gemein, nur daß er ſtatt des Feldſpaths oft gemeine Thonerde oder

Stein=

Steinmark hat. Dieſe Beſtandtheile ſind nicht in gleichem Verhältniſſe miteinander gemiſcht, und oft findet ſich in dem gleichen Gebürge, nach ſeiner verſchiedenen Tiefe, ein beträchtlicher Unterſchied darinnen. Oft iſt weniger Glimmer in dem Gneuß, und bisweilen fehlt er gar. Er hat verſchiedene Farben, wird aber an ſeinen Beſtandtheilen und der ſchieferigen Geſtalt leicht erkannt. Er gehört im Ganzen unter die ſeltenere Steinarten, obgleich das ſächſiſche, böhmiſche und ſchleſiſche Erzgebürge faſt ganz daraus beſtehet.

Gnico, ſ. Saflor.

Gniß, ſ. Ginſter.

Gnoſio, ein Beyname der Bergmünze.

Gobarto, ſ. Hayfiſch.

Gobelins nennet man bisweilen die Hauteliſſe und Baſſeliſſe-Tapeten, nach ihrem Erfinder *Gilles Gobelin*, einem Wollenfärber in Frankreich, unter der Regierung König Franz des erſten.

Goberge, ſ. Stockfiſch.

Göllnige, ſ. Zwiebel.

Göltenrad, ein Schöpfrad, woran Gölten veſt gemacht ſind, um damit das Waſſer in die Höhe zu heben. Es erhebt das Waſſer weit höher über ſeinen Mittelpunkt als andere. An der einen Seite der Radfelgen ſind Zuber oder kleine Käſten beveſtigt, an der andern Seite aber die Schaufeln, die den Stoß des Stroms empfangen.

Göpel iſt in Bergwerken ein ſenkrecht ſtehendes Hebzeug, womit das Erz aus den Schächten gezogen wird. Dieſe Maſchine wird entweder von Pferden, oder von dem Waſſer, oder von dem Winde in Bewegung geſetzt, und dieſemnach Pferd- Waſſer oder Windgöpel genannt. An dem aufrecht ſtehendem Spindelbaum iſt ein Korb, gleich den Spindeln eines Getriebes, durch Queerarme beveſtigt. Um

dieſen

dieſen Korb winden ſich zwey Seile wechſelsweiſe auf und ab. An jedem Seile iſt eine Tonne beveſtigt, wovon die eine in den Schacht niederſinkt, indem die andere herauf gezogen wird.

Der Spindelbaum oder die Korbwelle wird sechseckig gezimmert, iſt 18 Zoll bis 2 Fuß dick, 22 bis 24 Fuß lang und lauft oben und unten mit eiſernen Zapfen in ſtählernen Pfannen. Der Korb iſt 18 bis 21 Fuß im Durchſchnitte dick, und 11 bis 12 Fuß hoch. Man legt oben, unten und in der Mitte 3 doppelte Arme oder Kreuzhölzer um die Welle, die 4 Zoll ins Gevierte und 1½ Fuß über den Korb hervorragen, damit das Seil auf ihnen ruhen kann. Jeder derſelben iſt mit zwoen durch die Welle gehenden Schrauben angezogen. Von einem dieſer Arme zu dem andern werden nach der Queere Bind- oder Bruſthölzer, und nach der Länge oder Höhe zu, Sparren oder Spießbäume beveſtiget, welche letztere eigentlich den Korb formiren, um welchen ſich die Seile winden. Das eine davon wird oben rechts und das andere unten links herum gewunden, und beyde laufen auf Walzen, die in Strosbäumen oder Stegen liegen, bis über den Treibſchacht. Unter dem Korb wird der Treib- oder Schwenkbaum, welcher die ganze Maſchine in Bewegung ſetzen muß, an der Korbwelle beveſtiget, und an ſelbigen werden die Pferde geſpannet.

Ein gewöhnlicher Zug, mit welchem man die Getraidſäcke auf einen Kornboden ziehet, iſt in der Hauptſache ein getreues Bild des Göpels, und wird dasjenige erläutern, was dieſe kurze Beſchreibung nicht deutlich genug zu erkennen giebt.

Görtling iſt eine weſtphäliſche Scheidemünze, deren 3 auf 1 Mariengroſchen gehen.

Gößchen iſt eine am Niederrhein und in Niederſachſen übliche Scheidemünze, welche im Oßnabrücki-

ſchen $5\frac{1}{4}$ Pfenning, in Braunſchweig 6 pf. und im Kölniſchen, wo ſie auch Göſtcher genannt wird, $1\frac{1}{4}$ Kleviſchen Stüber oder $1\frac{2}{3}$ Albus, oder 20 Hlr. gilt.

Göſe, Gieſe, Jäſe, Jeſitz, Jetling, Jentling, *Cyprinus Jeſes*, ein ſchmalbreiter Weißfiſch, welcher in der Oder gefangen wird.

Göſtland, das Gegentheil vom Marßlande, oder ein höher liegendes Land.

Götzenholz oder **Heiligenholz**, ein Beyname der weißen Eſpe oder Pappelweide, *Popalus alba, L.*

Gogeta, ſ. Grundel.

Gois, ein in Orleans ſehr gewöhnlicher Weinſtock, welcher zwar ſchlechten Wein, aber in größerer Menge liefert und die rauhe Witterung beſſer verträgt als andere.

Gold iſt bishero für das vollkommenſte Metall gehalten worden und hat durchgehends den höchſten Werth behauptet; wenn aber Unveränderlichkeit an der Luft und im Waſſer, und eine hohe Stufe von Unzerſtöhrbarkeit im Feuer gültige Anſprüche auf den Beynamen des vollkommenſten Metalls geben, möchte wohl die Platina dem Golde den Rang ſtreitig machen.

Die eigenthümliche Schwere des Goldes verhält ſich zur Schwere des Waſſers wie 19540. zu 1000. ſie wird aber geringer, ſo bald es mit andern Metallen verſetzt wird. Die Farbe iſt hochgelb, auſſer bey dem Peruvianiſchen Golde, welches blaß, und bey dem Malagiſchen, welches noch bleicher iſt. Durch Kupfer wird ſie erhöhet, und durch Silber vermindert. Es iſt nicht ſo zäh als Silber, Platina, Kupfer, Eiſen und Meßing, dagegen aber ausnehmend dehnbar, wie aus dem Articel Golddrat hinlänglich erhellet. $\frac{1}{705600}$ eines Grans iſt dem bloſen Auge noch ſichtbar. Es erfordert, um

in

in den Fluß zu kommen, eine ſehr ſtarke Hitze, in welcher die Gefäße weiß glühen. Leichter wird es flüßig, wenn ihm andere leichtflüßige Metalle beygemiſcht ſind, oder Borax zugeſetzt wird, der ihm aber eine bleiche Farbe giebt. Wenn es Monate lang in dem ſtärkſten Ofenfeuer erhalten wird, leidet es keinen Abgang noch Veränderung; aber das elektriſche Feuer verwandelt Goldblättchen ſehr geſchwind in einen violetten Kalk, und Sonnenfeuer theils in eine Art Schlacke, größtentheils aber und oft wohl ganz in einen Rauch, der eine kalte Silberplatte, womit man ihn auffängt, ſichtbar vergoldet. Es ſchmelzt mit den meiſten Metallen zuſammen, am liebſten aber vereinigt es ſich mit Queckſilber, und daher wird dieſes dazu gebraucht, um gediegenes und verlarvtes Gold aus ſeiner Gangart auszuziehen. Aufgelößt wird es durch ein Gemiſch aus Salzſäure und Salpeterſäure, woraus das ſogenannte Königswaſſer beſtehet, und durch die Schwefelleber, ſie mag nun damit geſchmolzen oder ihre Auflöſung in Waſſer damit gekocht werden. Aus ſeinen Auflöſungen in Säuern kann das Gold auf mancherley Art geſchieden werden. Wählt man dazu Erden, die ſich in Säuren auflöſen, oder Laugenſalze, ſo fällt es ohne metalliſchen Glanz als ein ſchmutzig ſtrohgelber Kalk nieder, der, wenn man ſich zur Füllung eines flüchtigen Laugenſalzes, oder zur Bereitung des Königswaſſers des Salmiaks bedient hat, die Eigenſchaft hat in der Wärme zu zerplatzen und daher Knallgold genennt wird. Braucht man aber zur Füllung den Aufguß, Abſud oder die Tinktur eines zuſammenziehenden Pflanzentheils, z. B. der Galläpfel, ſo zeigen ſich anfangs purpurrothe Wolken, die ſich durch die ganze Flüſſigkeit verbreiten, aber bald ziehet ſich ein glänzendes Goldhäutchen, das ſich in Salpeterſäure ſo

auflößt, daß es durch feuerveſtes Laugenſalz nicht wiederum gefällt werden kann.

Für Beſtandtheile des Goldes giebt man einen lautern und veſt gediegenen oder feuerbeſtändigen Schwefel, ein vollkommen reifes und reines Queckſilber, ein Salz und eine Erde an, und will das Daſeyn des Schwefels aus der gelben Farbe, des Queckſilbers aus der Schmelzbarkeit und des Salzes, ſo wie der Erde, aus der Verglaſung des Goldes vor den Brennſpiegeln beweiſen; noch niemand aber hat es in ſeine urſprüngliche Beſtandtheile auflöſen können.

Kein Metall wird ſo häufig in ſeinem reinen Glanze und vollkommenen Zuſtande angetroffen als das Gold; und man hat daher lange das Daſeyn der Golderze geläugnet. Gediegenes, gewachſenes Gold, *Rarum nativum*, iſt daher ſeine gewöhnlichſte Geſtalt. Inzwiſchen iſt auch dieſes äuſſerſt ſelten ohne allen Silbergehalt. Nicht ſelten hält es Kupfer oder wohl beyde Metalle zugleich, und zuweilen auch Eiſen. Das gediegene Gold, welches man auch Flußgold, Seifengold und Waſchgold nennet, iſt entweder Goldletten oder Goldſand, Goldſtaub, oder Goldflimmern, oder Goldkörner. Man hat es aber auch ſchon in ziemlich großen Stücken gefunden.

Noch hat man keinen Gang entdeckt, welcher größtentheils mit gediegenem Golde, oder mit ſolchen Erzen angefüllt geweſen wäre, in welchen das Gold die mit denſelben verbundene Gangarten und Erze in Anſehung der Menge übertroffen hätte; indem das meiſte Gold entweder eingeſprengt, oder auch in kleinen Druſen angetroffen wird. Am öfteſten legt ſich das Gold in Silber- und Kupfererze, wie auch in den Zinnober ein, da denn inſonderheit das aus demſelben geſchmolzene

Sil-

Silber und Kupfer einen größern oder geringern Goldgehalt hat. Die meiſten Goldgänge liegen in ſchieferartigen Gebürgen, in welchen, oder wenigſtens in deren Nähe man insgemein Zinnobergänge anzutreffen pflegt, wie denn der Zinnober ſelbſt auf ſehr vielen Goldgängen gefunden wird. Das gediegene Gold, welches ſich in Silbergängen findet, iſt gemeiniglich mit etwas Silber vermiſcht, und dagegen ſind auch alsdann die Silbererze meiſtens goldhaltig. In denjenigen Gebürgen, in welchen goldhaltige Gänge liegen, findet man auch öfters Silbergänge, ja die Silbererze machen alsdann nicht ſelten den größten Theil der Goldgänge aus. Beſonders trift man auf ſelbigen Glaserz, rothgülden Erz und Fahlerz an. Von gediegenem Silber auf Goldgängen, beſonders bey gediegenem Golde, hat man noch kein Beyſpiel. Unter den Kupfererzen legt ſich vornämlich der Kupferkies gerne in die Goldgänge ein, wiewohl dieſes nicht allenthalben und alsdann am wenigſten geſchiehet, wenn ein ſolcher Gang reich an Silbererzen iſt. Das gewachſene Kupfer kommt bisweilen auf den Goldgängen zum Vorſchein, und in der Nähe der Goldgebürge ſtreichen allezeit Kupfergänge. Die meiſten Arten von Eiſenerz legen ſich in die Goldgänge ein; und beſonders bricht der Eiſenkies, ſowohl in der größten Teufe als gleich am Tage, gern bey dem Golde. Sehr derbe Eiſenerze aber kommen ſelten auf den Goldgängen vor. Der Bleyglanz iſt in denſelbigen keine ungewöhnliche Erſcheinung, ſo wie auch Spiesglas, Mißpickel, Zinnobererz und Vitriol. Die Gangarten, welche insgemein auf den Goldgängen gefunden werden, ſind: Quarz, Spath, Flüſſe, Hornſtein, Steinmark, verſchiedene Letten und Amianth. Unter dieſen pflegt nicht nur der Quarz die gewöhnlichſte Mutter des gediegenen Goldes zu ſeyn, ſondern

dieſe Gangart iſt auch bisweilen ſelbſt ſehr reich an Golde. Uebrigens iſt das Verhalten der Goldgänge, in Anſehung der Stockwerke, der Flöze, und anderer dergleichen Abänderungen, mit den Silbergängen völlig einerley.

Das Gold, welches mit fremdartigen Mineralien vermiſcht iſt und mit andern Steinen gebrochen wird, heißt Bruchgold. Bricht es in einer veſten und harten Gangart, ſo muß es, nachdem man die taube Bergart, ſo viel möglich, davon los gemacht hat, mit dem Theil des Geſteins zu Tage gefördert werden, welches ohne Gefahr, von dem Golde ſelbſten etwas zu verliehren, nicht davon los gemacht werden kann. Es wird, wenn die Gangart zu hart iſt, geröſtet, gepucht, gewaſchen, geſchlemmt, in einem Trog mit Waſſer und Queckſilber vermiſcht (amalgamirt oder verquickt) mit der Hand hin und her gerieben; welches auch auf einer Amalgamie- oder Krezmühle geſchehen kann. So bald der Schlich zu Schlamm geworden iſt, wird ſolcher abgelaſſen, neuer Schlich eingeſtürzt und beſtändig gemahlen, bis auch dieſer wieder zu Schlamm geworden iſt. Mit dieſer Arbeit hält man ſo lange an, bis das Queckſilber ganz ſteif und das Mahlen ſchwer wird. Den Schlamm wäſcht man mit warmem und kaltem Waſſer ab, was noch nicht ausgemahlen und grob iſt, hebt man zu einer folgenden Arbeit auf, das Amalgama ſelbſt aber macht man rein und trocken, bindet es in Leder ein, drückt von dem Queckſilber heraus, was ſich davon heraus drücken läßt, was aber zurücke bleibt, bringt man in eine gute Retorte, legt dieſe in einen Windofen, ſteckt den hervorragenden Hals in einen Eymer mit Waſſer und vermehrt das Feuer nach und nach, bis das zurückgebliebene Queckſilber in das Waſſer übergehet. Das Gold bleibt in der Retorte zurücke

und

und wird mit oder ohne Borax zuſammen geſchmolzen.

Viele Flüſſe in Afrika und Amerika, ſo wie in Europa beſonders der Rhein, führen Goldſand, oder einen mit Goldkörnern weniger oder mehr vermiſchten Sand bey ſich, welcher ausgewaſchen und das darinnen befindliche Gold zu gut gemacht wird. Wahrſcheinlich ſpühlen die Quellwaſſer, welche ſich in dieſe Flüſſe ergieſen, die Goldkörner in den Gebürgen aus und nehmen ſie mit ſich fort. Da das Gold meiſtens in Quarz gefunden wird, ſo iſt es ſehr begreiflich, warum der Goldſand größtentheils auch quarzartig iſt. Die Anſtalten, deren man ſich bedient, um die Goldkörner aus dem Flußſande zu ſammeln, heißen **Goldwäſchen, Goldſeifen.** Man macht an den niedrigen Ufern Goldſand führender Bäche, wo die Wellen nicht ſehr ungeſtümm ſind, kleine 8 Fuß lange und etwa 4 Fuß hohe Planheerde, von einem blos mit Letten ausgeſtampften Boden, belegt ſolche mit Planen und macht oben am Gefällbret ein Gitter an, auf welches man das Stromwaſſer leitet und den goldhaltigen Sand wirft, wodurch gleich die gröbern Theile abgehalten werden. Die kleinen Goldtheilchen ſetzen ſich in die Planen, woraus man ſie wieder durch Waſſer ausziehet und in dem Sichertrog reinigt. Statt deſſen bedient man ſich auch wohl blos eines hölzernen Heerdes, der ſchief gegen den Horizont aufgeſtellt iſt und mit vielen Queereinſchnitten verſehen iſt. An dieſen Heerd wirft man den Goldſand und ſchüttet Waſſer darauf, ſo ſetzt ſich das Gold beym Herunterſchlämmen in die Einſchnitte, aus welchen es wiederum abgeſpült und in dem Sichertrog gereiniget wird. Doch hält man die erſte Art für verträglicher als die letzte.

Die Goldwäſche wird unter die Waſſerregalien gerechnet; die europäiſchen Flüſſe ſind aber ſo arm an Goldſand, daß man wenigſtens in Deutſchland keinen Vortheil dabey findet, Goldwäſchen auf herrſchaftliche Rechnung zu unterhalten. Man giebt daher armen Leuten, welche ſich dieſem Geſchäfte wiedmen, die Erlaubniß dazu, gegen gewiſſe jährliche Abgaben, oder läßt ſich ſtatt deſſen, das Gold von ihnen um einen geringern Preiß abliefern.

Beynahe unter allen Polhöhen und Breiten findet man Gold im Ganzen genommen, aber weit häufiger in der mittägigen Hälfte der Erdkugel, als in der mitternächtlichen. Unter allen Welttheilen hat Europa das wenigſte und Amerika das meiſte. Beſonders ſind die Goldgruben von Peru, Braſilien und Kuba merkwürdig. Man behauptet, die Spanier allein hätten aus den Bergwerken zu Potoſi in 40 Jahren zuverläßig 109 Millionen in Gold gewonnen. Peru, Chili und drey vor nicht langer Zeit zu Potoſi in Meriko gefundene Gruben liefern das meiſte Gold. Aſien hat verſchiedene Goldbergwerke in Arabien, Perſien, Indien, China, Japan und auf der Inſel Formoſa, das meiſte aſiatiſche Gold aber wird in den ſehr ergiebigen Goldgruben auf den Inſeln Java und Sumatra gewonnen. In Afrika giebt es überall, vornämlich in Nigritien, Guinea, Monomotapa, Abyßinien und auf der Inſel Madagaskar die vortreflichſten Goldbergwerke; es wird aber das Graben nach dem Golde meiſtens aus Unwiſſenheit und Faulheit der Einwohner, und weil ſie ſolches in genugſamer Menge in dem Sande finden können, unterlaſſen. In Europa iſt Ungarn und Siebenbürgen mit den meiſten Goldbergwerken verſehen, wovon das bey Kremnitz das anſehnlichſte und ſehr, obſchon gar ungleich minder, ergiebig iſt, als die in Amerika.

Das meiſte Gold wird aus den Silbererzen geſchieden und beträgt jährlich an die 25000 Mark. Etwas Gold hat auch Böhmen bey Eula, Bergreichenſtein und Schwanenthal, Kärnthen bey Groß-Kirchheim, Siflitz und in der Goldzeche, Salzburg bey Ramingſtein, und Tyrol im Zillersthale, Schweden bey Adelfors, Pirmont im Thal von Arſa. Minder beträchtliche Spuren hat Lappland bey Swappawari, Schweden bey der Ritterhütte, Sachſen am Rabenberge, im Pechhofer Grenzbach bey Johanngeorgenſtadt, Oltendorf, Braunsdorf, Munzig und Schwarzenberg, und Heſſen bey Herzhauſen und Buchenberg. Goldwäſchen haben die königlich Preußiſchen und churfürſtlich Pfälziſchen Lande an den Ufern des Rheins. Rußland hat Goldgruben in der Gegend von Katharinenburg; Spanien und Portugal aber bearbeiten ihre Goldbergwerke nicht mehr, ſeitdem ſie ſo viel Gold aus Amerika erhalten. Unter allen afrikaniſchen Küſten iſt die Goldküſte, welche den öſtlichen Theil von Guinea ausmacht, von den Europäern am meiſten beſucht, und mit ſehr vielen europäiſchen Etabliſſements verſehen. Die vornehmſten Orte, wo das meiſte und beſte Gold zu haben iſt, ſind Axim, Avare, Akanni, Acherva in Fetu. Die Schwarzen finden es zum Theil im Sande der Bäche und Ströme, und dieſes iſt der ſogenannte Goldſtaub, deſſen Einſammlung reichlicher oder ſparſamer iſt, nachdem es in den Gebürgen mehr oder weniger regnet. Das Staubgold, welches die Mohren an die Europäer verkaufen, iſt nicht geläutert, bisweilen aber noch mit Silber, Kupfer und Meßing verfälſcht, weswegen man ein guter Kenner ſeyn muß, wenn man nicht betrogen werden will. Der Goldſtaub iſt in Guinea das gangbare Geld, womit alle Waaren bezahlt werden. Alles

Gold, welches die Europäer, theils in ihren eigenen Bergwerken gewinnen und theils aus den übrigen Welttheilen einführen, ſchätzt man jährlich auf $13\frac{1}{2}$ Million Species-Reichsthaler.

Das Verhältniß des Goldes zu dem Silber iſt, ſo wie in andern Ländern, alſo auch in Deutſchland, zu allen Zeiten veränderlich geweſen. Im Jahr 1559. ſtund das Gold gegen Silber, wie 1 zu $11\frac{1}{2}$. im Jahr 1656. wie 1 zu $14\frac{1}{3}$. im Jahr 1667. wie 1 zu $13\frac{5}{9}$. im Jahr 1690. wie 1 zu $15\frac{1}{10}$. und ſeit 1753. wie 1 zu $14\frac{11}{71}$. Im Jahr 1786. führte zwar der oberrheiniſche Kreis eine abermalige Erhöhung des Goldes ein; ſie fand aber nicht nur bey den übrigen Reichskreiſen keinen Beyfall, ſondern hatte auch ſelbſten in dem oberrheiniſchen Kreiſe keinen Beſtand.

Man behauptet allgemein, das ganz reine Gold ſey wegen ſeiner zu großen Geſchmeidigkeit zu manchen Arbeiten, und beſonders auch zu gemünztem Gelde nicht zu gebrauchen. Es iſt aber dieſe Behauptung ganz ungegründet und das reine Gold dergeſtalt zähe, daß es ſich weit weniger abnutzt, als das mit andern Metallen vermiſchte oder legirte. Den Beweiß davon geben die holländiſchen Dukaten, welche bey ihrer größern Reinigkeit ein weit ſchärferes Gepräg behalten als andere Goldmünzen. Die unter dem Namen Legirung bekannten Zuſätze ſind Silber und Kupfer. Jenes nennet man Weiß und dieſes Roth. Verſchiedene Halbmetalle laſſen ſich zwar auch mit dem Golde vermiſchen, ohne ihm von ſeiner Schönheit zu benehmen; ſie benehmen ihm aber ſeine Geſchmeidigkeit, und machen es äuſſerſt ſpröde.

Die Grade der Reinigkeit des Goldes werden nach Karaten beſtimmt. Eine Mark hat 24 Karate, deren jeder in Deutſchland wiederum in 12 Grän, in

in Frankreich aber in 32 Theile getheilt wird, die keine eigene Benennung haben. Vier und zwanzigkaratiges Gold iſt alſo das feinſte ohne allen Zuſatz, und wird feines oder karatiges Gold genannt. Hat die Mark nur 1 Gran Silber oder Kupfer, ſo heißt es Portugaleſer oder Roſenobelgold, mit 3 bis 5 Grän Zuſatz, Dukatengold, mit 6 bis 8 Grän Zuſatz, ungariſches Gold. Einige nennen das 22 karatige, Kronengold, eigentlich hat dieſes aber nur 18 Karat feines Gold, und alſo 6 Karat Zuſatz. Es wird auch rheiniſches Gold genannt, weil die rheiniſche Goldgulden dieſe Miſchung haben. Billon oder gemiſchtes Gold iſt nur 12 karatig. Horngold iſt das ſchlechteſte und hält nur 9½ höchſtens 10 Karat fein.

Wie das Gold von ſeinem erhaltenen Zuſatze wiederum gereiniget, oder aus ſeiner urſprünglichen Verbindung mit fremden Theilchen ausgeſchieden werden ſolle, lehret der Artickel Scheidung des Goldes.

Um den feinen Gehalt des Goldes mit Genauigkeit zu erforſchen, muß man es von den ihm beygemiſchten fremden Theilen ſcheiden. Weil dieſes aber bey verarbeitetem Golde nicht angehet, ſo bedient man ſich dazu des Probirſteins und der Strichnadeln. Wenn ein Stück Gold auf dem Probirſtein geſtrichen werden ſolle, ſo muß man an dem Ort, der zum Streichen am ſchicklichſten iſt, einen Strich mit einer zarten Feile machen, weil das Gold auf der Oberfläche reichhaltiger, oder die für Gold ausgegebene Waare nur ſtark vergoldet ſeyn kann. Denn die vermiſchten Metalle können auf der Oberfläche ausgeſotten, durch Scheidewaſſer angefreſſen und durch eine Art von Cementation herausgezogen ſeyn; dagegen aber iſt man durch den Feilenſtrich ſicher, weil alle dieſe Mittel, das Gold auf der

Ober-

Oberfläche feiner zu machen, nicht ſo tief eindrin- gen als einer oder zween Striche mit der Feile. Dieſer Feilenſtrich muß ungefähr einen Zoll lang, eines Strohhalms breit und allenthalben gleichför- mig ſeyn. Der Probirſtein muß vorhero abgewiſcht werden, damit der Strich um ſo beſſer in die Augen falle. Ein geübter Künſtler weiß ſowohl aus dem Anſehen des Goldes als des Striches gar bald zu beurtheilen, welche Nadel mit dem Strich am be- ſten übereinſtimmen werde. Er macht daher mit der vermuthlich rechten Nadel einen Strich darneben und unterſucht, ob beede vollkommen einerley Far- be und Anſehen haben. Kommen ſie miteinander überein, ſo iſt man verſichert, daß das Gold die nämliche Feine habe, welche die Nadel anzeigt, und daß der Unterſchied niemal mehr als 2 oder 3 Gran betragen kann, die aber bey dem Einkauf nie in Betracht gezogen werden. Dieſes verſtehet ſich, wenn das Gold mit nichts als Kupfer oder Silber vermiſcht iſt. Sind aber betrügeriſche Miſchungen dabey angewendet worden, ſo kann der Strich wohl einen höhern Gehalt anzeigen als das Gold hat. Man muß daher beede Striche auf dem Probirſtein mit recht ſtarkem, wohl unterſuchtem und gereinig- tem Scheidewaſſer überſtreichen, und wenn ſolches einige Minuten darauf geſtanden hat, mit Baum- wolle abwiſchen. Sind bey dem Golde betrügeri- ſche Zuſätze, ſo werden ſich beede Striche nicht mehr ähnlich ſeyn, und der Strich des Goldes nur noch zerſtreuet bemerkt werden können, weil das Schei- dewaſſer den Zuſatz wegfrißt, das feine Gold aber nicht angreift. Wenn aber beede Striche völlig gleich bleiben und der Künſtler alle Vorſicht beob- achtet, gutes Scheidewaſſer angewendet und ſeinen Probirſtein vor Schmutz rein bewahret, auch nichts fettes an den Fingern gehabt hat, als welches die

Wirkung des Scheidewaſſers ganz hindert, ſo iſt die Probe zuverläßig.

In einigen Ländern werden die goldenen Waaren geſtempelt, und es ſollte wohl allenthalben geſchehen, da man durch die ſehr hoch gebrachte Kompoſitionen gar leicht betrogen werden kann. In Frankreich und Holland verändert man den Stempel alle Jahre, damit die Ausländer keine Zeit gewinnen mögen, ihn nachzuahmen. Die Franzoſen bedienen ſich hierzu eines Buchſtabens, neben welchem ſie einen Falken- oder Hundskopf aufdrücken. In Frankreich verarbeitet man das Gold von 22 Karat ohne Remedium. In Spanien iſt es von 22 Karat und 1 Viertel Remedium. In England wie in Frankreich. In Deutſchland iſt der feine Gehalt ſehr verſchieden.

Die Unterſuchung natürlicher Körper, und beſonders der Erze, ob und wie viel ſie Gold halten, geſchiehet entweder auf dem naſſen oder auf den trockenen Wege. Im erſten Fall gießt man auf einen, oder wenn der Körper ärmer an Gold iſt, auf mehrere Centner deſſelbigen, nachdem man ſie klein gemacht hat, ſchwache Salpeterſäure, jedesmal etwa 6 Probircentner. Dieſes wiederhohlt man und läßt ſie bey einer Wärme von 50 bis 80°. nach dem ſchwediſchen Termometer eine Zeitlang darüber ſtehen, bis der Schwefel in ſeiner ganzen Reinigkeit abgeſchieden iſt; wozu meiſtens 12-16 Probircentner Säure nöthig ſind. Durch das Schwemmen und Seihen ſondert man den Schwefel ab, wäſcht ihn aus und trocknet ihn. In dem Ruckſtande, welcher von dem Scheidewaſſer nicht angegriffen wird, läßt ſich das Gold gemeiniglich ſehr leicht unterſcheiden, durch behutſames Schlemmen abſcheiden, und wenn es getrocknet iſt, ſein Gewicht beſtimmen. Die Auflöſung ſelbſt dämpft man ab, bis ſie ganz trocken iſt,

glühet

glühet ſie durch und wägt ſie ab. Vermuthet man neben Eiſen noch Kupfer darinne, ſo zieht man dieſes durch flüchtiges Laugenſalz aus und berechnet den Abgang am Gewicht. Das Silber wird durch reine Salpeterſäure, der Braunſtein durch ſchwache Salpeterſäure, welchen man ein wenig Zucker beymiſcht; Zink und Alaunerde durch Vitriolſäure ausgezogen. Iſt Kalkerde darinnen, ſo bleibt ſie mit der Salpeterſäure verbunden, und dieſe Verbindung kann durch bloſes Waſſer ausgezogen und geſchieden werden. Wählt man aber den zweyten Weg, ſo ſchmelzt man die Körper, in welchen das Gold vermuthet wird, mit Bley und verfährt damit weiter, wie unter dem Wort Scheidung des Goldes gelehret werden wird.

Goldammer, Emmerling, Hemmerling, Embrig, Gelbling, Geelfink, Geelgöſchen, Grünzling, Gerſtammer, Waldemmerling, *Emberiza citrimella, Linn.* ein ſehr bekannter Sangvogel mit einem dicken ſtarken Schnabel und gelben Federn auf der Bruſt. Er geſellet ſich gerne unter die Sperlinge und nährt ſich mit Getraidkörnern. Sein Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und faſt ſo gut als das Fleiſch der Lerchen. Er wird im Herbſte auf den Sommerfeldern, beſonders da, wo Hanf geſtanden iſt, mit kleinen Schlagwänden von rohem Mittelzwirn, und im Winter vor den Scheuern in Schlingen gefangen.

Goldamſel, ſ. Droſſel.

Goldarbeiter ſind Künſtler, welche ſich von den Gold- und Silberſchmieden dadurch unterſcheiden, daß ſie nur eigentlich ſogenannte Galanteriewaaren verfertigen und ſich mit großen Arbeiten und Tafelgeſchirren nicht abgeben. An großen Orten ſondert ſich unter dem Namen Jubelier noch eine dritte Klaſſe ab, welche ſich blos mit dem Faſſen der Edel-

ſteine und mit dem Jubelenhandel beſchäftigt. Ob ſich ſchon dieſe dreyerley Künſtler in großen Städten durch ihre Arbeiten voneinander unterſcheiden, ſo verfertigen dennoch die in kleinen Städten einzeln wohnende alles, was ſie zu verfertigen gelernet haben, ohne Unterſchied; auch ſind alle drey Klaſſen in einer Zunft vereinigt. Die Lehrzeit iſt gewöhnlich 6 bis 7 Jahre.

Von einem geſchickten Gold- und Silberarbeiter wird nothwendig erfordert, daß er gut zeichnen und ſelbſt bilden und boßiren könne, auch ein erfindungsreiches Genie beſitze. Er muß ein guter Kenner der Jubelen ſeyn und mit dem Schmelzen, Abtreiben, Reinigen und Probiren des Goldes und Silbers wohl umzugehen wiſſen. Eine aufmerkſame Obrigkeit läßt alle ihre Arbeiten nach ihrem innerlichen Gehalt genau unterſuchen und nach dem Erfund unter öffentlicher Autorität ſtempeln; auch werden ſie an manchen Orten eydlich verpflichtet, kein Gold und Silber anders als nach der vorgeſchriebenen Feine zu verarbeiten und von keinen verdächtigen Perſonen dergleichen einzukaufen.

Goldbarren nennet man das in Stangen zuſammen geſchmolzene Gold.

Goldbarſch, ſ. Perſch.

Goldbergwerke, ſ. Gold.

Goldberill wird der Berill genennet, wenn ſeine Farbe in das Gelbe fällt.

Golddrat. Aller Golddrat beſtehet aus übergoldetem Silber, welches ganz fein und alſo 16 löthig ſeyn muß, wenn es dazu tauglich ſeyn ſoll. Es wird nach dem Abtreiben in einen länglichen Einguß gegoſſen und mit Urin abgelöſcht. Man giebt den gegoſſenen Stangen durch Hammerſchläge eine cylindriſche Form und ziehet ſie ein paarmal durch die größten Löcher der Ziehe platte und beſchneidet ſie

an den zu vergoldenden Stellen, um dem Silber die rauhe Haut abzunehmen. Iſt die Stange bis zur Dicke eines Viertelszolls gebracht, ſo wird ſie vergoldet, und damit ſich das Gold um ſo beſſer anlegen möge, an den Enden etwas rauh gefeilt. Man belegt ſie mit Goldblättern von Dukatengold. Die ſtärkſte und dauerhafteſte Vergoldung beſtehet aus 10 übereinander gelegten Blättern und die ſchwächſte aus einem einzigen Goldblatte. Die mit Gold belegte Stangen werden mit Papierſtreifen umwickelt, mit Bindfaden überflochten und in das Feuer gelegt, bis Papier und Bindfaden verbrannt ſind. Noch warm ſpannt man den Stab in den Schraubenſtock und reibt ihn bis zum Erkalten mit Blutſtein. Dieſe Stangen werden ſodann auf die nämliche Art, welche wir in dem Artickel Dratmühle beſchrieben haben, zu dem dünnſten Drath verarbeitet; nur muß der Golddrat, ehe man ihn in ein neues Loch ſteckt, mit gelbem Wachſe überwichſt werden, um das Abſtreifen des Goldes zu verhüten.

Der Golddrat giebt einen Beweiß von der faſt unglaublichen Dehnbarkeit des Goldes. Bey der unter den Dratziehern gewöhnlichen Proportion zwiſchen Gold und Silber wird ein Gran Gold beynahe auf 352 Fuß ausgedehnt, und zu einer Dünne von $\frac{1}{492090}$ eines Zolls geſtreckt. Dennoch aber findet man, daß wenn ein Stück Golddrat in warmes Scheidewaſſer gelegt wird, welches nach und nach das innere Silber auffrißt, der zurück bleibende goldene Ueberzug noch immer zuſammen hängt und eine Röhre darſtellt.

Golddratplätter, ſ. Gold- und Silberfabrik.

Golddratſpinner, ſ. ebendaſ.

Golderz, ſ. Gold.

Gold- und Silberfabrik. Darunter begreift man diejenige Anſtalt, in welcher goldene und ſilberne Dreſſen und was dazu gehört, verfertiget werden. Sie erfordert alſo ein wohleingerichtetes Laboratorium, um die Metalle zu reinigen und in Stangen zu gießen, Dratzieher, Plätter, Spinner und Bortenwürker. Von der Verfertigung des Drats iſt in dem Artickel Golddrat geredet worden. Der Golddratplätter verwandelt den runden Drat in Lahn, welches um gar viel dünner und breiter iſt, und womit alſo dreymal ſo viel Seite maſquirt werden kann, als mit dem runden Drat. Die Maſchine, deren er ſich hiezu bedient, beſchreibt der Artickel Plättmühle. Der Golddratſpinner wickelt den flachgedrückten Drat und Lahn um die ſeidene Fäden. Seine erſte Arbeit iſt, die Seide auf kleine Rollen aufzuſpuhlen und von den daran hängenden kleinen Flocken zu reinigen. Auf den Spinnmühlen überſpinnt man 16 bis 20 Fäden auf einmal, indem der Spinner ſich blos damit beſchäftiget, den Drehgrif der Maſchine umzudrehen und was ſich unter der Arbeit etwa verſchiebt, wiederum in Ordnung zu bringen. Die Kunſt, die Mühle in vollkommen brauchbaren Stand zu ſetzen, macht die Hauptſache aus. Man hat Mühlen von 4 bis 20 Gängen oder Aufſpuhlen. Die von 16 Spuhlen haben 3 Regiſter oder 3 Reihen Spuhlen, in verſchiedenen Stockwerken übereinander. In der oberſten Reihe befinden ſich 16 Rollen voll Seide, das Mittelregiſter enthält 16 Lahnläufer und vorne liegt ein Regiſter voll Spuhlen, die das fertige Geſpinnſt auf ſich nehmen. Ganz vorne und unten an der Mühle ſiehet man 16 hölzerne ſchneckenvolle Rinnen, worinnen die Schnüre laufen, und die ein Ganzes ausmachen. An der Seite der Mühle iſt eine Scheibe mit 4 ſtarken Stricken. Die Kur-

bel allein ſetzt Spuhlen und Räder in Bewegung. Hinter der Hauptſchnecke liegt das Lahnrad, und noch beſſer hinten ein großes und kleines Rad, und zwiſchen den Regiſtern eine gläſerne fingerdicke Walze, welche die Fäden ſtraf ausſpannt.— Dieſer mit Goldlahn überſponnene Seidenfaden wird von dem Sticker, von dem Spitzenklöppler und Bortenwirker weiter verarbeitet. Manche Fabrik giebt ihnen das Material in ihre eigene Häuſer, andere aber laſſen alles in den Fabrikgebäuden verarbeiten.

Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob die Gold- und Silberfabriken einem Lande nützlich oder ſchädlich ſeyen, und man hat das letztere geraume Zeit und genau aus dem Grunde behauptet, weil ſich an den Dreſſen viel Gold und Silber abnutze und auf ewig verlohren gehe, und weil die ganze Maſſe Gold und Silber, welche ſich in Stickereyen, Spitzen und Borten befindet, der Münze und folglich auch der Cirkulation entzogen werde. Man ſcheint nicht bedacht zu haben, daß der Abgang der edlen Metalle durch das Abſchleifen der umlaufenden Münzen ungleich größer ſeye und dennoch durch die jährlichen Zuflüße aus Afrika und Amerika reichlich erſetzt werde, folglich ganz keine Verminderung des Ganzen zu beſorgen ſeye, und daß es überhaupt mehr beſchwerlich als vortheilhaft ſeye, wenn ſich die Gold- und Silbermaſſe noch weiter vermehre. Je mehr der vorſtellenden Zeichen im Ganzen werden, um ſo viel mehr ſolcher Zeichen muß man für die Waaren geben, welche man einkaufen will; und hingegen je weniger des Goldes und Silbers in der Welt iſt, um ſo niedriger ſtehen die Preiße der Waaren. Vermehren ſich die Waaren, ſo ſteigt der Werth des Goldes, vermehrt ſich hingegen dieſes, ſo ſteigt der Werth der Waaren. Man ſollte über-

überhaupt die Cirkulation nicht nach dem Gelde, ſondern nach den Waaren und Gütern benennen, weil ohne Güter gar keine Cirkulation möglich iſt. Wenn alſo auch gar kein Gold und Silber auf Kleidungen getragen und zu Meublen und Geräthſchaften verwendet würde, ſo würde dennoch der Umlauf nicht ſtärker werden, wenn ſich nicht zugleich die Arbeiter und die Waaren vermehren. Die Gold- und Silberfabriken vermehren aber ſichtbar die Waaren und den Umlauf des Geldes und ſetzen viele Menſchen in Nahrung.

Der zu weit getriebene Luxus mit Goldſtickereyen, Borten und Spitzen iſt zwar eben ſowohl, als jeder andere zu weit getriebene Luxus ſchädlich; wie man ſich aber dabey zu benehmen habe, das gehört in den Artickel Luxus.

S. Vollkommener und gründlicher Bericht von dem Gold- und Silberdratziehen, Vergolden, Plätten und Spinnen von Leiiſugo, Lübeck 1744. 8.

Goldfirniß, ein gelber glänzender Firniß, womit beym Vergolden mit Blattſilber die auf den Farbegrund getragene Silberblätter angeſtrichen werden, und hierdurch eine Goldfarbe erhalten. Zu einem Pfund höchſtrektificirten Weingeiſte nimmt man 6 Loth Gummilack, welcher zuvor fein gepülvert ſeyn muß, läßt ihn 24 Stunden in mäßiger Wärme ſtehen und ſchüttelt das Gefäß zum öftern. Dadurch löſt ſich ein Theil des Lacks auf und der Spiritus erhält eine röthlich braune Farbe. Dieſen muß man abgieſen und einige Tage ruhig ſtehen laſſen, damit ſich alle darinnen befindliche Unreinigkeiten zu Boden ſetzen. Zuletzt miſcht man Gummigut, Drachenblut, Orlean und Safran darunter.

Man hat auch einen Goldfirniß von Oel, welcher zwar ſchwerer trocknet, aber in der Sonne und

Regen beſſer ausdauert. Man gießt auf eine Miſchung von Gummigut, Orlean, Safran und Drachenblut, Terpentinöl und wenn dieſes durch die größere oder geringere Menge dieſer Farbmaterialien die verlangte Farbe erhalten hat, auf jedes Pf. Oel 16 Loth Bernſtein, 4 Loth Gummilack und $\frac{1}{2}$ Pfund Leinöl und ſetzt es in hinlängliche Wärme. Wenn nach einigen Tagen die harzigen Materien größtentheils aufgelößt ſind, wird der oben ſtehende helle Firniß abgegoſſen und zum Gebrauch aufgehoben.

Goldfiſch. Dieſen Namen erhalten verſchiedene Fiſche, nämlich der Goldbrachſen, das Goldauge, der chineſiſche Goldfiſch, eine Art Stutzköpfe und die Alſe, wovon die Worte: Alſe, Meerbrachſen und Stutzkopf nachzuſehen ſind.

Goldflüſſe heißen diejenige Flüſſe, welche Goldſand mit ſich führen, ſ. Gold.

Goldfolie, ſ. Folie.

Goldfore, ſ. Forelle.

Goldgewicht. In Deutſchland bedient man ſich hierzu der köllniſchen Mark, die in 8 Unzen oder 16 Loth, 64 Quentchen, 256 Pfennige, 512 Heller, 4020 Aſen oder Eßgen, 4864 holländiſche Aaſe, 65536 Richtpfennigstheilchen eingetheilt wird. Die Eintheilung in Richtpfennigstheilchen iſt faſt nur in den Münzen gebräuchlich.

Ueber dieß hat man in Deutſchland noch das Dukaten- Kronen- und Goldguldengewicht. Bey dem Dukatengewicht müſſen 67 Stücke Dukaten eine kölniſche Mark machen. Das Kronengewicht wird in Halbe- Viertels- und Achtelskronen eingetheilt. $69\frac{5}{13}$ Kronen ſollen eine kölniſche Mark ausmachen, gemeiniglich aber gehen 70 Kronen auf die Mark. Und endlich gehen 72 Goldgulden auf die kölniſche Mark.

Die

Die Mark feines Gold hat 24 Karat, und jeder Karat hat 12 Grän. $1\frac{1}{2}$ Karat machen 1 Loth. 43 deutſche Mark ſind gleich 41 franzöſiſchen; 100 kölniſche Mark, 95 holländiſchen und 41 deutſche Mark 25 Pfund 8 Unzen engliſch.

In Holland, England und Frankreich bedient man ſich des Troygewichts. In Holland hat die Troyiſche Mark 8 Unzen, 169 Engel, oder 5120 Aß. Es gehen 4864 ſolche Aß auf die kölniſche Mark.

In England hat das troyiſche Pfund 12 Unzen, 540 Permys, 5760 Gran. 480 Gran ſind 8724 Theilen einer kölniſchen Mark gleich. Die Mark fein Gold hat 24 Karat. Jeder Karat wird in 4 Gran und jeder Gran in 4 Viertel abgetheilt. 100 troyiſche Pfunde engliſch machen 147 Mark, 1 Unze und 12 Deniers franzöſiſch.

In Frankreich iſt das Markgewicht von 8 Unzen, 64 Gros, 192 Deniers; und 1 Denier hat 24 Gran. Dieſe Mark wiegt 5101 As oder 68729 Richtpfennigstheilchen der kölniſchen Mark. Die Mark fein Gold hat 24 Karat und der Karat 32 Theile.

In Rußland wird das Gold nach Pfunden und Soloniks gewogen, deren 96 ein Pfund und $3\frac{3}{7}$ ein kölniſches Loth machen.

In Schweden hat eine Mark Gold 24 Karat, die auch 16 Loth machen; denn 1 Karat hält 12 Gran, und 18 Gran machen 1 Loth. Ein ſolches Loth hat 274 Aß, ein gemeines Loth aber $276\frac{1}{2}$ Aß. $60\frac{1}{2}$ Dukaten machen 16 Loth, ein Mark aber nicht mehr als 23 Karat, 5 Gran fein Gold.

In Peru wird das Gold nach Tonnen gewogen, deren 5 ein Kaſtellan machen, welches der 50. Theil einer Mark iſt.

Nachfolgende Tabelle enthält eine Vergleichung der meiſten bekannten Goldgewichte. In der erſten Reihe ſtehen die Namen der Städte und Länder, in der zwooten die Namen des daſelbſt üblichen Gewichtes, in der dritten die Anzahl von den daſelbſt eingeführten Pfunden, Mark ꝛc. welche zu 100 Mark kölniſch erfordert werden, und in der vierten, wie viel holländiſche Aſſe jedes dieſer Pfunde ꝛc. hält. Z. E. 100 Mark kölniſch wiegen in Rußland $57\frac{1}{7}$ Pfund, deren jedes 8512 holländiſche Aſſe hält.

Länder und Orte.	Gewicht.	Verhältniß.	Holländ. Aſſe.
Amſterdam	Mk. Troyiſch	95.	5120
Augsburg	Mark	$99\frac{2}{100}$.	4912
Berlin	Mark	$99\frac{77}{100}$.	4875
Braunſchweig	Mark	$100\frac{12}{100}$.	4858
Cöln	Mark	100.	4864
Conſtantinopel	Drachmen	7258.	67
Dänemark	Mark	$99\frac{51}{100}$.	4888
England	Pf. Troyiſch	$62\frac{3}{100}$.	7766
Florenz	Pfund	$68\frac{93}{100}$.	7060
Frankfurt am M.	Mark	100.	4854
Frankreich	Mark	$95\frac{43}{100}$.	5094
Geneve	Mark	$95\frac{48}{100}$.	5094
Genua	Pfund	$73\frac{56}{100}$.	7612
Hamburg	Mark	100.	4864
Hanover	Mark	100.	4864
Leipzig	Mark	100.	4864
Neapel	Pfund	$72\frac{35}{100}$.	6677
Nürnberg	Mark	$97\frac{82}{100}$.	4972
Portugal	Mark	$101\frac{84}{100}$.	4776
Regensburg	Mark	$95\frac{17}{100}$.	5111
Riga	Mark	$111\frac{79}{100}$.	4353
Rom	Pfund	$68\frac{8}{10}$.	7090

Ruß-

Länder und Orte.	Gewicht.	Verhältniß.	Holländ. Aſſe.
Rußland	Pfund	$57\frac{1}{7}$.	8512
Schweden	Mark	$110\frac{95}{100}$.	4384
Spanien	Mark	$101\frac{42}{100}$.	4796
Strasburg	Mark	$99\frac{14}{100}$.	4906
Wien	Mark	$83\frac{1}{3}$.	5837
Zürch	Mark	$99\frac{3}{4}$.	4876

Goldglätte heißt 1) in Tyrol zu Prat und Stilfes im Vinſtgau, ein Golderz, welches auch Bley und Silber hält, und 2) in der Chemie ein halbverglaßter ſchuppiger Bleykalk von hoher gelber Farbe.

Goldgranaten ſind bloſe der Würfelgeſtalt ſich nähernde Schörlkörner, welche mit Talkblättchen überwachſen ſind. Sie finden ſich bey Strigau in Schleſien. Oder auch ſchwarze Eiſenkörner, die zuweilen etwas weniges Gold führen und vom Magnet gezogen werden. Man findet ſie meiſtens als Geſchieb in der Dammerde.

Goldgulden. Eine bekannte Goldmünze, welche jeßt nach dem 24 fl. Fuß 3 fl. 40 kr. gilt. Es gehen davon 72 Stücke auf die kölniſche Mark, und halten 18 Karat, 6 Gran feines Gold, 3 Karat, 8 Gran feines Silber und 1 Karat, 10 Gran Kupfer. Auf den nämlichen Fuß werden auch in Deutſchland die Karolinen und Maxdor ausgemünzt. Drey Goldgulden ſind einer Karolin und 2 Goldgulden einem Maxdor gleich. Sie wurden zuerſt im Jahr 1252. zu Florenz geſchlagen. Ob ſie gleich aus dem feinſten Golde beſtunden und den achten Theil einer Unze hielten, ſo galten ſie damals doch nicht mehr als eine Lire, ſtiegen aber, wegen des veränderten Verhältniſſes der Silbermünzen, bis auf 13 Lire, 6 Soldi und 8 Denari.

Im 14. Jahrhundert fieng man an ſie in Deutſchland einzuführen. Urſprünglich waren ſie auf einen Gulden ausgemünzt, mit der Erhöhung der übrigen Münzſorten aber ſtieg ihr Preiß nach und nach, bis er im Jahr 1622. die Summe von 12 fl. erreichte. Im nämlichen Jahr fiel er wiederum auf 1 fl. 20 kr. und ſtieg endlich auf ſeinen jetzigen Werth von 3 fl. 40 kr.

Goldiner, ſ. Goldgulden.

Golkarauſche, ſ. Giebel.

Goldkies, ein Kies, in welchem Gold entweder nur verlarvt, oder durch Eiſen und Schwefel wirklich vererzt iſt. Er ſiehet bald dem Eiſenkies, bald dem Kupferkies und bisweilen auch dem ſpaniſchen Toback ähnlich, und hält im Centner von 1 bis auf 900 Loth.

Goldkönig heißt jedes zuſammen geſchmolzene Gold.

Goldkräze ſind die Feilſpähne und alles, was bey Verarbeitung des Goldes abfällt.

Goldkrone, *Ecu d'or* eine alte franzöſiſche Goldmünze, welche 70 Aß von 22 Karat, 8 Gran haltendem Golde wiegt und nach dem 20 fl. Fuß 3 fl. 52 kr. 4 hlr. werth iſt.

Goldlahn, ſ. Gold- und Silberfabrik.

Goldlebererz, ein leberfarbiger Goldkies, der in Ungarn und Siebenbürgen bricht.

Goldmarkaſit iſt eben ſo viel als Goldkies; einige aber verſtehen darunter nur diejenige Art, welche in Kryſtallengeſtalt erſcheint.

Goldpapier. Das ganz vergoldete und glatte Goldpapier wird verfertigt, indem rother armeniſcher Bolus mit Waſſer gerieben und aufgeſtrichen und nach dem Trocknen mit Metallblättchen überlegt und geglättet wird; bey dem geblümten Goldpapier hingegen bedient man ſich hölzerner oder meſ-

ſingener Mödel, womit die Farben aufgetragen und die vergoldete Blumen abgedrückt werden.

Goldpatſcher heißen diejenige Farbenkünſtler, welche das vergoldete Leder bereiten.

Goldplätter ſind in den Goldfabriken Arbeiter, welche Lahn aus dem Golddrate verfertigen.

Goldpraſer iſt ein Beyname des Chryſopras.

Goldpurpur, ſ. Purpur.

Goldrahm wird der bey dem Städtchen Eule, in Böhmen, in dem ſogenannten kalten Grunde brechende güldiſche Glanz genannt, welcher ſehr viel Gold bey ſich führt.

Goldroth, ein Beyname des armeniſchen Bolus.

Goldſand, ſ. Gold.

Goldſchaum nennet man die geſchlagene Goldblätter, deren man ſich zum Vergolden bedient, ſ. Goldſchläger.

Goldſcheidewaſſer, ſ. Königswaſſer.

Goldſchläger Man ſagt von ihnen, ſie wären die einzigen, welche ihre Kunſt ſchon in dieſem Leben zur höchſten Vollkommenheit gebracht hätten, indem es ſich durchaus nicht mehr dünner ſchlagen laſſe. Der Goldſchläger treibt das Gold oder Silber, welches er verarbeiten will, vor allen Dingen auf dem Teſte vollkommen ab, und gießt es in dem Zahneinguße zu einem fingerdicken und etwa einen Schuh langen rundlichen Stücke. Dieſer Gold- oder Silberzahn wird unter dem Hammer viereckigt geſchlagen, nach jedem Umhämmern geglühet, und auf dem Streckwerke zwiſchen zwo ſtählernen Walzen ausgeſtreckt. Zwiſchen dem Strecken wird das Metall noch einigemal geglühet, und damit ſo lange fortgefahren, bis eines die Breite eines Fingers und die Dicke eines ſtarken Papiers hat. Dann wird es Spannen lang zuſammen gelegt, und an beyden Enden zuſammen gebunden. Man hält

dieſes Gebund mit einer Hand und ſchlägt mit der ſtumpfen Spitze eines Schmiedehammers erſt der Länge nach, Schlag bey Schlag und ſodann in die Queere. Nach jedem Hämmern wird es geglühet und alſo zuſammen gelegt, daß dasjenige, was inwendig war, auſſen heraus kommt. Zuletzt ſchlägt man das Metall mit der breiten Bahn des Hammers und klopft die ſcharfe Ecken der Seiten gerade. Aus dieſen Metallſtreichen werden mit der Scheere 150 vierkantige Stücke geſchnitten, welche einen Zoll ins Gevierte halten. Man legt ſie zwiſchen die Blätter der Pergamentform und ſtreift ein doppeltes pergamentnes Futteral darüber. In dieſer Pergamentform, welche wie die Hautform, ein aus lauter einzelnen Blättern beſtehendes Buch iſt, ſchlägt man die noch dicke Platten, unter beſtändigem Umrühren, mit einem ſchweren Hammer auf dem Steine ſo lange, bis jede 3 Zoll ins Gevierte erhalten hat. Sodann werden ſie in einer größern Form in vierzöllige und jede derſelben wieder in vier zweyzöllige verwandelt. Dieſe 600 Platten kommen in die Form von zugerichteten Darmhäuten, welche man die Löthform nennt, und werden mit dem ſchweren Formhammer ſo lange geſchlagen, bis die Goldblätter mit ihren Enden hervordringen. Man zerſchneidet abermal jedes in vier Theile, legt dieſe 2400 Blätter in die vierte Hautform und ſchlägt ſie wiederum ſo lange, bis ſie über die Form hervorragen. Endlich werden ſie mit dem Karren auf dem Küſſen in ſolche Quadrate geſchnitten, als es die Nummern jeder Art verlangt. Man legt ſie zwiſchen die Blätter eines mit rothen Bolus beſtrichenen und vorhero auf dem Steine glatt und warm geſchmolzenen papiernen Buchs und verkauft ſie in dieſer Geſtalt.

Dieſe

Dieſe Goldblätter ſind nach ihrer Größe und Schwere ſehr verſchieden. Das dickſte heißt Dratzieher Blatt, weil die Golddratzieher in Silberſtab damit überziehen. Sie ſind ¾ bis zu 1 Dukaten ſchwer und werden nicht nach Büchern, ſondern nach dem Gewicht verkauft. Andere nennen es **Doppelgold** oder **Fabrikengold**. Hievon iſt aber das **Doppelgold der Schwerdfeger** verſchieden. Von dieſem hält jedes Blatt 3 Zoll ins Gevierte, und in einem rothen Büchlein liegen 12 Blätter. Die dritte Sorte iſt das **Feingold**, wovon man viererley Arten hat. 1) Blätter von 4 Zoll ins Quadrat, das Buch zu 25 Blättern; 3) von 3 Zoll ins Quadrat und 25 Blättern, und 2) von $2\frac{1}{2}$ Zoll ins Quadrat, das Buch zu 25 Blättern; 4) **Franzgold**, welches mit Silber verſetzt und daher von blaſſer Farbe iſt, jedes Blatt hat 3 Zoll ins Quadrat und das Buch 25 Blätter; 5) **Zwiſch- oder Halbgold**, welches auf einer Seite ſilbern und auf der andern golden iſt. Gold und Silber werden anfangs jedes vor ſich dünne wie Papier geſchlagen, alsdann aufeinander gelegt und wie oben erwähnt wurde, weiter behandelt, wodurch ſie ſich ganz mit einander vereinigen. Man nimmt zu 13 Loth Silber 3 Loth Gold. Boode letztere Arten brauchen die Buchbinder, Maler und Bildhauer.

Die Silberblätter werden ebenfalls von den Goldſchlägern verfertigt, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht in der dritten Pergamentform geſchlagen werden. Die unächten Gold- und Silberblätter werden auch bisweilen von den Goldſchlägern, meiſtens aber von beſondern Arbeitern verfertigt, welche man Tombackſchläger oder unächte Goldſchläger nennt. Das unächte Gold beſtehet aus einer Miſchung von Kupfer und Zink, und das unächte Silber aus einer Miſchung von Zinn

Zinn und Zink. Man bedient ſich hierzu der von den Goldſchlägern abgelegten Hautformen. Die Zubereitung der Hautformen lehret der nächſtfolgende Artickel.

Goldſchlägerblaſe iſt eine dünne Haut, welche von der äuſſern Haut des Maſtdarms eines Ochſen bereitet wird. Sonſten mußte man ſie aus England verſchreiben, jetzt aber kann man ſie auch in Deutſchland verfertigen. Man löſt die äuſſere dünne Haut des Maſtdarms ab und ſpannt ſie über eine hölzerne Rahme und beſtreicht ſie, mittels eines Schwamms, mit einem Gemiſche von Weyhrauch, Kordamumen, Anis, Zimmet, Muskatennüſſen, arabiſchen Gummi oder Hauſenblaſen und Kamphor, welches in Wein oder Brandwein aufgelöſt, durch ein Tuch geſeihet, und mit Eyerweiß gequirlt werden muß. Von einer Maſtdarmshaut erhält man 6 Blätter. Weil ſie aber ſehr dünne ſind und nicht viele Hammerſchläge aushalten können, ſo werden allezeit 2 zuſammen geklebt. Sie werden in Päcken verkauft, wovon einer 1200 Stücke hält und 40 bis 45 fl. koſtet.

Goldſchlagloth, ſ. Schlagloth.

Goldſchmied, ſ. Goldarbeiter.

Goldſpinner, ſ. Gold= und Silberfabrik.

Goldſtein iſt ein Beyname des Hyacinths, des Chryſoliths und Chryſopras.

Goldſtof, **Güldenſtück**, *Drap d'or*, ein ganz von Goldfäden, mit oder ohne ſeidene Blumen gewebter Zeug. Die meiſten werden in Lion verfertigt.

Goldwäſche, ſ. Gold.

Goldwaſſer, ein feiner abgezogener Brandwein oder Liqueur, der von den darinnen ſchwimmenden Goldblättchen den Namen hat. Der beſte wird zu Danzig im Lachs verfertigt.

Gold=

Goldzahn, ſ. Goldzain.

Goldzain oder Goldzahn heißt die Maſſe Gold, welche aus den Raffinerien gekommen iſt, und woraus die Goldſchläger ihr Blattgold ſchlagen.

Goigal, eine Art Flanell, welcher auf booden Seiten einerley Blumen hat. Die Figuren der Formen ſind durch und durch ausgeſchnitten. Der Flanell wird heiß gebrühet, ſchichtenweis zwiſchen zwey Formbretter gelegt, in der Preſſe ſtark zuſammen gepreßt, die gekochte ſtarke Farbenbrühe heiß in die Formlöcher gegoſſen, bis ſie alle Lagen des Flanells durchdringt.

Golſchuit oder Goldſchut, eine chineſiſche Münze, oder vielmehr ein Stückchen gegoſſenes Gold, deſſen ſich die Chineſer ſtatt einer Münze bedienen. Man ſchätzt es auf 2850 franzöſiſche Livres.

Golſch, ſ. Kölſch.

Gork, ſ. Pantoffelholz.

Goſe heißt das Goslariſche Bier.

Goſſe, Gußſtein, Waſſerſtein, ein in Küchen ſehr gewöhnlicher Ausguß. Um den unangenehmen Geruch zu verhüten, welchen dieſe Gußſteine im Sommer leicht von ſich geben, muß das Becken der Goſſe beſtändig ſo weit mit Waſſer angefüllt ſeyn, daß der Schüttſtein mit dem untern Ende unter der Oberfläche ſteht.

Gottesgroſchen nennet man in einigen Gegenden von Niederſachen das Aufgeld und den Leykauf.

Gourgouran, ein oſtindiſcher Seidenzeug, welcher auf Grosdetourart gewebt, aber noch dicker von Aufzug und Einſchlag iſt. Die Seide iſt nicht gezwirnt, ſondern acht einfache Fäden ſind mit Gummi zuſammen geleimt und machen einen Faden aus.

Grabſcheit, Grabſchaufel, ein bekanntes Gareninſtrument. Bey dem Umgraben der Erde iſt das Aufheben des Grabſcheits mit der Laſt der abgeſtoche-

ſtochenen Erde das beſchwerlichſte. Der Arbeiter muß ſich dabey auf ſeine Lenden ſtützen, welches ihn ſehr angreift. Um dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen, hat der Graf Crequi Frohaas in der Piccardi vorgeſchlagen, die Schaufel da, wo das Eiſen aufhört und der hölzerne Stiel anfängt, mit einer Stütze zu verſehen, damit ſich die Schaufel mit der Erde ſelbſt heben möge, ſo bald man das äuſſere Ende des Stiels gegen den Boden drückt.

Phyſikal. und ökon. Patriot, 2. Th. Hamb. 1757. 4. S. 262. f.

Grabſtichel, Grabeiſen, Grabmeiſel, ein ſtählerner Griffel verſchiedener Metallarbeiter, womit ſie Figuren in Metall graben. Die Gold- und Silberarbeiter haben kleine ſtählerne, vorne ſpitzige und geſchärfte Meiſel in hölzernen Stielen, welche bald vierkantig, bald ganz und bald halb rund ſind. Die geſchärfte Spitzen unterſcheiden ſich von den Bunzen, deren man ſich bey getriebenen Arbeiten bedient. Der Grabſtichel des Kupferſtechers beſtehet aus einem 2 bis 4 Zoll langen vierkantigen Eiſen von der Dicke einer Schreibfeder, welches einen rund gedreheten Grif von hartem Holze hat. Die ſtählerne Spitze iſt nach einer ſchiefen Vierung ſcharf zugeſchliffen. Die Grabſtichel der Petſchirſtecher ſind verſchieden. Iſt ihre Spitze rund, ſo heißen ſie Rund- oder Polzenſtichel; iſt ſie platt, ſo nennet man ſie Flachſtichel, und iſt ſie ſpitzig, ſo heißen ſie Spitzſtichel. Die Grabſtichel der Wappenſchneider werden Steinzeiger genannt.

Graben. Man bedient ſich in der Landwirthſchaft der Gräben hauptſächlich zu dreyerley Abſichten: entweder um ſumpfigte Gegenden auszutrocknen, oder trockene Wieſen und Aecker bey großer Dürre zu wäſſern, oder aber die Feldgüter damit ſtatt der Zäune und Hecken einzuſchlieſſen. Von den Abzugs-

zugsgräben iſt unter dem Worte Sumpf und von den Wäſſerungsgräben unter dem Artickel Wäſſerung das nöthige zu finden. Zur Einſchlieſſung der Felder ſind trockene Gräben und Dämme alsdann hinlänglich, wenn es nur darum zu thun iſt, das Vieh davon abzuhalten; ſollen ſie aber auch den Menſchen das Einſteigen verwehren, ſo müſſen ſie mit Waſſer angefüllet ſeyn. Der Damm muß nicht an der äuſſern, ſondern an der innern Seite des Grabens, welche das einzuſchlieſſende Gut berührt, aufgeſchlagen werden. Denn wenn der Damm auſſen iſt, ſo iſt das Vieh im Stand, ſolchen auseinander zu ſcharren, in den Graben zu werfen und ſich damit einen Weg zum Acker zu bahnen. Oder wenn es auf den Damm hinauf ſteigt, kann es von demſelben leicht über den Graben ſpringen. Wenn hingegen der Damm innerhalb iſt, wird eines Theils die Ausſicht in den Acker benommen und theils der Sprung erſchwert. Je breiter und tiefer der Graben ausgehoben wird, um ſo höher kann man auch den Damm machen.

Die Feldgräben haben ihre bekannte große Mängel. Sie ſind nicht von gleicher Tiefe, gehen öfters ſehr krumm und werden von Laub und anderm ſich ſammlenden Unrath verſtopft. Dieſes alles rührt daher, daß man jedem angränzenden Gutsbeſitzer überläßt, den Graben an ſeiner Gränze nach Willkühr zu unterhalten. Eine genaue Vorſchrift und fleißige Nachſicht kann dem Uebel leicht abhelfen.

Die bedeckten Gräben, welche unter dem Namen Dohlen oder Dohler bekannt ſind, werden theils aus Holz und theils von Steinen aufgeführt. Letztere ſind, wegen der Dauer, allezeit den hölzernen vorzuziehen. Bey dieſen werden beyde Wände ſamt dem Fußboden mit Diehlen (Bohlen) von Eichen- Föhren- oder Erlenholz bekleidet, welche man

an eingerammten Pfählen beveſtigt, und der Deckel beſtehet aus einer gleichen Diehle. Bey den ſteinernen Dohlen werden die Seitenwände aufgemauert. Die Decke beſtehet aus einem flachen Stein; wenn aber der Graben über zween Schuhe breit iſt, muß es mit einem Gewölbe bedeckt werden.

Man hat in der Landwirthſchaft noch andere Dohlen erfunden, welche weit minder koſtbar ſind, und gleichwohl dazu vortreflich dienen, um die überflüßige Näſſe aus den Grundſtücken abzuleiten. Wenn der Graben ausgehoben iſt, werden Feldſteine hineingeworfen, bis die Hälfte ſeiner Tiefe damit angefüllet iſt. Dieſe ſchlieſſen ſich nicht veſt aneinander und verſtatten alſo immer dem Waſſer den Durchgang. Oben auf die Steine wird Moos oder Stroh und auf dieſes die ausgehobene Erde gelegt, welche nachhero wiederum mit dem Pflug bearbeitet und angebauet werden kann. Das Moos und Stroh iſt blos dazu beſtimmt, das Nachfallen des lockern Erdreichs zu verhindern; denn bis das Stroh verfault, hat ſich die Erde ſchon ſo veſt zuſammen geſetzt, daß ſie nicht mehr in die Steine eindringen kann.

Grace, eine florentiniſche Münze von 5 Quatrim oder 6 Pfennigen unſers Geldes.

Grachel oder **Agen** heißen die langen zerbrechlichen Spitzen oder Stacheln an den Getraidähren.

Gradirwerk, ſ. Salzwerk.

Gradſäge, ſ. Grathſäge.

Gradſparren, ſ. Grathſparren,

Gräſing, eine Niederſächſiſche Benennung des Dachſes.

Grän iſt der zwölfte Theil eines Karats, ſ. Goldgewicht.

Gränze. Die Linie, welche das Eigenthum eines Gutbeſitzers von dem Eigenthum ſeines Nachbars ſcheidet. Man hat landesherrliche und Privatgränzen. Zu jenen gehören die Landes- Jagd- Forſt- und Geleitsgränzen, zu den letztern aber die Gränzen der Unterthansgüter ſowohl, als der herrſchaftlichen Domainengüter. Die Zeichen, womit die landesherrliche Gränzen bezeichnet werden, heißen Mähler oder Mahle. Man hat natürliche und künſtliche Gränzzeichen oder Mähler. Jene ſind Berge, Hügel, Thäler, Seen, Flüſſe, Bäche, Landſtraſſen, Bäume u. d. g. Dieſe beſtehen aus Säulen, Pfählen, Kreuzen und aufgerichteten Steinen. Dieſe nennet man Gränz- Mark- Mund- Wandel- Mahl- Schnat und Schneidſteine, und je nachdem ſie einem Gut oder einer Gerechtſame zur Gränze dienen, heißen ſie auch Gerichts- Geleits- Forſt- Jagd- Zehend- Flur- Huth- oder Waid- Zoll- Wege- Waſſer- Loch- oder Schnurſteine; mit welchen letztern die Gruben in den Bergwerken vermarkt werden. Diejenigen Gränzſteine, welche an den Hauptecken der Gränze ſtehen, nennet man Haupt- oder Ortſteine, und diejenige, welche in gerader Linie dazwiſchen ſtehen, Läufer. Die äuſſere Form iſt willkührlich, doch werden die Landesgränzjagd- Geleits- auch Flurſteine gemeiniglich viereckigt und mit einem runden Kopf zugehauen, die gemeinen Güterſteine hingegen eingeſetzt, wie man ſie findet. Die Hauptſteine werden größer gemacht als die Läufer. Jeder Stein hat unter ſich in der Erde ſeine Kennzeichen, daß er wirklich ein Gränzſtein ſeye und was er bedeute. Man nennet ſie Beylagen, Zeugen, Zeugſchaften und Eyer. Sie beſtehen gemeiniglich in Ziegelſteinen, Kohlen, Schlacken oder Glasſcherben, und werden alſo gelegt, daß ſie auf diejenige Linien hinweiſen, welche

der Stein anzeigen ſolle. So kann öfters ein Stein 4 Linien, die ſich bey ihm koncentriren, zum Markzeichen dienen. Landes- Jurisdiktions- Jagdſteine u. d.g. erhalten dieſe Beylagen auch, werden aber auſſer dem Boden noch mit eingehauenen Wappen und Buchſtaben gezeichnet. Wenn Ziegelſteine oder Glasſcherben zu Beylagen gebraucht werden, ſo müſſen ſie aus einem Stücke ſo zerſchlagen werden, daß ſie wiederum genau zuſammen paſſen und ein Ganzes auszumachen ſcheinen, wenn man ſie zuſammen legt. Das Einſetzen der Gränzſteine wird von beſondern dazu aufgeſtellten und verpflichteten Perſonen beſorgt, die unter ſich ein Kollegium ausmachen. Man nennet ſie Untergänger, Feldgerichtsleute, Gränzmeſſer, Gränzſcheider, Märker, Steinſetzer, Unterläufer und Siebner. Jede Siebnerey hat ihre eigenthümliche Art, die Steine mit Zeugen zu belegen, die ſie niemand offenbahrt, der nicht aus ihrem Mittel iſt. Sie laſſen daher auch niemand zuſehen, wenn ſie Steine erheben oder einſetzen; ja an manchen Orten darf ſogar der Richter nicht in die Grube ſehen, wenn er nicht beſonders als Siebner aufgeſchwohren hat.

Vor Zeiten hielt man ſehr viel auf natürliche Gränzzeichen; nachdem man aber angefangen hat, das Ungewiſſe und Wandelbare derſelben einzuſehen, bedient man ſich an ihrer ſtatt faſt durchgehends der Markſteine.

Gräpel, ein bergmänniſches Längenmaas, welches den achten Theil einer Lachter beträgt.

Gräsling heißt der Fächſer eines Weinſtocks, ſo lange er nicht über ein Jahr alt iſt, ingleichem ein Fiſch, den man ſonſten Gründling nennet.

Gräupelerz, das zu Graupen gepochte Erz.

Graingrund nennet der Zeugmacher den glatten leinwandarti„en Grund derjenigen wollenen Zeuge, die weder geköpert noch faſſonirt ſind.

Gramonie, ein Abzug von ¾ Piaſter an jedem Ballen Seidenwaaren, welcher auſſer den gewöhnlichen Arten der Tara in einigen levantiſchen Handelsplätzen herkommlich iſt.

Gran, ein Hebzeug, ſ. Krahn.

Gran, ein Gewicht, beträgt den 20. Theil eines Skrupels oder den 60. eines Quentchens.

Granat, Granatſtein, ein quarzartiger, im Bruche glashafter, mehr oder weniger durchſichtiger Edelſtein von mancherley kryſtalliniſcher Geſtalt. Man findet ihn nicht nur in den orientaliſchen, ſondern auch in verſchiedenen europäiſchen Ländern, vorzüglich in Böhmen; und haben die böhmiſchen den Vorzug vor allen übrigen. Seine Mutter iſt allezeit eine veſte, harte, mit Quarz vermiſchte Bergart, welche ſelten ohne Eiſengehalt zu ſeyn pflegt. Diejenige, welche in dem Sand des Fluſſes gefunden werden, heißen Flußgranaten oder Schirlkörner. Die Granaten haben die Härte der europäiſchen Topaſe. Einige ſind braunroth, wie ſchwarzes dickes Blut, andere rothgelb oder hyacinthfarbig und noch andere bläulich oder violetroth. Letztere nennt man ſyriſche. Die böhmiſchen haben eine goldgelbe und wie eine glühende Kohle ſtrahlende Farbe, die ſchleſiſchen aber ſind dunkler und ſelten recht durchſichtig. Sie werden theils mit Faſetten geſchliffen und gefaßt, theils aber ausgehöhlt, oder wie es die Edelſteinſchneider nennen, geſchlägelt, und heißen alsdann Granatſchalen. Die kleinern werden durchbohrt, auf Schnüre gezogen, nach dem Tauſend verkauft und von dem Frauenzimmer ſtatt der Perlen getragen. Die meiſten verarbeitet man zu Freyburg und Waldkirchen im Breisgau.

Jetzo befinden ſich daſelbſt 28 Mühlen und 140 Meiſter, die eine Zunft ausmachen. Die Granaten erhalten ſie aus Böhmen. Wenn 300 rohe Granaten auf ein Loth gehen, ſo gilt das Pfund 2 Reichsgulden; gehen nur 250 auf ein Loth, ſo ſteigt der Preiß auf $3\frac{1}{2}$ fl.; und wenn gar nur 200 auf ein Loth gehen, ſo koſtet das Pfund 6 bis 8 fl. Wenn ſie ſo leicht ſind, daß man 400 Granaten zu einem Loth haben muß, ſo iſt das Pfund nicht mehr als 30 Kreuzer und wenn ſie recht ſchön ſind, höchſtens 1 fl. werth. Durchbohrt werden ſie mit einem Diamant. Männer bohren jedes Stück auf 2 Seiten an, das völlige Durchbohren aber iſt Weiberarbeit. Tauſend oder auch 1200 Stücke von mittler Größe werden in einem Tage angebohrt, ganz durchbohren aber kann man nur 400 bis 600. Ein Karat von dem hierzu dienlichen Diamant gilt zween Reichsgulden. Das Schleifen, welches an Sandſteinen geſchiehet, woran jedes Stück einzeln in einer hölzernen Hülſe gehalten wird, iſt eine ungeſunde Arbeit, worauf endlich Blindheit zu folgen pflegt. Die Eintheilung der Faſetten geſchiehet nach dem Augenmaas. Wenigſtens erhält ein Stein 6 Seiten, man ſchleift aber auch 12 bis 32 daran. Ein geſchickter Arbeiter ſchleift in einem Tag 1000 bis 1100 Granaten. Das Taglohn iſt dabey 18 Kreuzer. Das Poliren mit Trippel geſchiehet von Weibern. Endlich werden die Granaten tauſendweis auf türkiſches Garn gezogen. Man kann dorten das Tauſend für 5 fl. auch für 6, 8 und mehrere Louisd'or kaufen. Die meiſten gehen nach Italien, Frankreich und in die Türkey. Jeder Arbeiter muß ſich durch einen Eid verbinden, nicht wegzuziehen, gleichwohl hat vor einigen Jahren ein von Freyburg entlaufener Schleifer in Böhmen eine Schleiferey errichtet.

Um

Um unächte Granaten zu machen, nimmt man 8 Loth präparirten Kryſtall, 24 Loth feinen Mennig, ½ Quart präparirten Braunſtein, 4 Gran präparirte Zaffera und ſchmelzt es zu einem Glaſe, welches gleich den rechten Granaten geſchliffen und gefaßt wird.

Granatapfel, ſ. Granatenbaum.

Granatenbaum, Granatbaum, Granatapfelbaum, ein in den Morgenländern, in Italien und Spanien gewöhnlicher Baum, der aber in Deutſchland, ſelbſt in Treibhäuſern, keine reife Früchte bringt. Er gehört zu den Pflanzen mit vielen dem Kelch in einem Ringe einverleibten Staubfäden und einem Staubwege. Man hat hievon zwo Arten, den hohen oder gemeinen, *Panica Granatum, foliis lanceolatis, caule arboreo, Linn.* und den kleinen oder Zwerggranatenbaum, *Punica nana, foliis linearibus caule fruticoſo, flore minore. Linn.* Beyderley Arten haben ſehr ſchöne rothe Blüthen. Die Frucht des hohen Granatbaums gleicht einem Apfel, und wird daher auch Granatapfel genennet. Sie iſt oben mit den fünf Kelcheinſchnitten beſetzt, auſſen röthlich, braun, mit einer lederartigen zähen Schale oder Rinde, inwendig gelb, mit einem ſaftigen ſüſſen oder auch weinſäuerlichen Fleiſch, und in viele, gemeiniglich in 9 Fächer abgetheilt, worinnen die Saamkörner liegen. Die Früchte des Zwergbaums hingegen ſind nicht größer als eine Mandel.

Grad heißt 1) der Würztrog in einem Bräuhauſe, 2) grober Sand oder Kies, und 3) bey dem Bergbau ein mit klein gepochtem Quarz vermiſchter Lehm.

Grandenbeere, ſ. Heidelbeere.

Grangel, ein Stück geſchmolzenes Kupfer.

Granit, ein aus vielen kleinen, an Natur und Farbe verſchiedenen, aber dennoch veſt zuſammen-

hangenden Steinarten beſtehender Stein. Gemeiniglich iſt er ein aus Feldſpath, Glimmer und Quarz gemiſchter ausnehmend harter Felsſtein, (Wacke) worunter ſich bisweilen Hornblende, (Schörl) Speckſtein, Granaten, und Baſalt eingemiſcht finden. Linne nennt ihn *Saxum ſpatoſum, quarzoſum, micaceumque referens.* Man verwechſelt ihn oft mit dem Porphyr. Die Lage aller Theile des Granits iſt ſehr unbeſtimmt und irregulär, demungeachtet aber läßt ſich bey ihm nicht das geringſte Bindungsmittel entdecken, welches die verſchiedene Steinarten vereinigt hätte; und gleichwohl hängen ſie ſo veſte zuſammen, daß eine große Gewalt zu ihrer Trennung erfordert wird. Der Granit macht daher den Bergbau ſehr koſtbar, verſchaft ihm aber auch die dauerhafteſte Grubengebäude. Er gehört mehr zu den ſchmelzbaren als feuerbeſtändigen Steinen, und ſeine Leichte oder Strengflüßigkeit hängt hauptſächlich von der Beymiſchung des Quarzes und Feldſpaths, ſo wie von dem Eiſengehalt des Glimmers ab. Je häufiger der Quarz bey ihm anzutreffen iſt, um ſo ſchwerer kann man ihn ſchmelzen, und jemehr Spath ſich bey ihm findet und je eiſenſchüßiger der ihm beygemiſchte Glimmer iſt, um ſo leichter geräth er hingegen in den Fluß. Der Granit, welcher etliche Schuhe unter der Erde gelegen hat, läßt ſich ſchleifen und poliren.

An einigen Orten pflegt man auch den Gießſtein, der aus Frankreich kommt und in den Meßingfabriken gebraucht wird, lockern Granit zu nennen.

Grannenholz, ſ. Kiefer.

Grannenkorn, ſ. Spelt.

Granotino, ein kleines Gold- und Silbergewicht zu Turin, wovon 24 auf einen Grano, und 576 auf einen Denaro gehen.

Grapp, ſ. Krapp.

Gras.

Gras. Alle Grasarten zeichnen ſich von andern Gewächſen ſehr merklich aus. Sie haben einen hohlen, geſtreiſten, mit Kanten und Gelenken verſehenen Stengel; lange, ſchmale, geſtreifte Blätter, welche keinen beſondern Stiel haben, ſondern ſich an dem unterſten Ende in eine Scheide verwandeln, die den Stengel umgiebt; auch treiben ſie ſpitzige Blumen, welche einzelne Saamenkörner hervor bringen. Das, was man Getraid zu nennen pflegt, nämlich Waizen, Korn, Dinkel u. d. g. gehört alſo eigentlich zu den Grasarten und unterſcheidet ſich von ihnen nur durch die größere und mehlreichere Saamkörner und durch die höhere Stengel; die eigentliche Gränze zwiſchen beyden aber hat man noch nicht genau beſtimmt.

Einige Gräſer treiben nur kleine und feine Blätter und ſchwache Halme, andere hingegen viele, hohe und ſtarke Halme. Viele dauern mehrere Jahre, ja immerfort und heißen deßwegen perrenirende; andere hingegen dauern nur ein paar Jahre, ja wohl nur einen Sommer hindurch. Die Wurzeln ſind meiſtens lebhaft und dauerhaft, aber von ſehr verſchiedener Farbe und Geſtalt. Ihr Haupttheil iſt oft weißlich, weiß, grün, gelblich, braun oder ſchwärzlich; bisweilen ganz klein, daß er ſich von dem unterſten, harten, aufgetriebenen Wurzelknoten kaum unterſcheidet. Aus dieſem wachſen viele gröbere oder feinere Faſern heraus, welche einfach oder äſtig ſind und ſich nach allen Seiten und in allerley Formen ohne Ordnung ausbreiten. Bey andern Grasarten ſind die Hauptwurzeln dick aufgetrieben oder knollig, dabey glatt oder ſchuppig, und treiben an dem unterſten Ende eine Menge feiner Haarwurzeln aus. Einige haben eine unter der Erde geradſtehende oder ſchräg laufende einfache oder knotige Wurzel, einen oder etliche Zolle lang, die

auf allen Seiten mit Faſern beſetzt iſt. Viele Grasarten ſchlagen kurz über oder in der Erde lange dünne Wurzeln, welche bald einfach und mit Knoten verſehen ſind, auch horizontal ſtreichen und aus dieſen Knoten entweder nur Faſern treiben, oder zugleich eben ſo lange und dünne Nebenzweige und Aeſte, die den Boden überall durchwachſen und durchdringen, andere hingegen treiben aus dieſen Knoten junge Pflanzen aus. Gemeiniglich haben diejenige Grasarten, welche ſtarke und hohe Stengel treiben, nur ſchwache und flache W rzeln; die mit vielen aber kleinen Stengeln und Blättern verſehenen, aber ſtarke und viele Wurzeln.

Die erſten Triebe aus der Wurzel beſtehen meiſtens aus mehrern Blättern, welche unten mit trockenen Schuppen bedeckt ſind, die aus den vorjährigen Blättern entſtehen; wenn hingegen der Saame keimt, erſcheint allezeit nur ein Blättchen. Den Stengel des Graſes nennet man den Halm, *Culmus*. Er iſt aus geraden, rundlichen, geſtreiften und inwendig hohlen Röhren zuſammen geſetzt. Die unterſten Gelenke ſind immer die kürzeſten und die oberſten die längſten. Die Gelenke ſind durch Knoten miteinander verbunden, deren jeder ein Blatt hat. Wenn die Knoten mit Erde bedeckt ſind, können ſie Wurzel ſchlagen, und hierdurch vermehrt ſich auch das Gras und mithin nicht allein durch ſeinen Saamen. Die Blätter beſtehen aus Gefäſen, die der Länge nach neben einander hinlaufen, ohne ein erzförmiges Gewebe von kleinern und größern Maſchen zu bilden, welches man an den Blättern anderer Gewächſe gemeiniglich wahrnimmt. Jedes beſtehet aus der Blattſcheide und dem eigentlichen Blatt. Jene, welche die Stelle des Stiels vertritt, entſpringt unmittelbar aus dem Knoten, iſt in Geſtalt einer Röhre zuſammen gewickelt

wickelt und umſchließt das Gelenk des Halms. Das Blatt ſelbſt ſtehet von der Scheide unter einem ſpitzigen Winkel ab, hat eine mehr oder weniger rauhe Oberfläche, hingegen eine glattere Unterfläche, faſt gleich breite Ränder und endigt ſich in eine Spitze. Bey vielen iſt auf der Unterfläche eine Erhebung wahrzunehmen. Ehe der Halm ſchoſſet, wird man in der Mitte der aus der Wurzel ſehr dick hervorgewachſenen Blätter gewahr, daß der junge unausgebildete Halm unter der Bedeckung der noch in einander ſteckenden vielen Blätterſcheiden verborgen ſey. Der obere Theil oder die Spitze des Halms und der Aeſte iſt der gemeinſchaftliche Blumenträger und wird von einigen der Hauptſtiel genannt. Wenn die Blumen in gewiſſen Reihen oder Zeilen an dem verzahnten Hauptſtiele ſitzen, ſo machen ſie eine Aehre, *Ariſta*; wenn ſie aber an verlängerten Armen und Stielen ſtehen, eine Riſpe, *Panicula ſparſa*. Die Blüthen der Gräſer unterſcheiden ſich von andern dadurch, daß die Blättchen, welche den jungen Saamen und die Staubgefäße einſchließen, dieſe Theile nur nach zwo entgegen geſetzten Seiten umgeben, nicht aber, wie bey andern, in einem Kreiſe ringsherum ſtehen, und daß die äuſſern Droſtelblättchen oder Bälgchen (*Folliculi*) auf dem Rückenblüthblättchen oder Spelzen liegen, nicht aber in einer abwechſelnden Lage mit demſelben ſtehen. Die Blättchen oder die Bedeckungen der Fruchtwerkzeuge ſind von einigen mit der allgemeinen Benennung des Kelches und der Blumenblätter belegt worden, man giebt ihnen aber lieber einen eigenen Namen und nennt die Kelchblättchen Bälgchen und die Blumenblätter Spelzen. An den Bälgchen iſt zuweilen ein Faden angeſetzt, welcher Granne heißt. Der Saame iſt bey allen Gräſern nackend, zuweilen aber vertreten theils die Spel-

zen und theils die Bälgchen die Stelle einer Einwicklung.

Die Gräſer ſind in der Landwirthſchaft die unentbehrlichſten Gewächſe, und müſſen auch bey künſtlichen Wieſen den größten Theil derſelben ausmachen; denn ſie nähren ohne zu überfüttern, und ſind leicht verdaulich, ohne Blähungen und Hitze zu verurſachen, welches doch viele Futterkräuter thun, beſonders wenn man ſie ohne Vermiſchung mit andern verfüttert. Wenn ſie ſich in einem ihnen natürlich eigenen mäßig feuchten und nahrhaft lockern Boden befinden und in vollem Wachsthum ſtehen, ſind ſie weich, locker und ſaftreich und haben einen reinen, wäſſerichten, ſüßlichen, gemäßigten und etwas balſamiſchen Geſchmack und Geruch; doch findet man einige geſchmackloſe, ja ſogar einige giftige unter ihnen.

Die vorzüglichſten dauernden Grasarten in Deutſchland ſind: 1) Wieſenhaber, *Avena elatior, L.* 2) Wieſenfuchsſchwanz, *Alopecurus pratenſis.* 3) Gelbes Ruchgras, *Antoxanthum odoratum.* 4) Wieſenliſchgras, Timotheusgras, *Phleum pratenſe.* 5) Wieſenſchwingel, *Feſtuca elatior.* 6) Schaafgras, *Feſtuca ovina.* 7) Wollichtes Roßgras, Honiggras, *Holcus lanatus.* 8) Sibiriſches Haargras, *Elymus ſibiricus.* 9) Waſſer-Stiſpengras, *Poa aquatica.* 10) Mannagras, *Feſtuca fluitans.* 11) Raygras, *Lolium perenne.* Die Numern 2. 9. und 10. ſind vorzüglich auf ſehr naſſen Wieſen und ausgetrockneten Teichen brauchbar. Von allen dieſen Grasarten werden unter den betreffenden Buchſtaben beſondere Artickel vorkommen.

Die Grasſaamen werden am ſicherſten im Auguſt ausgeſäet, gewalzt, aber nicht eingeeggt.

Die

Die Engländer treiben ſeit einigen Jahren einen verführeriſchen Handel mit Grasſaamen. Sie geben einer Grasart einen engliſchen Namen, preiſen ſie an, und der Ausländer bezahlt ihnen den Saamen einen Graſes, welches auf ſeinem eigenen Boden wild wächſt und oft keine Achtung verdient, um theures Geld. Deßwegen iſt es der Mühe werth, die engliſche Benennungen zu wiſſen. *Birdgras* oder *Fowl meadowgras* ſcheint noch nicht genug beſtimmt zu ſeyn. Gemeiniglich erhält man aber unter dieſem Namen *Poa anguſti folica.* *Fromental* iſt der Wieſenhaber, *Meadow Fox tail*, Wieſenfuchsſchwanz, *Timothygras* Wieſenliſchgras, *Vernal* Wieſenſchwingel, *Sheepsfeſcue* Schaafgras, *Ray-gras* iſt *Lolium perenne.* Es rechtfertigt ſein Lob nur dadurch einigermaſſen, weil es einen naſſen thonichten Boden verträgt. Das Raygras der Franzoſen hingegen iſt *Avena elatior.* Das im *Muſeo ruſtico* gelobte *Orgardgras* iſt *Dactylis glomerata.* Was die ökonomiſche Geſellſchaft in London unter dem Namen *Yellow rat* empfohlen hat, iſt *Avena flaveſcens*, und ihr *Creſtad dogs tail* iſt *Cinglurus criſtatus.* Unter dem Namen *Sirſa* hat Guettard ein Gras abgebildet, beſchrieben und zum Anbau empfohlen, welches er *Ariſtida panicalio ramoſis, ſpicis ſparſis, corollis arſta longiſſima inſidente, foliis ſubulatis* nennt; es ſcheint aber ein *Bromus* zu ſeyn. Die Italiener empfehlen *Bromus ſquarroſus* unter dem Namen *Ventolana.*

Vollſtändige und zuverläßige Nachricht von den Gräſern findet man in D. J. Chr. Dan. **Schrebers** botaniſch ökonomiſcher Beſchreibung der Gräſer, 2 Theile, Leipz. 1779. fol.

Grasgarten iſt von einer Wieſe blos durch ſeine Einzäunung unterſchieden. S. alſo Wieſe.

Grashecht, ein kleiner Hecht, weil dieſe gemeiniglich in Gräben auf Wieſen gefangen werden.

Grashirſch, ein Hirſch, welcher im May und Jun. geſchoſſen wird.

Graskorn iſt der gewöhnliche Roggen, wenn er um Johannis in das gedüngte Brachfeld geſäet wird. Man kann ihn in dem nämlichen Sommer noch 2 bis 3mal abhauen und erhält dadurch ein herrliches grünes Futter für das Schaaf- und Rindvieh. Ueber Winters bleibt er ſtehen, wie die übrige Winterfrucht, und bringt im folgenden Jahr eben ſo reiche Früchte, als wenn er erſt um Michaelis geſäet und nicht abgegraſet worden wäre. Man nennt ihn auch, nach der Zeit ſeiner Ausſaat, Johanniskorn.

Grasleder, ſ. Waſſermoos.

Grastaffent, *Bandanoes*, *Bandanons*, ein Taffent, welcher in Bengalen nicht aus Seide, ſondern aus einer Grasart verfertigt wird. Er ziehet die Feuchtigkeit ſtark an und iſt daher der Geſundheit nachtheilig, wenn er zu Kleidungsſtücken verwendet wird.

Grath bedeutet gemeiniglich die oberſte in die Länge gehende Schärfe eines Dinges, bisweilen auch nur die Spitze, z. E. der Rücken eines Hausdaches, die höchſte Spitze eines Berges.

Grau iſt eine aus ſchwarz und weiß gemiſchte Farbe, die Schattirungen ſind der Ordnung nach folgende: lichtgrau oder weißgrau, perlengrau, bleyfarbig, lavendelgrau, bibergrau, holztaubengrau, ſchiefergrau, braungrau, dunkelgrau oder ſchwarzgrau, eiſengrau oder ſtahlgrau, und das wahre grau, welches nicht verſchießt. Auſſer dieſen giebt es noch ande-

andere, die man gebrochenes grau nennt, als z. E. Gänſekothfarbe, flachsgrau u. d. g.

Die Seidenfärber machen alle Arten des Grau, das Mohrengrau ausgenommen, ohne Alaunbad. Das Kochen und Waſchen geſchieht wie gewöhnlich. Das Bad beſtehet aus indianiſchem und Gelbholze, Orſeille und grünem Vitriol. Die Proportion dieſer Beſtandtheile wird durch den Grad der verlangten Farbe beſtimmt. Das Mohrengrau hingegen wird alaunt und erhält ein Bad von Strichkraut. Auf Wollen werden die einfachen grauen Farben, faſt auf eben die Weiſe, wie das vollkommene Schwarz hervorgebracht, nur mit dem Unterſchiede, daß man eine geringere Portion färbender Materien dazu anwendet, oder das Tuch eine kürzere Zeit in der Küpe läßt.

Grauerle, eine Benennung der weißen Erle, ſ. Erle.

Graubaber, ſ. Haber.

Grauſtein, eine niederſächſiſche Benennung der Bruchſteine oder Werkſtücke.

Graupen heißen im Bergbau die gröbſten Stücke der gepochten Erze, in der Hauswirthſchaft aber, die ihrer Spitzen und Hülſen beraubten Getraidkörner, wovon das Wort Perlengraupen nachzuſehen iſt.

Grauter, ein Gärber, der zugleich die Lohe- und Weißgärberey gelernet hat.

Gerbe, ſ. Strauszaucher.

Gregoriusholz, ſ. Kirſchbaum.

Greifig oder **Griffig**, ein Baum, deſſen Dicke man mit booden Händen umſpannen kann.

Grelot heißt der platte holländiſche Steppzwirn.

Gren, ſ. Grän.

Grendel oder **Gründel**, ein Pfahl oder Baum, ingleichem ein Riegel. Am Pfluge heißt der Grün-

del

del derjenige Baum, welcher das vordere und hintere Theil des Pflugs zuſammen verbindet, und womit die Pflugſchaar ſeichter oder tiefer geſtellt werden kann.

Grenis, der achte Theil einer Kuxe.

Gret, ein Kunſtwort der Nürnbergiſchen Zeugmacher. In das Gret wirken heißt ſo viel als gebildeten Zeug wirken, wozu mehr als zween Kämme und zween Schemel erfordert werden.

Greus, taube Erzerde.

Griebs, das Kerngehäuſe des Kernobſtes.

Griegelhahn, Kriegelhuhn, eine Art Birkhühner von der Größe einer Endte. Sie werden auf den Schweizeriſchen Gebirgen gefangen.

Gries heißt 1) grobkörnichter Sand, welchen man ſonſten auch Kies, Graus, Krien, Grand, Grues und Gräring nennet. 2) Ein grobgemahlenes Getraid, welches gröber als Mehl und feiner als Grütze oder Schrot iſt, und zu allerley Speiſen, als Suppen, Brey u. d. g. gebraucht wird. Man bereitet den Gries meiſtens aus Waizen, oder aus Heidekorn. Wenn der Waizen das erſtemal den Gang herab gelaufen iſt, wird er durch ein Sieb von der Kleye getrennt und dadurch zu Gries gemacht. Er läßt ſich nicht über ein Jahr aufbewahren, ſondern wird wurmſtichig und bitter.

Grieshorſt, eine aus grobem Sand beſtehende Inſel in einem Fluſſe.

Grieshuhn, ſ. Waſſerſchnepfe.

Griesſaulen, große Saulen an den Waſſerwehren der Mühlen, welche auf dem Fachbaum ſtehen und das Schutzbret zwiſchen ſich haben.

Griffſäule, ſ. Griesſäule.

Griffig, ſ. greifig.

Grimelin, eine Tripolitaniſche Münze von 6 franz. Sols, oder beyläufig zween Groſchen am Werthe.

Grindel, ſ. Grendel.

Grindholz, eine Benennung des Elſebeerholzes.

Grindwurz, ſ. Zitterwurz.

Griſet, Griſette, ein leichter überſchoſſener Seidenzeug, meiſtentheils geblümt, bisweilen auch geſtreift. Er iſt oft mit Baumwolle oder Haaren vermengt, bisweilen auch ganz von Wolle.

Griwe, Grive, Grif, eine Rußiſche Rechnungsmünze von 10 Kopecken.

Groat, eine engliſche Silbermünze 4 Pence oder Peny und nach deutſchem Gelde 2 Groſchen und 4 Pfennige meißniſch am Werth haltend.

Grobſchmied, ein Hufſchmied.

Groden heißt in den Marſchländern eine auſſerhalb einem Deiche angewachſene Wieſe.

Grodenapel und

Grodetour, ſ. Gros de Tour.

Gröſchel, eine Scheidemünze, welche in Böhmen aus Kupfer und in Schleſien aus Silber beſtehet und ungefähr 3 Pfennige gilt.

Groot, ſ. Grot.

Gropp, ſ. Kaulhaupt.

Gros de Tour oder *Gros de Naples* ſind im Grunde einerley Seidenzeug und eigentlich nichts anders als ein ſehr ſtarker Taffent; einige aber behaupten, der Gros de Naples habe noch ſtärkere Rippen als der Gros de Tours.

Groſchen, eine bekannte ſilberne Scheidemünze. Wo der ſchwere Münzfuß eingeführt iſt, hält der Groſchen den 24. Theil eines Thalers, und wo der leichte Münzfuß herrſcht, den 20. Theil eines Gulden. Um das Jahr 1296. wog der Groſchen ein Quint, nach welchem Fuß auch im Jahr 1500. noch die Schreckenberger ausgemünzt wurden, und ſind

deren 60 auf eine Mark gegangen, daß alſo ein Mark und ein Schock Groſchen einerley geweſen. Auch ſind vorhero 60 alte Heller oder jetzige Kreuzer auf einen Gulden und ein Pfund Heller auf 3 Gulden gerechnet worden. Im Jahr 1420. aber, waren die Groſchen ſo geringhaltig, daß 60 Stücke nicht mehr als einen Gulden ausmachten. Aus dieſer Verſchiedenheit des Werthes der alten und neuen Groſchen entſtund in Sachſen die Benennung der alten und neuen Schocke.

Groſſierer, ein Kaufmann, der im Großen handelt.

Groß, Größ oder Grötchen bedeutet in Nieder-Sachſen eine Zahl von 12 Dutzend oder 144 Stücken.

Großbinder heißen diejenigen Faßbinder oder Büttner, welche nur große Gefäße verfertigen und dahero auch Küfer oder Küfner genennet werden.

Großenke heißt an einigen Orten der erſte Pferdeknecht in einer Meyerey.

Großhandel, *Commerce en gros*, heißt die Handlung, welche nur mit Waaren in ganzen Stücken, Centnern und andern großen Parthien getrieben wird. Man nennet die Kaufleute, welche dieſe Handlung treiben und ſich mit dem Verkauf im Kleinen nicht abgeben, Großhändler oder Großierer. Man hat dreyerley Arten dieſer Großhändler, nämlich 1) ſolche, welche blos in dem Lande, wo ſie wohnen, handeln; 2) die, ſo ihren Handel zwar in auswärtige, aber nicht weit entfernte Länder treiben; und endlich 3) diejenige, welche in weit entfernte Reiche, als z. B. in die Levante, nach Oſt- und Weſtindien ꝛc. handeln, und zu dem Ende große und weite Reiſen unternehmen. Nicht ſelten unterhalten die Großhändler Manufakturen, oder verlegen wenigſtens viele Profeßioniſten mit den

rohen

rohen Stoffen und nehmen ihnen die verfertigte Waaren dagegen ab. Der Großhandel bringt zwar großen Gewinn, iſt aber auch mit vieler Gefahr verknüpft, beſonders wenn man viel durch Kommißionäre beſorgen laſſen muß. Die Großhändler treten daher gemeiniglich mit andern in Kompagnie, damit einer den Einkauf, ein anderer den Verkauf u. ſ. w. beſorgen könne.

Großtauſend, ein großes Tauſend, eine Zahl von 1200.

Großuhrmacher, ſ. Uhrmacher.

Grot, eine Münze von verſchiedenem Werthe. In Bremen, Weſtphalen ꝛc. gilt ein Grot 5 Schwaren oder 4 gute Pfennige; in Oſtfriesland $1\frac{1}{2}$ Synferts, in Brabant 3 gute Pfennige und im Kölniſchen 4 leichte Pfennige. Ein Grot flämmiſch, welches eine Rechnungsmünze iſt, hält im Brabantiſchen $3\frac{1}{3}$, in Hamburg $3\frac{1}{2}$ und in Holland 4 meißniſche Pfennige. Ein engliſcher Grot hält 4 Pfennige Sterling, oder 2 Groſchen, 4 Pfennige meißniſch.

Grotien oder **Grotſen**, eine holländiſche Münze, welche 4 Myten oder 8 leichte Pfennige hält.

Group heißt bey den Kaufleuten ein Päckchen Geld.

Grubenbau. Zu dem Grubenbau gehören verſchiedene Gebäude, entweder ober der Erde, zu gewiſſen Verrichtungen, als die Kaue, die Bergſchmiede, das Zech- oder Huthaus und das Bergamthaus, welche man Taggebäude nennt; oder unter der Erde, um zu den Gängen zu gelangen und die Mineralien gewinnen und zu Tage fördern zu können. Dieſe, welche man Grubengebäude im eigentlichen Verſtande nennt, beſtehen entweder in Gruben, die von oben herab in die Erde gehen, oder nach einer waagrechten (ſohligen) Linie von einem Orte zum andern getrieben werden. Jene nennet man Stol-

 len,

len, dieſe aber Strecker und Oerter; unter welchen Benennungen nähere Auskunft zu finden iſt.

Grubenzug, die Ausmeſſung einer Erzgrube durch den Markſcheider.

Grude, eine Benennung der Aſche.

Grudebaum, ein Baum auf der malabariſchen Küſte, deſſen Früchte einen Leim geben, welcher den Blaſenleim an bindender Kraft übertrift und die ſeltene Eigenſchaft hat, daß er von keiner Feuchtigkeit aufgelöſet wird.

Grübelnuß, eine kleine welſche Nuß mit ſehr harter Schale.

Grüblingsbaum hieß ehemals die Kartoffelſtaude.

Grüben, Säugeln oder Säuglein ſind ſehr kleine Fiſchchen, weniger als einen Zoll groß, welche im Januar und Oktober zu Spandau, wo die Spree und Havel zuſammen flieſen, in unzähliger Menge gefangen werden. Sie ſind ſchmackhaft, aber unverdaulich.

Grün. Dieſe Farbe wird von einigen unter die einfachen oder Hauptfarben, von andern aber, und zwar mit mehrerem Recht, unter die zuſammen geſetzten Nebenfarben gerechnet, weil hinlängliche Beobachtungen gelehret haben, daß ſie nicht nur durch die Kunſt, ſondern auch von der Natur ſelbſten aus blau und gelb bereitet wird. Die grünen mineraliſchen Körper ſind 1) die grüne Erde, 2) der grüne Bolus, 3) der grüne Glimmerſand und 4) das Berggrün. Die grüne Erde oder Kreide iſt zweyerley, nämlich die Veroner Erde und die gemeine grüne Erde. Die von Verona iſt von mehrerer Konſiſtenz und ſchöner anzuſehen. Das Berggrün, Erdgrün oder Schiefergrün, welches aus Ungarn und aus der Moldau kommt, ſcheint ein aufgelößtes und durch eine alkaliſche Erde präcipitirtes Kupfer zu ſeyn. Wenn es hart und ſteinartig, und entwe-

entweder an ſich ſelbſt ſchiefericht, oder mit einem ſchieferichten Geſteine vermiſcht iſt, erhält es den Namen Schiefergrün. Man gebraucht es zur Waſſerfarbe, zur Oelmalerey aber taugt es nicht viel, weil es ſehr nachfärbt. Die beſten und dauerhafteſten grünen Farben für die Maler werden aus blauem oder Kupfervitriol verfertigt, indeme man ſolchen in Waſſer auflößt, mit mehr oder weniger Alaun vermiſcht und mit Pottaſche präcipitirt. Auch kann man etwas Kalk oder Gips darunter miſchen. Die Färber bedienen ſich zum Grünfärben aller derjenigen Materialien, womit ſie blau oder gelb färben. und zwar wird der Zeug entweder zuerſt blau und hernach gelb oder zuerſt gelb und auf dieſes blau gefärbt. Beſſer iſt es, wenn blau zur Grundfarbe genommen wird, weil nicht nur die Farben, welche in dieſer Ordnung aufgetragen werden, beſſer halten, ſondern auch die Tücher und wollenen Zeuge, welche das Gelb zuletzt erhalten, nicht ſo ſehr ſchmutzen, als wenn ſie zuerſt gelb und auf dieſes blau gefärbt werden.

Herr Albert, Mitglied der königl. Societät zu Montpellier hat ſich bemühet, die ſeladongrüne Farbe zu verbeſſern, und den Glanz nachzuahmen, welchen die Engländer ihrer Temperatur vom Grünſpan zu geben wiſſen. Nach vielen Verſuchen entdeckte er endlich folgende Methode. Er nahm auf 3 Stücke Tuch von 16 bis 17 Ellen lang und $1\frac{1}{8}$ Elle zwiſchen den Salleiſten breit, 6 Pf. weiße Seiſe und ließ dieſe den Abend vor der Operation in einem kleinen Keſſel ſchmelzen. Als das Bad im großen Keſſel, worinnen er ein Darmnetz hatte, bald kochen wollte, goß er die geſchmolzene Seife hinein und ließ es ſo lange umrühren, bis ihm die Seife ſo viel möglich aufgelößt zu ſeyn ſchien. Hierauf ließ er die Tücher hineinſtecken, nachdem er

 ſie

ſie vorher in der Walke hatte einfeuchten laſſen. Sie werden eine Stunde lang gemächlich und ausgebreitet heraus gezogen. Und da es ſowohl für die Arbeitsleute als für das Tuch ſelbſten gefährlich ſeyn würde, wenn man es kochen laſſen wollte, weil ſehr heftige Blaſen aufſteigen, die man nicht genug dämpfen kann, und weil es unmöglich fällt, die Tücher darinne unterzutauchen, ſo erhielt er es nur beynahe kochend, und ließ das Tuch hinter der Walze aufnehmen. Unterdeſſen, daß man hierauf das Tuch auslüftete, goß er eine Solution von 9 Pf. cypriſchen Vitriol in einen andern zubereiteten Keſſel, in welchem auch ein anderes Netz war. Als das Bad ein wenig mehr als lau und ſcharf war, rührte man es eine halbe Viertelſtunde um, ließ alsdann die Ofenthür verſchließen, ohne das Feuer auszulöſchen, und that die Tücher hinein. Man wendete ſie eine Viertelſtunde lang ſchnell und ausgebreitet, hernach aber noch eine halbe Stunde langſam um, wobey das Bad ſtets in gleicher Wärme gehalten wurde. Dieſes iſt einer der weſentlichſten Umſtände; denn von einer allzugroßen Hitze verdirbt die Farbe. Ja, wenn ſie gleich gut gerathen iſt, verdirbt ſie doch wohl noch, wenn bey der Bereitung des Tuchs die Platte zu heiß iſt. Die auf dieſe Weiſe verfertigte ſeladongrüne Farbe iſt auſſerordentlich fein und friſch gerathen und die alſo gefärbten franzöſiſchen Tücher haben in der Levante großen Abgang gefunden und den engliſchen Tüchern gar ſehr geſchadet.

Alle bisherige grüne Farben der Maler hatten den Fehler, daß ſie an der Luft und Sonne ſich veränderten und ihre Schönheit verlohren, das ſogenannte braunſchweigiſche Grün aber, welches die Gebrüdere Gravenhorſt daſelbſt verfertigen, hat nicht nur dieſen Fehler nicht, ſondern es wird auch

ſogar

ſogar an der Luft viel ſchöner als es anfänglich war. Dieſe Farbe beſtehet aus kleinen Klumpen von unbeſtimmter Figur und Größe, welche nicht feucht, wie der Grünſpan, ſondern vollkommen trocken, auch nicht, wie dieſer, ſcheckig, ſondern auſſen und innen ganz einförmig angenehm blaß meergrün ſind. Sie ſind etwas mürber als die gemeine weiße Kreide. Wenn der Anſtrich mit dieſer Farbe hinlänglich decken und mit der Zeit recht lebhaft grün werden ſoll, ſo iſt ein Zuſatz von Bleyweiß unentbehrlich, und zwar darf man immer auf 1 Loth Grünſpan auch 1 Loth Bleyweiß rechnen.

Grünfränkiſch nennet man in Oberſachſen eine gewiße Art Weinſtöcke, welche grüne Trauben tragen, die zwar einen weißen Wein geben, aber gerne in Fäulniß übergehen.

Gründel, ſ. Gründling und Grundel.

Gründling, 1) ein krummes und kantiges Scheid Holz, 2) ein Fiſch, wovon das Wort Kreſſe nachzuſehen iſt.

Grünſpan, eine bekannte grüne Farbe, welche nichts anderes als ein graugrüner, mehrentheils lockerer, doch etwas kondenſirter und körniger Kupferroſt, von ſcharfem und eckelhaftem Geſchmacke iſt. Die mittägige Provinzen Frankreichs haben bishero faſt ganz Europa damit verſehen, und beſonders wurde der Grünſpan zu Montpellier in großer Menge und vorzüglicher Güte verfertigt; ſeitdem aber die Auflagen auf den Wein ſo ſehr verſteigert wurden, können die franzöſiſchen Fabricken kaum mehr arbeiten. Es wird ein möglichſt verfeinertes und geſchmeidiges Kupfer dazu erfordert, in kleine viereckige dünne Platten von der Dicke eines Blechs geſchnitten, auf der Oberfläche möglichſt geebnet und gleich geſchlagen und etliche Tage vor dem Einweichen in grün gewordene Kupferaſche gelegt. Die

hierzu beſtimmten Weintraubenkämme müſſen von den Bälgen oder Beerenhülſen völlig gereiniget ſeyn, und alsdann an der Sonne wohl getrocknet, oft umgewendet und dergeſtalt ausgedörret werden, daß von dem darinnen befindlichen gährenden ſauren Waſſer nichts zurücke bleibe. Sie müſſen ſorgfältig vor allen Fettigkeiten bewahret werden, indem ſie ſolche begierig einſchlucken und dadurch zu dieſem Zweck untauglich werden. Die ganz ausgetrockneten Kämme werden mit ſäuerlichem geiſtigem Weine angefeuchtet und geſättigt, und nachdem ſolches etliche male wiederholt worden iſt, 8 Tage darinnen eingeweicht. Der Wein muß etwas ſauer zu werden angefangen, aber doch nicht bis zum Eßigwerden gegohren haben; denn die Eßigſchärfe taugt hierzu ſchlechterdings nicht. Nach 8 Tagen nimmt man die Kämme heraus, läßt ſie in einem Korbe abtröpfeln und legt ſie ſchichtenweiße in das dazu gewiedmete Gefäß, welches von grauem Thon bis zum Grade des Küchengeſchirres gebrannt, aber ohne Glaſur ſeyn und vor der Operation mit Wein getränkt werden muß. Zu jeder Schicht werden 4 Pf. der eingeweichten und durchgenetzten Kämme genommen, 4 Pariſer Pinten Wein darauf gegoſſen und das Gefäß mit einem von Dornen und Roggenſtroh verfertigten und mit einem ſchlieſenden Rande verſehenen Deckel bedeckt. Nach zween Tagen werden die Kämme etwas umgerührt, und man ſetzt dieſes ſo lange fort, bis ſie zu einem ſolchen Grade der Gährung gekommen ſind, daß der Wein ganz trübe iſt und die Kämme einen ſtarken durchdringenden Geruch von ſich geben. Alsdann werden zwiſchen die Schichten derſelben die Kupferbleche veſt nebeneinander gelegt, und man muß hierzu dieſen Augenblick nicht verliehren, weil der penetrante ſaure Spiritus ſchnell verraucht. Man gießt den ſauer

gewordenen Wein aus, läßt die Kämme wieder etwas abtröpfeln, legt ſie mit den zuvor heiß gemachten Kupferblechen, in abwechſelnden Schichten, in das Gefäß, deckt ſolches wieder zu und läßt es 3 bis 4 Tage ſtehen. Wenn ſich alsdann auf den grün gewordenen Kupferblechen Merkmale der vollendeten Operation zeigen, nimmt man die Bleche heraus, legt ſie aufeinander, läßt ſie trocken werden, benetzt ſie an der äuſſern Seite wieder mit Wein, läßt dieſen ablaufen und ſie wieder trocknen und wiederhohlt ſolches dreymal. Sodann erhebt ſich die aufgelößte Materie, lauft auf und formirt einen dicken Gäſcht, welchen man abſchabt, mit dem abgezogenen Wein zu einem Teig knetet, und dieſen in ledernen Beuteln an der Luft trocken und hart werden läßt und ſodann in kleine Brode ſchneidet.

Grünzſchlichtes Geſtein iſt ein grobäugiges und taubes Geſtein, das in andern Gegenden der Grundſtein genannt wird.

Grütze heißt ein grob gemahlenes und von aller Hülſe gereinigtes Getraide. Die Mühlen, auf welchen das Getraide geſchroten oder zu Grütze gemahlen wird, heißen Grützmühlen. Man macht eine aus Buchwaizen, Gerſte und Haber, auch wohl aus türkiſchem Waizen und Kartoffeln.

Grütziöckel, ein ganz grüner Vitriol, der aus dem Geſtein tröpfelt und ſich in Geſtalt der Zapfen an demſelben anhängt.

Grummet wird das zweyte und dritte Gras eines Wieſengrundes genannt, es ſey daſſelbe friſch oder gedörrt, doch führt letzteres am häufigſten dieſen Namen, ſo wie das gedörrte erſte Gras Heu heißt. Grummetwieſe iſt alſo die, welche zwey- oder dreymal abgemähet wird, im Gegenſatz der Heu- oder einmädigen Wieſen. Da ſo vieles bey der

Behandlung des Heues und Grummets zuſammen⸗trift, ſo verſpahren wir das Nöthige auf den Art. Heu.

Grund. Ein Wort, das ſehr vielerley Bedeutungen hat, von denen nur einige hier angeführt werden können. Die Tuchſcheerer nennen die rechte Seite des Tuchs den Grund, zum Unterſchied vom Haar oder der linken Seite. Bey Stoffen wird dadurch die unterſte Anlage des Gewebes verſtanden, auf welche die Blumen oder Figuren angewirkt oder angeſtickt werden. Der Schwerdfeger hauet den Grund, wenn er den Raum innerhalb des Umriſſes der Figuren mit Kreuzhieben ausfüllt. In der Malerey bedeutet der Grund die erſte Farbenlage, in der Baukunſt das, worauf ein Gebäude ruhet. Die Oberfläche der Erde mit Beziehung auf ihre Beſchaffenheit führt gleichfalls dieſen Namen, z. B. ein leimiger, ſandiger Grund. Grundſtücke ſind unbewegliche Güter mit den darauf ſtehenden Gebäuden u. ſ. w.

Grundbalken, der Balken, welcher den Grund eines Gebäudes ausmacht. Bey dem Mühlenbau iſt es der Balken, welcher unmittelbar vor dem Gerinne liegt, Grundbaum, Fachbaum.

Grundbau. Die Verfertigung des Grundes zu einem Gebäude, da man ſo wohl den in der Erde ausgeſtochenen Graben, in welchem die unterſte oder Grundmauer errichtet wird, (*Fundatio*, fr. *Fondation*,) als auch die Mauer oder das Fundament ſelbſt, (*Subſtructio*, *Fundamentum*, fr. *Fondement*,) damit bezeichnet. Es wird bey dieſem Geſchäfte eine große Behutſamkeit erfordert, weil die Stärke und die Schwere des Gebäudes, welches darauf ruht, in dem richtigſten Verhältniß ſtehen muß. Daher hat auch die Beſchaffenheit des Bodens hier den größten Einfluß, und man muß ihn, beſon⸗

ſonders bey wichtigen Gebäuden, vorher durch einen Erdbohrer, oder durch Eingraben unterſuchen, um ſeinen Ueberſchlag darnach zu machen, bey minder wichtigen iſt man oft ſchon damit zufrieden, wenn der Nachbar guten Boden gefunden hat. Ein felſichter Boden iſt bekanntlich unter allen der beſte, nur iſt darauf zu ſehen, daß er eine horizontale Fläche erlange, wenn er dieſelbe nicht ſchon von Natur hat, damit die darauf geſetzte Mauer nicht nach und nach ſeitwärts herabglitſchen könne. Wenn der Felſen mit Erde bedeckt iſt, ſo unterſucht man auch durch Entblöſung deſſelben von der Erde oder durch den Bergbohrer, ob er unten ganz iſt, und nicht etwa nur eine ſtarke Schulfer hervorſpringe, die durch die Schwere der Mauer entzwey gedrückt werden könnte, da denn das Gebäude nachſtürzen würde. Grandiger oder kieſiger Erdboden gränzt zunächſt an den vorigen, weil derſelbige ſo veſt iſt, daß man ihn mit Keilhauen auseinander bringen muß. Der trockene und reine Boden, der aus ſchwarzer, grauer, brauner, wohl auch etwas ſandiger Erde beſteht, und in welchen man tief eingraben kann, ohne Waſſer zu bekommen, iſt zwar noch immer nicht der ſchlechteſte, doch fordert man bey demſelben nach Beſchaffenheit der Umſtände den 6ten Theil von der Höhe der Mauer, die er tragen ſoll, oder auch wohl mehr, zur Tiefe des Grundes, ſo, daß dieſer 4 Fuß in die Erde gehen muß, wenn jene 24 Fuß hoch iſt, hingegen bey kieſigem Boden iſt eine geringere Tiefe nöthig, und bey Felſen iſt es nächſt der oben angerathenen Vorſicht genug, wenn man 1 oder 2 Zoll tief einhauen läßt, um das Verwitterte hinweg zu bringen. Der Lehmboden, welcher mit Sand und Kies vermiſcht iſt, gehört unter die guten, und je mehr er von letzterm bey ſich führt, deſto näher kommt er dem kieſigen, ſo daß in dieſem

Fall $\frac{1}{8}$ der Mauerhöhe über der Erde zur Grundmauer hinlänglich ſeyn kann. Bey bloſem Lehm oder Leimen iſt in dem Grundgraben ſchlechterdings ein Roſt von eichenem Holz nöthig, jedoch ohne Pfähle unter den Roſt zu ſchlagen, weil der Pfahl, welcher eingeſchlagen wird, den darneben ſtehenden nur wieder in die Höhe treiben würde. Der Roſt muß ſo wohl unter den Scheidemauren als unter den äuſſern Umfaſſungsmauren wenigſtens 5 Fuß tief in der Erde liegen, damit Froſt und Luftveränderung nicht darauf wirken könne, und die zunächſt auf dem Roſt liegenden Steine müſſen mit Lehm gemauert werden. Der moraſtige Boden muß durch eingeſchlagene Pfähle veſt gemacht und mit einem Roſte belegt werden.

Zuweilen beſteht der Boden aus mehrerley Lagen, z. B. 3 Fuß Erde, darauf eben ſo viel kieſiger Boden, unter dieſem aber Moraſt, dann geht man bis an die veſte Lage, d. i. den Kies, ohne ſolchen zu unterbrechen; ſollte aber die Laſt zu groß ſeyn, ſo gräbt man bis zum Moraſt, und verſichert den Grund durch Roſt und Pfähle. Wenn ein ſteinernes Gebäude im fließenden Waſſer aufgeführt werden ſoll, ſo entblöſet man den Boden durch Ableitung oder Abdämmung des Fluſſes oder Einſenkung ſogenannter Krippen, und legt den Grund nach Beſchaffenheit des Bodens mit Roſt oder Pfählen oder ohne dieſe. Die Mauer im Waſſer ſoll wenigſtens auswendig, wo daſſelbe anſpühlt, durch Quadern und Klammern geſichert ſeyn, auch die Quadern mit heißem Kütt verbunden werden. Bey hölzernen Gebäuden, die über das Waſſer geſetzt werden, rammt man entweder ſtarke Pfähle ein, oder macht einen gemauerten Grund und ſetzt das Gebäude darauf.

Die Dicke der Grundmauer richtet ſich nach der Dicke der Mauer, die darauf ſtehen ſoll. Bey Privatgebäuden aber, oder ſolchen, die nicht allzu ſchwer ſind, darf ſie aus dem Grunde ſenkrecht aufgeführt werden, und es iſt genug, wenn man ſie 1 oder 2 Fuß ſtärker macht. Ganz anderſt iſt es bey öffentlichen und großen Gebäuden, beſonders wenn ſie abgeſondert ſtehen und dem Sturm mehr ausgeſetzt ſind. Weil hier ein größerer Widerſtand erfordert wird, ſo muß die Grundmauer auf den Seiten eine abhängige und ſchräge Figur, d. i. eine Böſchung bekommen, damit ſie dem Schwanken des Gebäudes hinlänglich widerſtehe. Man nimmt gemeiniglich die gedoppelte Breite der Mauer über der Erde zur Breite der Grundfläche, woraus ſich die Böſchung ſelbſt ergiebt. Allein man geht ſicherer, wenn man die Höhe der Mauer zum Maasſtab nimmt. Es wird nämlich die Höhe der Grundmauer nach der Höhe der Mauer ſelbſt proportionirt, und von jener die Hälfte bis ¾ für die Breite der Böſchung genommen.

Grundbaum. S. Grundbalken.

Grundbirn, ein Name der Kartoffeln, oder auch wohl der knolligen eßbaren Wurzeln des *Helianthus tuberoſus*, *L.* oder der Erdäpfel.

Grundbohrer. S. Bohrer, Erdbohrer.

Grundbrief, eine Urkunde, die ein Lehens- oder Zinsherr dem Lehens- oder Zinsmann über das demſelben übertragene Grundſtück giebt. Lehensbrief, Erbzinsbrief.

Grund bringen heißt die unter der Erde befindlichen Gänge und Grubengebäude nach ihrem Fallen und Streichen durch gerade Linien angeben.

Grundbruch, der Durchbruch des Waſſers durch den Grund eines Dammes.

Grundbuch. Das Verzeichniß der einem Eigenthumsherrn gehörigen Grundſtücke und Gefälle; ingleichem ein obrigkeitliches Buch, darinnen die verpfändeten Grundſtücke angezeigt ſind. Hypothekenbuch.

Grunddienſt, Frohndienſt, Robath bezeichnet die Dienſte, welche Unterthanen dem Grundherrn leiſten müſſen.

Grundeichel. S. Erdnuß.

Grundeis, das Eis, welches auf dem Grund der Ströme anſetzt, ünd nach und nach in die Höhe kommt.

Grundeiſen, ein flacher Meiſel, womit der Formſchneider den Grund ausſticht.

Grundfarbe iſt die Farbe, welche den Grund anderer Farben enthält, Hauptfarbe, im Gegenſatz der Nebenfarben.

Grundfiſche ſind ſolche, die ſich des Fraßes oder der Sicherheit halben gerne im Grunde des Waſſers aufhalten. Daher **Gründlinge**.

Grundfläche iſt der Oberfläche und den Seitenflächen entgegen geſetzt, und bedeutet die unterſte Fläche, worauf der Körper ſteht.

Grundform iſt die Form der Kattundrucker, womit der Grund oder der Boden des Kattuns gefärbt wird.

Grundgerechtigkeit, eine Benennung der niedern Gerichtbarkeit, die mit dem Eigenthum des Grundes nnd Bodens verknüpft iſt.

Grundgericht. S. vorigen Art. Zuweilen bezeichnet dieſes Wort auch das Feldgericht.

Grundhaar, das feine, weiche Haar, welches die Thiere im Winter haben. Die Gerber nennen die in der Haut befindlichen Haarwurzeln eben ſo.

Grundheil, ſo wird bald der Gauchheil, bald der Bergeppich, bald der Ehrenpreiß genannt.

Grundherr, der Eigenthümer des Grundes und Bodens, in der Bergwerksſprache aber der, bey deſſen Gute jederzeit der Erbkux bleibt.

Grundheuer. S. Grundzins.

Grundhiebe werden bey den Feilenhauern den Kreuzhieben entgegengeſetzt und bedeuten die erſten und unterſten Hiebe oder Striche an der Feile.

Grundhobel. S. Hobel.

Grundlade. Beſchlagene Balken, welche den Grund der Thürſtöcke ausmachen, werden von den Bergleuten ſo genannt.

Grundmauer, S. Grundbau.

Grundpfähle, die bey moraſtigem Grund in den Boden geſchlagen werden. S. Grundbau.

Grundreben, **Waſſerreben**, die Reben oder Sproſſen, welche die Thau- oder Waſſerwurzeln treiben. Auch iſt erſteres Wort ein Name des Erdepheues.

Grundſchoß, der Schoß von liegenden Gütern im Gegenſatz von Vorſchoß, der vom Vermögen entrichtet wird.

Grundſtein iſt nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch der erſte Stein, der in den Grund oder zum Grund eines Gebäudes, oft mit vielen Feyerlichkeiten gelegt wird. Meiſtens wird eine Denkſchrift in Kupfer oder Bley ſamt einigen Denkmünzen dazu gelegt. Im Bergbau heißt eine grobe, ſandige Steinart, die mit vielem Quarz vermengt iſt, ebenfalls Grundſtein.

Grundſtück, d. i. ein unbeweglich Gut.

Grundwerk iſt bey einer Waſſermühle der Kanal, durch welchen das Waſſer auf die Mühle in das Gerinne kommt.

Grundzapfen, der Zapfen nahe am Grund eines Teichs, durch deſſen Ziehung man denſelben ablaſſen kann.

Gruſem, harter, körniger Honig.

Guanin, ein Metall, welches aus Gold, Silber und Kupfer beſteht. Wenn es 32 Theile hat, ſo ſind 18 davon Gold, 6 Silber und 8 Kupfer. In der Inſel S. Domingo waren ehedem ſolche Bergwerke, aber durch die Ausrottung der natürlichen Einwohner iſt die Kenntniß davon verlohren gegangen.

Gubſt, Jeſche, das Weibchen des Steinbocks.

Gueras, Gerras, Gerrans iſt ein in Bengalen fabricirter weißer Kattun, deſſen Stücke von ungleicher Länge ſind, meiſtens aber von 30 oder 36 Kobidas, und die Breite beträgt $2\frac{1}{4}$ dieſes Maaſes, d. i. $11\frac{3}{7}$ oder $13\frac{5}{7}$ Pariſer Ellen lang und $\frac{5}{7}$ breit. Es wird dieſer Kattun in Bengalen nach Korſen oder 20 Stücke zuſammen verkauft, und zu Tiſchgeräthe u. d. g. gebraucht. Man hat auch gemachte *Gueras*.

Gueridons ſind eigentlich große metallene Altarleuchter; im gemeinen Leben aber verſteht man bekanntlich darunter zierliche Säulen, oben mit einer Platte und unter mit einem kleinen Fuße verſehen, deren man ſich bedient, um Leuchter darauf zu ſtellen.

Gueſte, ein Längenmaas im Moguliſchen von $1\frac{1}{3}$ holländiſchen Ellen.

Gueuſe, *Picote*, eine geringe Art von Kamelot, dergleichen zu Lille in Flandern bereitet wird. Ingleichem heißet eine ſehr leichte Gattung weißer geklöppelter Spitzen von Zwirn mit gegittertem Grunde und eingewirkten Blümchen *Gueuſe*.

Gueze, eine perſiſche Elle. Die königliche *Gueze* beträgt $\frac{4}{3}$ eines Pariſer Stabes, und die kurze hält nur $\frac{2}{3}$ der erſtern. In Oſtindien hat man auch eine *Gueze*, die aber 6 Linien kürzer iſt, als die kurze Perſiſche.

Guhr bezeichnet bey dem Bergbau eine aus den Bergklüften hervordringende, gleichſam aus dem Geſtein her-

heraus gährende ſchäumige Subſtanz, die urſprüng⸗lich wie Brey iſt, aber ſich in Geſtalt einer feinen, kalkartigen Erde zeigt. Man hält die Guhren für ein Zeichen, daß metalliſche Adern vorhanden ſeyen.

Guibert, eine Art gebleichter Leinwand, die zu *Louviers* unweit Rouen verfertigt und in Stücken zu 70 bis 75 Ellen lang, $\frac{2}{3}$ oder $\frac{7}{8}$ bis 1 Elle breit ver⸗kauft wird. Man hat feine, mittlere und grobe, und macht Bettücher und Hemder davon.

Gühring heißt bey dem Stahl ſo viel als ſpröde.

Güldenthaler werden geringhaltige auf 60 kr. aus⸗gemünzte Thaler genannt, wie die darauf ſtehende Zahl 60. zu erkennen giebt. Man nimmt ſie im Handel und Wandel für 1 Thlr. 3 bis 4 Gr.

Gülte bedeutet ein jährliches und gewißes Einkom⸗men, beſonders von Grundſtücken. Man hat Fruchtgülten, Eyergülten, Geldgülten u. ſ. w. Es finden ſich in manchen Gegenden wenig Bauern⸗höfe, die nicht dergleichen oft ſehr ſtarke Fruchtgül⸗ten zu entrichten haben.

Guinee, eine engliſche Goldmünze, die 21 Schilling Sterling oder 6 Rthlr. 7 Gr. den Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet, beträgt. Sie werden zu 22 Ka⸗rat feines Goldes und 2 Karat Zuſatz ausgerechnet. Sie waren Anfangs nur auf 20 Schilling oder 1 Pf. Sterling geprägt, ſtiegen aber nach und nach und wurden endlich durch eine Parlamentsakte auf 21 Schill. geſetzt. Ein gewißer ziemlich feiner, weißer Oſtindiſcher Zeug führt eben den Namen. Das Stück iſt 28, $29\frac{1}{2}$ bis 30 Ellen lang und $\frac{7}{8}$ Ellen breit. Er wird auch hell und dunkelblau gefärbt. Die *Guineas Stufs* oder Guineiſchen Zeuge ſind hin⸗gegen geſtreifte, weiße und blaue Kattune $3\frac{1}{2}$ Ellen lang und $\frac{2}{3}$ breit. Sie ſind zum Handel auf der

Afrikaniſchen Küſten gut zu gebrauchen und haben daher dieſen Namen.

Guinguet, eine Art ſchlechter, eine halbe Elle breiter, glatter oder geſtreifter Kamelotte, die zu Amiens gemacht werden.

Gürtel, *Cingulum*, fr. *Ceinture*, ein etwas breites aus Leder, Leinen oder Wolle gemachtes, beſchlagenes oder unbeſchlagenes Band, das um den Leib oder einen Theil deſſelben geſchnallt oder geſchlungen wird. Sie werden nach Beſchaffenheit ihrer Materie von Riemern, Gürtlern, Poſamentirern u. ſ. w. verfertigt.

Gürtler, Gürtelmacher, lat. *Fibularius, Zonarius*, fr. *Ceinturier*, wird ein Profeßioniſt genannt, der in Kupfer und Meßing, aber auch faſt in allen andern Metallen arbeitet, und von der ehemaligen Hauptbeſchäftigung, die Gürtel und Wehrgehenke mit Metall zu beſchlagen, den Namen hat. Die Gürtler verfertigen Schnallen, Knöpfe, Bukeln, Beſchläge und viele andere, theils gegoſſene, theils mit Hammer und Feile bearbeitete Geräthſchaften, vergolden und verſilbern ihre Arbeiten im Feuer, und geben oft den Gold- und Silberſchmieden nichts nach, oder übertreffen ſie gar. Da ihre Fabrikate ſtark gebraucht werden und ihre Arbeit einträglich iſt, ſo verdient dieſe Fabrikatur deſto mehr Aufmunterung, jemehr man oft dergleichen Waaren aus andern Gegenden herbeybringt. Es gehört die Profeßion der Gürtler unter die geſchenkten und iſt eine der älteſten, daher auch Gelbgießer, Nadler, Klauſurmacher u. ſ. w. als Zweige derſelben anzuſehen ſind. Die Jungen lernen nach Beſchaffenheit des Lehrgeldes und der Einrichtung, die an jedem Orte üblich iſt, 3, 4, 5 bis 6 Jahre, die Geſellen wandern 3 Jahre, und ein angehender Meiſter muß ein Meiſterſtück verfertigen, welches nicht allenthalben einerley,

ley, und bald ihm ſelbſt zuſtändig iſt, bald ſorgfältig aufgehoben wird.

Güſt bedeutet in Niederſachſen ſo viel als unfruchtbar oder gelt.

Güſter, lat. *Albulus*, iſt ein ſpannenlanger Weißfiſch mit etwas breiterm Bauche und fleiſchigerm Rücken als die Bleichflinken. Die Schuppen ſind weiß glänzend, die Augen ſchwarz, die Augenringe weiß, die Floßfedern ſchwärzlich und der Schwanz geſpalten. Man hält ſie für die geringſten unter den Weißfiſchen, doch haben ſie wider die Natur anderer Fiſche in ihrer Leichzeit, d. i. im May, den beſten Geſchmack.

Güteranſchlag. Der Anſchlag oder die Schätzung des Werths liegender Güter iſt ſowohl wegen der beſondern Beſchaffenheit der Güter, als wegen der Abſichten, welche man dadurch erreichen will, ſehr verſchieden. Die Güter, welche angeſchlagen werden ſollen, ſind entweder Bauerngüter, oder Güter, worauf bürgerliche Gewerbe getrieben werden, oder Rittergüter, oder auch ganze Herrſchaften, Land und Leute. Bloſe Bauerngüter können nicht nach dem jährlichen Ertrag in Anſchlag gebracht werden, weil ihr Ertrag nicht genau erhoben werden kann, indem die Beſitzer keine Rechnung darüber führen, ſondern man läßt ſie blos durch verſtändige und dazu verpflichtete Bauersleute in ihrer Nachbarſchaft ſchätzen. Dieſe wiſſen ſich gemeiniglich zu erinnern, wie das anzuſchlagende Gut, oder ein demſelben ähnliches, in vorigen Zeiten verkauft oder angeſchlagen wurde, wie ſich ſeitdeme der Preiß liegender Güter und die innere Beſchaffenheit des anzuſchlagenden Guts ſelbſten vermindert oder vermehret habe; und hiernach richten ſie ſich bey ihrer Schätzung, welche ſelten von dem nächſtfolgenden Kaufspreiſe merklich differiren wird.

Unter den Gütern, welche zu bürgerlichen Gewerben dienen, iſt ein großer Unterſchied. Einige der bekannteſten ſind, Bräuſtätte, Mühlen, Bleichen, Fabriken u. ſ. w. Sie müſſen alle durch Kunſtverſtändige angeſchlagen werden. Bey Bräuereyen unterſucht man, wie viel Bier auf einmal gebräuet werden kann, und wie viele Gebräude oder Sude jährlich verwerthet werden können, mit was für Abgaben das Gut beſchweret iſt, was an Feldgütern dazu gehört, ob mehrere Schenken oder Zapfenwirthſchaften verbunden ſind, ihr Bier daſelbſt zu nehmen oder nicht, in welchen Preiſen Bier, Gerſte, Malz, Hopfen und Brennholz in der Gegend ſtehen, wie die Gebäude beſchaffen ſind u. ſ. w. und beſtimmt hiernach den Werth der Bräuerey ohne Schwürigkeit, wenn man Kenntniſſe von dem Bräuweſen hat. Man muß aber auch Rückſicht darauf nehmen, wie andere Bräuſtätte in der Gegend verkauft werden, denn der Fall iſt nicht ſelten, daß dergleichen Güter durch die Konkurrenz der Käufer, auf eine Zeitlang über ihren wahren Werth geſteigert, oder aus Mangel derſelben weit unter den eigentlichen Werth herunter geſetzt werden. Bey einem Kaufsanſchlag aber iſt billich auf den gegenwärtigen Preiß zu ſehen.

Bey Mühlen unterſucht man hauptſächlich, wie viel Getraid in 24 Stunden gemahlen werden kann, ob der Beſitzer hoffen darf, das ganze Jahr Beſchäftigung zu finden, und ob nicht öfterer Waſſermangel oder ſchnelle Ueberſchwemmungen einen Stilleſtand ſeines Gewerbes und eine Beſchädigung der Gebäude drohen. Im übrigen beſtimmt der Werth des Getraides den Verdienſt des Müllers und mithin auch den Werth einer Mühle, welcher jedoch durch die Menge der im Lande befindlichen reichen

Leute und durch die Konkurrenz der Käufer und Verkäufer öfters gar ſehr verändert wird.

Bey Bleichen hat man nicht nur den Werth der zur Bleiche beſtimmten Wieſenplätze in Anſchlag zu bringen, ſondern auch darauf zu ſehen, wie die Gebäude und übrige Einrichtungen beſchaffen ſind, und ob der Bleichplatz gewöhnlich ganz mit Bleichwaaren beſetzt iſt oder Mangel daran leidet. Sind dieſe Umſtände ſamt dem in der Gegend eingeführten Bleicherlohn bekannt, ſo wird es einem verſtändigen Bleicher nicht ſchwer fallen, den Kaufswerth zu beſtimmen. Und da jeder Bleicher nothwendig ein Regiſter über ſeine ſämtliche Bleichwaaren führen muß, ſo giebt dieſes einen Aufſchluß weiter, welchen man bey andern Gewerben von der Art nicht hat.

Weil bey Fabriken der Ertrag, theils ſehr geheim gehalten wird, theils aber hauptſächlich von der Geſchicklichkeit und Einſicht des Fabrikanten, ſo wie von tauſenderley konkurrirenden Umſtänden abhängt, auch einen großen Verlag erfordert, ſo kann er nicht wohl zur Beſtimmung des Kaufspreiſes dienen, ſondern man taxirt gewöhnlich nur die Gebäude, Inſtrumente, Geräthſchäften, vorräthige rohe Waaren und Kunſtprodukte, ſamt den der Fabrik verliehenen Privilegien; das übrige iſt Handlungskapital, welches der Käufer ſelbſt aufwenden muß und deſſen größerer oder geringerer Ertrag auf ſeinem Fleiße und auf ſeiner Geſchicklichkeit beruhet.

Rittergüter beſtehen theils aus Grundſtücken, Bräuereyen, Schäfereyen u. d. g. und theils aus grundherrſchaftlichen Gefällen. Dieſe werden insgemein nach ihrem Ertrag geſchätzt. Die Oekonomieſtücke ſind entweder verpachtet oder auf Rechnung der Herrſchaft durch einen Beamten verwaltet

worden. In jenem Fall nimmt man die Pachtgelder, nach Abzug der ertheilten Nachläſſe und aufgewendeten Bau- und Unterhaltungskoſten für den Ertrag an und extrahirt den Durchſchnitt von 10, 20 oder 30 Jahren; im letztern Fall aber wird der reine Ertrag aus den Rechnungen ausgezogen. Die grundherrlichen Gefälle erhellen aus den vorhandenen Saalbüchern und Amtsrechnungen. Man theilt ſie in beſtändige und unbeſtändige ab. Zu jenen gehören die Grundzinſe aller Art, Küchengülten, Getraidgülten, Dienſtgelder und überhaupt alle Averſionalſummen, welche die Herrſchaft von ihren Unterthanen, ſtatt vorheriger unbeſtändiger Gefälle, nach einem mit ihnen errichteten unwiderruflichen Kontrakt, bezieht. Iſt aber dieſer Kontrakt nur auf beſtimmte Jahre abgeſchloſſen oder von beeden Theilen widerruflich, ſo gehört der jährliche Kanon unter die unbeſtändigen Gefälle. Unter die letzte Rubrik gehören alle und jede Revenüen, welche einer Mehrung oder Minderung unterworfen ſind. Die beſtändigen Gefälle werden nach dem Bezug des letzten Jahres, die unbeſtändigen aber nach dem Durchſchnitt von 10, 20 oder 30 Jahren berechnet, und iene höher als dieſe angeſchlagen. Bisweilen iſt der Kapitalswerth durch Landesgeſetze beſtimmt, öfter aber beruhet er auf der Uebereinkunft des Käufers und Verkäufers. Im letztern Fall werden die beſtändigen Gefälle zu 2 bis $2\frac{1}{2}$ die unbeſtändigen aber zu 3 bis $3\frac{1}{2}$ Procent in das Kapital erhöhet. Wenn man ſie zu 2 Procent anſchlägt, ſo wird jeder Gulden jährliches Einkommen mit 50 fl. bey $2\frac{1}{2}$ Procent mit 40 fl. bey 3 Procent mit 33 fl. 20 kr. und bey $3\frac{1}{2}$ Procent mit 28 fl. 17 kr. $1\frac{1}{7}$ Hlr. multiplicirt.

Es iſt noch eine große Frage, ob die Getraidgülten unter die beſtändigen oder unbeſtändigen Gefälle

fälle gehören. Ihrer Natur nach ſind ſie zwar beſtändig, ihr Ertrag an Geld aber iſt ſehr veränderlich, weil nicht nur öftere Nachläſſe bey ihnen ſtatt finden, ſondern auch und hauptſächlich, weil der Getraidpreiß gar oft ſteigt oder fällt. Und die nämliche Beſchaffenheit hat es auch mit den Weingülten. In den Kaufsanſchlägen kommen ſie jedoch öfter unter den beſtändigen als unter den unbeſtändigen vor. Wenn man alle ertheilte Nachläſſe getreu davon abziehet, und einen ſo mäßigen Geldpreiß annimmt, welcher zwar öfter überſtiegen, aber nicht wohl verfehlt werden kann, ſo mögen ſie wohl als beſtändige Gefälle angeſehen werden; wird hingegen der wirklich erlößte Kaufswerth nach einem Durchſchnitt von 10 oder 20 Jahren dabey zum Grunde gelegt, ſo möchten ſie allerdings unter die unbeſtändigen Gefälle gehören.

Um Waldungen zu taxiren hat man zweyerley Wege; entweder ſchlägt man Grund und Boden, im Verhältniß mit andern Feldgütern der Gegend, und nach ſeiner innerlichen Güte beſonders an, und taxirt das darauf ſtehende Holz, nach Abzug des Waldrechts, welches man nach der Forſtordnung darauf ſtehen laſſen muß und nicht ſchlagen darf, welche beede Summen zuſammen den Werth des Waldes beſtimmen; oder man macht einen ungefähren Ueberſchlag, was in 30, 40 oder 50 Jahren an Holz geſchlagen und daraus gelößt werden kann; theilt dieſe Summe in eben ſo viele Theile ab, als man Jahre zum Wiederwachs des Holzes angenommen hat, und erhöhet das Produkt oder einen dieſer Theile mit 3 oder 3½ Procent in das Kapital. Man wird leicht einſehen, daß die erſtere Methode zuverläßiger iſt als die letzte.

Bey Rittergütern kommen öfter die Gebäude in einen beſondern Anſchlag. Man muß einen Unter-

terſchied machen unter Wohngebäuden für den Guts⸗herrn und unter den Oekonomiegebäuden, ohne wel⸗che die Wirthſchaft nicht beſtehen kann. Den Werth der erſtern beſtimmt lediglich die Konvenienz des Käufers, und wenn ſie ihm ganz entbehrlich ſind, ſo ſind ſie doch wenigſtens ſo viel werth als die Materialien, welche man verkaufen kann, wenn man ſie abbrechen läßt. Sind ſie aber dem Käufer ganz unbrauchbar, und dürfen wegen des Lehnsne⸗xus dennoch nicht abgebrochen werden, ſo ſind ſie eine wahre Laſt, wodurch der Werth des Guts im Ganzen vermindert wird. Die Oekonomiegebäude hingegen ſind als unentbehrliche Inſtrumente zu be⸗trachten, welche an und vor ſich keinen beſondern Nutzen abwerfen. Da nun ihr Ertrag ſchon unter den Einkünften des ganzen Guts begriffen iſt: ſo wäre ihr beſonderer Anſchlag eine wahre Uebervor⸗theilung des Käufers; vielmehr kann dieſer von dem Anſchlag des ganzen Guts einen proportionir⸗ten Abzug machen, wenn man ſie ſo weit hat herun⸗ter kommen laſſen, daß er voraus ſiehet, er werde auf ihre Wiederherſtellung, gleich nach dem An⸗kauf, beträchtliche Summen verwenden müſſen.

Bey großen Herrſchaften und ganzen Ländern kommen neben den Oekonomiegütern und grund⸗herrſchaftlichen Gefällen auch die nutzbare Regalien, hohe und niedere Jurisdiktion, Forſten und Jagd in Betrachtung. Der Ertrag der Jurisdiktionsge⸗fälle und nutzbaren Regalien werden aus den Rech⸗nungen ausgezogen, und gemeiniglich um ein hal⸗bes Procent höher als andere unbeſtändige Gefälle zu Kapital angeſchlagen; man muß aber dagegen nicht vergeſſen, die Jurisdiktionskoſten, Beſoldun⸗gen der nothwendigen Dienerſchaft, Reichs⸗ und Kreispräſtationen u. d. g. wiederum in Abzug zu bringen. Jurisdiktionsgerechſame, welche keine Ein⸗

Einkünfte abwerfen, haben nur inſoferne einen wahren Werth, als ſie über die eigene Unterthanen ausgeübet werden, und dadurch den Ertrag der Revenüen ſicherer machen; auſſerdeme aber ſind ſie mehr ſchädlich als nützlich. Insgemein bringt man ſie nach Willkühr in einen beſondern Anſchlag; man handelt aber vielleicht zweckmäßiger, wenn man die Gefälle, welche mit der Jurisdiktion verkauft werden, um ein halbes oder auch ganzes Procent höher taxirt, als wenn man über jene einen beſondern Anſchlag formirt.

Nach der Abſicht, aus welcher man Güteranſchläge fertigen läßt, ſind ſolche entweder Pachtanſchläge, oder Kaufsanſchläge, oder gerichtliche Anſchläge, oder Pfandſchaftsanſchläge.

Bey Pachtanſchlägen wird nicht der Kapitalswerth, ſondern nur der reine Ertrag des Guts erhoben, um den Gutsherrn zu belehren, wie hoch der Pachtſchilling beſtimmt werden müſſe, wenn ihm die Verpachtung vortheilhafter ſeyn ſolle als die vorhin geführte Adminiſtration. Bey Kaufsanſchlägen hingegen wird der Kapitalswerth des Guts berechnet, um dieſe Taxation zum Grund der Kaufstraktaten zu legen. Dieſe Anſchläge läßt der Verkäufer formiren und der Käufer prüfen und berichtigen. Da das Intereſſe des Verkäufers erfordert, ſeinem Gut den möglichſt größten Werth beyzulegen, ſo läßt er alle Einkünfte nach dem höchſten Ertrag berechnen, in den höchſten Kapitalsanſchlag bringen und ſchweigt von den Ausgaben ſo lange ſtille, bis der Käufer darnach fragt. Dieſer hingegen, wenn er nicht verkürzt werden will, muß nicht nur um die Procente des Kapitalanſchlags handeln, ſondern auch auf die Selbſteinſicht der Rechnungen und Güter dringen, alle unvermeidliche Ausgaben extrahiren und von den Einkünften abziehen laſſen und

durch erweisliche Gegenberechnungen den allzu hohen Anſatz zu moderiren ſuchen. Indeſſen iſt oft weder dem Käufer noch Verkäufer mit der genauen Berechnung des wahren Werths ganz geholfen, weil jener, wenn er durchaus kaufen will und nichts wohlfeiles erhalten kann, eben ſo wohl härtere Bedingniſſe eingehen muß als dieſer, wenn er in die Nothwendigkeit verſetzt wird, zu verkaufen, ohne einen Käufer finden zu können, welcher gut bezahlt.

Mit den Anſchlägen, welche in der Abſicht verfertiget werden, ein Anlehen auf ein Gut aufzunehmen, hat es die nämliche Beſchaffenheit, wie mit den Kaufsanſchlägen. Der Entleiher ſucht ſeinem Gut den möglichſt großen Werth zu geben, um ein großes Anlehen darauf zu erhalten, der Darleiher hingegen muß trachten, ſich die möglichſte Sicherheit für ſein Anlehen zu verſchaffen.

Bey gerichtlichen Anſchlägen hingegen, welche der Richter bey Gant- und Subhaſtationsfällen, oder bey Ausfertigung gerichtlicher Pfandverſchreibungen zu ſeiner Belehrung und Rechtfertigung verfaſſen läßt, iſt es ihm blos darum zu thun, den wahren Werth des Guts genau zu erfahren. Er bedient ſich alſo nicht nur hierbey verpflichteter Kunſtverſtändigen, ſondern auch bey großen Gütern noch eines beſondern Kommiſſärs, welcher für die Legalität des Geſchäftes ſorgt, die eigentliche Schatzmänner von den Gerechtſamen und Laſten des Guts unterrichtet und darauf ſiehet, daß ſie weder aus Uebereilung noch aus Nebenabſichten einen unrichtigen Anſchlag formiren.

S. Chriſt. Herm. von Schweders gründliche Nachricht von Anſchlagung der Güter nach dem jährlichen Abnutze, Berlin bey Pauli, 1775. 4.

Gul-

Gulden, lat. *Florenus*, *Aureus*, *Solidus*, fr. *Florins d'Allemagne*, *Gulde*, ital. *Fiorino*, iſt der Name einer Münze, die entweder wirklich geprägt oder nur als Rechnungsmünze im Gang iſt. Ehedem war dieſelbe bald golden, bald ſilbern, allein heut zu Tage werden die gewöhnlichen und eigentlichen Gulden blos aus Silber geſchlagen, und ſind dem Werth und innern Gehalt nach mancherley. Die erſten Gulden wurden zu Florenz aus feinem Golde von 23 Karat, 8 Grän mit einer Lilie und der Umſchrift *Florenus* ausgemünzet, und waren am Werth ungefähr einem Dukaten gleich. Achte, welche zuſammen eine Unze hielten, wurden einer Mark Silber gleich geſchätzt, daher man nach der Zeit auch 8 Stücke einer Unze ſchwer aus einer feinen Mark Silber münzte. Die rheiniſchen Gulden, welche die Churfürſten am Rhein prägten, waren eine ähnliche Goldmünze. Nachher wurden kleine Gulden geſchlagen, die den dritten oder vierten Theil eines großen galten. Endlich fieng man an die Gulden aus Silber zu prägen, und den Namen, (der eigentlich eine goldene Münze bezeichnet,) beyzubehalten, da denn jene durch den Ausdruck Goldgulden von dieſen unterſchieden wurden. Es wird nöthig ſeyn, hier mehrere übliche Gulden und ihren Werth etwas näher zu beſchreiben.

Die Rheiniſche, Reichs- oder Kaiſergulden, mit denen auch die Sächſiſchen, die Lüneburgiſchen, alten Brandenburgiſchen und andere überein kommen, gelten im deutſchen Reich (nach dem 20 Gulden Fuß gerechnet,) 16 gute Gr. — den Louisd'or zu 5 Thlrn. — 20 Kaiſergroſchen, 24 Mariengroſchen, 30 Albus, 60 Kreuzer, 3 Kopfſtücke, 15 Batzen, 2 Drittheile eines Rthlrs. Hingegen nach dem hie und da eingeführten 24 Gulden Fuß hält ein ſolcher wirklich ausgeprägter Kaiſergulden oder Zweydrittheil-

ſtück 18 Batzen, 72 Kreuzer, 24 leichte Groſchen u. ſ. w. und der dort gewöhnliche Gulden zu 60 Kreuzern oder 15 leichten Batzen, der auch der Rheiniſche genannt wird, iſt nur eine eingebildete Münze.

Der Meißniſche Gulden (eine blos fingirte Münze) gilt 21 gute Groſchen, oder 7 Achtel eines Thalers.

Der Fränkiſche Gulden, ebenfalls eine Rechnungsmünze, gilt 25 leichte Groſchen.

Ein Mariengulden hat 20 Mariengroſchen oder 13 Ggr. 4 Pfen.

Ein Mecklenburgiſcher Gulden iſt $\frac{1}{2}$ Rthlr. oder 12 gute Gr.

Ein Herrengulden iſt eine köllniſche Silbermünze, einem Rthlr. oder 24 guten Gr. gleich, der köllniſche gemeine Gulden aber hält nur 20 Stüver oder faſt 13 Gr.

Ein Achener Gulden beträgt nur 10 kr. oder ein halbes Kopfſtück.

Ein Schweizer Gulden gilt 15 gute Batzen, iſt aber gleichwohl ſeinem Werth nach verſchieden. Gute oder Zürcher Gulden thun zu Baſel, Schafhauſen und St. Gallen 15 gute Batzen, zu Bern, Freyburg und Solothurn 16 ſchlechte oder Schweizer Batzen. Die Gulden von Chur gelten 26 Berner Sols, 8 Deniers, die Baſeler von 56 Kreuzern 31$\frac{1}{2}$ Berner Sols, die Zurzacher von 60 Kreuzern 33 Berner Sols, 4 Deniers, die von St. Gallen von 15 guten Batzen oder 60 kr. 35 Berner Sols, 3 Den. Die Zweydrittheil oder 16 Ggr. Stücke gelten allein an den Gränzen und heißen leichte oder ſchlechte Gulden.

Ein Pohlniſcher Gulden von 30 Pohlniſchen Groſchen gilt 4 Ggr. oder 5 Kaiſergroſchen.

Ein

Ein Gulden Preuſiſch von 30 Preuſiſchen Groſchen iſt wie der vorige eine Rechnungsmünze, gilt aber noch einmal ſo viel, d. i. 8 Ggr. oder 27 Sols franzöſ.

Ein Holländiſcher Gulden gilt 20 Stüver oder 9 Ggr. 7⅕ Pfen. mit dem Agio aber beynahe 13 Ggr. Man hat auch in Amſterdam Goutgulden oder Goldgulden von Silber, die 1 Gulden, 8 Stüver oder 56 bis 58 franz. Sols gelten. Der Rechen- oder Kourantgulden wird auf 46 Pfen. Groot gerechnet, und gilt 4 bis 5 Procent weniger als der Bankogulden, der 42 bis 43 Sols beträgt. Zu Ryſſel, Lüttich und Maſtricht hat der Gulden auch 20 Stüber oder Patards und gilt 25 franz. Sols.

Ein Emdner Gulden beträgt 28 franz. Sols.

Ein Flandriſcher oder Brabanter Gulden macht ⅔ eines Reichsguldens, alſo 10 Gr. oder 8 Pfen. oder franz. 1 Liv. 13 S. 4 Den.

Ein Straßburger Gulden gilt 20 Sols. Es wird auch in Provence, Languedok und Dauphine Guldenweiſe oder nach Florins gerechnet.

Ein Genfer Gulden von 12 Genfer Sols hat 2 Gr. 3 Pfen. oder 6 franz. Sols.

Der Rechen-Fiorino in Piemont und Savoyen von 12 daſigen Sols beträgt 1½ Genfer Gulden.

Ein Gulden Giro iſt in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Ggr. 4 Pfen.

Gummi, *Gummi*, fr. *Gomme*, ein ſchleimiger Saft aus der Rinde gewißer Bäume und Pflanzen, der durch das Ausdampfen der wäſſerigten Feuchtigkeit eine veſte Konſiſtenz erlangt hat. Nicht alle etwas hart gewordene Säfte gehören unter dieſe Klaſſe, ſondern nur diejenigen, die ſich im Waſſer völlig auflöſen laſſen, in Oel und Weingeiſt aber unauflöslich ſind. In dieſem Verſtand iſt nicht alles

Gum-

Gummi, was dieſen Namen führt, z. B. Gummi Kopal, Gummi Elemi u. d. g. denn die, welche ſich nicht im Waſſer, ſondern im Oel und Weingeiſt auflöſen laſſen, ſind ein wahres Harz oder *Reſina*. Solche, welche theils aus ſchleimigen, theils aus öligten Säften beſtehen und weder ganz im Waſſer noch ganz durch Oel und Weingeiſt aufgelößt werden können, heißen Gummiharze, lat. *Gummi Reſina*, fr. *Gomme réſine*. Die eigentlichen Gummata haben eine veſte Konſiſtenz und ziemliche Zähigkeit, ſie ſind durchſichtig, ohne Geruch und beynahe ohne Geſchmack. Der Bäume ſind vielerley, aus welchen ſie kommen, und ſie unterſcheiden ſich hauptſächlich durch die Menge des Schleims, den ſie mit dem Waſſer machen können. Man hat 3 Hauptarten von Gummi, 1) Traganth, aus welchem man den meiſten Schleim erhält, ſ. Traganth. 2) Das Arabiſche Gummi, wovon gleich gehandelt werden ſoll. 3) Das innländiſche Gummi, welches man von unſern mehreſten Obſtbäumen, als Pflaumen- Zwetſchgen- Kirſchen- und andern Bäumen erhält. Es iſt weniger weiß und durchſichtig als das Arabiſche, das ſchönſte davon wird aber doch oft dafür verkauft.

Das Arabiſche Gummi kommt von einer Art Acacia, dem Aegyptiſchen Schotendorn, *Mimoſa nilotica*, *L.* und ſchwitzt entweder von ſelbſt, oder wenn der Baum geritzt worden iſt, heraus. Doch erhält man auch aus dem Afrikaniſchen Guinea Gummi in großen Kugeln, welches aus verſchiedenen Bäumen, beſonders der *Mimoſa Senegal*, *L.* kommt und unter dem Namen des Gummi Senegal an die Franzöſiſche Kompagnie geliefert wird. Das eigentliche arabiſche Gummi wird aus der Gegend von Tor und des Berges Sinai meiſt im Oktober in 2 bis 3 kleinen Karavanen, in allem etwa 6 bis

700

700 Quintal nach Kahira gebracht. Das meiſte geht nach Marſeille und Livorno. Auch kommen durch afrikaniſche Karavanen jährlich 4 bis 5000 Quintal, jeder zu 100 Rottel gerechnet. Das aus Habbeſch gebrachte Gummi wird nicht für ſo gut gehalten, als jenes, welches durch die Karavanen kommt. Der Centner vom arabiſchen Gummi wird zu Amſterdam für 21 Gulden, der von Senegal zu 26. verkauft. Beyde geben 1 Procent Abzug für gutes Gewicht und eben ſo viel für promte Bezahlung. Man erhält das Gummi in großen und kleinen Stücken. Letztere ſind gemeiniglich röthlicht und mit allerley Unreinigkeiten vermiſcht, die erſtern theils rund, theils länglicht, blaßgelb, inwendig glänzend und durchſichtig, auch leicht zerbrechlich. Wenn das arabiſche Gummi in großen, nicht ſehr durchſichtigen Stücken aneinander klebt, wird es *Gummi thurium*, fr. *Gomme turique* genannt. Das weiße arabiſche oder ſenegaliſche Gummi in Waſſer geſchmelzet und zu kleinen, ſehr dünnen Täfelchen gemacht, heißt engliſches Gummi oder auch *Gomme a friſer*, weil es zum Haaraufkräuſeln dient. Das Gummi hat nicht nur einen mediciniſchen Nutzen, ſondern wird auch gebraucht, um die Farben damit anzumachen.

Die mit Gummi zuſammen geſetzten Benennungen ſuche man unter dem damit verbundenen Wort.

Gummibaum, fr. *Gommier*, iſt in Amerika anzutreffen, und wird in den weißen und rothen eingetheilt. Jener iſt einer der höchſten und dickſten Bäume auf den franzöſiſchen Amerikaniſchen Inſeln. Das Holz iſt weiß, hart und ſchwer zu verarbeiten, die Blätter den Lorbeerblättern ähnlich, aber größer, die Blüthen klein, weiß und büſchelweis ſitzend, die Frucht faſt dreyeckig, bräunlich, an Größe einer Oliven gleich, das Fleiſch zart und

mit

mit einer klebrichen weißen Materie angefüllt. Der rothe Gummibaum wächſt auf Guadelupe, hat ein weißlichtes aber weiches Holz, büſchelweiſe beyſammen ſitzende, dunkelgrüne uneingekerbte Blätter, denen der Eſche gleich, die Blüthen ſind wie die vorigen, die Frucht den Piſtazien ähnlich, harzig und mit einem harten Kerne verſehen.

Oft giebt ein einziger ſolcher Baum 30 bis 50 Pf. Gummi, oder eigentlich zu reden, Harz, das unter dem Namen Cachibougummi in Fäßern nach Europa kommt, und meiſtens in große, breite Blätter des Cachiboubaumes eingewickelt iſt.

Gummiſluß, eine Krankheit der Kernobſtbäume, da ihr Saft in die Waſſergefäße tritt, ſie verſtopft und endlich als Gummi hervorkommt. Wenn der Gummiſluß verhindert, daß der Saft nicht gehörig durchfließen kann, ſo iſt kein Mittel dargegen, beſonders wenn er ſich an dem Pfropfreis einfindet. Wofern er ſich aber nur an einer Seite eines ſtarken Aſtes zeigt, ſo ſchneidet man die Stelle mit ihrem Gummi bis aufs Leben des Baums ab, und verbindet ſie mit Kühmiſt.

Gummigutt S. Guttabaum.

Gummilack. S. Lack.

Gummiren, fr. *Gommer*, mit Gummiwaſſer, darinnen Gummi aufgelöſet worden, anmachen, beſtreichen oder tränken, z. B. Bänder, Taffent u. ſ. w.

Gummirwachs, fr. *Cire a gommer*, geſchmolzenes, mit etwas Pech vermiſchtes gelbes Wachs, womit die innere Seite des zu Betten gehörigen Zwillers überſtrichen wird, damit die Federn nicht ſo leicht durchſtechen können.

Gundelrebe, Gundermann, Hederich, Erdepheu, Grundepheu, Gunderlunze u. ſ. w. *Glecoma, L. Hedera terreſtris vulgaris*, fr. *Lierre terreſtre*, eine in ganz Europa befindliche an Mauren

ren und Hecken wachſende Pflanze mit zwey ungleich langen Paaren Staubfäden und nackten Saamen. Die faſerige Wurzel treibt dünne, viereckige, röthliche, haarige, äſtige Stengel, die auf der Erde hinkriechen und neue Wurzelfaſern ſchlagen. Die langgeſtielten, einander gegen überſtehende nierenförmige Blätter ſind eingekerbt und etwas haarig. Die blauen Blumen, die an den Winkeln der Blätter ſtehen, machen einen rohrförmigen Kelch, der ſich mit 5 ungleichen Spitzen endigt, und die dünne Röhre des Blumenblatts theilt ſich in zwey Lippen, die obere aufwärts gerichtet, ſtumpf und zweyſpaltig, die untere größer, in 3 Lappen getheilt, davon der mittlere der größte und eingekerbt iſt. Die Staubfäden tragen Staubbeutel, davon jedes Paar in Geſtalt eines Kreuzes zuſammenſtößt. Der Griffel zeigt 2 ſpitzige Staubwege. Der Kelch enthält 4 eyförmige Saamen. Es giebt dieſe Pflanze nicht nur den Schaafen ein geſundes Futter und wird von den Bienen fleißig beſucht, ſondern ſie hat auch vorzügliche Heilkräfte. Unter andern geben die Roßärzte die gepülverten Blätter unter das Futter gemiſcht den Pferden, wenn ſie an Würmern leiden, und tröpflen den ausgepreßten Saft, mit etwas Wein vermiſcht, den blinden Pferden in die Augen. Das geſunde Vieh wird durch dieſes Gewächs vor Schwäche und Verſtopfung der Eingeweide verwahrt, bey dem aber, welches ſchon allzufaul und anbrüchig iſt, wirkt es zu ſtark. Die Engländer legen auch das Kraut in die Bierfäſſer, um es ſchwarzbraun und hell zu machen und deſſen allzuſchnelle Gährung zu hindern.

Gundermann, (kleiner) ein Beyname des Ehrenpreiſes.

Guppas, ein Gewicht, das auf einigen Handelsplätzen an der Meerenge von Malagga ganz gewöhnlich iſt.

iſt. Ein Bahar, d. i. 450 Pf. Markgewicht hat 15 Halis; 1 Hali 16 Quantas, 1 Quanta 4 Guppas.

Gur iſt eine Art von weißem oſtindiſchem Baumwollenzeug.

Gurgel heißt figürlich bey Druckwerken die krumme Röhre, welche Stiefel und Steigröhre verbindet.

Gurke, Kukumer, *Cucumer*, *Cucumis*, fr. *Concombre*, iſt die bey uns in Gärten erzeugte eßbare Frucht einer Pflanze mit halb getrennten Geſchlechtern und verwachſenen Staubbeuteln. Bekanntlich genieſet man nur die heranwachſenden, unzeitigen Früchte, und läßt blos die ganz reif werden, die zum Saamen beſtimmt ſind. Die beſten Saamenkörner ſind die, welche 1 oder 2 Jahre gelegen haben. Da dieſe Kerne oft durch Mäuſe oder Fäulnis, wenn ſie etwas länger als gewöhnlich liegen, verlohren gehen, ſo hat man Mittel geſucht, ſie geſchwinder hervorzubringen. Durch das Einweichen erreicht man nicht immer ſeinen Zweck, wohl aber dadurch, wenn man die Kerne in einen Beutel von loſer Leinwand ſchüttet, denſelben 12 oder 24 Stunden in lauem Waſſer liegen läßt, dann aber in einen heiſſen Malzkeimenhaufen ſteckt. Man muß aber zuweilen darnach ſehen, damit nicht die Keime zwiſchen der loſen Leinwand durchtreiben und abbrechen. Zwölf Stunden werden meiſtens hinlänglich ſeyn, daß die Kerne völlig auslaufen können. Um die Gurken, welche bey uns ſehr weit gegen den Spaniſchen und Italiäniſchen zurückbleiben, zu verbeſſern, wird gerathen, ſie an die Sonnenſeite eines Gebäudes oder einer Wand zu pflanzen und an derſelben hinauf zu ziehen, damit ſie von den zurückprallenden Sonnenſtrahlen mehr erwärmet werden. Durch dieſes Mittel werden auch die Saamen vor

dem Ausarten, welches bey dieſem Gewächſe ſo leicht ſtatt findet, bewahrt.

Es giebt mancherley Arten von Gurken, die aber meiſtens ausländiſch ſind und nur auf Miſtbeeten gezogen werden können. Ich führe daher blos die gemeine Küchengartengurke an, dahin die gemeine rauhe Gurke ſowohl mit grüner als weißer Frucht, und die lange glatte Gurke, welche zuweilen 10 bis 15 Zoll lange Früchte bekommt, gerechnet wird. An manchen Orten werden die Gurken in großer Menge auf Aeckern oder andern Plätzen zum Verkauf gebauet, und da ſie ſo leicht durch Froſt leiden, immer nach etlichen Tagen mehrere Kerne eingelegt, da denn im unglücklichen Fall wenigſtens die ſpätern anſchlagen, im glücklichen aber die zu dick ſtehenden Pflanzen ausgezogen werden. So bringen die Wendiſchen Bauern in die Niederlauſitz, nach Berlin und andern Städten grüne oder eingemachte Gurken, ehe noch die Kunſtgärten dergleichen vorzeigen können.

Gurtriemen, eine Benennung der Onobrychis oder Eſpaſette.

Gußeiſen, Gußwerk, gegoſſenes Eiſen, zum Unterſchiede vom geſchmiedeten.

Guſtôs heißt bey den Waaren nicht immer etwas, das fein gearbeitet iſt, oder allgemeinen Beyfall verdient, ſondern häufig das, wobey es auf den Eigenſinn und die Phantaſie der Käufer ankommt.

Gut iſt im ökonomiſchen Verſtande eine Wohnung auf dem Lande mit den darzu gehörigen Gärten, Aeckern, Wieſen, Gerechtigkeiten u. d. g. zum Beyſpiel ein Bauerngut, Freygut, Rittergut. Ein Anſpanngut iſt, das Frohndienſte mit Pferden leiſten muß; ein ganzes Gut, das nicht vereinzelt werden darf. In der Handelsſprache heißen die Waaren Güter, z. B. Steingut, Glockengut, Güterwagen, Meßgüter,

ter. Sandgut, Erdgut, beſtes Gut ſind 3 Sorten des Holländiſchen, im Hanauiſchen gewachſenen Blatttobacks. Bey den Bergwerken heißt Mittelgut: geringhaltiges Erz, welches zur Roharbeit genommen wird. Beym Brandweinbrennen verſteht man durch Gut das geſchrotene Getraid u. ſ. w.

Guttabaum, Gummiguttabaum, *Cambogia gutta, L.* iſt ein hoher und ſtarker Baum, der in Oſtindien wächſt, aus welchem, wenn man ſeinen Stamm ritzt, das Gummigutt (*Gutta gamba*) flieſet. Es iſt dieſes ein harziger und zugleich gummöſer, glänzender, undurchſichtiger trockner Saft von gelber oder gelbrother Farbe ohne Geruch und faſt ohne Geſchmack. Es giebt nicht nur dem Firniß Konſiſtenz und eine glänzende Citronenfarbe, daher man es auch zum Goldfirniß gebraucht und zu ſolchem Ende in Weingeiſt zergehen läßt, ſondern man erhält auch davon zum Malen und Färben eine ſchöne gelbe Farbe. Man hat durch gemachte Verſuche gefunden, daß es wegen der reſinöſen Theile am beſten aufgelöſet wird und färbt, wenn es mit einem Zuſatz kaliſchen Salzes getrieben wird, aber um die Farbe beſtändig zu machen, muß die Seide vorher im gewöhnlichen Alaunſtule ohne Weinſtein geweſen ſeyn. Auf dieſe Art entſteht ein *Tartarus violatus* während des Färbens, welches Mittelſalz dieſe Farbe veſt macht, da es im Waſſer nicht leicht zergehet.

Die Holländer und Engländer bringen dieſes Gummigutt aus Kambaya und Zeilon in hohlen Rohrſtäben oder cylindriſchen Stangen, oder in runden Maſſen und Kuchen, und es ſcheint den Europäern erſt ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt zu ſeyn. In London gilt der Centner ungefähr 25. Pf. Sterling. Wenn es gut iſt, ſo

ſpielt es trocken in das Rothgelbe und erſcheint naß gemacht auf dem Papier ſchön hochgelb, hat keinen Geruch und faſt keinen Geſchmack, läßt ſich anzünden und zergehet bald im Waſſer, Weinſpiritus und am Feuer. In den ganzen Stücken findet ſich zuweilen ein rothes, klares und durchſichtiges Harz, welches aber nichts taugt.

Gyps, lat. *Gypſum*, fr. *Plâtre*. Man verſteht unter dieſem Wort bald den gypsartigen Stein, bald einen daraus bereiteten weißen und zarten Kalk. Es iſt der Gyps nicht nur bey dem Bauweſen wichtig, ſondern er hat auch ſchon ſeit einiger Zeit ſo viele Aufmerkſamkeit und Streit in der ökonomiſchen Welt erregt, ſo viel Lobredner und Verächter gefunden, daß es der Mühe werth iſt, bey dieſem Artickel etwas umſtändlicher zu ſeyn.

Der gypsartige Stein unterſcheidet ſich von andern Steinarten hauptſächlich dadurch, daß er mehrentheils locker iſt und ſich mit den Fingern zerreiben, oder mit dem Meſſer zerſchneiden, aber eben deßwegen ſich nicht poliren läßt; daß er in Scheiben und Flächen oder in Fäden oder in ungewiße Stücken zerbricht, die kleinen Theilchen aber eine gewiße Figur haben, rauten und kugelförmig zugleich oder rautenförmig und blätterig oder fadenartig; daß er, im Feuer kalcinirt und mit Waſſer vermiſcht, hart und veſt wird, und daß er mit dem Scheidewaſſer nicht aufbrauſet. Man rechnet ihn daher nicht mehr weder zu Marmor noch zu Spatharten, ſondern hat ihm unter der Rubrick, **gypsartige Steine**, eine eigene Klaſſe eingegeben. Es enthalten dieſelben Kalkerde, Vitriolſäure und etwas wäſſerichte Feuchtigkeit, welche ſich beym Brennen durch den aufſteigenden Dampf zu erkennen giebt, aber ihnen nicht weſentlich zu ſeyn ſcheint, weil man ſie abſon-

dern kann, ohne das Weſen des Gypſes zu zerſtöhren.

Zu den gypsartigen Steinen rechnet man den Alabaſter, den Gypsſpath, Federſpath oder Stralgyps, den Bologneſer- und den Federſtein, hauptſächlich aber den gemeinen Gypsſtein, *Lapis gypſeus vulgaris*, *Lapis e terra marmorea reſoluta et praecipitata regenerata*, *L.* einen grauen oder weiſſen, nicht allzuharten Stein, der aus einer mit Vitriolſäure geſättigten Kalkerde beſteht, deſſen Theile länglicht, viereckigt und rund ſind, der blättericht und ſchuppenartig bricht und keine Politur annimmt. Zerbricht und zerſchlägt man denſelben, ſo ſchimmert er auf dem Bruche, beſonders, im Fall man ihm gegen das Licht hält und hin und her bewegt; zerſtoßt man ihn, ſo giebt er ein Mehl, welches im Waſſer bald unterſinkt, und ſich nicht darinnen auflöſet. Wenn die Gypſe einen kryſtallähnlichen Bau haben, ſo nennt man ſie, woferne dieſe Kryſtallen einzeln und weiß ſind, Gypskryſtallen; Gypsdruſen aber, woferne deren viele und ineinander gewachſen ſind.

Man findet den Gypsſtein insgemein in Gebürgen, ſo daß er die Gränze zwiſchen Kalk- und Sandſteinen macht, ingleichem wo der Boden der Felder ein rother, in der Hitze ſehr hart werdender Lehm iſt, auch trift man gemeiniglich nicht weit von demſelben häufiges Eiſenerz, nämlich Bohnenerz und Braunſtein, wie auch Blutſtein an. Dergleichen Steine werden häufig bey Windsheim, Jena, Nordhauſen und Erfurt, Quedlinburg, Hildesheim u. a. Orten in Ober- und Niederſachſen, in der Churmark, Böhmen, Schleſien, Krain, Liefland, Kurland, Frankreich u. ſ. w. gefunden, und ſie würden ſich ohne Zweifel noch an vielen Orten antreffen laſſen, wenn man ſie genauer ſuchte, oder ſie

nicht

nicht oft mißkannt würden. Vielleicht werden ſie oft weit her an Orte gehohlt, wo ſie ein paar Klaftern tief in Menge zu finden wären.

Der eigentlich ſogenannte **Gyps** wird nicht nur von dieſen Steinen, ſondern auch von Alabaſter, Seleniten, Leberſtein und Fraueneiſe vermittelſt des Feuers erhalten, und dies iſt der **gebrannte Gyps, Spatkalk, Gypskalk**, zum Unterſchied von dem, welcher aus gewöhnlichen Kalkſteinen bereitet wird. Das Feuer darf aber nicht gar zu ſtark und anhaltend, ſondern ſo ſeyn, daß die Gypsſteine mürbe werden und zu Pulver gerieben werden können, da denn der Gyps, mit Waſſer vermiſcht, eine Steinhärte erlangt, die weder durch Kalciniren noch durch Waſſer wieder zu der vorigen Beſchaffenheit zurücke gebracht werden kann. Hingegen wenn der Gyps zu ſtark, oder gar todt gebrannt worden iſt, d. i. durchs Brennen faſt alles Vitriolſaure verlohren hat, ſo verhärtet er ſich im erſtern Fall mit dem Waſſer nicht recht und in dem andern gar nicht. Je reiner die Gypsſteine ſind, deſto veſter wird, bey gehöriger Zubereitung und der Vermiſchung mit Waſſer, der Gyps. Man hat aber, wie ſchon oben etwas davon gedacht worden iſt, verſchiedene Arten der Gypsſteine, und es iſt nicht allen einerley Grad des Feuers angemeſſen. **Eine Gattung** ſiehet wie Glas aus, und läßt ſich in feine Blätter ſpalten. Man findet ſie gemeiniglich unter den gröbern Arten adernweiſe, er erfordert ſehr wenig Feuer und dient blos zum Abformen ganz feiner Sachen und zum Gießen der Bilder, daher er auch Puppengyps heißt. **Eine andere Gattung**, die einen Mittelgyps liefert, beſteht aus den ſchon angeführten Spatharten und dem Alabaſter. Der letztere erfordert mehr Feuer, und giebt beſſern Gyps als die erſtere, welche ſehr behutſam gebrannt werden müſſen und ſehr mehlicht ſind.

Es iſt dieſer Gyps zu den Formen und zum Gieſen der Figuren an den Decken zu gebrauchen. Bey der dritten Gattung, welche gröber, faſt wie Kalkſtein, dem Anſehen nach bläulichtgrau und ſehr veſt iſt, unterſcheidet man die Sohle oder Unterſchicht, welches die ſchwerſten und beſten Gypsſteine ſind und einen Gyps liefern, der ſehr gut zum Mauerwerk ins Feuchte und zum Begieſen der Fußböden zu gebrauchen iſt, die Mittelſchicht, die etwas leichter iſt und zum Abreißen der Gebäude taugt und die Decke oder Oberſchicht, die noch leichter iſt, und zu den Decken in den Zimmern dient. Von dieſen 3 Unterabtheilungen erfordert die erſte recht ſtarkes, die andere etwas geringeres und die dritte noch gelinderes Feuer. Kein Wunder, daß der Gyps oft ſehr vermiſcht iſt, da man dieſen Unterſchied in den Oefen nicht zu beobachten pflegt. Wenn der Gyps, ehe er gebrannt wird, faſt wie Sandſtein ausſiehet, oder nach dem Brand ſehr ſtinkt, und wie Staubmehl ausſiehet, dann taugt er gewiß wenig, daher man vor dem Kaufe eine Probe anſtellen muß, indem man etwas davon in einem Mörſer ganz fein reibt, mit Waſſer zu einem Brey macht und auf ein Bret gießet, da man denn ſehen kann, ob er gut bindet oder nicht.

Das Brennen oder Garmachen des Gypſes geſchiehet im Kleinen in Keſſeln, im Großen aber in Oefen. Die erſte Art iſt für Bildhauer und Stukaturarbeiter vortheilhafter; ſie zerſchlagen den Gyps zu Pulver und ſetzen dieſes im Keſſel ans Feuer. So bald es glühend wird, wallet es wie ſiedendes Waſſer auf, ſinkt aber wieder und gleicht wie vorher einer zerriebenen Erde. Ein Zeichen, daß es fertig iſt, man nimmt es alſo ab und zwingt es zuerſt durch grobe, dann durch feine Siebe. Allein im Großen iſt dieſe Art bey weitem nicht hin-

hinlänglich, man brennt daher den Gyps in Oefen, die einem großen Backofen ähnlich ſind. Der Ofen wird geheizt, die Glut herausgezogen und der in Stücke zerſchlagene Gypsſtein auf dem Heerde des Ofens ausgebreitet. So bald der Ofen angefüllet iſt, vermauert man das Mundloch, und die Steine bleiben 30 höchſtens 40 Stunden auf dieſe Art liegen, ſo daß ſie gleichſam gebacken werden. Man beurtheilt aus der abnehmenden Hitze des Ofens, ob ſie gar ſind, nimmt ſie heraus und zerſchlägt ſie in einem hölzernen Trog mit einem großen hölzernen Hammer, worauf man den Gyps nach und nach durch mehrere Siebe laufen läßt. Je öfter dieſes Geſchäfte wiederhohlt wird, je feiner die Siebe ſind, deſto feiner und theurer wird der Gyps.

Da dieſe Operationen noch immer viel beſchwerliches und mangelhaftes haben, ſo hat man nicht nur Gypsmühlen zum Stampfen angerathen und an vielen Orten eingeführt, ſondern es hat auch M. C. G. Jacobi eine andere Art von Gypsöfen erfunden, und in einer von der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönten Preißſchrift bekannt gemacht, welche in den Hanöveriſchen nützlichen Sammlungen ꝛc. 1755. St. 79-81. ſtehet.

Wenn der gebrannte Gyps gleich friſch weg verarbeitet wird, iſt er am beſten, hingegen weniger gut, wenn man von dem nämlichen Haufen nach 8 oder 14 Tagen nimmt. Da man es aber nicht immer ſo haben kann, wie man wünſchet, ſo muß man ihn wenigſtens bis zum Gebrauch mit aller Sorgfalt verwahren, welches geſchiehet, wenn man ihn an den trockenſten Ort bringet, den man hat, und ſowohl der Näſſe als der feuchten Luft den Zugang ſo viel möglich verwehrt.

Der Verkauf des rohen Gypſes geſchieht nach Centnern, es iſt aber auch im Berge das Maas

eines Prahmes von 412 bis 427 Kubikfuß eingeführt. Ein Kubikfuß ungebrannten Gypſes wiegt 66 bis 68 Pfund, des gebrannten aber nur 63 bis 64.

Der Gyps wird aber auſſer dem Gebrauch bey dem Bauweſen heut zu Tage auch als ein Düngungsmittel, ſowohl gebrannt als auch ungebrannt, genutzt, und es iſt hier der Ort, davon noch etwas zu gedenken. Man ſchlägt nämlich den Gyps in Stücke von der Größe eines Hühnereyes, macht dieſe in einer Stampfmühle zu Mehl, wie wohl bey weitem nicht die Feine des zum Bauen beſtimmten gebrannten Gypſes erreicht werden darf, bringt dieſes Mehl vermittelſt eines Säetuches auf das Land oder die Gewächſe, welche dadurch gedünget (gegypſet) werden ſollen, und verſpricht ſich davon unglaubliche Wirkung. Es gilt gleichviel, ob der Gyps gebrannt ſey oder nicht, und Hr. Pfr. Mayer zu Kupferzell, der ſo viele Verſuche mit dem Gyps als Düngungsmittel gemacht, ſo viel davon geſchrieben hat, behauptet, der ungebrannte Gyps ſey vorzuziehen, weil bey dem Brennen viel Oel verlohren gehe, wie der faule Geſtank zu erkennen giebt, der ſich bey dieſem Geſchäfte der Naſe aufdringt.

Der Gyps thut die gehofte Wirkung nicht auf jedem Boden und die Erfahrung lehrt, daß er im ſchattigten und naſſen Lande wenig oder nichts ausrichtet. Daher man auch in naſſen und kalten Frühlingen weit geringern Vortheil davon ſpührt, als in trockenen und heißen. Je trockener, leichter und wärmer alſo der Boden iſt, deſto mehr Kraft äuſſert jener, und man hat Proben, daß ein elendes und mageres Land dadurch in kurzer Zeit fähig gemacht wurde, die fetteſten Gewächſe hervorzubringen, und mooſige erſtorbene Wieſen das ſchönſte

Klee zu erzeugen, ohne daß ſolches darauf geſäet worden wäre. Die Gewächſe, denen er vorzüglich einen ſtarken Trieb giebt, ſind Hülſenfrüchte, Kohlgewächſe und ganz beſonders der Klee, für welchen er recht eigentlich beſtimmt zu ſeyn ſcheint, wie man ſich mit leichter Mühe überzeugen kann, wenn man einen Theil eines Kleefeldes mit Gyps beſtreuet und den andern nicht, da denn der Unterſchied auſſerordentlich groß iſt. Die beſte Zeit, den Gypsſtaub auszuſtreuen iſt bey Wieſen im Februar oder März, wenn der Schnee weggeht, bey Aeckern aber, wenn eben der Saame geſäet worden iſt. Wenn er auf Gewächſe kommt, die ſchon da ſtehen, z. B. aufgegangene Saat, ſchon hervorgewachſenes Klee u. ſ. w. nimmt man gerne der Zeit wahr, da es geregnet hat, oder regnen will, oder wenigſtens die Blätter vom Thau naß ſind. Bey ſtarkem Winde iſt es nicht rathſam Gyps zu ſäen, weil derſelbige zu ſehr auseinander gejagt wird, und nicht dahin fällt, wo man ihn haben will. Es kann der Gyps aber auch den Gewächſen ſchädlich werden, wenn er zu häufig aufgeſtreuet wird, daher man das rechte Maas beobachten, und einen Morgen von 180 Quadratruthen, die Ruthe zu 12 rheiniſchen Schuhen gerechnet, nach Hrn. Pfr. Mayers Rath nicht mehr als 8 Hohenlohiſche Metzen oder Simri geben darf. Auch iſt es nicht rathſam, einen Acker alle Jahre mit Gyps zu beſtreuen, weil ſonſt am Ende eine unfruchtbare Maſſe zurückbleibt, die dem fernern Wachsthum hinderlich iſt. Es geht hier, wie bey tauſend andern an ſich oft ſehr guten und dienlichen Mitteln, wer ſie zu häufig braucht, und die gehofte Wirkung zu ſchnell und in allzugroßer Menge verlangt, hat oft Schaden ſtatt des gehoften Vortheils.

Eine andere ſehr heilſame Wirkung des Gypſes iſt die, daß er von den Pflanzen, auf welche er geſtreuet wird, die Erdflöhe abhält. Eine Sache, die ſchon allein demſelben einen Werth geben muß, da man weiß, welche Verheerungen dieſe Inſekten in Gärten und auf Aeckern anrichten können. Auch wird er zu Vertilgung der Ackerſchnecken und Mäuſe als ein unfehlbares Mittel empfohlen.

Alles bisherige ſind Erfahrungen, welche auch die Gegner des Gypſes nicht ganz läugnen können. Und man könnte damit zufrieden ſeyn. Aber man wollte doch auch wiſſen, durch welche Kraft er die Wirkungen hervorbringe, die man bey ihm wahrgenommen hat. Er kann nicht wohl als Miſt wirken, die Quantität, die man nimmt, wäre zu dem Ende zu klein, er würde in dieſem Fall auch in kaltem und feuchtem Boden nicht ohne guten Erfolg gebraucht werden, er würde ein Gewächs ſo gut als das andere nähren u. ſ. w. welches doch nicht alſo befunden wird. Auch wirkt er nicht als Mergel, denn dieſer iſt hauptſächlich kalten und naſſen Aeckern nothwendig, und beym Gyps zeigt ſich das Gegentheil. Woher hat er alſo die Kraft, den Wachsthum der Pflanzen ſo augenſcheinlich zu befördern? Einige erklären ſie daher, daß er theils ſelbſt Salze beſitze, theils dergleichen aus Luft und Erde an ſich ziehe, aus welcher Vermiſchung ein mehr oder weniger vollkommnes ſalpeterartiges Mittelſalz entſteht, welches die fruchtbar machenden Theile der Erde entwickelt, widerwärtige Theile zerſtreuet und den Wachsthum auf ſolche Art begünſtiget. Andere beziehen ſich bey ihrer Erklärung auf die kalkartige Natur des Gypſes. Der Kalk verzehrt den Dünger und lößt ihn in ſeine kleinſten Theile auf, dieſe dringen nun in die Pflanzen und befördern die Fruchtbarkeit, da ſie hingegen ohne

Gyps

Gyps langſamer oder oder gar nicht aufgelößt worden wären. Daher kommt es, ſagen ſie, daß der Gyps keine Wirkung auf naſſem Lande thut, weil die Näſſe die Kraft des Kalkes und Gypſes ſchwächt. Noch andere ſehen die Kraft des Gypſes darinnen, daß er das zähe, ſtrenge, thonige Erdreich locker macht, oder deſſen allzuſtarken Zuſammenhang vermindert, da denn Luft, Regen und andere Feuchtkeit beſſer eindringen, das ſtockende Waſſer leichter durchfließen oder verdünſten, die Wurzeln aber ſich beſſer ausbreiten können. Wieder andere erklären alle Wirkungen des Gypſes aus der Kraft, die Erdflöhe zu vertreiben. Es wirkt derſelbe hauptſächlich auf Kohlgewächſe und Hülſenfrüchte, und gerade dieſe leiden am meiſten von den Erdflöhen; je heißer und trockener der Boden, je mehr er der Sonne ausgeſetzt iſt, deſto mehr nimmt man den Erfolg des Gypſes wahr, und an ſolchen Stellen ſind die Erdflöhe am häufigſten; auf kalten, naſſen, ſchattigten Plätzen iſt es einerley, ob man Gyps hinſtreuet oder nicht, und eben da finden ſich die Erdflöhe nicht ein; man ſtreuet ihn, ſo lange die Pflanzen jung ſind, beſonders wenn ſie kränklich ausſehen, und dies iſt mehrentheils ein Zeichen, daß ſie von den Erdflöhen heimgeſucht werden, welche blos die jungen Gewächſe benagen; er muß geſtreuet werden, wenn die Blätter feucht ſind, und blos unter dieſer Bedingung vertreibt er die Erdflöhe; er wirkt nur auf ein Jahr, und eben ſo weit erſtreckt ſich ſeine Wirkung auf die Erdflöhe, und wenn man zuweilen bemerkt haben will, daß er 2 oder 3 Jahre ſeine Kraft an den Gewächſen erzeigt, ſo kann es daher kommen, daß er die Erdflöhe verhindert hat, ihre Brut auf den gegypsten Orten anzubringen. — Wir laſſen dem Leſer die Freyheit, eine dieſer Erklärungen auszuwählen, oder mehrere

rere miteinander zu verbinden, oder — eine neue zu erfinden.

Um die Kraft des Gypſes zu verſtärken und ſeine Wirkung dauerhafter zu machen, rührt man ihn mit Miſtlache an; oder man ſtreuet auch den Miſt, ſo lange er in der Grube liegt, zum öftern mit Gyps ein, um die Kraft des Miſtes zu vermehren.

S. J. Fr. Mayers Lehre vom Gyps, als vorzüglich gutem Dung ꝛc. Anſpach 1769.

Gypsbraun, ein kleiner glänzender Stein, der ſich in den Gypsgruben findet. Die Goldſchlager kalciniren und pulveriſiren ihn, um damit das Küſſen zu beſtreuen, worauf ſie das Gold zerſchneiden.

Gypsdecke, Stukatordecke, iſt eine Decke, welche unter dem Gebälke mit einem Ueberzug von Gyps verſehen, oder nach der Sprache der Werkleute, weißgebunden iſt. Glatte Gypsdecken ſind ganz platt und ohne alle Verzierung. Dekorationsgypsdecken heißen diejenigen, welche mit allerley Bauzierden von Gyps ausgetragen ſind. Quadratorgypsdecken haben erhabene ausgetragene Leiſten, und Plafondgypsdecken ſind mit Freskomalereyen verziert. Die glatten werden von Maurern, die Quadratordecken von den ſogenannten Gypſern oder Quadratorarbeitern und die verzierten von Stukatorn verfertigt.

Gypseſtrich. S. Eſtrich.

Gyps färben. Es geſchieht dieſes zu allerley Gebrauch mit Saft- und Sandfarben, inſonderheit ſolchen, die ſich poliren laſſen. Unter letztern ſind Zinnober, Lack, Schüttgelb, Operment, Rauſchgelb, Indig, Umbra, Kienruß die gebräuchlichſten. Sie werden mit Waſſer abgerieben und unter den Gyps, nachdem er mit gemeinem oder Leimwaſſer angemacht worden, gerührt. Die Saftfarben, als Braſilienholz in Waſſer, Attichbeeren in Alaun,

Nacht-

Nachtſchatten in Eßig gekocht. Lackmuß, Saftgrün, Safran, Gummigutt u. ſ. w. läßt man in Leim- Gummi- Hauſenblaſen- oder Pergamentwaſſer zergehen und miſcht ſie unter den Gyps.

Gypskalkmühle iſt in der Hauptſache den Mahlmühlen ähnlich, nur fehlt ihr das, was bey den letztern zum Durchſieben und Aufbehaltung des gröbern und feinern Mehls angebracht wird. Die Mahlſteine ſind blos mit einer hölzernen Einfaſſung verſehen, die unten einen ſchiefen und an der niedrigen Seite geöfneten Boden hat, aus welchem der zerriebene Gyps fällt.

Gypsmarmor iſt eine Maſſe von Gyps mit Zuſatz von mancherley Farben vermiſcht, mit welchen man nicht nur Wände überzieht, ſondern auch Tiſchblatten, Säulen, Kugeln u. d. g. macht und hernach polirt. Zu dem Ende wird ein Gypsteig von mancherley Farben, ſo wie ſie die Nachahmung des natürlichen Marmors erfordert, gemacht, in der Proportion, die man an jenen bemerkt, vermiſcht und mit dem Boßireiſen aufgetragen. Wenn alles gehörig ausgetrocknet iſt, ſchleift man den Gypsmarmor mit Sand, dann mit Bims- und endlich mit Blutſtein. Darauf erfolgt die eigentliche Politur, ſo wie bey dem natürlichen Marmor.

H.

H. Der achte Buchſtaben des deutſchen und anderer abendländiſchen Alphabete bedeutet auf den franzöſiſchen Gold- und Silbermünzen, daß ſie zu Rochelle geprägt worden ſind; in den Apotheken bezeichnet es allein oder mit B. verbunden: Herba, d. i. Kraut.

Haar bezeichnet, auſſer der gewöhnlichen Bedeutung bey den Tuchmachern und Tuchſcheerern, die rauhe Wolle auf einem ſchon bereiteten Tuch, ſo wie ſie auch die linke Seite des Tuches Haar und die rechte Grund nennen.

Haar des Menſchen. Da dieſelben zu allerley gewirkter und geſchlungener Arbeit, als Arm- Hals- Uhr- Stockbändern u. ſ. w. (bey deren Gebrauch jedoch die größte Vorſicht nöthig iſt, weil die meiſten franzöſiſchen Galanteriewaaren dieſer Art von den zu *Bicêtre*, im *Hote. de Dieu* und andern Hoſpitälern Geſtorbenen herrühren mögen,) beſonders aber zu Perücken, Haartouren u. d. g. gebraucht werden, ſo ſind ſie auch eine Kaufwaare, und der Handel damit iſt inſonderheit in Frankreich, aber auch in Deutſchland beträchtlich. Die Großierer kaufen ſie von den Haarſammlern in Menge zuſammen, da aber oft unter hundert Pfunden kaum 20 gute ſind. Die aus ſüdlichen Ländern taugen nichts, in nördlichen hingegen ſind ſie deſto beſſer. Bey dem Kauf ſieht man auf die Farbe, Länge, Stärke und Krauſe der Haare, da z. B. das aſchgraue oder blonde den Vorzug hat, auf welches das ganz graue, pechſchwarze, braune u. ſ. w. folgt. Es giebt Haare, davon das Pfund kaum 1 Rthlr. werth iſt, und andere, von denen das Loth auf 5 und mehr Rthlr. kommt. Vielleicht iſt es manchem Leſer nicht unange-

angenehm, wenn ich hier einen Begrif von der Menge der Haare gebe, wie ſich Hr. Prof. Withof die Mühe genommen hat, ſie zu zählen. Er fand bey einem erwachſenen, nur mittelmäßig behaarten Menſchen auf einem Stückgen Haut von $\frac{1}{4}$ eines rheiniſchen Zolles

auf der Scheitel oder dem Wirbel		293.
auf dem Hinterhaupt	:	225.
auf dem Vorderhaupt	:	211.
an dem Kinne	:	39.
an der Schaam :	:	34.
an dem untern Arm	:	23.
auf dem Knochen der mittlern Hand, der zu dem kleinen Finger gehört		19.
auf der vordern Seite des Schenckels :	:	13.

Haare der Thiere. Dieſe Bedeckung ihrer Haut iſt von verſchiedener Art, gemeiniglich bey den Hausthieren weicher und biegſamer als bey den wilden, und führt nach ihrer Beſchaffenheit oder den Thieren, bey denen ſie ſich findet, verſchiedene Namen, als Haare, Wolle, Borſten, Stacheln, Federn u. ſ. w. Das eigentliche Haar iſt Pferdehaar, Kühhaar, Rehhaar, Ziegenhaar u. ſ. w. wovon bey jeder Art inſonderheit nachzuſehen iſt. Raufhaar iſt dasjenige, welches von den Gerbern bey Garmachung der Thierhäute ausgerauft oder abgeſchabt wird.

Haarballen, Haarkugeln ſind Ballen von zuſammen gebackenen Haaren, die ſich zuweilen im Magen der Thiere, z. B. der Elendthiere, Gemſe, Hirſche, Pferde, des Rind- und Schaafviehes finden, und dadurch entſtehen, daß ſie ſich hie und da belecken, die Haare verſchlucken, da ſie denn in Ballen zuſammenlaufen und liegen bleiben, weil ſie nicht verdauet werden können. Oft ſind ſie mit

einer

einer Rinde umgeben, die ſich, wie es ſcheint, von verhärtetem Schleim angeſetzt hat. Das Thier, welches ſolche Ballen bey ſich hat, nimmt nach und nach ab, weil ſie die Verdauung und die Luſt zum Freſſen hindern, und fällt endlich um. Man ſiehet es gerne, wenn ſich der Ochs oft ſelbſt leckt, aber wenn es zu viel geſchieht, kann dieſe Krankheit daraus erfolgen, daher man ihn, um es zu verhindern, mit einem ſtarken Trank von Wermuth waſchen muß. Beſonders ſterben viele Säuglämmer auf dieſe Art, daher man den Schaafmüttern, nachdem ſie gelammt haben, die Wolle an dem Eiter auszuraufen pflegt, damit ſie die Lämmer bey dem Säugen nicht in ſich ziehen können.

Haarbeere, ein Name der Brom- oder Himbeere.

Haarbleichen. Da das blonde und aſchgraue Haar von den theuerſten iſt, ſo hat man angefangen, dem Haar durch Bleichen dieſe Farbe zu geben. Da dieſes aber bey weitem nicht ſo gut iſt, als das natürliche, ſo iſt in Frankreich das Haarbleichen und der Handel mit gebleichtem Haar durch mehrere Verordnungen verbotten worden.

Haardecke, fr. *Hair*, *Haire*, ein Gewebe von Pferdhaaren, die bisweilen mit Küh- Rehe- oder andern ſchlechtern Haaren vermiſcht werden. Man kartetſcht, ſpinnt, zwirnt und verarbeitet ſie alsdenn. Man hat Zeuge von der Art, die aus lauter groben, und ſolche, die aus etwas feinern Haaren verfertiget und allein oder in Vermiſchung mit hänfenem Werg gewirket ſind. Beyde werden 1 bis 4 Ellen breit und 40 und mehr Ellen lang gemacht. Der Gebrauch davon iſt mancherley, z. B. zum Einpacken koſtbarer Waaren, zu Belegung der Fußböden, zu Pferde- und Schiffdecken u. ſ. w. Sie werden in Seeſtädten, als Hamburg und Lübeck, in Island, auch in Zuchthäuſern verferti-

fertiget und häufig nach Frankreich und Spanien geführt.

Haardruſe, ein aus ſehr zarten Eckſäulen zuſammen geſetzter Flußſpath.

Haareiſen wird das Schabeiſen der Lohgerber genannt.

Haarerz, ein in dünnen Fäden wachſendes Erz.

Haarkugel. S. Haarball.

Haarmann heißt bey den Tuchmachern das gewalkte, aber noch nicht geſchorene Tuch.

Haarmeſſer iſt ein gewiſſes Meſſer der Sammetweber.

Haarpuder. S. Puder.

Haarſalz, *Halotrichum*, eine ſalzige Subſtanz, in Geſtalt weißer, ſehr dünner Haare, die in manchen Bergwerken blühet und eigentlich ein Mittelſalz iſt, ob ſie gleich von den Bergleuten auch Saliter genannt wird.

Haarſcheere, eine Scheere der Sammetweber, die Faſerknoten auf der haarichten Seite des Sammets abzuſchneiden.

Haarſchnepfe, ein Name der kleinſten Art von Schnepfen.

Haarſchwefel, gediegener Schwefel, in Geſtalt zarter Fäden.

Haarſeile, ein aus Haaren gedrehtes Seil, welches durch die Haut gezogen wird, ein künſtliches Geſchwür dadurch hervorzubringen. Die Abſicht iſt, ſcharfe ſtockende Feuchtigkeiten dadurch abzuleiten. Man braucht dieſes Mittel auch bey dem Vieh und nimmt bey Pferden und Rindvieh von den längſten Haaren eines Pferdeſchweifes etwa einen ſtarken Fingerdick und 3 Stücke eben ſo langen Bindfaden, und flicht ſolche durch einander wie einen dreyfachen Zopf. Bey kleinern Thieren macht man die Schnur dünner.

Bey den Pferden bringt man das Haarſeil von dem Buge zwiſchen dem Halſe und Schulterblatt an, indem man ein wenig Haut zwiſchen die Finger nimmt, mit einem Meſſer einen Einſchnitt macht, und die Spitze eines Hirſchhorns darein ſtecket, um die Haut von dem darunter liegenden Fleiſche zu trennen, welches noch weiter dadurch geſchieht, daß man mit einem Federkiel in die Wunde bläßt, worauf man mit einer ſtählernen Nadel, die eine Elle lang und vorne ſtumpf iſt, in die Wunde aufwärts fährt, und dort, wo die Nadel herauskommen ſoll, mit dem Meſſer die zweyte ganz kleine Oefnung macht, durch welche man ſie herauszieht, das Haarſeil in das Oehr derſelben bringt, und mit dem vordern Theil der Nadel durch dieſe kleine Oefnung nach unten zu ſticht und das Haarſeil bey der untern Oefnung herauszieht, auch an beyden Enden ein Stückchen Holz beveſtigt, damit das Seil nicht zurückgehen kann. Vorher aber wird es mit rohem Terpentin, Digeſtivſalbe oder Balſam des Arcäus beſtrichen. Dann beyde Oefnungen wohl verſtopft; auch das Pferd ſo angebunden, daß es die Schnur nicht herausziehen kann. Auf dieſe Art wird nun ein Geſchwür erregt, zu welchem ſich die verdorbenen Säfte hinziehen. Am vierten Tag rückt man das Seil hin und her, damit die Materie abfließen kann, und beſtreicht es aufs neue mit oben gedachten Arzneyen, welches in der Folge täglich oder alle zwey Tage neben fleißiger Bewegung des Thiers wiederhohlt wird. Nach 14 Tagen zieht man das Haarſeil heraus und läßt die Wunde zuheilen. Dieſes Mittel iſt bey kalter wäſſeriger Geſchwulſt, Lähmung oder Schwäche der Schenkel, Vollblütigkeit und Augenflüſſen u. ſ. w. vorzüglich brauchbar.

Auch bey dem Rindvieh wird daſſelbe, wie ſchon oben gedacht worden, angebracht und dient ſehr gut bey

bey allen anſteckenden Seuchen. Man durchſticht die unter dem Halſe hängende Haut mit der ſtählernen Nadel und zieht ein Haarſeil oder auch nur eine aus 7 oder 8 Schuhpechdrathen beſtehende Schnur hindurch, rückt ſie täglich 2 bis 3 mal hin und her, und verfährt, wie eben ſchon angeführt worden iſt.

Mit dieſer Operation hat das **Lederlegen**, **Lederſtecken** oder **Riemenſetzen** viele Aehnlichkeit. Man bringt ſie bey den Pferden an der Bruſt oder unter dem Nabel an, indem man die Haut faßt und ſo weit durchſchneidet, daß man mit 2 Fingern hineinkommen kann, die Haut mit der Spitze eines Hirſchhorns vom Fleiſch ablöſet und ein Stück alten Leders, das von der Breite eines kleinen Fingers, aber in der Größe eines Guldens zuſammen gerollet iſt, nachdem man es mit Flachs umwickelt und dem ſchon angeführten Digeſtiv beſtrichen hat, hineinbringt, auch noch mehr mit der Salbe angefeuchteten Flachs nachſchiebet. Nach vier Tagen zieht man den Flachs heraus, dreht das Leder rings in dem Geſchwüre herum, und wiederhohlt ſolches täglich, wobey man immer friſchen mit der Salbe beſtrichenen Flachs hineinbringt. Nach 14 Tagen oder 3 Wochen nimmt man das Leder heraus und läßt die Wunde heilen.

Haarſieb iſt ein aus Pferdhaaren geflochtenes, ſehr feines Sieb, ingleichem ein Gewebe aus Pferdhaaren, womit ehedem die Schöße der Mannskleider ausgeſteift, d. i. unnatürlich gemacht wurden, fr. *Etamine de crin.*

Haarſilber, gediegenes Silber, in Geſtalt zarter Fäden.

Haartuch. S. Beuteltuch.

Haarvitriol, gediegener Vitriol, in Geſtalt zarter Fäden.

Haarweide, eine Art Weiden von zähem, veſtem Holz, welche nur an feuchten Orten wächſt. S. Weide.

Haaren, eine Niederſächſiſche Benennung des Dengelns.

Haber, Hafer, *Avena*, fr. *Avoine*, *Aveine*, iſt eine bekannte Sommerfrucht. Die Wurzel treibt einen Stängel mit mehreren Knoten, der oben eine Aehre trägt, die man Riſſe, oder Riſpe nennt, und in der ſich der Saame in Geſtalt länglicher, ſpitziger Körner befindet. Es ſtehen dieſe gröſtentheils (denn weiter unten wird ſich eine Ausnahme finden) mit den Gerſtenkörnern in dem Verhältniß, daß drey von jenen zweyen von dieſen an Schwere gleich ſind, und eines der letztern ſo viel Mehl giebt als 2 der erſtern.

Statt einer weitläufigen Beſchreibung des Habers, deren ich überhoben ſeyn kann, da er allenthalben bekannt genug iſt, führe ich die merkwürdigſten Arten deſſelbigen an. 1) Der ſchwarze Haber, *Avena nigra*, begreift den ſogenannten Augſt- und Eichelhaber unter ſich. Jener, der von dem Auguſt den Namen führt, in deſſen Anfang oder Mitte er reif iſt, ob er gleich noch ſehr ſpät geſäet werden kann, iſt kohlſchwarz, ſehr vollkommen und nicht allzu dickſchälig. Er würde vor allen andern Arten den Vorzug behaupten, wenn er nicht bey herannahender Reife allzuleicht ausfiele, ſo daß man durch einen mäßigen Wind oder nur einen verſäumten Tag faſt die ganze Erndte verliehren kann. Der Eichelhaber wird ohne Zweifel von ſeiner harten Schaale ſo genannt, iſt nicht ſo ſchwarz und mit vielen ganz weißen Körnern untermengt. In Anſehung der Körner behauptet er die nächſte Stelle nach dem Augſthaber, und für Pferde iſt er nahrhafter als der weiße, ob gleich alte, abgetriebene Pfer-

Pferde nicht ſo gut damit zurechte kommen, weil er ſehr dickſchälig iſt. Er will etwas zeitig geſäet ſeyn, ſaugt aber das Land nicht ſonderlich aus, iſt dem Wild weniger ausgeſetzt, und dem Ausfallen weniger unterworfen, daher man ihn wohl reif werden laſſen darf, weil er ſonſt zu ſehr einwelket. Je tragbarer das Feld iſt, deſto beſſer geräth er, mit kaltem und ſehr naſſem Boden aber nimmt er nicht vorlieb; ſo wie er auch auf dem bloſſen Sande nicht fortkommt. Er wird gemeiniglich mit dem Sommerkorn zugleich reif, und braucht alſo weniger Zeit als der gemeine Weißhaber, ſo wie er auch im Dreſchen beſſer ausgiebt als dieſer, weil Riſpen und Körner groß ſind, ob man gleich weniger Garben von ihm erhält. Im Gewichte verhält er ſich zu dem Weißhaber, wie 4 zu 3. und iſt alſo um ein beträchtliches ſchwerer und auch mehlreicher.

2) **Der weiße Haber**, *Avena alba*, wird in den ſchweren oder Engliſchen und den gemeinen abgetheilt. Der erſtere iſt ungleich größer und mehlreicher als jeder andere, und ſchwerer als die beſte Gerſte, ſo daß 50 Körner von jenem und 60 von dieſer einerley Gewicht zu haben pflegen, und in der Fütterung braucht man von dieſem nur halb ſo viel als von gemeinem Haber. Er vermehrt ſich auch ſtärker als dieſer. Es wäre daher zu wünſchen, daß mehrere Verſuche auch im Großen angeſtellt würden, um zu erfahren, in wie weit er ſich auch für andere Gegenden ſchicke. Ehe er ausgeſäet wird, kann man ihn zuvor einen Tag lang in Miſtwaſſer einweichen, dann dünn auf den Acker ſäen und etwas tief eineggen; man kann auch den Acker nach einem oder etlichen Tagen nochmals mit der Egge befahren, weil er lange in der Erde liegt, ehe er aufgeht. Aber dann, wenn er aufgegangen iſt, wächſt er deſto ſchneller und zeichnet ſich durch breite

Blätter und dunkle Farbe aus. Bey ſolchen Verſuchen, die im Kleinen und unter ſorgfältiger Pflegung deſſelben angeſtellt wurden, hat ſich eine ganz auſſerordentliche Fruchtbarkeit gezeigt, die aber freylich im Großen nach dem nämlichen Maasſtab nicht erwartet werden darf.

Der gemeine Weißhaber, Märzhaber, gelber oder glatter Haber, wächſt faſt auf allen Boden und trägt auf den meiſten gut, ob er gleich auf einem guten Acker ungleich vollkommener und fruchtbarer ausfällt. Es iſt alſo ſo wenig die Folge richtig, man müſſe ihn nur in ſchlechtes Land ſäen, daß vielmehr die Erfahrung gelehrt hat, guter Haber arte in ſchlechtem Boden aus, und ſchlechter Haber werde in einem guten Lande wieder beſſer an Körnern. Man bauet daher auf einem neu umgeriſſenen Acker, auf welchem der Waizen wegen des ſtarken Triebs blos ins Stroh wachſen würde, mit gutem Erfolg etliche Jahre nacheinander Haber, und überhaupt würde der Anbau dieſer Getraidſorte Mühe und Koſten deſto reichlicher vergüten, wenn dieſelbe nicht gemeiniglich auf ſchlechtes Land verwieſen würde.

3) **Der Grauhaber** unterſcheidet ſich in der ſogenannten Halbrecht und in den Rauch- oder Barthaber, der ſeine Benennung von dem vielen Bart, oder langen, auflockernden und leichten Spitzen, welche das Korn an ſich hat, herzuleiten ſcheint. Es wird der Rauchhaber häufig in ſchlechtem Lande gebauet, füttert gut und kann die Kälte wohl ertragen. Er giebt weniger an Garben, als andere Sorten, gleichwohl iſt der Ausdruſch oft ganz erſtaunend. Dem ungeachtet iſt er die ſchlechteſte Art des Habers und wird nur an den Orten gebauet, wo kein anderer wachſen will. Man kann ihn auch in ganz ſchlechtem Sandland, wo der Kleebau in dürren Jahren

ſehr ungewiß iſt, zur Fütterung bauen, indem man ihn mit ſchwarzen ſogenannten Vogel- oder Schirwicken vermiſcht, etwas dick ſäet, und ehe er ſchoſſet, abmähet, da man ihn denn zweymal und in guten Jahren wohl dreymal auf ſolche Art benutzen kann.

Es iſt noch einer Art des Habers zu gedenken, die aber meiſtentheils nur in England gebauet wird, und dies iſt 4) **der nackte Haber**, *Avena nuda*. Er unterſcheidet ſich dadurch, daß das Saamkorn gleichſam nackend ſitzt oder keine ſpelzenartige daran faſt verwachſene Bedeckung hat, und alſo eine natürliche Habergrütze vorſtellt. Er iſt ſelbſt in den ſüdlichen Theilen Englands etwas ſelten, wird aber in den nördlichen, in Wales und Schottland deſto häufiger gebauet, giebt weniger an Körnern als der gemeine Haber, erſetzt es aber durch ſeine Güte.

Ich habe bisher von verſchiedenen Sorten des Habers geredet, nun iſt noch etwas von der Behandlung deſſelben anzuführen. Von dem Lande, auf welchem er mit Vortheil gebauet werden kann, iſt ſchon hie und da bey den beſondern Arten gehandelt worden. Der Saame muß reif und alſo nicht ganz grün abgemäht, noch weniger erſtickt oder ausgewachſen ſeyn. Den wilden und Schwindelhaber, wie auch fremdes Geſäme muß man ſorgfältig abſondern, auch zuſehen, daß man einerley Haber auf einen Acker bringe, weil er ſonſt zu verſchiedenen Zeiten reif wird. Er wird nicht ſo dichte als die Gerſte geſäet, daher man im Sprüchwort ſagt, ein hurtiger Menſch müſſe den Haber und ein träger Kerl die Gerſte ſäen. Das Land zu demſelben wird im Herbſte gebrochen, damit die Stoppeln den Winter hindurch verfaulen, und auch der Acker nicht, wie man ſpricht, in Unbau komme, und zur Saatzeit zum zweytenmal gepflüget. Man ackert oder eggt den Saamen ein, nach Beſchaffenheit der Ge-

gend und der Güte des Saamens. Es rathen einige, den Acker, wenn er zur Saat zubereitet iſt, noch vor derſelbigen etliche Tage liegen zu laſſen, damit die Furchen durch Sonne und Luft erwärmet und trockener gemacht werden, ingleichem wenn die Saat 4 Zoll hoch da ſteht, den Acker, nachdem ein Regen die Erdkloße erweicht hat, mit einer hölzernen Walze zu befahren, damit er mehr geebnet und friſche Erde an die Wurzeln der Pflanze hingedrückt werde. Die Zeit der Haberſaat war ehedem der März, und iſt es an vielen Orten noch. Freylich iſt es keine Frage, was man thun ſolle, wenn die Erde den Februar hindurch noch mit Schnee bedeckt iſt. Aber wenn man früher in den Boden kommen kann, ſo rathen unſere neuern Oekonomen mit Beziehung auf ihre eigene Erfahrung und ſelbſt in Gemäsheit der alten Bauernregel: den Haber ſäe im Hornung wohl, ſo werden deine Scheunen voll, ſchon im Anfang des Februars das Haberfeld zu pflügen und in der Mitte deſſelben ihn zu ſäen und zu eggen.

Wider den ſchädlichen Mehlthau im Haber wird als ein zuverläßiges Mittel angerühmt, den Saamen 12 Stunden lang in Waſſer von Schweinsmiſt einzuweichen, denn zu trocknen und etliche Tage darauf zu ſäen, oder den Acker mit kurzem Schweinsmiſt zu düngen. Wenn der Saame heran wächſt, iſt vor der Erndte nichts weiters vorzunehmen, als das Ausjäten des Unkrauts. Die Reiſe erkennet man daran, wenn das Stroh gelb wird, die Körner eine Härte bekommen und die Hülſe anfängt, ſich zu öfnen. Doch darf man auch in dieſem Stück nicht allzu ängſtlich ſeyn, weil oft manche Plätze auf dem Acker länger grün bleiben und unterdeſſen ein ſtarker Wind oder Regen den reifen Haber ausſchlagen würde. Wo der Haber

dem Gewild ausgeſetzt iſt, darf man es ebenfalls nicht darauf ankommen laſſen, bis das Feld abgeleeret iſt, ſondern muß ihn oft vor der Zeit einernden, um wenigſtens etwas zu erhalten. Ein neuer Grund für eine frühe Saat! Der Haber wird entweder mit der Senſe oder Sichel abgehauen, aber nicht ſo bald als andere Getraidſorten nach Hauſe gebracht. Nein, man läßt ihn in den Reihen oder Schwader 8, 14 Tage oder 3 Wochen auf dem Felde liegen, damit er beſſer in das Maas gebe und im Dreſchen leichter abgehe. Ja man beſprengt wohl deu bereits eingeſammelten Haber, der auf dem Felde wenig oder keinen Regen erhalten hat, noch in der Scheune mit Waſſer und läßt ihn alſo bis zum Dreſchen liegen. Jedoch wenn der Haber unter dem andern Getraide gemahlen werden ſoll, iſt es am beſten, ihn ſo trocken als es möglich iſt, herein zu bringen, und ſich die mehrere Mühe bey dem Dreſchen nicht verdrieſen zu laſſen, weil ſonſt das Mehl im Backen leicht flieſet. Auch die zur Ausſaat beſtimmte Körner würden nach meiner Meinung ſicherer trocken herein gebracht, als einer ungewißen Witterung ausgeſetzt werden, ob gleich der Haber die Sorte von Getraid iſt, die am ſpäteſten durch Näſſe Schaden leidet. Bey dem Dreſchen des Habers wird trockenes Wetter erfordert, weil er alsdenn leichter abgeht als bey naſſem; wenn er auf den Boden kommt, und nicht ſchon in der Scheune dürr genug worden iſt, ſo muß er einigemal gewendet werden, damit er nicht einen dumpfigen Geruch an ſich nehme, der ihn den Pferden unangenehm und ſchädlich, für Menſchen aber unbrauchbar macht.

Es iſt der Handel mit Haber nicht nur an ſolchen Orten vortheilhaft, wo Reuterey liegt, oder viele Perſonen anzutreffen ſind, die Pferde halten,

wie in großen Städten geſchieht, ſondern er wird auch aus ſolchen Landen, wo er in Menge gebauet wird, z. B. Pohlen, Preußen, Pommern, Holſtein, Mecklenburg, ſtark in die Seeſtädte, und nach Holland, Frankreich u. ſ. w. geführt.

Man macht von dem Haber allerley Gebrauch. Den Pferden iſt er unentbehrlich, auch geſünder, als Erbſen, Wicken und Bohnen, nur darf er nicht zu neu ſeyn. Bey dem Rind- und Schaafvieh ſieht man einen auſſerordentlichen Erfolg an Gewächs, Milch, Wolle u. ſ. w. wenn man ihm Haber auf ſein gewöhnliches Futter aufſtreuet. Für das Geflügel iſt er eines der gewöhnlichſten Nahrungsmittel, und für Menſchen beſitzt er nicht nur einige Heilkräfte, ſondern dient ihm auch als Grüze, Mehl, Malz, Branntweinſchrot in Vermiſchung mit andern Getraidarten, Brod und — Kaffee, mit welchem er, wenn er geröſtet iſt, wenigſtens die Farbe gemein hat.

Haberbier, ein aus Habermalz gebräutes Bier. Es wird an manchen Orten der Haber nur unter das Malz zum weißen Bier genommen, um ihm eine ſchöne Farbe und friſchen Geſchmack zu geben. Man kann ihn aber auch allein malzen und man erhält ein gelindes liebliches Getränke. Die armen Leute in Rußland machen ſich einen Trank daraus, den ſie Quas nennen, und berauſchen ſich darinnen ſo gut, als im Wein.

Haberbrod. Es wird dieſes zuweilen aus Mangel genugſamen Korns und Gerſte aus Habermehl gebacken. Es iſt aber dem Geſchmack nach nicht angenehm, ſchwer zu verdauen, heiß, trocken und ſtopfend. Die Bauren in den nördlichen Ländern nähren ſich indeſſen meiſt mit Habermehl, und die Schottländer ſind bey dem Haberbrod ſtarke Leute; allein die Unſchädlichkeit deſſelben für ſie iſt theils ihren

ihren Arbeiten, theils dem Klima zuzuſchreiben, in welchem ſie ſich befinden. Es ſoll daſſelbige auch fetten Leuten, die gerne mager ſeyn wollen, dienlich ſeyn.

Haberdiſtel, *Serratula arvenſis*, *L.* eine Art von Schartenkraut, die gerne unter dem Haber wächſt.

Haber. (Flug-) S. Windhaber.

Habergras, Glatthaber, riſpiger **Wieſenhaber**, franzöſiſches Raygras, *Avena elatior paniculata calicibus bifloris*, *floſculo hermaphrodito ſubmutico*, *maſculo ariſtato*, *L.* ein von dem engliſchen Raygras unterſchiedenes, aber im übrigen nützliches Futtergras. Aus der kriechenden Wurzel wachſen viele, 3 bis 4 Fuß lange Halme mit breiten, ½ Fuß langen, mehrentheils auf beyden Seiten glatten Blättern, und einer ½ Spanne bis ½ Fuß langen Riſpe. Die Aehrchen ſind aus 2 gleich großen, unten mit glänzenden Haaren beſetzten Blüthen zuſammen geſetzt, davon die unterſte eine männliche, die oberſte eine Zwitterblume iſt, die 2 Bälgchen ſind von ungleicher Größe. Von den 2 Spelzen hat die äuſſere der untern männlichen Blüthe auf dem Rücken unter der Mitte eine noch einmal ſo lange mit einem Knie verſehene Granne, welche unterwärts gewunden, oben aber gerade iſt. Die äuſſere Spelze der obern Zwitterblüthe hat zuweilen eine Granne von eben der Beſchaffenheit, öfter eine ganz kurze, die dicht unter der Spelze ſteht, zuweilen gar keine. Der Saame, der mehrentheils nur in der obern Blüthe vollkommen wird, iſt gelblich, länglich, glatt, in den Spelzen locker eingeſchloſſen und hat auf einer Seite eine Furche. Die Riſpe kommt ganz zuſammengezogen aus der Scheide des oberſten Blatts, dann breitet ſie die langen Arme, ſpäter die kürzern aus, endlich biegen ſie ſich alle herunter, und die Riſpe fängt von oben an zu blühen. Das knotige

Haber-

Habergras iſt nur eine mit dickerer Wurzel und Knoten am Halm verſehene Abänderung von dem eben beſchriebenen. Es wächſt dieſes Futtergras in vielen Gegenden Europens, als Schweden, England, Frankreich, Deutſchland und liebt einen guten, mäßig feuchten Boden. Es blüht in unſern Gegenden zweymal, iſt ſüß und ſchmackhaft, hat eine Menge Blätter, und iſt eines der beſten Futtergräſer für Pferde, Rindvieh und Schaafe, ſowohl grün als gedörrt, in welchem letztern Fall es dem übrigen Heu, wenn es damit vermiſcht iſt, eine vorzügliche Güte mittheilt. Auf gutem Boden giebt es noch einmal ſo viel Futter und Heu als andere Grasarten. Man ſäet es im Frühling oder Herbſt bey ſtillem Wetter und wenn ein Regen zu vermuthen iſt, auf ein Land, welches einen feuchten Boden und vorher Getraide getragen hat, allein oder mit andern Futterkräutern vermiſcht, welches letztere bey der Saat im Frühling nöthig iſt, damit die Sonnenhitze dem noch ſchwachen Raygras nicht ſchade, walzt den Boden und benutzt es vom zweyten bis ſechſten Jahr, jährlich wohl drey- und mehrmal, worauf man eine ſolche künſtliche Wieſe wieder mit Feldfrüchten beſtellet. Der Saame, welcher leicht ausfällt, wird geſammelt, wenn die Aehren anfangen gelb zu werden.

Habergrütze, *Alica polenta avenacea*, fr. *Gruau d'avoine*, ein grobes Mehl, das man von dem Haber erhält, wenn er gelinde getrocknet, und die Spitzen und Hülſen in der Mühle davon abgeſtoſſen worden ſind. Es giebt eine geſunde und ſättigende Speiſe.

Habermalz. S. Haberbier.

Habermilch, eine Name der wilden Haberwurzel.

Haberroſe, eine Art wilder Roſe, die bey den Haberäckern ſich gerne finden läßt.

Haberſchlehe, *Prunus ſylveſtris praecox altior*, ein Name wilder frühzeitiger Schlehen.

Haberſtroh. Es gehört daſſelbige unter das Futterſtroh und wird bald unter das Futter der Pferde und des Gälteviehes geſchnitten, bald aufgeſteckt. Man braucht es auch an manchen Orten zum Dachdecken.

Haber (tauber) S. Taubhaber.

Haberverwandlung. Ein Schwede, Namens Wirgin, hat A. 1757. bekannt gemacht, daß der Haber, der zu einer gewißen Zeit ausgeſäet, zur beſtimmten Zeit abgemähet, denn den Winter hindurch in der Erden gelaſſen werde, ſich das folgende Jahr in Roggen oder Waizen verwandle. Man hat ſeine Verſuche an vielen Orten mit verſchiedenem Glück nachgemacht, und es ſcheint der Schlüſſel zur ganzen Erfahrung der zu ſeyn, daß entweder Roggen- und Waizenkörner mit dem Dung auf das Land gekommen ſind, auf welchem dieſe Proben angeſtellt wurden, oder ſaamenfreſſende Vögel z. B. Lerchen ihn darauf haben fallen laſſen, da der Haber nicht über den Winter dauert.

Haberwurzel. Es gehört hieher ſowohl die fremde, ſpaniſche oder ſchwarze Haberwurzel, ſ. *Scorzonera*, als die gemeine, welche auch von dem haarichten Saamen, Bocksbart, *Tragopogon*, fr. *Barbe de bouc* genannt wird. Sie führt auch wegen des milchigen Saftes den Namen Habermilch. Von den 11 Arten, welche *Linné* davon anführt, können folgende beyde hier Platz finden.

1) Die Gartenhaberwurzel mit blauen Blüthen, Artiſi, *Tragopogon, porrifolium, calcibus corollae radio ſesquilongioribus, foliis integris ſtrictis, pedunculis ſuperne incraſſatis, L.* Die ganze Pflanze, beſonders die Wurzel, enthält einen milchichten, nicht korroſiviſchen Saft, und ſowohl die Wurzeln als

als die jungen Sproſſen, jene im erſten, dieſe auch noch im andern Jahr ſind ein gutes und geſundes Nahrungsmittel. Man zieht dieſe Haberwurzeln aus dem Saamen, reiniget ſie vom Unkraut, zieht ſie aus, wo ſie zu dichte ſtehen, und verwahrt die Wurzeln, deren man ſich im Winter bedienen will, im Sande. Der Saame muß jeden Tag, ſo wie ſich die Saamenkapſel öfnet, abgenommen werden, ſonſt geht er verlohren. Derjenige, den man im erſten Jahr erhält, iſt der beſte, der, welcher im zweiten geſammelt wird, gehet nur zum Theil auf.

2) **Die große, wilde Haberwuzel** mit gelben Blumen, **großer Bocksbart, wilder Wieſenbocksbart, Weißbart, Wolfsbart, Joſephsblum, Morgenſtern**, *Tragopogon pratenſe, calicibus corollae radium aequantibus, foliis integris ſtrictis, L.* Sie wächſt in Deutſchland auf Wieſen, in Wäldern und zwiſchen den Gebüſchen, blüht im May und Junius und ſtirbt hernach ab. Die Wurzel wird einen Finger dick und ſehr lang, die untern Blätter ſind da, wo ſie den Stengel umfaſſen, $\frac{3}{4}$ Zoll breit, über einen Fuß lang, oben ſpizig und ſtehen dicht. Der Blüthſtängel wird gegen 3 Fuß hoch und hat an jedem Gelenke ein einzelnes Blatt. Oben ſteht eine einzelne gelbe Blume, die aus lauter kleinen, wie Fiſchſchuppen übereinander liegenden und einen gemeinſchaftlichen Kelch habenden Zwitterblümchen beſteht, der Kelch iſt ſo lang als die Strahlen der Blumen. In jedem Zwitterblümchen erzeugt ſich ein längliches Saamenkorn, das eine große Haarkrone auf ſich hat. Alles Vieh frißt dieſe Pflanze gern, die Schweine ſuchen die Wurzel begierig auf, und die Bienen finden in den Blumen Stoff zu Wachs und Honig. Man kann ſie auch in den Gärten ziehen, wo nicht nur die Wurzeln wohlſchmeckend, ſondern auch im

Früh-

Frühling die jungen Saamenſproſſen wie Spargeln zur Speiſe zu benutzen ſind.

Habicht, Habichtgeyer, Ahr oder Eichvogel, *Accipiter*, fr. *Autour*, begreift ein weitläuftiges Geſchlecht von Raubvögeln, indem dahin Adler, Geyer, Falken und Eulen gerechnet werden. Der Vogel, der im gemeinen Leben dieſen Namen führt, macht die gemeinſte Art der Falken aus. Er hat graue oder aſchenfarbige, etwas geſprengte Federn, einen ſtarken Körper, etwas größer, als der Guckguck, grobe Füße, lange, krumme und ſcharfe Klauen, mit welchen er ſeinen Raub hält, einen ſtarken, krummen Schnabel und feurige, funkelnde Augen, vermittelſt deren er von der größten Höhe herab auch den kleinſten Vogel ſieht. Er nährt ſich von Vögeln, jungen Kaninchen, Fröſchen, Maulwürfen, Ratten, niſtet auf hohen Klippen oder den höchſten Bäumen, wird in Deutſchland, Schweden, Rußland, Liefland und England angetroffen, zieht aber im Herbſt weg, und kommt im Frühling wieder.

Er wird zum Beizen gebraucht und zwar auf Enten, Faſanen, Rebhüner, Wachteln, wilde Gänſe, ja wohl Haſen und Reiher, daher ſchon zuweilen ein abgerichteter Habicht auf 100 Rthlr. zu ſtehen kam. Er wird entweder jung aus dem Neſte genommen, oder mit Netzen u. d. g. gefangen und abgerichtet. Man legt ihm allerley Kräfte in der Arzneywiſſenſchaft bey, aber zur Speiſe dient er nicht, wiewohl einige den jungen in dieſer Abſicht ein großes Lob beylegen.

Habichtskraut, *Accipitrina*, *Hieracium*, fr. *Herbe a l'epervier*, iſt ein Pflanzengeſchlecht, das 31 Arten unter ſich begreift, die aber nicht alle den Oekonomen intereßiren. Ich führe alſo nur einige an.

1) **Das kriechende Habichtskraut, Dukatenröschen, gelbes Mäuſeöhrchen, Nagelkraut,** *Piloſella maior repens hirſuta*, wächſt auf trockenen Haiden, Hügeln u. d. g. wild, die zaſerige Wurzel treibt Stengel, die auf der Erde hinkriechen, und an den Knoten neue Wurzeln ſchlagen. Die einander entgegenſtehenden Blätter ſind eyförmig oben grün und haaricht, unten weiß und wollicht. Auſſer dieſen Stengeln treibt auch die Wurzel einfache, nackte, die ſich mit einer einzigen ſchwefelgelben, unterwärts aber röthlichten Blume endigen, deren Kelch ſchwärzlich, rauh und gemeiniglich mit weißem Puder beſtreuet iſt. Es iſt dieſe Pflanze wegen ihrer adſtringirenden Kraft, ſonderlich den Schaafen ſchädlich, und verurſacht hartnäckige Verſtopfungen, daher man die Schaafe von ſolchen Orten abhalten muß, wo ſie häufig wächſt.

2) **Das weiche, kriechende Habichtskraut, Mäuſeöhrchen mit glatten Blättern,** *Piloſella minus hirſuta*, wächſt auf trockenen Wieſen und in Wäldern. Die Blätter ſind weniger haaricht und der nackte Stengel trägt 4 bis 5 gelbe Blumen. Dieſes Kraut wird von den Schaafen gerne gefreſſen.

3) **Das kriechende, vielblümige Habichtskraut, gelbes, großes Mäuſeöhrchen,** *Hieracium alpinum folio oblongo anguſtiſſimo*, wächſt auf hohen Feldern und Triften, neben Aeckern, auch in dünnen Geſträuchen um die Hügel, iſt dem vorigen ähnlich, nur ſind die Blätter etwas haarichter und trockener, der Figur nach lanzettförmig, und die kleinen gelben Blumen werden häufig von den Bienen beſucht, weil ſie da vielen Stoff zu Wachs und Honig finden.

4) **Das ſtaudige doldenförmige Habichtskraut,** *Hieracium fruticoſum anguſtifolium maius*, wächſt

wächſt in Sträuchen, an Wäldern, Wieſen und Triften, und blüht im Sommer lange. Die daurende Wurzel treibt hohe Stengel, mit vielen ſchmalen, eingekerbten Blättern beſetzt und oberwärts in viele Aeſtchen zertheilt. Die gelben Blumen ſtellen einen flachen Strauß oder eine unächte Dolde vor. Dieſes Kraut wächſt auf den Wieſen dick und hoch, iſt ein gutes und angenehmes Futter für die Schaafe und läßt kein Moos aufkommen.

Man hat auch ein Baſtardhabichtskraut, welches in den warmen Gegenden Europens wächſt und den ſandigen Meerſtrand gleichſam bindet oder veſt macht, daher es auch **Grundveſte** genannt wird. Einige Arten davon wachſen auch bey uns wild, und werden von Bienen und Schaafen beſucht.

Hacheln bedeuten das, was man an andern Orten Grannen, Agen oder Ageln nennt.

Hachiren, d. i. die Arbeit, die man vergolden, verſilbern oder emailliren will, vorher aufkratzen und rauh machen, damit das aufzutragende Gold, Silber oder Email deſto beſſer halte.

Hackblock, **Hackſtock**, ein dicker Block auf drey Füßen ſtehend, um Fleiſch u. d. g. darauf zu hacken. Ein mit einem Rande umgebenes ſtarkes Bret iſt gleichfalls ein zum Hacken dienliches Werkzeug in der Küche, wenn man etwas ſehr klein haben will, und heißt Hackbret.

Hackhopfen wird dem Gras- oder Raſenhopfen entgegen geſetzt und bezeichnet den Hopfen, der des Jahres zweymal behackt und einmal gedünget wird.

Hackmeſſer, ein langes und ſehr breites, mit einer Handhabe verſehenes Meſſer, um in der Küche damit allerley klein zu hacken. Wenn es gebogen und mit zwey Handhaben verſehen iſt, heißt es Wiegenmeſſer.

Hacke, *Ligo*, fr. *Houe*, ein Werkzeug zum Hacken. Man bedient ſich deſſelben hauptſächlich in Weinbergen, Wurz- und Krautgärten, um die Erde aufzulockern, das Unkraut zu vertreiben und Häufen um Kohl- und andere Gewächſe zu machen. Daher hat man ſie von verſchiedener Größe, Breite und Figur, als breit, ſchmal, zackigt mit zwey oder drey Zähnen, u. ſ. w. Auch die Bergleute haben ihre eigne Hacken, um das Gebirge oder Geſtein loszumachen, als: breite Weithaue und Keilhaue.

Hader, d. i. Lumpen, z. B. Hadermeſſer, ein groſſes Meſſer, womit die Lumpen auf den Papiermühlen zerſchnitten werden; Haderſchneider, eine zu dem nämlichen Zweck erfundene Maſchine auf den Papiermühlen.

Häfner, ſ. Töpfer.

Häckerling. Dieſes Wort bedeutet kurz geſchnittenes mit Heu oder Grummet vermengtes Stroh für Pferde oder Schaaf- und Rindvieh, da im ordentlichen Fall dergleichen Futter für das letztere etwas länger und für beyde erſtere etwas kleiner oder kürzer geſchnitten wird. Es geſchiehet dieſes vermittelſt einer Maſchine, die **Futterſtuhl, Futterbank, Häckſelſchneidlade, Strohſchneidebank** u. ſ. w. fr. *Hache paille* genannt wird, und aus einer Art von offenſtehendem Kaſten, in welchen man das Stroh und Heu einlegt und mit einer eigenen Gabel fortſchiebt, aus einer Preſſe, die mit dem Fuß regiert wird und einem langen Meſſer (Futterklinge, Hellmeſſer) beſteht, das unten in einem Gewinde gehet, oben aber an einem hölzernen Griffe gefaßt wird. Mit dieſer ſehr einfachen Maſchine kann man in einem Tage ſehr viel Stroh und Heu zu Häckerlingen zerſchneiden, und ſie iſt für eine nicht allzugroße Oekonomie vollkommen hinlänglich. Um aber doch noch mehr auszurichten, hat man auch Häckſel-

ſelmühlen erfunden, die durch Menſchenhände, durch Vieh, oder auch, wo man die Gelegenheit hat, durch das Waſſer getrieben werden. Hr. Pfr. Mayer von Kupferzell beſchreibt im 2ten Theil ſeiner landwirthſchaftlichen Reiſen eine dergleichen Mühle, auf welcher, unter Aufſicht eines einzigen Mannes, täglich 240 Bund Stroh und ein ſtarker Wagen voll Kleeheu zerſchnitten werden können. Dieſer und noch mehrerer Arten thut Hr. D. Krüniz im 20ten Theil ſeiner ökonomiſchen Encyklopädie ſehr genaue Meldung, wohin wir diejenigen, welche nähere Nachricht zu haben wünſchen, verweiſen. Es iſt die Fütterung mit Häckerlingen in mehr als einer Abſicht vortheilhaft. Wenn man das Stroh mit oder ohne Heu dem Vieh vorlegt, ſo geht ſehr vieles verlohren, und wird in den Miſt getreten. Auch das Vieh frißt das kleine zerſchnittene Futter bey weitem lieber und gedeyhet bey demſelben beſſer. Es iſt daher der Mühe werth, dieſe Art von Fütterung in ſeinem Stalle einzuführen, wenn man auch nicht ſelbſt Knechte hat, ſondern den Futterſchneider bezahlen muß. Es iſt übrigens eine Regel, daß die Häckerlinge an einem trockenen, luftigen Ort liegen und nicht allzulange vorher, ehe ſie verfüttert werden, geſchnitten werden müſſen. Doch leidet dieſes letztere zu der Zeit, da große und lang anhaltende Arbeiten vorfallen, z. B. in der Erndte, eine Ausnahme, in welchem Fall man wohl thut, wenn man vorher eine große Menge Stroh ſchneiden läßt und aufbewahrt, da denn zum Gebrauch das bloſe Heu mit leichterer Mühe geſchnitten und unter daſſelbe gemiſcht werden kann, als welches alle Kraft verliehren würde, wenn es zu lange unter den Häckerlingen zerſchnitten da läge.

Hägebereuter, ein Forſtbedienter, der die Jagd- und Forſtgehäge zu bereuten hat, damit von niemand darinnen Eingriffe geſchehen.

Hägeſchlag, Hägeholz, d. i. welches gehägt oder geſchonet wird zum Unterſchiede vom Hauholz. So heißen auch die Stangen, die man auf den jungen Hauen ſtehen läßt, oder die Laßreiſer, Hägereis.

Hägewaſſer, Bannwaſſer, iſt dem Freywaſſer entgegen geſetzt, und bezeichnet dasjenige, darinnen man nicht fiſchen oder krebſen darf.

Hägeweide, die vom Vieh nicht betrieben werden ſoll.

Hägewieſe, die von dem Abweiden befreyt iſt, oder auch das Gartenrecht hat.

Hägewiſch, Hägeſchaub, ein Wiſch Stroh auf einem Stecken, womit man einen gehägten Acker, Wieſe u. d. g. bezeichnet.

Hägen, vor Beſchädigung bewahren, eigentlich mit einem Hage oder Zaun einfaſſen.

Häger, ein Hügel von Erde oder Sand in den Strömen und an den Ufern, den das Waſſer daſelbſt anſetzt, davon Anhägerung. S. dieſen Art.

Hägergut, eine Art dienſtleiſtender Baurengüter in Niederſachſen.

Hägerhufe, eine Art Hufen von 60 Morgen in einigen niederſächſiſchen Gegenden.

Hägling, *Albula minima.* Dieſes Wort bezeichnet in Oberdeutſchland kleine Weißfiſche, die auch Nachtfiſche genannt werden.

Häkel iſt bey ben Kunſtdrechslern ein halbrunder gekrümmter Drehſtahl, harte Körper inwendig auszudrehen.

Häkelſtahl, ein gekrümmter Drehſtahl, Kugeln in einander zu drehen. Er iſt von den vorigen verſchieden.

Häker iſt in einigen Gegenden Niederſachſens ein kleiner Bauer, der nicht mehr Aecker hat, als er mit einem Hacken bearbeiten kann.

Häller iſt die bekannte kleinſte Münze von Kupfer, die am Werth einen halben Pfennig beträgt. Im Anfang wurden ſie von Silber mit Kupfer vermiſcht geſchlagen, in der Folge aber prägte man auch ganz kupferne Heller aus, daher der Unterſchied zwiſchen weiſzen und rothen oder ſchwarzen. In alten Zeiten rechnete man nach Pfunden Hellern, die aber nach Verſchiedenheit der Zeiten einen ſehr verſchiedenen Werth hatten, ſo wie die Heller ſelbſt nach und nach ſchlechter wurden. Daher konnte ein Pfund Heller zu einer Zeit einen Goldgulden und zu einer andern nur wenige Batzen betragen.

Hälter, ein Ort, da man etwas aufbewahrt, z. B. Fiſchhälter, Hälterſchiff, d. i. ein Kahn mit einem Fiſchhälter.

Hängebank bedeutet bey Bergleuten den Ort auf den Pfuhlbäumen über dem Schacht, wo die Kübel ausgeſtürzt, d. i. ausgeſchüttet werden.

Hängebrücke, die in einer beträchtlichen Länge ohne Joche gebauet iſt und aus einem Hängwerk beſteht.

Hängeeiſen nennt der Schloſſer ein Eiſen, worinnen ein Balken, eine Röhre oder ſonſt ein Körper hängt.

Hängekappe, die kleinen Ringe auf den Seiten der Kübel, worinnen der Quänzel oder halbe eiſerne Ring hängt, an dem das Seil beveſtiget wird. (Bergw.)

Hängenagel, ein ſtarker eiſerner Nagel, der das Bläuel und Stangeneiſen zuſammen hält. (Bergw.)

Hängeriemen, die ſtarken Riemen, worauf der Kaſten einer Kutſche ruht.

Hängewerk heißt in der Baukunſt ein freyliegender Balken, der von oben her ſo gefaßt iſt, daß er ſich nicht biege und eine darauf ſich befindliche Laſt ſicher trage. Werden zugleich von unten Strebebänder zu dem nämlichen Zweck angebracht, ſo heißt es ein Häng- und Sprengwerk. Man kann dergleichen Werke oft nicht entbehren, und bedient ſich ihrer bey Decken herrſchaftlicher Säle oder Kirchen, bey Brücken u. ſ. w. mit Vortheil. Eine Beſchreibung davon würde ohne Figur nicht wohl verſtändlich ſeyn.

Hänſeln, eine Art von Einweihung eines Neulings, die mit gewißen lächerlichen, oft grauſamen Ceremonien geſchieht, und wodurch er in die Zunft gleichſam aufgenommen wird. Es geſchieht ſolches bey Kaufleuten, Profeßioniſten, Reiſenden zu Waſſer und zu Lande auf tauſenderley Art und ſollte von Rechtswegen ganz abgeſtellt werden. Zum Glück kann man ſich oft mit etwas Geld abfinden, und man thut am beſten, wenn man ſich auf ſolche Art loskauft.

Häring, *Halec*, ein nicht ſowohl durch ſeine Größe, als vielmehr unglaubliche Anzahl und den ſtarken Handel, den er veranlaßt, wichtiger, eßbarer Fiſch, der beſonders in den nordiſchen Gewäſſern gefangen wird. Der ausgewachſene Häring hat 11 bis 12 Zoll Länge und 3 bis 4 im Umfang; von ſeinen 5 Floßfedern iſt die größeſte auf dem Rücken, die aus 17 Grätchen beſteht, die auf beyden Seiten bey den Ohren befindlichen haben eben ſo viel, und von der gedoppelten unten am Bauch hat jeder Theil 9. Mit dieſer gedoppelten verbindet ſich eine andere an der Seite des Schwanzes von 16 Streifen oder Grätchen. Vor der großen Floßfeder am Bauche befindet ſich eine Oefnung zu Ausführung des Unraths. Die Schuppen ſind länger als breit, liegen

wie Ziegel übereinander, haben eine weißere Farbe als bey andern Fiſchen und um den Bauch einen Silberglanz, der zu Nachts ſchimmert. Unter denſelben iſt die Haut auf dem Rücken dunkelblau, wird aber gegen den Bauch zu heller und endlich weißer. Der Kopf iſt knöchern und oben mit einer kleinen Erhöhung verſehen, zu beyden Seiten ſind ſchmale Vertiefungen, gegen das Maul zu wird der Kopf ziemlich ſchmal und an den Seiten zuſammengedrückt. Jede Seite hat 8 knöcherne Schalen oder breite Grätchen. Die Augen ſind zirkelrund und der Augenbogen ſchön roth, die Naſe iſt eine knorpelartige Höhlung, nahe bey dem Maule und die Naſenlöcher mit zarten Fäſerchen bekleidet. Der Gaume im Maul ſtellt eine ſilberfarbige, bogenartige Höhlung voller Falten vor und iſt mit ſehr viel kleinen Zähnen beſetzt und hinten im Maul finden ſich noch zwey Erhöhungen mit ſolchen Zähnen. Die Zunge iſt klein, ſcharf, ſpitzig und mit einem harten Rande eingefaßt. Die untere Kinnlade ragt etwas von der obern hervor. Zu ſeiner willkührlichen Bewegung im Waſſer dienet ihm der Schwanz, die Floßfedern und die Blaſe. Das Herz liegt unter der Lungen, und der Magen, in welchen der Schlund hineingeht, iſt oben breiter als unten und gehet endlich ſpitzig zu. Das Zwerchfell iſt knorpelig und hat weder Fleiſchfaſern noch eine muskelartige Ausdehnung. Die Fortpflanzung geſchiehet durch die Milch und den Rogen, und da der letztere 20 bis 30 tauſend Eyer in ſich faſſen kann, ſo ſieht man, wie ſeine Vermehrung faſt ins unendliche gehen müßte, wenn nicht ſo viele Millionen gefangen oder ſonſt aufgerieben würden. Wenn man hört, daß ehedem nur von den Holländern in einem Jahr auf zweymal hundert tauſend Tonnen, d. i. wenigſtens 192 Millionen Häringe gefangen wurden, ohne die

der übrigen Nationen zu rechnen, ſo kann man ſich von ihrer Anzahl nur einen ſchwachen Begrif machen, es werden aber in der Folge noch mehrere Proben davon vorkommen.

Es können auch die Häringe in gewiße Untergattungen abgetheilt werden, und es gehören die Sardinen der Nordſee, die Sardellen des mittelländiſchen Meeres, die Engliſche Sprotten, die Strömlinge in der Oſtſee, die Breitlinge u. ſ. w. unter ihr Geſchlecht.

Das Vaterland der Häringe ſcheint der mit ewigem Eis bedeckte äuſſerſte Norden zu ſeyn, wohin ihre Verfolger, die Meerſchweine, Stockfiſche, Hayfiſche u. d. g. nicht kommen können, weil ſie unter dem Eys nicht Athem zu hohlen im Stande wären. Kein Wunder, wenn ſie ſich da unglaublich vermehren, und aus Mangel der Nahrung ſtarke Kolonien abſenden müßen. Dieſe Nahrung beſteht in gewißen Würmern und kleinen Fiſchen, denen ſie nachgehen, daher ſie, wenn der Vorrath ziemlich aufgezehrt iſt, ihre Reiſe weiter fortſetzen, und diejenigen, welche zurücke bleiben, in kurzer Zeit mägerer und von ſchlechterer Beſchaffenheit werden. Hieraus läßt ſich erklären, warum zu der nämlichen Zeit, da die Häringe in Gegenden, die weiter gegen Norden liegen, unſchmackhaft, mager und ſeltener ſind, der Häringsfang in ſüdlichen Gegenden erſt recht angeht, und dieſe Fiſche da eine beſſere Qualität und mehr Fett haben. Doch ich kehre zurück. Die Reiſe der Häringe nimmt früh im Jahre und wahrſcheinlich in der erſten Hälfte des Märzen ihren Anfang, und ſie theilen ſich bald in 2 Flügel, da der eine weſtwärts gegen Island hinzieht, und der Vermuthung nach ein Theil davon ſich nach den Bänken von *Terre neuve* hinlenkt, der andere aber ſich an der Weſtküſte von Island herunter begiebt

und

und anderwärts nach uns unbekannten Orten vertheilt; der zweyte Flügel hingegen nimmt ſeinen Weg mehr oſtwärts. Um von der unbegreiflichen Menge dieſer Fiſche nur einigen Begrif zu geben, führe ich an, daß vor ihrer Vertheilung ihre Bahn in dem Weltmeer einen Raum beträgt, der wenigſtens ſo breit, als England, Schottland und Irland lange iſt. Und dennoch gehen ſie ſehr gedrengt, weil ſie nun von Heeren der Feinde verfolgt werden, ſo daß eine Lanze, die man hineinſtieß, feſt ſtund, und wenn man ſie herauszog, mehrere Häringe daran angeſpieſet waren, das Waſſer ſelbſt aber das Anſehen hatte, als ob es lebte. Auch nach erfolgter Theilung geht der weſtliche Zug ſo gedrängt, daß man ſie an der ſchwärzlichen Farbe und Bewegung des Meeres ſchon von weitem wahrnimmt, und wenn man Waſſer aus dieſem ſchöpft, gewiß eine große Anzahl Häringe mit herauszieht. Der öſtliche Flügel geht dem größten Theil nach (denn eine Kolonne ſchickt er Island zu) gegen Morgen und ſetzt ſeinen Weg aus der Nordſee unter beſtändiger Verfolgung ſeiner Feinde fort. Er theilt ſich wieder, und ein Haufe richtet ſeinen Lauf nach Norwegen, welcher theils der Küſte deſſelben folgt und durch den Sund in die Oſtſee kommt, theils bis an die Nordſpitze von Jütland geht, und eine Kolonne an der öſtlichen Küſte Jütlands herunter ſchickt, die ſich mit denen in der Oſtſee vereinigt, die andern an der Weſtſeite Jütlands hinſchwimmen und endlich durch den Texel in die Süderſee dringen, aus dieſer aber in die Nordſee zurückkehren läßt. Der andere Haufe des öſtlichen Flügels, und zwar der größte, geht weſtwärts und kommt unter der unangenehmen Begleitung von Meerſchweinen, Kabeljauen und Hayfiſchen ꝛc. an den Hittländiſchen und orkadiſchen Inſeln an, wo er die Holländer ſchon bereit findet.

Von da geht es nach Scotland, und ein Heer geht an der öſtlichen Küſte herunter an England vorbey und ſchickt auf dieſem Zug zahlreiche Detaſchements auf die Küſten von Friesland, Holland, Seeland, Brabant, Flandern und Frankreich. Das zweyte Heer nähert ſich der weſtlichen Seite Scotlands und den Irländern.

Die meiſten, wo nicht alle bisher beſchriebene Abtheilungen, die noch weit öfter, als angezeigt worden iſt, ſich weiter vertheilen, kommen endlich unter England im Kanal wieder zuſammen, und die unermeßliche Anzahl, die von den Raubfiſchen und Fiſchernetzen übrig iſt, begiebt ſich in die Weſtſee, von da ſie ſich nebſt ihrer Brut, die indeſſen etwas zugenommen hat, wie man glaubt, wieder nach ihrem nordlichen Sitz zurück begiebt. Wenigſtens ſieht man ſie weiter auf keiner europäiſchen Küſte mehr. Man will berechnen, daß ſich von hundert tauſend Fiſchen, die von Norden ausgehen, nur einer verliehre, und nicht wieder zurück komme!

Man ſiehet aus dem bisherigen, daß die Zeit, da die Häringe eintreffen und fett und gut ſind, (die Häringszeit, fr. *Harengaiſon*) nicht an allen Orten, die nämliche ſey, ſondern in einigen Gegenden früher und in andern ſpäter eintrete, je nachdem ſie den gefundenen Vorrath aufgezehrt haben und dann weiter ziehen und einen neuen finden. Es hängt alſo die Güte der Häringe nicht blos von dem Orte ab, wo ſie gefangen worden ſind, ſondern auch davon, ob man die rechte Zeit beobachtet und ſie gehörig behandelt habe. In beyden Stücken ſind die Holländer Meiſter. Es legen ſich aber verſchiedene Nationen mit allem Fleiß auf eine ſo nützliche Unternehmung, als der Häringsfang iſt, und verrichten ihn theils an ihren eigenen Küſten, theils im Schottiſchen Meere, bey den Inſeln Orkneys und Shet:

Shetland, wo die Häringe gegen den 8ten oder 10n Junius in ganz unglaublicher Menge eintreffen, im Kanal u. ſ. w. Unter den franzöſiſchen Städten thun ſich in dieſem Stück beſonders Calais, Boulogne, beyde St. Vallery, Bourg d'Au, Trepart, Dieppe, Fescan hervor und rüſten ungefähr 100 Schiffe aus, die mit 1500 Matroſen beſetzt ſind. Dieſe fangen die Häringe auf den engliſchen Küſten, vom Ende des Junius bis Bartholomäi, im Kanal um Bartholomäi und im Herbſt, an ihren eigenen Küſten nur im Herbſt. Man hat A. 1753. ihren Fang auf 60000 Tonnen, oder am Werth 110,000 Livres berechnet. Die Engländer dürfen nicht weit nach den Häringen reiſen, weil ihre Küſten davon wimmeln. Die erſten werden von den Hitt- oder Shetländiſchen Fiſchern gefangen, dann wenden ſie ſich gegen Scotland, wo ſie am Fluſſe Tay, und dann weiter bey Dunbar, Fiſe u. ſ w. den Fiſchern in auſſerordentlicher Anzahl in die Hände fallen. Es werden jährlich in Scotland über 60,000 Tonnen eingeſalzen, ohne was man im Lande friſch verzehrt. Sie ſetzen ihren Zug gegen Scarborough und Yarmuth ꝛc. an den engliſchen Küſten fort und werden in groſzer Menge gefangen. Blos die Einwohner zu Yarmouth und Laeſtof räuchern jährlich 40 bis 60000 Barriquen, und die erſtere ſalzen 40000 Tonnen ein. Die Seeſtadt Yarmouth hat gegen 1100 dergleichen Schiffe, und manches Jahr werden von ihr allein 40 Millionen Häringe eingeſalzen. Es geſchieht auch ein ſtarker Fang an den Küſten von Kent, Suſſex und Hampshire bis an die Spitze von England, wo ſie endlich unmerklich werden. Man hat ſich in England viele Mühe gegeben, den Häringsfang, der dieſem Reich ganz beſonders von der Natur zugeeignet zu ſeyn ſcheint, noch mehr empor zu brin-

gen, und zu dem Ende eigene Geſellſchaften errichtet. Allein ſie entſprechen der Erwartung nicht, und dieſe Fiſcherey wird nun mit mehr Glück von einzelnen Kaufleuten und Fiſchhändlern getrieben. Die **Dänen** fangen im Frühling und Herbſt bey Aalborg und Riebe, im nördlichen Theil von Jütland in Böten viele Häringe, die ſie alle Abende in die am Strande erbauten Salzhäuſer zur Bereitung abliefern. A. 1767. wurde auch in Altona eine Häringsgeſellſchaft errichtet, die den Fang an den Scotländiſchen Küſten treibt, und die Häringe auf Holländiſche Art zubereitet. Es werden dazu 25 Büſen gebraucht, die die Größe von 360 bis 400 Tonnen haben. Auch bey **Norwegen** iſt die ehedem ſo wichtige Häringsfiſcherey noch immer beträchtlich, aber die dortigen Häringe ſind mehrentheils nicht ſo fett, als die an den Scot- und Engländiſchen Küſten, doch ſind die ſchönen Drontheimiſchen Häringe durch ganz Europa berühmt, und es werden jährlich viele tauſend Laſten davon ausgeſchiffet. Norwegen gewinnt jährlich einige Tonnen Goldes durch den Häringsfang, und allein aus Bergen werden alle Jahre einige hundert Schiffsladungen in fremde Gegenden geführt. Man fängt die erſten und größeſten Häringe zwiſchen Weyhnachten und Lichtmeß, die auch **Wallfiſchhäringe** und **Häringe mit grauen Gräthen** genannt werden; gegen den Frühling erſcheint eine kleinere Art, die man **Frühlingshäringe** nennt; zu Ausgang des Sommers aber, ſtellen ſich die **Sommerhäringe** ein, davon die geringern den Namen **Bauerngut**, die größern **Kaufmannsgut** führen. Sie ſind ſehr fett, und geben, wenn ſie gehörig eingeſalzen ſind, den Holländiſchen nichts nach. Nur machen die fichtenen Tonnen den Geſchmack etwas unangenehm. Indeſſen da die Pohlen dieſen Ge-

ſchmack lieben, mußte man von den eichenen Tonnen, welche die Regierung einführen wollte, abſtehen, um den Verſchluß nach Pohlen nicht zu verliehren. In **Schweden** fängt man im ſüdlichen Theile des finniſchen Meerbuſens die ſogenannten Strömlinge, davon die gemeinen eingeſalzen, den Bauren zur Speiſe dienen, die kleinen oder Killoſtrömlinge aber, die ihren Strich wie die Häringe halten, eingeſalzen und mit Salz und Gewürz marinirt, als eine Delikateſſe nach Petersburg, Riga und Deutſchland verſchickt werden. Die Häringe ſelbſt wurden in den vorigen Zeiten alle aus Holland genommen, nachher auch von Norwegen und Scotland. A. 1601. giengen 10000 Laſten Häringe aus Holland nach Schweden und den darzu gehörigen Provinzen, und bis 1749. wurden jährlich für 8 Tonnen Goldes Häringe eingeführt. Schon der König Karl Guſtav ſorgte in dem mit England 1656. geſchloſſenen Frieden dafür, daß ſeine Unterthanen bis auf 1000 Schiffe zum Häringsfang an die Engliſchen Küſten ſenden dürften; allein die Schweden bedienten ſich dieſes Vortheils nicht, und erſt ſeit 1745. dachten ſie mit Ernſt auf den Häringsfang. Nun könnn ſie, ſo viel bekannt iſt, die fremden Häringe entbehren und führen noch etwas davon aus. Die Gothenburgiſchen kamen beſonders in guten Ruf, und 1764. giengen 20 Schiffe von da nach Hamburg, und dieſe Häringe geben den Holländiſchen nichts nach. **Auch deutſche**, z. B. Hamburgiſche Schiffe, gehen auf den Häringsfang aus, und in Emden wurden 1769. eine oktroyrte Häringskompagnie errichtet, welche jährlich etliche und zwanzig Büſen ausſchickt und gegen 7000 Tonnen fängt.

Allein alle dieſe Häringsfiſchereyen werden weit von der **Holländiſchen** übertroffen, ſowohl in Anſehung

ſehung der ungeheuren Anzahl der Fiſche, die gefangen werden, als auch der ungemeinen Sorgfalt bey dem Fang und der Zubereitung, und ſie beſchäftigt ſo viele Perſonen, daß Hr. von Witt in ſeiner politiſchen Grundmaxime der Republik Holland behauptet, ſie gebe 450,000 Perſonen Unterhalt, wenn nämlich auch die mit dem Schiffbau und aller zu dieſem Fang erforderlichen Arbeit beſchäftigten Perſonen darzu gerechnet werden. Man verſichert daher auch, ſie trage jährlich mehr als 70 Millionen ein, und es werden mehr als 300,000 Tonnen Häringe gefangen und verkauft. Es gehen aber die Häringsſchiffe oder Büſen nebſt den übrigen darzu erforderlichen Schiffen im Anfang des Junius aus den Häfen Dordrecht, Rotterdam, Delft, Schiedam, Vlaardingen, Briel, Enkhuiſen und andern an der See gelegenen Plätzen aus, nachdem man im May ſehr eifrige Anſtalten dazu gemacht hat, und verſammlen ſich bey den hitt- oder ſhetländiſchen Inſeln. Die Büſen ſind von verſchiedener Größe und haben theils 40 bis 46 theils 48 bis 60, theils auch wohl 80 bis 100 Tonnen. Sie werden mit 24 oder auch nur mit 18 Schiffsleuten bemannt, und haben andere Fahrzeuge bey ſich, die ihnen entweder verſchiedene Nothwendigkeiten, als Salz zum Einſalzen nachführen, oder ab und zugehen, welche letztere Jäger genennt werden, da eine jede Büſe oft 2 bis 3 Ladungen auf der See verhandelt, ehe ſie nach Hauſe fährt. Der Anfang des Fanges geſchieht in der Nacht zwiſchen dem 24 und 25 Junius nach 12 Uhr, und darüber wird ſo ſtrenge gehalten, daß die Steuerleute und Matroſen ſich bey Lebensſtrafe und durch einen Eid verbindlich machen müßen, nicht darwider zu handeln. Man hat darzu Netze von 1000 bis 1200 Schritten lang, ſie beſtehen aus 50 bis 55 Theilen oder Wänden

den und die Maſchen ſind ſo enge, daß der Fiſch allenthalben mit ſeinen Ohren darinnen hängen bleibt. Sie werden aus grober, gelber perſianiſcher Seide oder aus gutem Hanf geſtrickt, da denn erſtere drey Jahre lang dauern, und oben mit kleinen Tonnen beſetzt. Man wirft ſie in der Nacht aus, weil man da den heranziehenden Schwarm an ſeinem Glanz (Häringsblick) am beſten erkennt, und das Licht der Schiffslaternen die Fiſche herbeylockt. Am Morgen zieht man das Netz auf und nimmt es wieder in das Schiff ein, worzu wohl 3 Stunden erfordert werden, und dann beſchäftigt man ſich mit Ausnehmen, Salzen, Packen u. ſ. w. bis an den Abend. Die darzu gewöhnlich angeſtellten 12 Perſonen können nicht mehr als 5 Laſten in einem Tage bearbeiten, geſetzt auch, daß 10 oder 15 gefangen würden. Die friſchen Häringe, die weder eingeſalzen noch geräuchert ſind, heißen **grüne** oder **weiße Häringe**, *Hareng blanc* oder *frais*, welchen Namen aber auch zuweilen die Tonnenhäringe führen, ſo lange ihr Fleiſch noch friſch oder weiß iſt. In den erſten drey Wochen werden alle Häringe unausgeſucht in die Tonnen gethan und durch die bereits angeführten Häringsjäger nach Holland geſchickt; nach ſolcher Zeit aber theilt man ſie in folgende 3 Sorten ab. **Maajekens**, d. i. **Jungfernhäringe**, darinnen weder Milch noch Rogen känntlich iſt, und die ſich am wenigſten halten; **Vollhäringe**, die auf dem Punkt ſind zu leichen, von denen die **Brandhäringe** nur darinnen unterſchieden ſind, daß ſie gleich nach der Ankunft in Holland nicht nur umgepackt, ſondern auch ſo veſt eingeſtoſſen werden, daß man ſie an andern Orten nicht mehr umpacken, ſondern ihnen nur einen friſchen Böckel geben darf, welches bey den 2 vorhergenannten Arten der Fall nicht iſt. Der Name

rührt

rührt von dem Zeichen her, welches der Tonne eingebrannt wird. Die dritte Sorte machen die **Schoot- oder Hohlhäringe** aus, die ſchon geleicht haben, und daher ſchmal und mager ſind. Da dieſe leztere Arten meiſt ſpäter gefangen werden, ſo kommen die Büſen gemeiniglich mit denſelbigen ſelbſt nach Hauſe, wo die drey genannten Gattungen geöfnet, von neuem geſalzen, von den angegangenen Häringen gereinigt und dergeſtalt aufgehöhet werden, daß man aus 14 Seetonnen 12 neue Tonnen, d. i. eine Laſt macht. Dies muß unter freyem Himmel an einem öffentlichem Orte geſchehen, daß jedermann ſehen kann, ob genau nach der Verordnung verfahren wird.

Der Häringsfang der Holländer dauert überhaupt gegen ein halbes Jahr lang. Vor Johannis bis Jakobi geſchieht er bey Hittland, Fairhill und Bökenes; von Jakobi bis Kreuzerhöhung bey Bekenes oder Serenial, da aber vom 24 Auguſt an kein Häring mehr auf der See geſalzen wird, ſondern die gefangenen nach dem Lande geführt und daſelbſt friſch verkauft oder geräuchert werden. Von Kreuzerhöhung bis Katharinen fiſcht man im tiefen Waſſer, oſtwärts Yarmouth bis an die Mündung der Themſe. Von dieſer Zeit an ſollte der ordentliche Häringsfang ein Ende haben, und kein Bootsmann iſt ſchuldig, auf den Büſen länger zu dienen, allein man fängt noch bis gegen das Ende des Jänners Häringe, ja wohl noch bis in den Februar, ob es gleich verboten iſt, weil dieſe Fiſche alsdenn leichen. In dieſer Zeit bleiben die Büſen auf der See, wenn ihnen Proviant, Salz und Tonnen genug zugeſchickt werden, oder ſie kommen nach Hauſe und fahren dann wieder in die See, welches wohl zwey bis dreymal geſchehen kann.

Die

Die Zubereitung des Härings iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß die Holländer in dieſem Stück die genaueſte Aufſicht anwenden und den unverdroſſenſten Fleiß beweiſen, daher ſich ihr Häring ſchon ſo lange Zeit in gutem Ruf erhalten hat. Es hält ſich dieſer Fiſch noch weniger als andere auſſer dem Waſſer, die Holländer eilen daher mit ſeiner Zubereitung; die Matroſen, die darzu abgerichtet ſind, ſchneiden ihm alſo, nachdem der Haufe in Körben oder auf das rein gemachte Verdeck gebracht worden iſt, die Kiefen aus und kehlen ihn ab, d. i. das Eingeweide, auſſer dem Rogen und der Milch wird herausgenommen, dann bringt man ihn in Tonnen von Eichenholz, und zwar noch ehe die Nacht eintritt, und ſtreut darzwiſchen grobes Portugiſiſches oder Spaniſches Boyſalz. Andere Nationen nehmen es meiſtens nicht ſo genau. Sie beobachten nicht nur die beſte Zeit zum Fang mit minderer Pünktlichkeit, ſondern werfen auch oft den gefangenen Häring nur in das Boot, um am Lande die Arbeit nach Bequemlichkeit zu verrichten und laſſen ihn alſo nicht von dem Meſſer ſterben. Auch wird es mit dem Salz weniger genau genommen, da doch die, welche in Scotländiſches Salz kommen, bald verderben, und es werden häufig fichtene Tonnen gebraucht, die dem Fiſch einen widrigen Geſchmack geben. Selbſt bey dem Sortiren der Häringe verfährt nicht leicht eine Nation ſo genau als die Holländiſche.

Die nützliche Erfindung des Einſalzens und Packens der Häringe iſt ſchon über dreyhundert Jahre alt, und gehört unter die Wohlthaten für das menſchliche Geſchlecht. Der Erfinder iſt bekanntlich Wilhelm Benkelszoon, und durch dieſes Mittel iſt der Häring für viele tauſende brauchbar worden, die ihn ſonſt ſchwerlich zu ſehen bekommen hätten.

Es giebt aber zweyerley Arten, dieſen Fiſch einzuſalzen, **weiß** und **roth**. Die erſtere Art geſchieht alſo: die ausgenommene Häringe werden in ſüſem Waſſer ausgeſpühlt, dann entweder nur inwendig oder aus- und inwendig mit Salz beſtreuet, in einem Korb wohl umgeſchüttelt, oder in ein ſcharfes Salzwaſſer, welches mit ſüſem Waſſer bereitet wird und ein Ey trägt, geworfen. Darinnen bleiben ſie auf dem Verdeck 12 bis 15 Stunden, werden dann herausgenommen und nachdem ſie abgetröpfelt, in die unten ziemlich dick mit Salz beſtreuten Häringstonnen gethan, und mit Salz (wo möglich ſchichtweiſe) beſtreuet. Dann werden die Tonnen von dem Faßbinder veſt zugeſchlagen, damit der Häring ſeine Lacke behält, ohne welche er verdirbt. Wenn der Häringsfang ſo gut ausgefallen iſt, daß man mit allen dieſen Operationen an demſelbigen Tage nicht fertig werden kann, ſo bleibt ein Theil davon einen oder 2 Tage in der erſten Lacke liegen, (daher die Benennungen: **Häringe von einer Nacht, von zwey Nächten**, die man ſchon für minder gut hält) oder ein Theil wird in großen Haufen geſalzen, und erhält alsdann den Namen **Slabbers** oder **Slabbegut**, der allenfalls auch geräuchert wird, wenn er etwann zu ſalzig ausgefallen iſt. Die bisher beſchriebene geſalzene Häringe heißen **Böckelhäringe**, **Salzhäringe**, und wenn ſie gehörig in Tonnen eingepackt und geſchichtet ſind, **Pack-** oder **Tonnenhäringe**, die nur halb geſalzen und durcheinander blos in Tonnen gelegten aber **Wrakhäringe**. Die andere Art, oder das Rotheinſalzen geſchiehet ſo: die Fiſche müſſen wenigſtens 24 Stunden in der oben beſchriebenen Lacke liegen, dann werden ſie herausgenommen und bey den Köpfen an hölzernen Spieſen aufgereihet und zu 12000 Stücken auf einmal in dazu bereitete

Oefen

Oefen gehängt. In 24 Stunden können ſie vermittelſt des Rauchs von Weinranken oder Reisholz hinlänglich getrocknet oder geräuchert ſeyn und dann heißen ſie **Bücklinge**. Die ſtarken geſalzenen und in Tonnen gelegten führen den Namen **Tonnenbücklinge**, und die weniger geſalzene, in Stroh eingelegte, **Strohbücklinge**. Ihre Güte beruhet darauf, daß ſie groß, fett, zart, friſch, gut geſalzen, biegſam, weich, goldfärbig und nicht zerriſſen ſind. Die beſten heißen **Speckbücklinge, Fläckhäringe, Flickhäringe**.

Aus dem bisherigen iſt leicht zu ſchließen, daß der Handel mit den Häringen auſſerordentlich beträchtlich ſey. Man hat aber auſſer den ſchon bemerkten Eintheilungen auch hier noch verſchiedene, die die Güte derſelben betreffen, oder von der Zeit hergenommen ſind, da ſie gefangen werden. Ein ohne allen Fehler eingeſalzener Häring heißt **Puyk**, wenn ein nicht ſehr beträchtlicher Fehler vorhanden iſt, z. B. in einer Tonne haben einige keine Köpfe, ſo heißt er **Brack, Wrak**. Iſt der Mangel gröſſer, z. E. es ſind viele angegangene darunter, dann wird er mit dem Namen **Wrakswrak** belegt. Eine untaugliche Tonne heißt **Stank**. Man hat daher gewiße Zeichen, dieſe verſchiedene Sorten zu bemerken, welche an der Tonne eingebrannt werden, um allen Betrug zu verhüten. In Holland bedient man ſich folgender: ein doppelter halber Cirkel, der auf der Peripherie der Tonne aufſtößt, bedeutet: **Maikens**, ein einfacher von der Art: **Maikenswrak**, ein einfacher mit einen Queerſteich durchſchnitten: **Maikenswrakswrak**; ein mit der Peripherie parallel laufender halber Cirkel: **voller Häring**, ein ein einfacher detto: **voller Häringswrak**, ein einfacher mit einem Queerſtrich durchſchnittener: **voller Häringswrakswrak**. Man theilt auch die Hä-

ringe der Größe nach ein in den **großen** oder **Haupt- häring**, **Mittelhäring**, **Kleinhäring** und in den allerkleinſten, der nicht ordentlich gepackt, ſondern ſo, wie er vor die Hand kommt, in die Tonne hin- ein geworfen wird, (*Hareng de droguerie*). **Grob- geſalzene Häringe** ſind die, welche von Johannis bis Jakobi gefangen und mit grobem Salze einge- ſalzen werden, da ſie übrigens mit den Maikenshä- ringen einerley ſind. Der Zeit nach werden ſie in Jakobi Brandhäringe oder **Jakobibrand**, **Bar- tholomäibrand**, **Kreuzbrand** genennt. Unter den Holländiſchen Häringen giebt man denen von Rotterdam, Amſterdam und Enkhuyzen den Vor- zug. Zum Verſenden hält man im Herbſte gefan- gene für beſſer, weil ſie ordentlicher gepackt werden, und ſich daher länger halten.

Es werden die Häringe nach der Laſt verkauft, die 12 Tonnen hält, deren jede 1200 Häringe in ſich begreifen ſoll, aber gemeiniglich nur 1000 oder 1100 Stücke hält. Man packt auch halbe und Viertelstonnen. So werden ſie nach England, Frankeich, Spanien, Italien, Deutſchland, Poh- len, Rußland, Smirna, Konſtantinopel, und mehrere Plätze von Aſien und Afrika verführt, und überall geſucht. Der Preiß iſt nach Maasgabe des Fanges und anderer Umſtände verſchieden. Die er- ſten Tonnen neuer Häringe kommen am theuerſten zu ſtehen, z. B. auf 1, 2, bis 300 Gulden. In der Folge gilt eine ganze Laſt in Holland 150 bis 170 Gulden holländiſch, und die ſchlechtern Sor- ten weniger. Für promte Bezahlung wird 1 Procent gegeben. Wenn ein Häring etwas angegangen iſt, legt man ihn in Waſſer, worinnen Erlenrinde ein- geweicht worden iſt, ſpaltet und räuchert ihn. Daß man auch aus dem Häring ein Oel zum Bren- nen und andern Gebrauch erhalten kann, muß ich am

am Schluß dieſes Artickels noch anführen. Von dieſer ganzen Materie kann man überhaupt nachleſen: Bocks Verſuch einer Natur- und Handlungsgeſchichte der Häringe.

Härten wird von Metallen geſagt, wenn ſie durch Schlagen und Zuſammenpreſſen oder auch durch Abkühlen in kaltem Waſſer härter gemacht werden, ſ. z. B. Eiſen. Daher kommt **Härtwaſſer**, **Löſchwaſſer**, ein aus Lauge von Salz, Salpeter oder Urin oder auch Knoblauchsſaft zubereitetes Waſſer, den glühenden Stahl darinnen zu härten; **Härttonne**, eine Tonne, die dergleichen Waſſer enthält.

Härtlinge heißen an manchen Orten die ſauren, unreifen Weinbeeren. Im Hüttenbau verſteht man dadurch gewiſſe harte Schlacken aus eiſenhaltigem Kieß, die ſchwer zu ſchmelzen ſind.

Häſeling, ein eßbarer, oft ein Pfund ſchwerer Flußfiſch. Er findet ſich hauptſächlich in der Doſſe und in der Oder, hat ein weiches ſchmackhaftes Fleiſch, auſſer dem Ruckgrath wenig Gräthen, auf beyden Seiten ſiehet man nach der Länge hin einen Queerſtrich. Er leichet im April und wird von einigen für eine Art kleiner Döbel gehalten. Auch wird mit dieſem Namen ein kleinerer dem vorigen ähnlicher Fiſch, *Cyprinus Jeſes*, *L.* belegt.

Häusler. Dadurch verſteht man bald ſolche Landleute, die zwar ein eigenes Haus, aber wenig oder keine Feldgüter haben, bald geringe Bauersleute, die bey andern zur Miethe wohnen, unter der Bedingung, daß ſie ihnen bey ihren häuslichen Geſchäften auf mancherley Art behülflich ſind, eine Art von Schutzverwandten auf Dörfern. Es iſt an einigen Orten üblich, auch wohl durch Geſetze verordnet, daß ſie der Herrſchaft des Ortes gleichfalls gewiſſe Dienſte leiſten müſſen, als ein Aequivalent

für das Schutzgeld, und im übrigen nähren ſie ſich gemeiniglich vom Taglohn.

Hafen bedeutet in Oberdeutſchland einen Topf; die gewöhnlichſte Bedeutung dieſes Worts iſt aber, die von einem Ort am Waſſer, wo die Schiffe einlaufen und ſicher liegen können, lat. *Portus*, fr. *Port* oder *Havre*. Die vorzüglichſten Eigenſchaften eines guten Hafens ſind, wenn die Schiffe ohne Gefahr einlaufen können, hinlängliche Tiefe des Waſſers, welche veſten Ankergrund finden, Bequemlichkeit zum Ein- und Ausladen der Waaren haben und von den Winden und feindlichen Angriffen ſicher ſind. Die Kunſt muß hier oft der Natur zu Hülfe kommen, ob gleich die Hauptanlage von dieſer herrührt, indem jene die Einſchnitte in das Ufer erweitert, die gehörige Tiefe bewirkt, Sandbänke wegräumt, den Hafen mit Mauren oder Gebäuden umgiebt, mit Ketten ſchließt, auch wohl denſelben an ſeinem Eingang durch lange in das Waſſer hinausgeführte Dämme (*Jetées*) oder gemauerte Werke (*Moies de ports*) bedeckt. Man hat verſchiedene Eintheilungen der Hafen, von denen nur einige hier Platz finden ſollen, die ſich nicht durch ihre Benennung ſelbſt erklären, z. B. ein **offener Hafen**, (*Havre de toutes marées*) der genugſame Tiefe hat, daß man bey Ebbe und Fluth einfahren kann, zum Unterſchied vom **Zeithafen** oder **Fluthhafen** (*Havre de barre*); ein **Freyhafen**, wo alle Nationen ihre Handlung ungehindert treiben können und gar keinen Zoll, oder etwann nur ein halb Procent entrichten dürfen, und welche beſonders da nützlich ſind, wo man Urſache hat, den Handel durch große Aufmunterungen herbey zu ziehen oder die Abnahme deſſelben zu hindern. Geſperrt iſt ein Hafen, wenn kein Fahrzeug heraus gelaſſen wird. **Schlupfhafen** (*Calange*) bedeutet eine kleine Rhede oder

oder windſtillen Platz zwiſchen zwey Felſen oder Landſpitzen, wohin kleine Fahrzeuge gleichſam ſchlupfen können. Der Hafen, wo man Waaren einnimmt, wird *Port de charge*, wo man ſie ausladt, *Port de decharge* genannt. *Cul de ſac* bedeutet in Amerika jeden natürlichen Hafen; **Kreek** (*Creque*) bezeichnet nur einen kleinen, von der bloſen Natur gebildeten.

Ein guter Hafen iſt für ein am Meer liegendes Land von großer Wichtigkeit, indem ſich nicht nur ohne dergleichen keine Seemacht denken läßt, ſondern auch derſelbe durch die Handlung eine Quelle des Reichthums für ein Land werden kann. Daher wendet man oft ungeheure Summen auf, um tüchtige Häfen anzulegen und zu erhalten. Dahin gehöret, daß man ihnen die nöthige Tiefe gebe, damit nicht die Schiffe bey der Ebbe im Hafen ſelbſt ſtranden, auch die Ein- und Ausfahrt frey erhalte, damit ſie nicht verſchlämmt werde, worzu man gewiſſe Maſchinen erfunden hat, die man Hafenräumer nennt; daß man die Hafenufer bequem zubereite, auch zu Einnehmung oder Abſetzung der Waaren Hebezeuge und Krahne bey der Hand habe; zu Ausbeſſerung oder Erbauung der Schiffe Werfte oder Schiffszimmerplätze anlege, die mit allem Nothwendigen verſehen ſind; den Hafen gegen die Sturmwinde durch Dämme oder Gebäude, gegen einen feindlichen Ueberfall durch Batterien und Kaſtelle ſichere, Leuchtthürme und hohe Wahrzeichen anbringe u. d. g. mehr.

Das bisher Geſagte gilt hauptſächlich von Seehäfen. Kleinere Flüſſe bedürfen keinen eigentlichen Hafen, weil ſolche Schiffe, welche darauf gehen, leicht bey jeder Landzunge oder Inſel Sicherheit finden, man müßte denn eine Strombucht oder eine Reihe Pfähle ſo nennen wollen. Indeſſen müſſen in

in anſehnlichen, am Fluß liegenden Handelsſtädten gleichfalls Packhöfe, Hebezeuge, Krahne u. ſ. w. anzutreffen ſeyn, damit die ankommenden Schiffe ihre Bequemlichkeit und Bedürfnis finden. Große Ströme hingegen, auf welchen ſehr lange Fahrzeuge gehen, haben auch ihre Häfen, die in der Hauptſache auch die Bequemlichkeiten, von denen oben geredet worden iſt, und die Sorgfalt erfordern, ſie offen und tief genug zu erhalten, beſonders, da ſie ſehr leicht verſchlämmet werden können, und durch Hafenräumer, oder den Sturz eines dahin geleiteten Waſſers, oder dadurch gereinigt werden müſſen, daß man ſie bey niedrigem Waſſer mit einem Damme abfängt und den Schlamm mit Karren herausſchift.

Das Recht über die Häfen und die Gerichtbarkeit über das, was darinnen vorgeht, gehört unter die Regalien, und die Abgaben, die für die Freyheit, ſich derſelben zu bedienen unter dem Namen Hafen- oder Ankergeld, Hafenzoll u. ſ. w. entrichtet werden müſſen, unter die landesherrlichen Einkünfte. Dieſe Abgaben ſind um ſo viel billiger, je größer die Koſten ſind, welche die Erbauung und Unterhaltung eines Hafens erfordert.

Hafenräumer, holl. **Baggert**, ſind Maſchinen, wodurch der Sand und Schlamm in dem Grunde der Häfen aufgefaßt, herausgezogen und vermittelſt bereitſtehender Moderkähne herausgeſchaft wird. Man hat verſchiedene Erfindungen davon, die aber ohne Kupferſtiche nicht beſchrieben werden können und nicht ſo eigentlich in dieſes Wörterbuch gehören.

Hafer. S. Haber.

Hafergras, **riſpiger Wieſenhafer**, **Glatthaber**, *Avena elatior paniculata, calicibus biſloris floſculo hermaphrodico ſubmutico maſculo ariſtato, L.* fr. *Faux Seigle*, iſt ein nützliches Futtergras. Aus

einer

einer kriechenden Wurzel wachſen viele 3 bis 4 Fuß lange Halme. Die Blätter ſind $\frac{1}{2}$ Fuß oder etwas drüber lang, breit und mehrentheils auf beyden Seiten glatt. Die Riſpe iſt von einer halben Spanne bis 1 Fuß lang und nicht ſehr ausgebreitet. Die Aehren ſind aus 2 Blüthen zuſammengeſetzt, beyde gleich groß und unten mit glänzenden Haaren beſetzt, davon die unterſte eine männliche, die oberſte eine Zwitterblume iſt. Die 2 Bälgchen ſind von ungleicher Größe. Von den 2 Spelzen hat die äuſſere der untern männlichen Blüthe auf dem Rücken, unterhalb der Mitte eine noch einmal ſo lange mit einem Knie verſehene Granne, welche unterwärts gewunden, oben aber gerade iſt. Die äuſſere Spelze der obern Zwitterblume hat zuweilen eine ähnliche, öfters aber ganz kurze dicht unter der Spelze ſtehende, oder auch gar keine Granne. Mehrentheils trägt nur die obere Blüthe einen vollkommenen Saamen, der gelblicht, länglicht, glatt, auf einer Seite mit einer Furche verſehen, in den Spelzen locker eingeſchloſſen iſt. Die Riſpe kommt ganz zuſammengezogen aus der Scheide des oberſten Blattes, nach einigen Tagen breiten ſich zuerſt die längere Arme wagerecht aus und die kürzere ſtehen noch in die Höhe, endlich biegen ſie ſich alle herunter und die Riſpe fängt von oben an zu blühen. Von dieſer Art weicht das **knotige Hafergras, Knollengras** oder **Knollhafer** nur dadurch ab, daß die Wurzel dicker iſt, und ſich am Halm Knoten zeigen. Der Unterſchied des Bodens bewirkt dieſe Veränderung.

Es wächſt dieſes Hafergras in den meiſten Theilen Europens, blüht jährlich zweymal und iſt für Pferde, Rindvieh und Schaafe eine ſehr gute Nahrung, da es ſaftig, ſüſe und ſchmackhaft iſt. Man kann es grün füttern oder auch Heu daraus machen, da denn auch anders Heu durch Beymiſchung

deſſelben verbeſſert wird. Auf gutem Boden giebt es faſt noch einmal ſo viel an grünem Futter und Heu als andere Grasarten. Man ſäet es auf feuchten Boden allein oder mit andern Futterkräutern vermiſcht im Frühling oder im Herbſt bey ſtillem Wetter und walzt den Boden. Bey der Ausſaat im Frühling iſt es ſicherer, Hafer, Klee, Luzern ꝛc. untereinander zu ſäen, damit das Hafergras, welches im erſten Jahre ſehr ſchwach kommt, wider die Sonnenhitze Schirm finde. Vom erſten bis 6ten Jahr wird der Ertrag immer reichlicher, beſonders wenn im 3ten das Land gedünget wird, und man kann es von dem 2ten bis zum 6ten Jahr drey- und mehrmal abmähen und ſchon im May damit anfangen laſſen. Das Zeichen, daß es zum Mähen reif ſey, iſt, wenn ſich die Riſpe anfangen zu zeigen, ehe es aufblühet. Nach dem 6ten Jahr bricht man das Land wieder um, und beſtellt es mit Getraide. Es gehört alſo dieſes Gewächs allerdings unter die nützlichen Grasarten, doch wollen andere das engliſche Raygras demſelben vorziehen.

Hafergrüze. Zu Grüze gemahlene Haferkörner.

Haferwurzel. S. Haberwurzel.

Haferey, Haverey, lat. *Avaria*, fr. *Avarie*, *Retribution*, bezeichnet zuweilen das Hafergeld, welches von dem Schiffer erlegt werden muß, ingleichem den Lohn, den der Pilot bekommt, wenn er das Schiff ſicher in den Hafen geführt hat, nicht weniger die Erſetzung der Güter, die im Sturm über Boord geworfen werden mußten, welche von denen geſchieht, deren Güter erhalten worden ſind; in einem weitern Verſtand aber bedeutet es alle auſſerordentliche Unkoſten und Schäden an Waaren, die ohne Schuld des Schiffers auf der Reiſe vorfallen, und die von den Eigenthümern der übrigen Güter vergütet werden müßen. Man verſteht alſo dadurch

eigentlich nur einen ſolchen Verluſt, der durch auſſerordentliche Zufälle entſteht, aber es iſt üblich, auch manche ordentliche Unkoſten darzu zu rechnen, die ſich vom Anfang bis zum Ende der Reiſe ereignen. Daher ſetzen einige dreyerley Arten von Hafereyen veſt.

1) Die ſchlechte oder partikuläre Haferey ſchließt die auſſerordentlichen Ausgaben in ſich, die wegen des Schiffes, oder auch der Waaren allein gemacht werden mußten, und der Verluſt muß von der Sache, die den Schaden erduldet oder den Aufwand verurſacht hat, getragen werden. Z. B. der Verluſt der Maſten, Taue, Anker, Seegel, der ſich im Sturm ereignet, fällt auf das Schiff, der Schade, den die Waaren durch Schuld des Schiffers leiden, trift ihn, der hingegen, welcher ihnen durch Sturm, Wegnehmung, Schiffbruch oder durch ihre eigene Schuld zuwächſt, d. i. wenn ſie verderben, die Feuchtigkeit anziehen, ausflieſen 2c. ingleichem die Unkoſten, die zu ihrer Rettung gemacht worden ſind, Zölle, Auflagen u. ſ. w. wird von den Eigenthümern getragen. Auch wird Unterhalt und Lohn der Bootsleute, wenn das Schiff auf der Reiſe auf Befehl eines Souverains angehalten wird, für ſchlechte Haferey gerechnet, und das Schiff muß denſelben, wofern es zur Reiſe und nicht auf den Monat gemiethet worden, allein tragen.

2) Die große oder gemeine Haferey bezeichnet die zum gemeinen Beſten der Waaren und des Schiffs gemachten auſſerordentliche Koſten oder erlittene Schäden, als: Loskaufung des Schiffs und der Waaren von Seeräubern, in das Meer geworfene, zerriſſene oder abgehauene Taue und Maſten, zum gemeinen Beſten im Stich gelaſſene Anker u. d. g. Der Schade, welcher den im Schiff erhaltenen

Waaren bey Auswerfung anderer zugewachſen iſt, Beſorgung der bey Vertheidigung des Schiffes verwundeten Matroſen, Abladungskoſten bey der Einfahrt in einem Fluß oder bey dem Flottmachen des Schiffes, Koſt und Lohn der Matroſen eines Schiffes, welches auf den Monat gemiethet worden und auf der Reiſe auf Befehl eines Souverains angehalten wird. Dieſe Hafereyen werden nach gemachter Proportion vom Schiff und Waaren gemeinſchaftlich getragen.

3) Die kleine Haferey begreift die Gebühren, die man den Bootsleuten für die Zurechtführung der Schiffe, Uebertragung der Waaren aus einem in das andere u. ſ. w. bezahlt, davon ein Drittheil das Schiff trift und zwey Drittheile die Waaren. Die Abgaben von Paſſeporten, das Tonnen- Ankergeld ꝛc. ſind der Haferey nicht beyzuzählen, ſondern gebühren dem Schiffer. Eben ſo trift der Schade vom Ueberſeegeln der Schiffe, beyde Schiffer, oder den, der allein daran ſchuld iſt.

Nach der Praxis der Kaufleute unterſcheidet man nur die gemeine, kleine ordentliche Haferey, und die große auſſerordentliche, und der Unterſchied beruht hauptſächlich auf der Größe des zum gemeinen Beſten getragenen Schadens oder Aufwandes, da denn bey der großen Haferey die Kontribution deſto durchgängiger von Schiff, Gut und Fracht gegeben werden muß, hingegen bey der kleinen nicht ſo gar genau und durchgängig beobachtet wird, auch bey derſelben nicht über das Schiff, ſondern allein über das Gut gehet. Zur kleinen wird gerechnet das Lootſen- oder Pilotengeld auf unbekannten Küſten, wenn es ſich über 15 Rthlr. erſtreckt, denn bey einem höhern Betrag gehört es zur großen Haferey; unvermeidliche zu Beförderung der Reiſe gehörige Unkoſten, als Becken- Feuer- Pfahl- Lichtgeld.

geld. Zur großen Haferey wird gerechnet: auſſerordentliches Lootſengeld, Admiralsſchiffskoſten, Ranzionirung von Kapern, Beſorgung verwundeter Matroſen, über Boord geworfene Güter, gekappte Taue u. ſ. w. wobey aber folgende Punkte ſtatt finden müſſen: daß es im Nothfall, mit Genehmigung des Schiffers und der Schiffsleute, wenigſtens der erfahrenſten, zur Erhaltung Leibes, Lebens, Schiffes und Guts geſchehen, und daß die übrigen Güter erhalten worden, denn giengen ſie in der Folge auch verlohren, ſo fände keine Haferey ſtatt.

Bey dieſem Vorfall muß der Werth der Güter, ſo viel möglich iſt, wenigſtens hinten nach, verzeichnet werden; wenn es ſeyn kann, wirſt man vor allen die ſchwerſten und am Preiſe geringſten Güter, ingleichem die heimlich eingeladenen, oder auf dem Verdeck und Schiffsboot befindlichen, weil dieſe beyde frey ſeyn müſſen. An dem erſten Ort, dahin das Schiff kommt, läßt man von den Schiffsleuten ein eidliches Zeugniß ablegen, und ſich darüber ein Atteſtat ertheilen, und am Abladungsort macht man den Intereſſenten den Schaden bekannt, läßt aber keine Güter vom Schiff abfolgen, bis die Haferey berichtiget iſt.

Die Erſetzung des Schadens wird auf die erhaltenen Güter nach ihrem Werth ausgeſchlagen, und alles, was Fracht bezahlt, bezahlt die Haferey. Befreyt ſind davon die freyen Leute für ihre Perſon, die zur Reiſe gehörigen Proviſionen und Munition, Kleidung und Officiersequipagen, des Schiffers und Schiffsvolks Lohn, auch die dieſen zugeſtandene ordentliche Führung und Bodmereygelder. Unter die Sachen, welche der Haferey nicht genieſen, gehören die auf das Verdeck oder Schiffsboort geladene oder angehängten Dinge, und wenn dieſe Ladung nicht

nicht auf Gefahr des Eigenthümers geſchehen iſt, muß der Schiffer dergleichen ausgeworfene Güter vergüten, weil in dieſem Fall vorausgeſetzt wird, das Schiff ſey überladen geweſen.

Hagapfel, ein Name der wilden Aepfel und der Hagebutten.

Hageichel werden in einigen Gegenden die Galläpfel genannt.

Hagenbuche, Hain- Ham- Hecken- Horn- Raub- Stein- Weiß- Zaun- oder Zwergbuche, *Carpinus (betulus) ſquamis ſtrobilorum planis, Linn. Sp. pl.* Sie wächſt in allerley Grunde; nur in einem beſtändig naſſen, oder ganz veſten und zähen iſt ihr Wachsthum ſehr ſchlecht. In einem leichten, mäſſig feuchten, ſchattigten Orte, wird ſie zu einem anſehnlichen Standbaum, wo ſie nämlich, des geraden hohen Schaftes wegen, in einem dicken Gehölz ſtehet. Sie gehört indeſſen unter die mittlern Baumarten, welche eine verſchiedene Höhe ſowohl in den Ebenen, als auf erhabenen freyen Orten, auch in dürren hügelichten Gegenden, bey aller Witterung, ein ſehr hohes Alter erreichen, daß man ſich alſo ihrer zuweilen zum Schutz vorliegender Ländereyen mit großem Nutzeu gebrauchen kann; wie denn dieſe Weißbüche auf Triften und Angern, wo ſie nur, des Schattens halber, 2 Ruthen weit auseinander ſteht, die Weide unter ſich nicht verdirbt.

Die ſtarke äſtige Wurzel gehet ſowohl tief unter ſich, als weit um ſich; und wenn der Stamm alle 12, 16, 20, 30, 35 Jahre, nachdem man ſtarkes und veſtes Holz verlanget, gehauen wird, ſo iſt ſie im Schlag- oder Unterholze eine der nützlichſten Holzarten. Denn ſie treibet, nach Art der Birke, ungemein häufige Stammloden aus, wie der Stock ſelbſt, die ſehr ſchnell aufwachſen, und binnen gedachter

dachter Zeit, ſehr ſtarke Stangen zu Brenn- und Kohlenholz aufſetzen. In manchen Jahren leiden die jungen Lohden, auch ſelbſt die Stangen, von Mäuſen Schaden, wie die neuern Schriftſteller des Forſtweſens mit Recht anmerken.

Der Stamm wächſt, der Härte ſeines Holzes ungeachtet, doch ſehr geſchwind. Man findet ihn öfters nur 10 bis 15 Fuß lang, aber auch als einen mittelmäßigen Bauſtamm von 30 bis 40 Fuß hoch, und dabey 16, 18 bis 20 oder 22 Zoll ſtark, in geſchloßnem Holze; doch bey einer ſolchen Stärke auch bald ſchadhaft im Stammholze. Will man ihn mit Vortheil hauen, ſo thut man wohl, wenn man ihn nicht zu tief, ſondern wenigſtens etliche Fuß hoch über der Erde weghauen läßt. Soll aber ein Stamm, welcher einen recht ſchönen und geraden Wuchs hat, behauen werden, ſo verfährt man damit eben ſo, wie mit den Birken. Man nimmt nämlich die Aeſte von unten auf am Stamme nach und nach glatt weg, ohne den Stamm zu köpfen. Der Stamm wächſt ſelten rund, ſondern allezeit an einigen Orten mit Ribben und Höckern verſehen; auch wachſen die Aeſte öfters ſehr unregelmäßig ausgebreitet, und der Zopf etwas windig. Die Rinde iſt weißlich, etwas rauch und zähe, und der innere Theil derſelben gelb.

Die Blätter ſind an 3 Zoll lang und 2 Zoll breit, oval zugeſpitzt, und am Rande gezahnt. Ihre Farbe iſt hellgrün. Von der mittlern Ader bis an den Rand ſind ſie nach den Nebenadern ſehr regelmäßig und gleichlaufend mit kleinen Falten verſehen, ſo daß der Raum zwiſchen jeder Ader auf der obern Fläche des Blattes erhoben, auf der untern aber wie eine Rinne ausgehöhlt iſt. An den Zweigen ſtehen ſie wechſelsweiſe; ſie werden im Herbſt auf dem Baum dürre, fallen jedoch öfters, beſonders bey geſchnit-

tenen Hecken, und an jungen noch friſchen Stämmen, erſt im folgenden Frühjahr ab.

Die Blüthe erſcheint mit dem Anfange des Frühlings, in kleinen grünen dicht beyſammen hangenden Kätzchen. Die männlichen Kätzchen ſind gegen 2 Zoll lang. Die Schuppen ſind rundlich, ausgehöhlt, grün von Farbe, an den äuſſerſten Spitzen röthlich, und am Rande mit feinen Haaren beſetzt. Sie führen 8, 10, 12, 14 bis 16 Staubfäden, welche ſich mit gelben Staubbeuteln endigen. Die weiblichen Kätzchen ſind, gegen die männlichen gerechnet, kürzer; die Schuppen ſind mehr pfeilförmig, haarig, und wie Dachziegel auf einander liegend. Es laſſen ſich in ihnen 3 Faden-ähnliche Griffel finden. Die Saamenkapſeln ſind traubenförmig, mit vielen langen ſchmalen dreyſpitzigen Blättern, an deren Enden jedesmal ein faſt dreyeckiges Saamenkorn ſitzt, in welchem ein wohlſchmeckender Kern eingeſchloſſen iſt.

Die Vermehrung dieſes Baums geſchieht vermittelſt Ausſchößlingen aus der Wurzel, welche er häufig austreibt, wenn er dicht an der Erde abgehauen wird; und aus ſeinem Saamen, welcher buſchweiſe, wie Fittiche, an den Bäumen hängt. Die Hainbüche, wenn ſie im Gehege ſtehet, und vor dem Vieh ſicher iſt, geht mit ihren Wurzeln weit in der Oberfläche der Erde fort, und treibt hie und da junge Lohden hervor. Will man aber den Wurzelwachs noch mehr befördern, ſo laſſe man nur alten Hainbuchen umher die Wurzeln entblößen, und in die ſtarken Wurzeln einige Hiebe thun, alsdenn nur wenige und etwa 1 Finger hoch Erde wieder darauf werfen, ſo ſchlagen junge genug wieder aus. Auf offenen Plätzen, und wo Viehweide iſt, vermehren ſie ſich ſo wenig aus dem Anfluge, als aus der Wurzel. In den Gehegen aber nimmt man die Lohden, wenn

ſie

ſie eines guten Beſenſtiels Dicke erlangt haben, her- aus, beſchneidet ihnen die Wurzeln, hauet die Kro- ne davon, und ſtutzet ſie, ſo daß nur eines Fin- gers lange Stümpfel, oder gar nichts, daran bleibt, und verpflanzt ſie wie die Eichen. Die Löcher, worein man die Pflanzen ſetzen will, müſſen 4 Fuß ins Gevierte und 3 Fuß tief ſeyn; und man muß ihnen alle eingeſpaltene und zerquetſchte Wurzeln mit einem ſcharfen Meſſer, den Schnitt unter ſich ge- kehrt, beſchneiden, weil ſie ſonſt zu faulen anfan- gen, wodurch zuletzt der Baum abſtirbt. Die ge- pflanzten werden, wie die Eichen, mit Dornen be- bunden, um ſie vor dem Anlauf des Viehes zu ver- wahren. Im dritten Jahre nach ihrer Pflanzung, werden alle getriebene Lohden am Kopfe bis auf ein Auge abgeſchnitten; das von oben trocken geworde- ne Holz aber bis auf die erſte Lohde mit einem ſchar- fen Beil abgehauen, damit der Stamm wieder überwachſe. Es iſt dieſe Arbeit zur Erhaltung der Buchen ſehr nöthig, weil ſie ſonſt von oben herun- ter vertrocknen. Die ſicherſte Art aber zu Pflanzen zu kommen, iſt dieſe, daß man lauter ſolche junge Hain- buchen erwählet, welche ohngefähr wie ein Tobacks- pfeifenſtiel, oder wie ein kleiner Finger dick ſind; die- ſe laſſen ſich auswärts von den Büſchen viel leichter, als die dicken, abroden, und man verdirbt die Bü- ſche damit nicht, ſondern es treiben ſolche darnach wieder deſto ſtärker aus der Erde. Dieſe Lohden ſchneidet man einen Fuß hoch von der Erde ab, und nimmt ihnen alle Seitenäſte; alsdenn pflanzet man ſie einen Fuß weit auseinander, in Gräben, und ſchneidet ſie im folgenden Frühjahr dicht an der Erde ab. Die ausgeſchoſſenen Lohden werden um Johannis bis auf die beſten abgeſchnitten, die Gänge darzwiſchen von Graſe rein gehalten; und ſolchergeſtalt kommt man in wenigen Jahren zu

tüchtigen und lauter gut bewurzelten einſtämmigen Pflanzhainbuchen, wovon man ſo lang eine Reihe und eine Hainbuche um die andere herausnimmt und verpflanzet, bis die übrig gebliebenen jede 12 bis 16 Fuß weit auseinander ſtehen, welchen man denn auch den Kopf abhauet und ihnen Nebenarme läßt, damit ſie deſto mehr Köpfe und Unterholz machen. Dieſe Kopfhainbuchen werden, nach der Güte des Bodens, worauf ſie ſtehen, alle 8 bis 10 Jahre abgeköpfet.

Wollte man dieſen Baum aber aus dem Saamen ziehen, ſo erwählet man dazu einen guten tief liegenden und etwas feuchten Boden, wo etwas Schatten iſt; nur muß daſelbſt kein Waſſer ſtehen bleiben. Es wird dieſer Ort entweder umgegraben, oder einigemal gepflüget, daß das Land recht mürbe und von allem Graſe rein werde; wie man denn die Graswurzeln zuſammenharken und verbrennen muß. Iſt das Land mit der Egge oder Harke wieder gerade gemacht, ſo werden alle 2 Fuß voneinander 2 Zoll tiefe Rinnen nach der Schnur gemacht, und in dieſe im Herbſte der Saame geſäet, dieſer aber mit kleingehacktem Moos, oder mit weniger leichten Erde, bedecket. Man muß aber das Moos nicht zu dick darauf ſtreuen, weil der Saame ſonſt darunter erſticken möchte. Das Moos hält den Saamen feucht; Erde aber kann er nicht viel über ſich leiden. Am beßten iſt es, wenn man ihn mit den Füſſen in die Erde tritt, und alsdenn kann man das Moos weglaſſen. Wenn er in den Hölzern abflieget, ſo fällt ſolcher in den Büſchen auf die platte Erde, über dieſen aber das abfallende Laub, worunter er aufgehet. Der Saame muß recht reif ſeyn, und man reinigt ihn von den Flügeln, ehe man ihn ſäet. Man erwählet dazu alte Kopfhainbüchen, welche neun- bis zehnjährige Lohden haben;

oder,

oder, man läßt in den Holzungen Saamenhainbüchen, ohne ſolche zu köpfen, aufwachſen. Von dieſen nimmt man den Saamen, und es ſäen ſich ſolche, wenn ſie in Gehegen ſtehen, um dieſe Bäume in großer Menge von ſelbſt genug ein, ſo daß es auf dieſen Plätzen niemals an Saamenlohden und Pflanzſtämmen fehlt. Von jungen Bäumen taugt der Saame nichts, weil ſolcher unvollkommen und zum Aufgehen noch nicht dienlich iſt. Kann man den Saamen ſo ſäen, daß er von der Mittagsſeite, durch andere dabey ſtehende Bäume, Schutz gegen die heiße Sonne hat, ſo iſt es um ſo viel beſſer. Die jungen Saamenpflanzen zeigen ihre erſte Saamenblätter, faſt wie die vom Apfelbaume. Sind die Pflanzen 3 Jahre alt, ſo nimmt man ſie alle auf, beſchneidet ihnen die Wurzeln, ſetzet ſie einen Fuß weit voneinander in kleine Gräben, und verfährt mit dem Reinhalten der Pflanzen, wie mit den jungen Eichen. Nach wenigen Jahren bekommt man eine hinlängliche Menge zum Verpflanzen.

Das ſchwere ſpaltige Nutzholz von der Hainbuche iſt ſehr weiß, und eines der veſteſten, härteſten und zäheſten, welches die Zimmerleute ſuchen, um es im Trocknen zu verarbeiten; nur im Wetter und in der Erde iſt die Dauer nicht ſonderlich. Desgleichen verbrauchen es die Müller, Stellmacher und Tiſchler, auch bey einigen Manufakturen, als: Färber und andere, zu Schrauben und Preßgeräthe überhaupt. Ferner dient es, anſtatt des Aepfel- Birn- und Pflaumenbaumholzes, zu allerhand veſten und dauerhaften Werkzeugen dieſer Handwerksleute, als wozu es hauptſächlich geſuchet wird, und überhaupt zu vielerley Inſtrumenten, welche eine ſtarke Laſt und Stoß aushalten müſſen. Zu Dielen und Fußböden, Täfelwerk, Tiſchen, Walzen,

Mangen, Rollen, Oel- und andern Stampfen, Geſtellen, Gerüſten, Lavetten zu Kanonen, Schlägen, Keilen, Kammrädern, Schiebkarren, Flachsbrechen, Schaufeln, Dreſchflegeln, Felgen, Deichſeln, Hebebäumen, Ballenſtöcken, Satteln, Kummeten, auch zu vielerley anderm Geräthe iſt es als ein gutes ſtarkes Schirrholz im gemeinen Gebrauche. Wie man denn endlich auch allerhand Gefäße, Eimer, Ständer und Kübel für die Gewächshäuſer, Keller, Küchen und Ställe, aus dem Weißbüchenholz verfertiget. Das Herz oder der Kern von reifem, geſunden, völlig ausgewachſenen Stämmen, und beſonders den Stammenden, iſt in der Härte und Bearbeitung, dem ſchwarzen Ebenholze, nach Erfahrung der Tiſchler, in vielem gleich.

Das Brennholz von Weißbüchen, insbeſondere der alten ausgerotteten Stämme und Wurzeln, iſt, unter den harten Hölzern, eins der beſten; es giebt die ſchönſten Kohlen, welche die ſtärkſte Hitze am längſten halten; auch gute Aſche.

Die Weißbüche hat unter ihren verwandten Holzarten; das wenigſte Ungeziefer bey ſich und ihr Laub hält ſich mit vielen am reinlichſten, daß man auch dieſe am liebſten in Gärten zu dichten lebendigen Hecken (fr. *Charmille*) anwendet, die zugleich als die dauerhafteſten befunden werden. Von Inſekten der Weißbüche ſind die dunkelgraue langſchnäblichte Lichtmotte, *Phalena piralis*, *Linn.* der andere große Frühlingskäfer, *Scarabaeus ſolſtitialis*, *Linn.* und der haarichte ſchimmelgraue Rindenkäfer, *Dermeſtes polygraphus*, *Linn.* die gewöhnlichſten.

Hagebutte, Hainbutte, Hahnenhödlein, Wiepen, Hiefen, Hiften, *Roſa canina, germinibus ovatis, pedunculis glabris, coule petislisque aculentis, L.* fr. *Roſier ſauvage, Roſe de chien*, iſt die rothe

rothe Frucht der wilden Roſe, worinnen der Saame befindlich iſt. Dieſer Strauch wird allenthalben, beſonders in Hecken und Büſchen gefunden, und erlangt, wenn ihn andere zu nahe ſtehende Sträuche in die Höhe richten helfen, eine Länge von 5 bis 6 Fuß und in der Nähe der Bäume, die ihn hindern, ſich auszubreiten, wohl 12 bis 18 Fuß. Die Vermehrung geſchieht ſowohl durch die Wurzeln als auch durch den bey ſo häufiger Blüthe ſehr zahlreichen Saamen. Da niemand ſeyn wird, der nicht dieſes Gewächſe kennt, ſo würde eine nähere Beſchreibung hier überflüßig ſeyn. Man hat ſowohl Feld- als Gartenhagebutten, welche letztere größer ſind. Der Gebrauch dieſer Früchte iſt in den Küchen bekannt genug, und auch einige Heilkräfte werden ihnen ſowohl, als den Wurzeln, Blättern und Saamen zugeſchrieben. Das Holz dient lebendig zu Hecken, und verdorrt oder abgehauen zur Feuerung. Noch merke ich an, daß man den Saamen, wenn die Frucht davon gereiniget wird, nicht auf den Miſthaufen, ſondern auf die Gaſſe werfen muß, damit man nicht Dornen auf ſeinen Acker pflanze.

Hagelſchlag, Wetterſchlag. Es iſt dieſer Schrecken des Landmanns, der ſeine Hofnungen in einer Viertelſtunde zernichten kann, manchen Gegenden vorzüglich eigen, ſo wie andere der Ueberſchwemmung und noch andere dem Schaden von Wild mehr ausgeſetzt ſind; ein Umſtand, der bey ſo manchen Planen zur Aſſekuration der Feldfrüchte nicht vergeſſen werden ſollte, damit die Beyträge mehr der Lage der Oerter, und alſo auch der Billigkeit, gemäs ausgetheilt würden. Es kommt aber der Hagel ſelten im May oder Auguſt, häufiger im Junius und Julius, da er eben am gefährlichſten iſt, und zum Unglück giebt es kein Rettungsmittel

dargegen, das junge Vieh ausgenommen, welches man vielleicht noch unter Dach bringen kann. Alles kommt darauf an, den Verluſt ſo ſehr zu verringern, als es möglich iſt.

In den Gärten iſt es am ſicherſten, die allzuſehr beſchädigten jungen Zweige der Bäume abzuſchneiden, damit die andern deſto mehr Kräfte bekommen, und in den Weinbergen in dem nächſten Schnitt alles verletzte ganz wegzunehmen, da denn der Trieb deſto lebhafter erfolgen wird. Bey den Getraidfeldern kommt es darauf an, ob die Saat noch nicht, oder ob ſie bereits geſchoſſet, oder ob ſie ſchon Körner hat. Im erſten Fall iſt es am beſten, wenn beſonders die Röhrchen bis zur Hälfte oder über dieſelbe niedergeſchlagen ſind, ſie auf einem mittelmäßigen, noch viel mehr aber auf einem fetten Boden ganz abzumähen, aber ſo, daß die Senſe 1 oder $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch vom Boden entfernt gehalten wird, damit die Stöcke nicht beſchädiget werden. Dann werden ſie wieder friſch treiben und wenig verliehren. In einem magern Felde nimmt man das gewißere, ſtürzt es und ſäet eine Getraidſorte darauf, die bald reif wird. Auch wenn die Saat nicht ganz zur Hälfte niedergeſchlagen iſt, hält man für beſſer, ſie abzumähen, weil ſonſt die friſch nachgetriebene Halme ſpäter reifen, als die, welche verſchont geblieben ſind, und alſo letztere indeſſen ausfallen. Das bisher geſagte gilt von Roggen, Dinkel, Waizen, Gerſten, Haber und Saubohnen. Erbſen, Linſen und Wicken hingegen läßt man ſtehen und wieder aufgrünen. Um ihr Wachsthum zu befördern, beſtreue man ſie mit Gyps.

Im zweyten Fall, wenn die Saat bereits geſchoſſet hat, iſt der Hagelſchlag am gefährlichſten. Es kann ſich dieſes bey der Winterfrucht vom Ende

des May bis zur Mitte des Junius, und im Sommerfelde im Julius ereignen. Der beſte Rath iſt vielleicht der, wenn die Winterfrucht noch im May oder den erſten Tagen des Junius ſo getroffen wird, daß wenig Hofnung, etwas davon zu erhalten, vorhanden iſt, die Brache eiligſt mit Gerſten, Flachs oder Buchwaizen anzubauen, das getroffene Winterfeld aber zu ſtürzen, es zu einer neuen Winterſaat zuzubereiten, allenfalls auch Rübſaamen, oder eine andere Frucht, wie es noch die Zeit erlaubt, darauf zu ſäen. Träfe der Hagel aber das Sommerfeld in der Blüthe, ſo iſt es am beſten, wenn man alles ſtehen läßt, oder wo gar keine Hofnung, etwas zu erlangen übrig bleibt, weißen Rübſaamen darauf ſäet, denn nun iſt es zu ſpät, das Land auf anderweitige Art zu beſtellen.

Wenn im dritten Fall der Hagel die Winterfrucht trift, nachdem ſie ſchon Körner gewonnen hat, ſo laſſe man das Getraide ſo lange ſtehen, als die ausgeſchlagenen auf dem Acker liegenden Körner nicht keimen, ſchneide alsdenn das übrige indeſſen reifer gewordene Getraide und bringe es heim. Sind ſo viele Körner ausgeſchlagen worden, als zur Saat hinlänglich ſind, ſo pflüge man den Acker 1 Zoll tief, dünge ihn, und werfe ihn zum zweytenmal 2 Zoll tief um, dann hat der Saame nebſt dem Dung über ſich und unter ſich 1 Zoll tief Erde. Wächſt er vor dem Winter zu hoch auf, ſo ſchneidet man ihn. Wenn aber zu wenig Körner auf dem Acker liegen, ſo wirft man etwas Bohnen oder Wicken darzu, ſtürzt den Acker und verſchaft ſich eine gute Herbſtfütterung. Wenn aber der Hagelſchlag die Saamenfrüchte trift, nachdem ſie ſchon Körner gewonnen haben, ſo ſind die ausgeſchlagene Körner verlohren.

Das Freſſen des im Sommer gefallenen Hagels iſt, vermög der Erfahrung, den Schaafen höchſt ſchädlich, daher man ſie von ſolchen Orten abhalten muß.

Hahn bezeichnet im Hüttenbau die Silberkörner, welche im Treib- oder Brennofen abſprützen oder ſich an die Brandſtücke anſetzen. (**Heerdkörner, Treibkörner**) Die Bedeutung dieſes Wortes in den Kellern iſt bekannt genug. Eigentlich aber verſteht man dadurch das männliche Geſchlecht der Haushühner, ob es gleich auch von andern Vögelarten gebraucht wird. In jenem Verſtand ſind Synonimen **Gökelhahn**, **Göker**, **Göggel**, lat. *Gallus gallinaceus*, fr. *Coq*. Er hat einen langen, aufrechten Hals, einen hochrothen, einfachen oder gedoppelten Kamm, ein oder zwey rothe Läppchen unter dem Schnabel, (Bart) und gemeiniglich hohe, mit Sporen gewafnete Füße. Es giebt mehrere Spielarten davon, als der Hahn mit einem Federbuſch, Schoppen, der Paduaniſche, noch einmal ſo große als der einheimiſche, der engliſche langbeinichte und ſtreitbare, der Kruphahn mit ſehr kurzen Füßen, der Kluthahn ohne Schwanz, der mit ſchwarzem Kamm, der Japaniſche mit weißen Federn, deren Bärte auseinander ſtehen, der Friesländiſche oder Türkiſche mit ſträubigen Federn, der geſtiefelte, rauhfüßige oder bantamiſche mit runden, ſteifen Federn am Schenkel, die zwey Zoll lang über die Knie herunter gehen.

Ein Hahn kann 12 bis 15 Hennen verſehen, und ſeine Güte wird daran erkannt, wenn er groß, gerade, munter und ſtolz iſt, einen langen, gekrümmten Hals, großen und hochrothen Kamm und Bart, große, feurige, der Farbe der Federn gleiche Augen, ein ſtarken, etwas gebogenen Schnabel, geſetzte und knochige Beine, lange und ſcharfe Sporen, kurze und

und ſtarke Klauen hat. Die dauerhafteſten Farben ſind roth und ſchwarz.

Die Hähne, welche man nicht zur Zucht behält und nicht als junge Hahnen verzehren will, werden verſchnitten, da ſie denn leichte fett und zum Eßen angenehm werden. Sie erhalten alsdenn, wie bekannt, den Name Kapaunen, oder auch Koppen. Man hält die weißen für die ſchmackhafteſten.

Hahnbrey iſt eine Maſſe von Waſſer, Leimen und Kohlenſtaub. Man taucht auf den Blechhämmern die Bleche darein, und verhindert dadurch, daß ſie unter dem Schmieden nicht zuſammen ſchweiſen.

Hahnbutte. S. Hagebutte.

Hahnenbalken. S. Dach.

Hahnenhoden iſt eine Art kleiner Pflaumen, die von den gemeinen Pflaumen etwas verſchieden ſind. Auch die Kornelkirſchen, die Beeren des Spindelbaums und die Hagebutten führen zuweilen dieſen Namen.

Hahnenkamm, *Rhinanthus*, *L.* Ein dem Landmann ſehr verhaßtes Unkraut, mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und bedeckten Saamen, deſſen Blumenkelch in vier Abſchnitte zerſpalten und bauchig, die Saamkapſel aber in zwey Fächer getheilt, ſtumpf und breitgedruckt iſt. Der **gemeine Hahnenkamm**, *Rhinanthus criſta galli, corollis labis ſuperiore compreſſo breviore, L.* iſt die bekannteſte Art, und wird auch **Glitſch**, **Klaffer**, **klingender Hanf**, **gelbes Lauſekraut**, **Rödel**, **Schnurre**, **Taſchenkraut** u. ſ. w. genannt. Man findet ihn in ganz Europa auf Wieſen und auch wohl auf Aeckern. Die Wurzel iſt jährig, der Stengel wächſt 1 und 2 Schuh hoch, mit und ohne Aeſte, die Blätter ſind oval, glatt und am

Rande gekerbt. Er blühet vom May bis in den Auguſt, da die Blumen in einer Aehre beyſammen ſtehen, in der ſich zwiſchen denſelben kürzere, breitere, weißliche, oval-lanzenförmige tiefgezahnte Blätter befinden. Die trockenen Saamenbehältniſſe geben mit den darinnen befindlichen Saamen einen klappernden Ton von ſich. Die Blätter taugen nicht zur Fütterung, da ſie einen zuſammenziehenden bittern Geſchmack haben, und auf den Aeckern iſt dieſe Pflanze, davon der Saame gemeiniglich mit dem Düngen hingebracht wird, beſonders dem Roggen ſehr ſchädlich, ſaugt die Felder aus, und doch vermehrt ſie ſich durch den zahlreichen Saamen ſehr häufig. Da das Ausgäten im Großen nicht wohl angeht, und das Abmähen der Plätze, wo dieſes Unkraut befindlich iſt, gerade zu der Zeit, da es blühet, und zwar zwey Jahre hindurch, ſich nicht wohl bewerkſtelligen läßt, ſo iſt es auch ſchwer zu vertreiben.

Hainhecke wird der wilde Roſenſtrauch, der Hagebutten trägt, an einigen Orten genannt.

Hakelwerk iſt in Niederſachſen eine Art von Befriedigung oder Einzäunung um Häuſen, da über einen Zaun oder Plankenwerk zwiſchen mehrere kreuzweis in die Erde geſchlagene Pfähle ganze Fuder Reisholz gelegt werden.

Haken, ein krummes, nach einem rechten oder ſpitzigen Winkel gebogenes Werkzeug von Holz oder Metall, um andere Dinge damit zu beveſtigen, daran zu hängen oder an ſich zu ziehen. Im Bergbau wirft der Gang einen Hacken, wenn er eine andere Richtung nimmt. Die Tuchſcheerer haben Hacken, die Zeuge mit Leiſten auf dem Scheertiſch zu beveſtigen und auszudehnen. Die Schriftgießer heben die friſch gegoſſenen Lettern mit Hacken, oder 2 an einem Ende krumm geboge-

bogenen Dräthen, die eine Feder ausmachen, aus der Form u. ſ. w.

Hakenband nennen die Schloſſer ein Band, das ſich um einen Hacken oder Angel bewegt.

Hakeneiſen ſind bey den Zinngieſern ſpitzige Dreheiſen mit zwey Schärfen. Auch die Schar am Hackenpflug heißt alſo.

Hakenhufe, in Niederſachſen ein Feldmaas von 15 Morgen. Im Mecklenburgiſchen bedeutet es eine Hufe Ackerlandes im Gegenſatz der Wild- und Heidehuſen.

Hakenpflug, **Haken**, iſt in Mecklenburg und Pommern ein altes ohne Zweifel von den Deutſchen erfundenes Werkzeug zum Ackerbau, das nun durch den an ſich zwar ältern, mehr zuſammengeſetzten Pflug faſt gänzlich verdrungen iſt, ob gleich der Hacken auch ſeine eigenen Vortheile hat, da er das Unkraut mehr ausreutet und die Erde lockerer macht. Er beſteht aus dem Hackenbaum, Krümmel, Haupt, Sterze, Hackenbret oder Reeſter, Hackeneiſen, und den Weiden, Keilen und Stiften, die zur Zuſamhaltung nöthig ſind.

Der Hackenbaum iſt eine ſtarke hölzerne Stange zwiſchen 3 und 4 Zoll dick. Das dickſte Ende iſt ungefähr auf eine Elle lang, ſchräge, faſt bis zur Mitte abgeſtoſſen oder platt. An dieſe Abſchrägung wird der Hackenkrümmel angelegt und theils durch einen hölzernen Nagel, theils durch Bindwerke von Weiden beveſtigt. Dieſer Krümmel iſt ein krumm gewachſenes Stück Holz, das bald einem ſtumpfen Winkel ſich nähert, bald beynahe rund und von einer Spitze zur andern wenigſtens $3\frac{1}{2}$ Fuß lang iſt. Das Hackenhaupt, Höfd, iſt beyläufig 2 Fuß lang, 3 bis 4 Zoll hoch und 3 Zoll dick. An dem einen Ende wird der Krümmel daran beveſtigt, ſo daß beyde zuſammen ein hebräiſches ב ausmachen, von

den

den das Höfd die Grundlinie iſt, die Baſis aber an dem Hackenbaum, wie oben ſchon gedacht worden, beveſtiget wird. Faſt in der Mitte des Höfds iſt ein Loch eingeſtämmt, worinnen man die Sterze veſt nagelt. In dem andern, zugeſchrägten Ende deſſelben arbeitet man gerne eine Ruth, worinnen das Hackenbrett mit der Feder liegt, und nach Verlangen auf- und niedergeſchoben werden kann, doch wird es auch oft nur angenagelt. Da das Höfd beſtändig in der Furche geht, ſo wird es zu mehrerer Dauer mit Blech beſchlagen. Die Sterze iſt ein gerades Stück Eichenholz, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit und $\frac{3}{4}$ Zoll dick. So weit ſie im Krümmel ſteckt, iſt ſie von da bis zum unterſten Ende 2 Fuß lang, auch länger, je nachdem der Winkel, den ſie mit dem Höfd macht, weniger oder mehr ſpitzig iſt. Die übrige Länge auſſerhalb des Krümmels richtet ſich nach der Größe deſſen, der den Hackenpflug führt, denn an dieſem Ende der Sterze wird er angefaßt und regiert. Das Hackenbret oder Reeſter beſteht aus der unterſten Angel, an der das Hackeneiſen angeklemmet wird, dem Mittel- oder Sturztheil, und der oberſten Angel, die in den Krümmel veſt gekeilet iſt. Die Größe iſt verſchieden, und der Reeſter kann an einem mittelmäßigen Hacken in der unterſten Angel, 9 Zoll lang und 4 breit, am Sturztheil $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 11 bis 12 Zoll breit, an der oberſten Angel $\frac{5}{4}$ Zoll breit, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll dick und 8 Zoll lang ſeyn. Der Reeſter nimmt die Erde auf, welche durch das Hackeneiſen los gemacht worden iſt, bis dieſelbe durch ihre eigene Schwere nach der Seite hinfällt, wo der Hacken hingehalten wird. Das Hackeneiſen, die Hackenſchar, beſteht endlich aus einem dreyeckigen ſtarken, etwa 6 Pfund ſchweren Eiſen, welches oben am Kopf ein Paar Hacken hat, und deſſen Spitze unten

etwas

etwas verdickt auslauft, auch ein wenig krumm gebogen iſt. Dieſe Hacken paſſen auf der Angel des Reeſters, an dem das Hackeneiſen mit dem Kopfe beveſtiget wird. Dieſes hat entweder eine ſcharfe oder platte Spitze, nach Beſchaffenheit des Bodens, iſt 12 bis 15 Zoll lang und beynahe eben ſo breit, von einer Seitenſpitze zur andern gerechnet. Dieſe Hackenpflüge werden mit 2 Ochſen oder einem, oder 2, auch mehr Pferden an dem Hackenbaum gezogen.

Hakenſchlüſſel iſt bekanntlich ein Schlüſſel, der ſtatt des Barts einen Hacken hat, und mehrere Schlöſſer öfnen kann.

Halbbauer iſt in einigen Gegenden ein Bauer, der nur einen halben Hof hat, nachdem der ganze in zwey Theile vertheilt worden iſt.

Halbbier, ein geringes und ſchwaches Bier.

Halbedelſtein, der zwar eine ſchöne Politur annimmt, aber den Werth eigentlicher oder ächter Edelſteine nicht hat. Es gehört hieher der Agat mit ſeinen Unterarten, Karniol, Chalcedonier, Onyx u. ſ. w.

Halbfiſch, ein Name der getrockneten Sohlen oder Platteiſen, weil ſie voneinander geſchnitten zu uns kommen.

Halbfüderig wird von einem Baum oder Stamm geſagt, der mit 2 Pferden geführt werden kann, **halbgriffig**; doch bezieht ſich letzterer Ausdruck mehr auf ſeinen Umfang.

Halbgeſell, der ausgelernet hat, aber noch nicht zum Geſellen geſprochen iſt.

Halbgetraide, ein Beyname des Meng- oder Miſchkorns.

Halbholz, Bauholz, das man von einem in der Mitte durchſägten Stamm erhält.

Halblacken iſt eine Art Leinwand, deren Aufzug von Hanf, und der Eintrag von Flachs iſt.

Halblehen, ein Grundſtück, das nur auf eine gewiße Anzahl von Jahren zum Lehen gegeben wird.

Halblinde, nämlich Feile, eine gelinde Feile der Goldſchmiede.

Halblöhner, ein Bauer, der nur mit 2 Pferden oder Ochſen dient.

Halbmann, ein Pachter, der um die Hälfte des Ertrags ein Gut in Pacht nimmt.

Halbmaſt, die Buchmaſt, welche nicht ſo gut als die Eichelmaſt iſt.

Halbporcellan. S. Fayence.

Halbſchärige Wolle, die zum zweytenmal abgenommen wird, wenn ſie erſt halb ausgewachſen iſt.

Halbſilber, d. i. Platina.

Halbſtämmiges Holz, welches noch nicht ſeinen völligen Wachsthum erreicht hat, z. B. Bäume zwiſchen 40 und 60 Jahren.

Halbrich von Schaafen, eine Schäferey, da der Schäfer und die Herrſchaft die Nutzung von den Schaafen theilen. Jngleichem eine Anzahl Schaafe, die man in einen fremden Stall liefert, und nach gewißer Zeit nicht nur die Lämmer, ſondern auch die Schaafe ſelbſt theilt, dargegen aber der Uebernehmer gehalten iſt, ſie im Winter ſo gut als im Sommer zu verſorgen. Zuweilen geſchieht es auch, daß man einem andern Kühe übergiebt, mit der Bedingung, daß er ſie verſorge und brauche, hingegen das Eigenthum derſelben und die abfallenden Kälber ſich vorbehält; Halkühr. Auf ähnliche Art überläßt man einem andern Bienen, da man aber nach Verfluß der beſtimmten Zeit alte und junge Stöcke theilt.

Halbvögel werden die kleinere eßbare Droſſelarten genannt, als Roth- oder Weindroſſel, Zippdroſſel, Schwarzamſel, Steinamſel. Sie führen dieſen Namen, weil ſie kleiner als die Krammetsvögel ſind.

Halbzeug der Papiermacher, fr. *Bale*, *Cobre*, *Grosbon* iſt der flüßige Teig, der nur ausgefaßert, aber nicht fein gemacht iſt.

Halbige, die Hebearme an der Pochwelle, davon auf jeder Seite der Welle die Hälfte hervorraget.

Halde bedeutet im Bergbau Hügel von tauber Erde, Schutt und Geſtein.

Halfter, ein bekanntlich aus Riemen verfertigtes Hauptgeſtell der Pferde, in deſſen Ring die Kette gelegt wird, mit welcher man es an der Krippe beveſtiget. Eine Arbeit der Sattler.

Hali, Nali, ein Gewicht zu Queda, an der Meerenge von Malakka. 15 Halis machen einen Bahar, welcher daſelbſt 450 Pfunde franzöſiſchen Handelsgewichtes beträgt.

Halloren, eine Benennung der Salzarbeiter.

Halm, der inwendig hohle, mit einigen Knoten abgeſetzte Stängel des Getraides und einiger grasartigen Pflanzen. In Hollſtein und Schleßwig bezeichnet man mit dieſem Wort eine Art Graſes, mit großen, langen Aehren, vielen Nebenſtängeln und Körnern, die wegen ihrer Wurzeln, welche ſie etliche Klaftern um und unter ſich treibt, ſehr dienlich iſt, den Flugſand zu binden.

Hals der Pferde. Der Bau des Halſes trägt bey denſelben, ſo wohl zur Schönheit als auch zur guten Zäumung nicht wenig bey. Er ſoll lang und erhaben ſeyn, von dem Wiederriß an gerade in die Höhe ſteigen und an dem Ort ſcharf ſeyn, wo die Mähne befindlich iſt. Man nennt dieſes einen **Schwanenhals**. (Nur muß man ſich dadurch nicht

nicht allzuſehr einnehmen laſſen, wenn der Rucken dabey, wie es häufig geſchiehet, eingebogen iſt, denn ein ſolches Pferd wird zum Laufen nicht geſchickt, und dieſer Fehler erſtreckt ſich auch auf die Zucht.) Wenn der Hals zu lang iſt, ſchnellt das Pferd gerne mit dem Kopf; iſt er zu kurz, ſo dränget es auf die Fauſt; iſt er in der Gegend der Mähne nicht ſcharf, ſo ſetzt ſich nach und nach immer mehr Fett an, und es entſteht daraus der **Speckhals**; iſt er am Kopfe ſo breit, als an der Bruſt, ſo nennt man dieſen Uebelſtand einen **Schweinshals**; einen durchgehends ſchmalen und dünnen Hals aber einen **Kameelhals**; wofern die zunehmende Ründung des Halſes, die an dem obern ſcharfen Theil ſtatt finden ſoll, ſich unten an der Kehle befindet, wird es der **umgekehrte Hals** genannt, ingleichem der **Hirſchhals**, und hindert die gute Zäumung; ein am Wiederriſſe eingebogener Hals, da ſich an der Stelle, wo der Hals mit dem Wiederriſſe zuſammenhängt, eine Höhlung befindet, heißt **Axt- oder Beilhieb**. Der **Lanzenſtich** oder **Lanzenhieb** iſt eine rinnenförmige Vertiefung, die ſich der Länge nach an der Seite des Halſes befindet, und wird aus Vorurtheil von einigen ſehr hoch geſchätzt, da ihn manche Pferde aus Spanien und der Barbarey mit auf die Welt bringen.

Halsfeiſel. S. Feiſel.

Halſter, ein Niederländiſches Kornmaas. In Löwen hält eine Laſt 27 Muddes, deren jede aus 8 Halſtern beſteht. In Gent beſteht die Laſt Waizen aus 56, und die Laſt Haber aus 38 Halſtern, 12 derſelben machen eine Mudde oder 6 Säcke.

Hamſtock iſt in einigen Gegenden der Name eines mit gewiſſen Zeichen bemerkten Stocks, an dem es ein Müller ſehen kann, wenn ihm ſein Nachbar das Waſſer zur Ungebühr ſchwellet oder zurücke ſtellt.

Haman, ein Oſtindiſcher ſehr feiner und dichter baumwollener Zeug, gemeiniglich $9\frac{1}{2}$ Stab lange und $1\frac{1}{8}$ breit, der der Holländiſchen Leinwand an Schönheit ziemlich nahe kommt.

Hamburg, eine freye Reichs- und Handelsſtadt an der Elbe gelegen, und die gleich dabey liegende königl. Däniſche Stadt Altona. Halten Buch und Rechnung in Mark a 16 Schillinge a 12 Pfennigen Lübiſch oder Hamburgiſch.

Man rechnet daſelbſt auch in Thalern und Pfunden Vlämiſcher Valute, und theilen ſich alle dieſe Münzen nach folgendem Verhältniß:

Lvls.	Rthl.	Mk.	ßvls.	ßlbs.	pf. vls.	pf. Lüb.
1	$2\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{2}$	20	120	240	1440
	1	3	8	48	96	576
		1	$2\frac{2}{3}$	16	32	192
			1	6	12	72
				1	2	12
					1	6

Den **Wechſelthaler**, nach welchem allhier die Kourſe mit Amſterdam geſchloſſen werden, rechnet man 2 Mk. oder 32 Schill. Lüb. oder 64 pf. vls. Desgleichen rechnet man allhier auch noch

1 Schill. Lüb. zu 2 Sechsling oder 4 Dreyling
und 1 Sechsling zu 2 Dreyling.

Es vergleichen ſich aber:

4 L. vls. thun (10 Rthlr. oder 30 Mk.
3 Mark — 8 Schill. vls.

Man berechnet allhier viererley Valuta als: 1) Species, worunter die ſchweren konſtitutionsmäßigen Reichsthaler in Natura zu 3 Mk. Species verſtanden werden. Wenn man ſie in Banko einbringet, werden ſie 1 pro Mille, wenn man ſie aber wieder herausnimmt, $1\frac{5}{8}$ pro Mille beſſer als Bankozahlung geachtet. Im Kommercio auſſer der Banko aber

ſind ſelbige $\frac{1}{2}$ pro Cent mehr oder weniger beſſer als: 2) Banko, worunter man dasjenige Geld verſtehet, ſo ſich auf Rechnung in den Bankobüchern befindet, und wovon man abſchreiben läßt, wenn man jemand bezahlen will, wie denn hingegen das zugeſchrieben wird, was andere an uns bezahlen. Dieſes Banko iſt $133\frac{1}{3}$ pro Cent circa beſſer als leicht Geld, und 20 pro Cent mehr oder weniger beſſer als 3) Kourant, worunter dasjenige Geld verſtanden wird, welches man bey täglichen Ausgaben in der Stadt ſich bedienet, und iſt dieſes 12 pro Cent m. o. w. beſſer als 4) leicht Geld, worinne man nachſtehende Geldſorten nach folgenden Preiſen rechnet, als:

Piſtolen, Louis, Frederik, Karld'or	a 15	Mk.
Dukaten : :	$8\frac{1}{4}$	:
Goldgulden : :	6	:
Speciesbanko, Alberts und Louisbl. Thl.	4	:
Reichsgulden, neue Zweydrit. halbe Lblc.	2	:
Einzelne Eindrittelſtücke :	1	:
Kourentthaler a 24 gr. :	3	:

Die wirklich geprägten **Münzſorten** der Stadt ſind:

In Gold.

Ganze, halbe und Viertel Portugalöſer, welches Schauſtücke von 10, 5 und $2\frac{1}{2}$ Dukaten ſind, auch als Schauſtücke bezahlt werden, und in Handlung nicht kourſiren. Doppelte und einfache Dukaten, zu 12 und 6 Mk. mit 1 pro Cent m. o. w. beſſer, oder auch ſchlechter als Bko.

In Silber. Species Rthlr. a 3 Mk. Species mit $\frac{1}{2}$ pro Cent m. o. w. Avanco in Banko.

Ferner ſeit 1726, neu ausgeprägte Kour. Sorten, als:
Stücken von 2 und 1 Mark.
Stücken von 8, 4, 2 und 1 Schill.
Sechslinge und Dreylinge zu 6 und 3 Pfennigen.

Von

Von allerhand fremden Münzſorten kourſiren allhier, und

1) ſind pro Cento m. o. w. ſchlechter als Banko

Neue Dukaten a 6 Mk.	$1\frac{1}{2}$ p. C. pr. Spec. B.
Louis u. Frd'or vor voll, oder a 5 Rthlr.	44 pro Cent.
Hamburger Kourrent	$22\frac{1}{2}$ pro Cent.
Dän. u. Holſt. grob. Kour.	$23\frac{1}{2}$ pro Cent.
Schillingsſtücke	$24\frac{1}{2}$ pro Cent.
Neue $\frac{2}{3}$tel vor voll od. a 2 M.	31 pro Cent.

2) Sind pro Cento m. o. w. ſchlechter als grob Kour.

Louis u. Frd'or a 5 Rthl.	16 pro Cent.
Neue $\frac{2}{3}$tel a 2 Mark	6 pro Cent.

3) Sind pro Cento m. o. w. ſchlechter als Neue $\frac{2}{3}$tel a 2 Mk.

Dukaten a $2\frac{3}{4}$ Thlr. l. Geld	$6\frac{1}{2}$ pro Cent.
Louis u. Frd'or a 5 Thlr. oder 15 Mark.	$9\frac{1}{2}$ pro Cent.
Neu Pr. 4 und 8 gr. Stück zu $\frac{1}{2}$ und 1 Mk.	21 pro Cent.

4) Nach dem Stück gelten m. o. w. in Banko.

Louis u. Frd'or	Mk. 10:	7 ßl.
al marko Dukaten		94 ßl.

5) Nach dem Stück gelten m. o. w. in grob Kourrent

Louis und Frd'or	12 Mk.	15 ßl.
Neue Dukaten	7 Mk.	5 =
Neue $\frac{2}{3}$ Stück		30 = $1\frac{1}{2}$ Pf.

6) Nach der Mk. fein gilt in Banko m. o. w.

Stück von Achten	27 Mk.	6 ßl.
Fein Silber	27 Mk.	10 ßl.
12 und 13löthig Silber	27 Mk.	8 ßl.
6 und 7löthig Silber	27 Mk.	4 ßl.
4 und 5löthig Silber	27 Mk.	4 ßl.

Hamburg wechſelt mit folgenden Plätzen; nach	denn giebt es in ſeinem Bankogelde	und empfängt davor
Amſterdam	2 Mk. Banko.	*34 Stv. Banko.
oder	100 Rthl. Bko.	*107 Rthl. H. K.
Augsburg	100 Rthl. ditto	*145 Rthl. Kor.
Bourdeaux	*25 ß Lüb. ditto	1 Ecu.
Breßlau	42 ß Banko.	1 L. Bko.
Cadix	*87 Pf. vls.	1 Duk. de 375 M.
Coppenhagen	100 Rthl. Bko.	123 Rthl. Kour.
Frankfurt	100 Rthl. ditto	*144½ Rthl. Wechſelgeld.
Leipzig	100 Rthl. ditto	*143½ Rthl. Konv. Geld.
Liſſabon	*42 Pf. vls.	1 Cruſado.
London	*32 ß. vls.	1 L. Sterl.
Madrit	87¼ pf. vls. Bko.	1 Duk. Camb.
Naumburg	100 Rthl. Bko.	*143½ Rthl. Konv. Geld.
Nürnberg	100 Rthl. Bko.	*144½ Rthl. Kor.
Paris	*25 ß. vls.	1 Ecu.
Prag	100 Rthl. Bko.	*146½ Rthl. Kor.
Venedig	*84½ pf. vls.	1 Duk. Bko.
Wien	100 Rthl. Bko.	*146½ Rthl. Kor.

Nota. Die mit * gezeichneten Preiſe ſind veränderlich.

Vom Uſo.

Man traßirt allhier:

Nach Amſterdam und Koppenhagen auf kurze Sicht, auch 2 Monat dato.

Nach Bourdeaux und Paris 1 a 2 Uſo, oder 1 a 2 Monat, d. i. 30 und 60 Tage dato.

Nach London 2 Uſo, ebenfalls 60 Tage.

Nach Cadix, Liſſabon und Venedig aber 1 Uſo, 2 Monat oder 60 Tage nach dato.

Nach Breßlau und Prag 6 Wochen dato.

Nach

Nach Augsburg, Nürnberg 33 Tage dato.

Nach Frankfurt, Leipzig und Naumburg in die Meſſen, auch nach Leipzig kurze Sicht.

Der Uſo bey Briefen aus Deutſchland iſt 14 Tage Sicht mit dem Acceptationstag.

Von Frankreich und London 1 Monat nach dato des Briefes.

Von Portugall, Spanien und Venedig 2 Monat nach dato des Briefs.

Allhier ſind 12 Reſpekttage verordnet inkluſive des Verfalltages, und in Altona ſind, anſtatt der ſonſt üblich geweſenen 10 Reſpekttage, unterm 20 Jan. 1777. 11 Reſpekttage zugelaſſen worden.

Die hieſige Banko iſt eine der fürnehmſten und A. 1619. errichtet. Man nimmt in derſelben keine andere als alte konſtitutionsmäßige, ganze, halbe, und Viertelſpecies Rthlr. an. Sie müſſen 14 Loth 4 Grän fein die Mark an Gehalt ſeyn, und das Stück 2 Loth köllniſch, oder wenigſtens ſo viel wiegen, als das zu dem Ende abgepaßte Gewicht der Banko beträgt. Jeden dieſer Spec. Rthlr. rechnet nun die Bank zu 3 Mark, und thut dem Einbringer 1 pro Mille zu gut, dieſes wird die kleine Bankoagio genannt. Will aber jemand Species aus der Bank holen, oder eine Forderung in Species an jemand mit Bankozahlung leiſten, ſo muß er $1\frac{5}{8}$ pro Mille berechnen, und dieſes wird der große Bankoagio benennet. In dieſem Fall werden alſo vor 100 Mark in Spec. 1001 Mk. 10 ß. in Bankovaluta abgeſchrieben, und die kleinſte Summe, ſo man abſchreiben laſſen kann, iſt 100 Mk. Banko.

Die Banko wird allhier, auſſer Sonn- und Feſttags, nur einmal im Jahr auf 14 Tage geſchloſſen, man fertiget in dieſer Zeit die Bilanz und fängt die neuen Bücher an.

Die Wechſelbriefe, ſo ult. Decemb. oder etliche Tage vor dem Schluß der Bank verfallen, müſſen auch vor Schließung der Bank bezahlt oder am erſten Werktage nach ult. Decemb. proteſtiret werden.

Ein Wechſelbrief, der währender Bankoſperrung verfällt, hat nach Wiedereröfnung derſelben nicht mehrere Reſpekttage zu genießen, als noch übrig ſeyn würden, wenn die Bank offen geweſen wäre.

Wechſelbriefe, ſo am 1. 2. oder 3. Januar verfallen, müſſen längſtens den 3. Werktag nach Eröfnung der Bank bezahlet, oder proteſtiret werden.

Die Hamburger und Brabanter Elle werden allhier beyde gebraucht.

Erſtere iſt $16\frac{3}{8}$ pro Cent circa kürzer, und letztere $3\frac{5}{8}$ pro Cent circa länger denn die Berliner Elle.

Es thun folglich

100 Brabanter Ellen — $103\frac{5}{8}$ Berliner Ellen.
100 Berliner Ellen — $116\frac{3}{8}$ Hamburger Ellen.

Das Getraide, an Waizen, Roggen und Erbſen wird nach Fäſſern und Himten gemeſſen.

Laſt hat	Wiſpel.	Scheffel.	Faß.	Himten.	Spint.
1	3	30	60	120	480
	1	10	20	40	160
		1	2	4	16
			1	2	8
				1	4

1 Laſt Gerſte und Haber hat 2 Wiſpel, 20 Scheffel, 60 Faß, 120 Himten.

1 Schock Gerſte hat 3 Wiſpel, 30 Scheffel, 90 Faß, 180 Himten.

Die flüßigen Sachen werden nach folgender Maas gemeſſen, als:

Bey

Bey dem Wein hat

Fuder	Ahm	Anker	Eimer	Viertel	Stübchen	Kannen	Quartier	Oeßel
1	6	24	30	120	240	480	960	1920
	1	4	5	20	40	80	160	320
		1	$1\frac{1}{4}$	5	10	20	40	80
			1	4	8	16	32	64
				1	2	4	8	16
					1	2	4	8
						1	2	4
							1	2

1 Faß Wein wird zu 4 Oxthoſt oder 6 Triezen gerechnet.

1 Oxthoſt aus Bourdeaux zu 62 a 64 Stübchen.

1 Pipe Pedro Ximenis Wein zu 96 a 100 Stübch.

1 Both Sekt ꞉ zu 120 a 130 Stübch.

1 ditto Malvaſir ꞉ zu 140 ... Stübch.

Da der Brandwein ungleich Gefäß hat, ſo wird das Faß viſiret und 30 Viertels oder 60 Stübchen pro 1 Oxthoſt gerechnet.

Man wiegt in Hamburg
Gold, Silber und Geld nach dem köllniſchen Markgewicht, davon unter Kölln die Eintheilung und Vergleichung zu ſuchen.

Das Handelsgewicht aber hat folgende Eintheilung, und iſt $3\frac{3}{8}$ pro Cent circa ſchwerer denn Berliner.

1 Schiffpf. hat	$2\frac{1}{2}$ Cent.	20 Lispf.	280 Pf.
	1 ꞉	8 ꞉	112 ꞉
		1 ꞉	14 ꞉

Zur Fuhre rechnet man das Schiffpfund zu 20 Lispf. alſo 320 Pf.

1 Stein Flachs hat 20 Pf.
1 Stein Wolle oder Federn hat 10 Pf.

Die Eintheilung des kleinen Handelsgewichts iſt wie unter Berlin.

100 Pf. Hamburger thun $103\frac{3}{8}$ Pf. Berliner.

Was allhier unter 10 Pf. ſchwer erkauft wird, können die Krämer wegen des Ausſchlags, ſo die Käufer verlangen, mit köllniſchem Gewicht wiegen.

Hamburgiſche Engliſche Faktorey. Sie iſt ſchon 1406. entſtanden und blühet noch, ohne daß ſie indeſſen ein ausſchlieſendes Recht hatte, da jeder Engländer frey nach Hamburg handeln kann, und ſie auch nicht mehr allein in dem Beſitz der Einfuhr der Engliſchen Tücher iſt. Doch iſt die Handlung mit den nördlichen und mittlern Ländern des deutſchen Reichs meiſtens in ihren Händen. Sie beſteht aus einem Obervorſteher, Untervorſteher, 30 Mitgliedern und verſchiedenen Beamten. Die Streitigkeiten werden durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden.

Hamede, Hamedis, ein feiner, weißer, baumwollener Zeug, der aus Oſtindien und inſonderheit Bengaien kommt, 16 Franz. Ellen lang und $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{6}$ breit.

Hamen, ein beutelförmiges Netz, deſſen Oefnung an einem mit einem Stiele verſehenen Reif beveſtiget iſt.

Hammel, Schöps, der geſchnittene Schaafbock, ſ. Schöps. Im erſten Jahr heißt er Hammellamm, im zweyten Jährlingshammel, und wenn er zwey Jahre zurücke gelegt hat, Zeithammel.

Hammer, ein Werkzeug zum Schlagen, deſſen Haupt ſich auf einem ſenkrechten, meiſt hölzernen Stiele oder Helme befindet, da der Hammer ſelbſt von Holz oder von Eiſen ſeyn kann, welches letztere am gewöhnlichſten iſt. Die breite Fläche des Hauptes heißt

heißt die **Bahn**, das obere oder ſchmale Stück, die **Finne**, die Seiten, die **Backen**, das Loch, darein der Stiel kommt, das **Auge**, und das Ende darüber die **Haube**.

Der eiſerne Hammer wird von dem Zeugſchmied verfertigt, welcher auf die Bahn eine Stahlplatte legt und mit ihr zuſammenſchweiſet. Die Finne aber mit einem Meiſſel ſpaltet, ein geſchmiedetes Stück Stahl darein ſteckt, und beydes miteinander vereinigt.

Der Gebrauch des Hammers iſt vielerley. Schon in der Haushaltung hat man **Handhämmer** zu allerley Bedürfnis, und in der ländlichen noch einen Dengelhammer zum Schärfen der Senſen und Sicheln nöthig. Noch nöthiger ſind die verſchiedene Arten der Hämmer der Handwerker zu ihrem Gebrauch. Ich führe die vornehmſten hier an. Der **Huf- und Waffenſchmied** hat in ſeiner Werkſtätte beynahe die größte Anzahl derſelben. Einige haben eine runde Bahn, um das Eiſen damit auszuſtrecken, dahin gehören die **Poſſeckel** oder **Schmiedehämmer**, fr. *Terretier*, davon die größten 30 bis 40 Pfund halten. Auf der Bahn ſteht eine Finne, die bey einigen mit dem Helme parallel lauft, (**Vorpoſſeckel**) bey andern mit demſelben einen rechten Winkel macht, (**Kreuzpoſſeckel**). Die Geſellen führen die Poſſeckel und der Meiſter einen kleinern Hammer von der Art (**Vorſchlaghammer**). Ein noch kleinerer Hammer heißt **Finnhammer**. Die **Splinthämmer** haben auf beyden Seiten eine runde Bahn, nur daß eine Seite kürzer als die andere iſt. Die mit einer platten Bahn werden zum überſchlichten oder glattſchlagen gebraucht, (**Schlichthämmer**) andere mit einer doppelten platten Bahn heißen **Setzhämmer**, und es wird damit ein Anſatz oder Vertie-

ſung in das Eiſen gemacht. — Die zweyte Art der Schmiedhämmer hat eine geſchärfte, breite, mit dem Helm parallel laufende Finne und auf dieſer einen Kopf, (**Schrothämmer**, **zackige** oder **Zahnhämmer.**) Dahin gehört auch der **Halshammer**, der eine ſtumpfere Schärfe als der Schrothammer hat, vermittelſt deſſelben erhalten die Hufeiſen auf der unterſten Seite einen Einſchnitt, worein die Löcher zu den Nägeln geſchlagen werden. — Es hat der Hufſchmied ferner ſolche Hämmer, womit in das erwärmte Eiſen die Löcher geſchlagen werden, die alſo auf der einen Seite eine Spitze und auf der andern einen Kopf haben müſſen. Dahin iſt zu rechnen der **Hufſtängel**, womit die Löcher im Hufeiſen vorgeſchlagen, und der **Spitzhammer**, womit ſie völlig durchgearbeitet werden, der **Schienenſtängel** und der **Schienendurchſchlag** werden in gleichen Abſichten bey den Schienen der Räder gebraucht. Mit dem **Mutterhammer** werden die Löcher zu den Schraubenmüttern vorgeſchlagen. Daher iſt ſeine Spitze ziemlich ſtumpf. Zu beſonderm Gebrauch gehören folgende Hämmer: der **Senkhammer**, wenn man das Eiſen vorzüglich bilden will; es verſteht ſich, daß die Bahn deſſelben gemodelt iſt, und die Unterlage, welche darzu gehört, den übrigen Theil des Models begreift. Dahin iſt auch der **Schlichthammer** zu rechnen, womit man die runden und ſechseckigen Stangen völlig glatt macht. Mit dem **Wälz-** oder **Keilhammer** treibt man die Sperrkegel zu den Sperrrädern aus, Der **Kehlhammer**, welcher eine breite und ſtarke Finne hat, dient darzu, einem Beile die Kehle zwiſchen dem Helmloch und dem Barte zu geben. Der **Zweckhammer** hat eine abgekürzte Spitze mit einer halben Kugel, der **Sternhammer** aber mit einem Stern, vermittelſt beyder wer-

werden auf dem Eiſen Zierräthen gemacht, ſo wie mit dem **Eshammer**, der die Figur eines S macht, Schlagelinien geſchlagen werden. Der **Zeichenhammer** drückt dem Eiſen den Namen des Meiſters ein, der **Klopfhammer** klopft die Schneide der Senſen und Futtermeſſer dünner; mit dem **Hufhammer** beſchlägt man die Pferde. Bey den **Schloſſern** trift man verſchiedene der eben angeführten Hämmer an, z. B. den **Vorpoſſeckel**, **Kreuzpoſſeckel**, **Vorſchlaghammer**, **Spitzhammer**, **Schlichthammer**, **Kehlhammer** u. ſ. w. Alle haben eine flache, viereckige Bahn und ein ſpitziges Ende, ihr ſchwerſter Hammer hält 30 und der kleinſte ½ Pfund. Die **Stahlarbeiter** bedienen ſich der **Senkhämmer**, womit ſie z. B. die Hälfte eines Knopfs in das Geſenke hineintreiben und dann beyde Hälften zuſammenſchweiſen. Der große **Schmiedehammer** der **Nagelſchmiede** iſt an einem Ende dünner, unten flach, breit und viereckig, und hält 18 Pfund; der gemeine **Nagelhammer** wiegt etwa ⅘ Pfund und hat viereckige Bahnen, eine größer als die andere. Den **Richthammer** führt der **Meſſerſchmied**, um die Klingen wieder zu richten, da ſie ſich gemeiniglich bey dem Härten biegen. Es hat derſelbe auf beyden Seiten eine ſchmale und etwas gekrümmte Finne mit einer ſpitzwinkeligen Schärfe. Der **Nadler** hat einen **Pflöckhammer**, um die Hacken auf einem Ambos flach zu ſchlagen, und einen **Polierhammer**, womit die Nadeln der Lederarbeiter dreyſchneidig gemacht und die Hacken und Oeſen breit geſchlagen werden. Der **Klingenſchmied** in den Gewehrfabricken hat einen **Senkhammer** zum Aushöhlen der Hohlkehle einer Klinge; ſonſt hat man auch in den Gewehrfabriken einen **Prellhammer** und **Schwanzhammer**. Die **Feilenhauer** brauchen Handhämmer von verſchie-

ſchiedener Größe zum Treiben ihrer Meiſſeln. Der **Windenmacher** bedient ſich eines **Treibehammers**, der einem Schrothammer mit einer flachen Schärfe ähnlich iſt, um den erſten Einſchnitt zu den Stäben eines maßiven Getriebes zu machen. Der **Räderhammer** oder **Räderſtämpel** hat eine runde Bahn, und ſtatt der Finne einen Kopf, um ihn zu treiben, wenn man einen Kreis auf den Rädern vertiefen will. Mit dem **Stangenhammer**, deſſen Finne ſchief abgehauen iſt, hauet man die Zähne der Stange einer Winde aus.

Die **Klempner** glätten die Bleche mit dem **Polierhammer**, der eine runde Bahn hat, und ebnen ſie völlig mit dem **Gleichziehhammer**, deſſen Bahn platt iſt. Sollen ſie rund geſchlagen werden, oder Ecken erhalten, ſo giebt man ihnen im Groben die beſtimmte Figur mit dem hölzernen, cylindriſchen **Klopfhammer**, und arbeitet ſie mit dem **Treibehammer**, der an beyden Enden eine kugelrunde Bahn hat, und mehrere Sorten in ſich begreift, ingleichem mit **Tellerhämmern** von verſchiedener Größe, deren eine Bahn eben, die andere cylindriſch iſt, weiter aus. Mit dem **Schlichthammer**, deſſen Bahn viereckig iſt, werden ebene Sachen überſchlichtet oder glatt geſchlagen. Mit dem **Bleyhammer**, deſſen Bahn eben iſt, ſchlägt man das Werkbley wieder eben. Der **Siekhammer** hat auf beyden Seiten eine gekrümmte Finne mit cylindriſcher Bahn. Damit werden kleine runde Stäbe in das Blech geſchlagen.

Der **Kupferſchmied** hat hölzerne und eiſerne Hämmer. Jene führen den Namen **Polterhämmer**, und inſonderheit der, welcher vorne eine ſtumpfe Finne hat, und dem Kupfer eine Ecke giebt, z. B. am Boden eines Keſſels. Der **Bodenhammer** iſt ein kurzer hölzerner Cylinder an einem

Stiele.

Stiele. Der **Seitenhammer** iſt vierkantig. Der **Stämpfhammer** wird blos gebraucht, wenn man den Keſſeln eine Stämpe geben will. Zum Schmieden des Kupfers gehören folgende eiſerne Hämmer: Der **Vorſchlaghammer** mit breiter, runder Bahn, vermittelſt deſſen ſtarke Bleche dünner gemacht werden; der **Reihenhammer**, womit man den Boden eines tiefen Gefäßes austreibt, daher er ziemlich lange iſt; der **Tiefhammer**, womit vorher der Boden eines Gefäßes ausgezogen oder erweitert wird; er iſt auch ziemlich lang und hat entweder eine breite Bahn oder eine Finne; der **Weiterhammer**, ein langer gekrümmter Hammer, bildet den Bauch einer Arbeit von innen; der **Kreuzhammer** wird zum Einziehen oder Verengen einer Waare gebraucht, und hat an einem Ende eine runde, am andern eine ebene Bahn; der **Krughammer** gehört zum Polieren und iſt nach Beſchaffenheit des Gebrauchs glatt, rund, ausgehöhlt oder gefalzt.

Die **Gold-** und **Silberarbeiter** bedienen ſich ebenfalls verſchiedener Hämmer. Der **Pflanſchenhammer** oder **Spannhammer** iſt 10 bis 20 Pfund ſchwer und hat auf beyden Seiten eine breite Bahn, davon die eine geründet, die andere eben iſt, jene nennt er eine muchelige Bahn. Mit dieſem Hammer ſchlägt man aus einem maßiven Stück Silber ein Blech, nachdem man jenes vermittelſt des Schrotmeiſſels von einem Silberzain abgeſchrotet hat. Mit dem **Zainhammer**, der kleiner iſt, ſtreckt man die cylindriſchen Silberzaine. Der **Aufziehhammer** hat eine gewölbte Bahn und ſpitziges Ende, und es wird mit demſelben das ſchon in einen hohlen Körper verwandelte Silberblech aufgezogen oder verlängert. Der **Tiefhammer**, ein ſtarker Hammer mit langem Stiel, auf der einen Seite mit runder und auf der andern mit flacher Bahn, dient

darzu,

darzu, um tiefe Sachen, z. E. den Boden eines Gefäßes auszuheben. Mit dem **Fußhammer**, der auf beyden Seiten rund iſt, werden die Beulen geebnet, die durch den Aufziehhammer entſtanden ſind. Mit dem **Knopfhammer**, der ebenfalls 2 runde Bahnen hat, treibt man flache Dinge bucklig heraus. Mit dem **Planierhammer**, einem kleinen Spannhammer, werden ſolche Dinge, die ſchon durch andere Hämmer ihre Geſtalt erhalten haben, vollends glatt geſchlagen. Der **Bunzel⸗** oder **Triebhammer** hat auf einer Seite einen Knopf und auf der andern eine runde Bahn, und es werden damit die Bunzen getrieben, d. i. in die Länge oder Ründe ausgedehnt. Der **Schärfhammer** hat auf einer Seite eine flache länglich viereckige Bahn, auf der andern ſieht er einem zugeſpitzten Meiſſel gleich, und es werden damit die ſcharfen Reifen an den Deckeln auf dem Becher⸗ oder Fläſcheneiſen zurecht geſchlagen. Hierbey führe ich auch noch den Hammer der **Goldſchläger** an, der eine doppelte flache Bahn hat und **Form⸗** oder **Schaghammer** heißt.

Der Schmiedehammer der **Orgelbauer**, der $4\frac{1}{2}$ Pfund wiegt, hat einen runden, ſehr wenig konvexen, wohlgeſtählten und polierten Kopf mit einem großen und ſtarken Stielloch. Auch haben ſie einen kleinern, um mit einer Hand zu ſchmieden.

Unter den **Steinarbeitern** führt der **Maurer** den **Mauerhammer**, der an einem Ende gerade und viereckig, am andern breit und dünn iſt, um die Steine zu ſchlagen und einzupaſſen, den **Lattenhammer**, um die Latten anzuſchlagen, (wiewohl dieſes an andern Orten das Geſchäfte des Zimmermanns iſt,) und den **Schellhammer** zum Fundamentmauren, die Steine damit zu ſchlagen. Die **Fläche**, welche bey dem Niederreiſen einer Mauer ge⸗

gebraucht wird, iſt an beyden Enden ſcharf, nur hat das eine eine horizontale, das andere eine vertikale Richtung. Der Hammer des Schieferdeckers hat auſſer dem Haupte auch eine Klinge, die etwa 3 Zoll breit und 8 bis 10 Zoll lang, auf beyden Seiten aber etwas ſcharf iſt. Oben auf der Klinge ſitzt das Haupt, davon die eine Seite eine ſchmale Bahn zum Einſchlagen der Nägel, die andere aber eine Spitze hat, womit für jeden Nagel ein Loch in den Schieferſtein geſchlagen wird; die Klinge ſelbſt dient zum Behauen des Schiefers und unten in derſelben iſt der hölzerne Stiel beveſtigt.

Die Dammſetzer, Pflaſterer, haben einen Hammer, deſſen Bahn wie gewöhnlich iſt, aber auf der andern Seite befindet ſich eine nach einer halben Walze geründete Kelle, womit das Loch gemacht wird, in welches der Stein kommen ſoll.

Der gewöhnliche Hammer der Bergleute iſt der Fäuſtel oder Schlägel, ein eiſerner, 5 Pfund ſchwerer Hammer mit 2 glatten ſtählernen Bahnen. Wenn er an einem Ende ſpitzig iſt, heißt er Spitzhammer oder Schlageiſen. Der Hammer, welcher auf einer Seite ein Beil hat, heißt das Hammerbeil.

Auch bey den Profeßionen, die in Holz arbeiten, iſt der Hammer ein gewöhnliches Werkzeug. Die Bötticher führen den hölzernen Schlägel, womit ſie die Reiſe antreiben; die Stellmacher oder Wagner einen Triebhammer, womit ſie die Speichen in die Nabe einſchlagen, die Schiffzimmerleute den Maker, um ſtarke Nägel einzuſchlagen, den Setzhammer, welcher auf den Kopf des Nagels geſetzt und mit dem Maker geſchlagen wird, um jenen tiefer ins Holz hinein zu treiben, den hölzernen mit eiſernen Reifen beſchlagenen Dichthammer, um die Dichteiſen zu treiben, den Pfropfham-

hammer, mit deſſen Spitze ſie die hölzernen Nägel erforſchen, ob ſie noch veſt ſitzen, oder auch austreiben, die Hammeraxt, deren eines Ende mit einem Meiſſel verſehen iſt, um das Werg in die Fugen einzutreiben.

Der Sattler hat einen kleinen Hammer zum Einſchlagen kleiner Nägel und den Kappenhammer für ſtärkere, der Salzſieder zum Abſchlagen der kalkartigen Erde von der Pfanne einen größern (Fegehammer, Scheppammer) und einen kleinern (Hage) von Holz. In den Papiermühlen wird gemeiniglich das Papier mit der Schlageſtampfe ein paarmal geſchlagen und dadurch geglättet. Der Buchbinder hat den Schlaghammer von 8 bis 16 Pfunden, um die Bücher zu ſchlagen, den Leinhammer zum Umklopfen und einen kleinern Hammer zum Auſchlagen der Klauſuren ꝛc. ꝛc.

Hammerſchlag, die im Feuer verbrannten und beym Schmieden abfallenden, meiſtens untauglichen Schuppen, *Squale metallorum*. Es giebt dergleichen natürlicher Weiſe von allerley Metallen, als Eiſen, Kupfer u. ſ. w. Man kan ſie indeſſen zuweilen zum Einſchmelzen brauchen und verkauft ſie in Eiſenhütten, wiewohl um einen geringen Preiß; auch miſcht man ſie unter den Kalk, der dann beſſer bindet, braucht ſie zu mancherley Glasfarben, zur Glaſur der Dachziegel u. ſ. w. In Farben aber iſt er ſchädlich und durch weiſe Farbverordnungen verbotten.

Hammerwerk, **Hammer**, eine Werkſtätte, darinnen durch ſtarkes Feuer und Hämmer, die das Waſſer treibt, große Stücke Metall bearbeitet und theils völlig zubereitet, theils zum Dienſte der Handwerksleute aus dem Groben zugerichtet werden, weil ſie mit ihrem Handfeuer und gewöhnlichen Hämmern ſie entweder gar nicht oder doch nicht

nicht ſo wohlfeil auf dieſe Art zu liefern im Stande ſind. Ein Hammerherr iſt alſo ſo viel als der Eigenthümer von ſolchen Werken. Es giebt Eiſen- und Stahlhämmer, Kupferhämmer, Meßinghämmer; ſelten hat man nöthig, ſie zur Verarbeitung des Silbers zu errichten. Wird das Metall zu Stangen verarbeitet, ſo heißen ſie **Zain- oder Stabhämmer**, **Blechhämmer** hingegen, wenn man es zu Blech oder Platten ſchlägt. Es werden dazu verſchiedene Perſonen erfordert, als 1) der Hammermeiſter, der die Aufſicht hat, 2) die zur Arbeit ſelbſt erforderlichen Leute und 3) die Berg- und Fuhrleute, Holzhacker und Köhler. Zu der zweyten Art gehören auf den Eiſenhämmern, und zwar wo Stangen geſchmiedet werden, der **Zainer** mit ſeinen Vorſchmieden, Friſchern, Aufgieſern, und wo Bleche verfertigt werden, der Blechmeiſter mit ſeinen Heerdſchmieden, Gleichern, Urwellern, Lehrknechten und Ziehnern. Sämtliche Arbeiter werden Eiſenhammerſchmiede genannt, ſo wie bey Kupferhämmern Kupferhammerſchmiede, und auf Meßinghämmern Meßingſchläger und Laugoldſchmiede, zu denen auch die Meßingſchaber gehören.

Man hat bey dergleichen Hammerwerken dreyerley große, 2, 3 und mehr Centner ſchwere Hämmer, die durch das Waſſer vermittelſt des Hammerrades und der an den Wellen angebrachten Hebarme aufgehoben werden, nämlich den großen **Streckhammer**, den mittelmäßigen **Abrichthammer**, und den kleinen **Zainhammer**. Das Gebläſe wird nach den neuen Einrichtungen ebenfalls durch das Waſſer auf- und niedergezogen, da denn das Metall beſtändig in der Glut erhalten wird und mehrere Leute erſpahrt werden. Was von jeder Art ſolcher Hamwerke inſonderheit zu ſagen iſt, davon werden die

Artickel Kupferhammer, Meßinghammer, und Stahlhammer, wohin wegen der nahen Verwandſchaft auch der Eiſenhammer verſchoben wird, handeln.

Hamſter, *Mus cricetus*, *L.* fr. *Hamſter*, *Marmotte de Strasbourg*, ein zu dem Ratzengeſchlechte gehöriges Thier, kleiner als ein Kaninchen, an den Seiten röthlich mit weißen Flecken und am Bauche ſchwarz, das hauptſächlich um des Pelzes willen geſchätzt wird. Es gehöret unter diejenigen, welche ſich künſtliche Höhlen unter der Erde graben, ſie mit Getraide füllen, bey eintretender Kälte ſich einſchließen und von ihrem Vorrath zehren, im eigentlichen Winter aber ſchlafen. Es hat der Hamſter einen kurzen, faſt nackten Schwanz, niedrige Füße, ſo daß der Bauch im Gehen beynahe an die Erde reicht, ein mit hervorragenden Zähnen verſehenes faſt offenes Maul, weil die Lippen kurz ſind und ſich nur ſchwer ſchließen können, einen kurzen Hals, ovalen Kopf, mittelmäßig große Augen, Barthaare, eine getheilte obere Lippe, wie bey den Haſenſcharten, ziemlich große, faſt nackte Ohren, und an jedem Fuße fünf Zehen. In dem Maule finden ſich auf beyden Seiten die Backenblaſen oder häutige Säcke, in denen er viele Speiſe auf einmal forttragen und aus denſelben nach Belieben wieder ausleeren kann. Auf beyden Seiten des Rückens haben ſie Plätze, die man Borſtenflecke nennt. Wenn man die langen Haare, womit ſie bedeckt ſind, zurücke bläſet, ſo findet man weit kürzere, ſchmutzig braune, auf der Haut aufliegende Haare. So wie das Wachsthum des Thieres zunimmt, wachſen nicht mehr Haare auf dieſer Stelle, und die Kirſchner ſind genöthigt, ſie auszuſchneiden und das Loch wieder zuzuflicken. Im Gothaiſchen finden ſich Hamſter, die von der gewöhnlichen Farbe abgehen, und glänzend

zend ſchwarz ſind. Das Männchen (Rammler) und das Weibchen (Betze) iſt bey den Hamſtern dem Anſehen nach nicht verſchieden.

Der Hamſter findet ſich nicht allenthalben; gerne hält er ſich in fruchtbaren Gegenden auf, um ſeine Nahrung mehr zu haben, da er kein ſonderliches Geſchick zum Laufen hat. Man trift ihn aber in vielen Ländern Deutſchlands, in Pohlen, Böhmen, Schleſien, Ungarn, ſelbſt in Rußland an. Sein Bau iſt ſehr künſtlich zu ſeiner Erhaltung und Bequemlichkeit, auch ſelbſt nach Maasgabe ſeines Alters, des Bodens und der Jahreszeit eingerichtet. Jeder hat wenigſtens zwey Löcher, davon das eine ſchief hinunter und das andere ſenkrecht herauf gehet; jenes heißt das Schlupfloch, dieſes das Fallloch. Gemeiniglich ſind die Kammern zwiſchen beyden ſo, daß ſich beyde etwas gegen dieſelbe zubiegen. Auſſer der Kammer, in der ſie ſich aufhalten, haben ſie auch ihre eigenen Vorrathskammern, in denen man von 1 bis 12 Pfund Getraide findet. Mancher Rammler hat 3 bis 5 Vorrathskammern, in welchen wohl 3 und mehr Metzen Frucht liegen können. Die Betze hat ſelten Gelegenheit, ſo weitläuftig zu bauen und ſo viel einzutragen. Ihr Bau hat zwar 2, 4 bis 8 Falllöcher, davon aber meiſtens nur eines recht begangen und glatt iſt. Nicht nur dieſes Graben in die Erde, ſondern auch die ungemeine Herzhaftigkeit des Hamſters iſt ein Mittel zu ſeiner Erhaltung. Er vertheidigt ſein Leben lange gegen die Hunde, die ſeine natürliche Feinde ſind, und oft müſſen ſie abziehen, oder wenigſtens ſeine Biße nachdrücklich fühlen. Selbſt gegen Menſchen wehrt er ſich. Er iſt auch unverträglich mit ſeines gleichen; und zwey thun nicht lange beyſammen gut. Ihre Begattungszeit iſt zu Ende des Aprils, da das Männchen zu dem Weibchen in den

Bau kommt, nachdem beyde mit dem angehenden Frühling aus ihrem etliche Monate daurenden Schlafe erwacht ſind, welches bey den Weibchen wohl 4 Wochen ſpäter als bey den Männchen geſchieht, als deren Löcher tiefer ſind, daher ſie die Frühlingswärme ſpäter empfinden, und die weniger Vorrath ſammeln konnten, daher ihnen auch ein längerer Schlaf nöthig iſt. Nun vertheidigen ſie einander aufs eifrigſte, ſo bald aber das Weibchen belegt iſt, vertragen ſie ſich nicht mehr, das Männchen wird ausgeſtoßen, und macht eine neue Höhle. Das Weibchen aber bereitet das Neſt für ihre künftige Jungen, deren ſie vermuthlich nach 4 Wochen 6, 8, 12 und mehrere nackend und blind zur Welt bringt. Sie hecken in einem Sommer wenigſtens zweymal, längſtens 3 Wochen behalten ſie die Jungen bey ſich, die nun ſchon ſelber wühlen können. Bey einer ſo beträchtlichen Zahl der Jungen würden ſie ſich ſtark vermehren, wenn ſie nicht noch auſſer dem Menſchen einen fürchterlichen Feind an den Iltiß hätten, deſſen Nahrung ſie im Sommer und einem guten Theil des Winters faſt allein ausmachen, ſo wie im Gegentheil, nebſt dem Getraide und den Kräutern, ihnen die Mäuſe zur Speiſe dienen.

Der hauptſächlichſte Nutzen, den man von dem Hamſter hat, beſtehet in ſeinem Balg, der einen brauchbaren und dauerhaften Pelz abgiebt, und zugleich weniger erhitzt als andere, da demſelben die feine Wolle fehlt. Die Bälge werden Schockweiſe zuſammen genähet, ſo daß in der obern Reihe 8, in der folgenden 10, dann 12, 14 und endlich 16 ſtehen und der hintere Theil eines obern zwiſchen den beyden vordern Theilen eines untern eingenähet wird. Zwey ſolcher Schocke werden unter dem Namen eines Sackes für 3 bis 4 Rthlr. verkauft. Da dieſer

Nu-

Nutzen des Hamſters den von ihm verurſachten Schaden nicht aufwiegt, ſind in mehrern Ländern Verordnungen zu Vertilgung dieſer Thiere ergangen. So wurden ſchon 1721. um Gotha über 54000 gefangen. Man gräbt ſie beſonders vom März an bis Johannis, und ein geſchickter Hamſtergräber kann da, wo ſie häufig ſind, in einem Tag wohl 120 alte und junge fangen. Man kann ſie auch durch Gift vertilgen, oder durch Fallen ihrer habhaft werden.

Handbeil, ein kleines leichtes Beil, das mit einer Hand geführt wird.

Handbock, eine kleine Ramme, womit man aus freyer Hand Pfähle einſchlägt.

Handbret iſt das kleine Bret der Maurer, welches ſie vermittelſt des Stieles in der Hand tragen, und den Kalk darauf haben.

Handdienſt, der mit der Hand geſchieht, z. B. Dreſchen ꝛc. Er wird den Fußdienſten und Spanndienſten entgegen geſetzt.

Handfäuſtel iſt ein Fäuſtel der Bergleute. S. Fäuſtel.

Handfahrt, welche vermittelſt der Leitern in den Schacht geſchieht, und von der Fahrt in Tonnen verſchieden iſt.

Handfeile, die mit der Hand geführt wird, zum Unterſchied von den Armfeilen.

Handgraf bedeutet in einigen Gegenden einen Vorgeſetzten in Handels- oder Zollſachen.

Handleder, ein ſtarkes Leder, womit verſchiedene Lederarbeiter die Hand vor Beſchädigung und dem Einſchnitte des Drathes verwahren.

Handlohn bezeichnet das Geld, welches bey einem Lehensfall dem Lehensherrn entrichtet wird. Es giebt verſchiedene Arten deſſelben, z. B. **Erbhandlohn**, welches der bezahlt, der ein ſol-

ches Gut erbt, **Sterbehandlohn**, welches gleich nach dem Tode des Beſitzers entrichtet wird und nach Beſchaffenheit des Herkommens den 20ten oder 30ten Pfennig beträgt. **Kauf- und Tauſchhandlohn**, welches beym Verkaufen oder Vertauſchen vorfällt, **Beſtehhandlohn**, wenn eine Perſon, weiblichen Geſchlechts, ein ſolches Gut ihrem Ehemann zuſchreiben läßt, **Handroßlohn**, wenn man es nicht ſelbſt bewohnt, ſondern zu einen andern Gut als ein Nebengut zieht, oder gleichſam als ein Handpferd führt, u. ſ. w.

Handrolle, eine kleine Mange, die mit der bloſen Hand ohne Mühe geführt wird, **Mangholz**.

Handſchuh, *Chirotheca*, fr. *Gant*, ein Kleidungsſtück, welches jedermann kennt, und das aus Pelzwerk, Lederzeug, Garn von allerley Art, Seide, u. ſ. w. verfertiget wird. Der Handſchuhmacher, **Beutler**, **Säckler**, ſchneidet die Handſchuhe, die er aus Leder oder **Zeug** verfertigt, mit dem **Werkmeſſer**, vereinigt die zuſammengehörige Stücke mit einem **Nähhacken**, einem Inſtrument, das einer Zange ähnlich iſt, und mit einer eiſernen Hülſe zuſammengepreſſet wird, **nadelt** es vermittelſt einer dreyſchneidigen Schneidernadel und des Handſchuhmachergarns, *Fil a gant*, oder der Seide, auch Engliſchem Zwirn. Zuweilen bedient er ſich auch einer Ahle oder **Ortes**, wenn er z. B. um den Rand der Stülpe eines Reuterhandſchuhes **laſchet**, oder eine Nath zur Zierde herum nähet. Dieſe Nath wird alsdenn mit einem Knochen oder Holz (**Rüttelholz**) geglättet. Er hat aber auch andere Nathen im Gebrauch, z. B. überwindliche, Ködernath, die mit der hölzernen **Wendeſpindel** oder **Klopfer** glatt gerieben werden.

Die Handſchuhe von Seiden, Garn ꝛc. werden entweder mit der Strickuadel geſtrickt, da ſie denn unge-

ungewalket gelaſſen und auch gewalket werden können, oder auf dem Weberſtuhle gewirkt. Dieſe ſind eine Arbeit der Strumpfſtricker und Strumpfwirker, ſo wie die Pelzhandſchuhe der Kürſchner und die aus Zeug verfertigten der Handſchuhmacher und Hutſtaffierer.

Ich komme wieder auf die ledernen zurücke. Sie ſind entweder Waſchhandſchuhe, oder ſolche, die nicht gewaſchen werden können. Jene werden aus Leder verfertigt, das mit Thran gar gemacht worden und ſämiſches Leder genannt wird. Das Gemſen- und Dannhirſchleder iſt das beſte, darauf folgt das Rehleder, Hunds- Bock, Kalb- Ziegen- Hammel- und Schaafleder. Dieſe Handſchuhe haben ſtets ihre natürliche Farbe und heißen daher *Gants 'a couleur forte*, da hingegen die, welche nicht gewaſchen werden können, den Namen couleurte führen, weil das Leder darzu auch zuweilen gefärbt wird. Sie werden aus gemeinen, weißgaren Schaaffellen verfertigt, die feinern aber aus braunem däniſchem, ingleichem aus franzöſiſchem, oder auch Erlanger Leder, und heißen glaſurte Handſchuhe, *Glants glacés*, ingleichem romaniſche. Die Felle werden von Lämmern und jungen Ziegen genommen, in einer Brühe aus Alaunwaſſer, Milch, Eyerweiß und Baumöl mit der Hand gewalket, geglättet, und zum Theil mit einem Firniß aus Stärkmehl und Traganth überzogen. Die Däniſchen erhalten ihre braune Farbe und Geruch von der Rinde der Sahlweide.

Der Figur nach ſind die Handſchuhe Fingerhandſchuhe, Klappenhandſchuhe, Handſchuhe ohne Klappen, Fauſthandſchuhe u. ſ. w. Es giebt auch verſchiedene Verzierungen derſelben, da ſie geſteppt, geſtickt, gefüttert, verbrämt, eingefaßt, friſirt, parfumirt werden können, u. ſ. w.

Frankreich verfertigt eine unglaubliche Menge Handſchuhe, z. B. in Paris, Vendome, Grenoble, Avignon, Blois, Montpanſier, Grace, Ham, davon viele nach den nordiſchen Reichen, England, Holland, Flandern, Lothringen, Italien ausgeführt werden. Italien, beſonders Rom und Spanien liefern viele lederne, parfumirte Handſchuhe, England hat viele Manufakturen, vorzüglich zu Waſchhandſchuhen. Auch Deutſchland kann viele aufweiſen, da die franzöſiſchen Flüchtlinge dieſelben zum Theil errichteten und vervollkommneten, z. B. in Berlin, Magdeburg, Halle, Dresden, Hanau, Erlangen, wie auch in Inſpruck u. ſ. w. ohne von ſeidenen, baumwollenen, wollenen u. d. g. zu reden. In Dännemark werden beſonders zu Randers in Nordjütland lederne Handſchuhe verfertigt, die man die Randerſchen nennt, und die eine ſo ſtarke Farbe haben, daß man ſie einigemal waſchen kann. Auch zu Odenſee in Fühnen werden viele gemacht, die bis nach England gehen. Aus Island kommt eine Art grober, wollener Handſchuhe. Das ehemalige Sprüchwort ſcheint heut zu Tage nicht mehr Grund zu haben: Zu guten ledernen Handſchuhen müſſen drey Reiche das ihrige beytragen; Spanien müſſe das Leder darzu geben, in Frankreich müſſen ſie geſchnitten und in England genähet werden. Uebrigens haben die Franzoſen darinnen den Vorzug noch itzt, daß ſie viel genauer im Schneiden zu Werk gehen, und aus einem Fell mehr Handſchuhe herausbringen als andere.

Handſchuhmacher, fr. *Gantier*, die auch an andern Orten den Namen **Beutler** und **Säckler** führen, verfertigen entweder die ledernen Handſchuhe völlig, oder färben und ſchneiden das Leder und laſſen ſie von Nätherinnen nähen. Auſſerdem machen ſie auch lederne Beinkleider, Degengehänge, Beutel

tel u. d. g. m. Sie ſind zünftig und die Lehrjungen lernen drey Jahre.

Handſtein, ein Stück Erz oder eine Stufe von mittlerer Größe zum Vorzeigen.

Handwerk, *Opificium*, fr. *Mètier*, bezeichnet diejenigen, welche aus allerley rohen und verbeſſerten Materialien ſolche Dinge verfertigen, welche zur Nothdurft und Bequemlichkeit gehören, und ſchon von Alters her in gewiſſe Zünfte eingeſchloſſen, auch mit eigenen Rechten, Freyheiten und Gebräuchen verſehen ſind. Dieſe Einrichtung der Innungen oder Zünfte macht beſonders den Unterſchied zwiſchen Handwerken und zwiſchen Manufakturen und Fabriken. Es wird aber durch eine Innung eine Geſellſchaft ſolcher Perſonen verſtanden, die mit Ausſchließung anderer einerley Nahrungsgeſchäfte oder Handwerk treiben, und in ſolcher Abſicht gewiſſe Geſetze und Gewohnheiten haben. Dieſe Geſetze und Gewohnheiten ſind, wie die Erfahrung lehret, zum Theil zwar gut und nützlich, zum Theil ehedem brauchbar und itzt nicht mehr, zum Theil aber auch höchſt thöricht und ſchädlich, und eben dieſe haben nach und nach die Aufmerkſamkeit der Policey näher auf ſich gezogen und ſo vielen lauten Widerſpruch erregt, da heut zu Tag das Monopolium, auf welches die Zünfte gemeiniglich hinauslaufen, mit Recht die meiſten Stimmen wider ſich hat und neben dieſen ſo viele Einrichtungen der Zünfte, als: große Koſten des Meiſterrechts, unnützliche Meiſterſtücke, Ausſchließung ſo mancher ſonſt fähiger Köpfe vom Handwerk ꝛc. dem Nahrungsſtand ſchadete, und den Kunſtfleis erſtickte.

In Rückſicht auf die Zünfte kann man die Handwerker auf verſchiedene Art eintheilen, als: in **zünftige**, die in Innungen eingeſchloſſen ſind, und **unzünftige**, wohin die Hofhandwerker und Freymei-

ſter gehören. Ferner in **geſperrte** oder **geſchworne**, die zwar in einem Lande ſich zunftmäßig verhalten, aber weder Auswärtige ihre Kunſt lehren, noch ihre Geſellen anderswohin, als wo das nämliche geſperrte Handwerk iſt, ſchicken, und **ungeſperrte** oder **freye**, die ſich nicht in ſolcher Verfaſſung befinden. Der Zweck der geſperrten Handwerker iſt, die Kunſt nicht anderswo bekannt werden zu laſſen, und in ſolcher Abſicht ſind in Nürnberg die Ahlenſchmiede, Bleyſtiftmacher, Drechsler, Rothſchmiede, Schellenmacher, Gold- und Silberdratzieher in dieſem Fall, welches aber heut zu Tag bey weitem nicht hinlänglich iſt, das Geheimnis zu bewahren. **Geſchloſſene** Handwerker ſind, wo die Anzahl der Meiſter ein für allemal veſtgeſetzt iſt, **ungeſchloſſene**, wo keine ſolche Privilegien vorwalten, und mehrere aufgenommen werden können. **Geſchenkte Handwerker**, die in ganz Deutſchland und öfters auch in benachbarten Reichen den reiſenden Geſellen entweder Arbeit, oder ein veſtgeſetztes, bald größeres bald kleineres Geſchenk zu ihrem beſſern Fortkommen geben; **ungeſchenkte**, die deſſen ermangeln, oder da der Reiſende zwar von Geſellen, aber nicht von den Meiſtern einige Unterſtützung erhält. Von den geſchenkten ſind die nur **ein Geſchenk haltenden** unterſchieden, welche den Geſellen aus Gaſtfreyheit nach Belieben etwas vorſetzen, als Töpfer, Korduanmacher, Tuchbereiter.

Es giebt aber auch noch andere Abtheilungen der Handwerke, z. B. in **Stadt-** und **Dorfhandwerke**, die ihr Name ſelbſt erklärt. So ſehr man wider die Handwerke auf den Dörfern redet und ſchreibt, ſo iſt es doch gewiß, daß es für die Einwohner der Dörfer hart genug wäre, wenn ſie bey jeder Kleinigkeit, die z. B. an ihren Werkzeugen fehlt, nach den Städten laufen müßten, und wenn

es

es demjenigen, der ſich von ſeinen wenigen liegenden Gütern nicht nähren kann, (und iſt nicht wenigſtens der halbe Theil der Einwohner in dieſem Fall?) nicht erlaubt wäre, ſich mit ſeinem Handwerk zu nähren. Wie entvölkert würden unſere Dörfer ſeyn, wenn bis auf wenige Taglöhner alle diejenigen ausziehen ſollten, die nicht ſo viele Feldgüter beſitzen, als zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft erfordert werden? Man theilt die Handwerke ferner ein in **grobe**, die die Materialien vorbereiten oder doch mehr ins Grobe arbeiten, als Schmiede, Zimmerleute u. ſ. w. und **feine**, deren Arbeit ſubtiler iſt, z. E. Schloſſer, Drechsler, Leiſtenſchneider ꝛc. Nach den Materialien hat man Leder- Holz- Stein- Eiſen- Zinn- Kupfer- Gold- Silber- Seiden- Wollenarbeiter u. d. g. und in Anſehung der Werkſtätte ſolche, die **im Feuer** und die **nicht im Feuer arbeiten.** Endlich theilt man ſie in **Lohnhandwerke**, die auf Lohn und Beſtellung arbeiten, als Schneider, und in **Kramhandwerke** ein, die im voraus zum Verkauf arbeiten und den Markt bauen können, als Hutmacher, Schuſter ꝛc. Dieſe handeln entweder nur mit ihrer eigenen Waare, oder mit der Waare ihres Handwerks, die ſie allenfalls von ihren Zunftgenoſſen kaufen, oder auch mit fremden Waaren. Man kann auch bey den Handwerken den Unterſchied bemerken, daß einige blos für die Nothdurft und Konſumtion des Landes, andere für auswärtigen Debit arbeiten; ein Unterſchied, der dem Kameraliſten wichtig iſt.

Ein jeder, der ein Handwerk zunftmäßig treiben will, muß zuerſt ſeine Lehrzeit bey einem Meiſter aushalten. Er wird alſo als Lehrjunge nach Vorlegung ſeines Taufſcheins und Geburtsbriefes eingeſchrieben, weil noch immer das Vorurtheil herrſcht, daß nicht jeder aufgenommen werden darf,

der

der blos Fähigkeit, aber nicht auch die ſogenannte ehrliche Geburt hat, und er bezahlt für dieſes Einſchreiben die veſtgeſetzten Taxen. Es geht dieſe ſogenannte Reinigkeit der Handwerker ſo weit, daß ſie nicht nur die Kinder der Waſenmeiſter u. ſ. w. ſondern auch Findlinge, die in Waiſenhäuſern befindlichen unehlichen Kinder, die Kinder der Stadtknechte, Schäfer u. ſ. w. den Reichsſchlüßen von 1731. und 1772. zuwider vom Handwerk auszuſchließen ſuchen. Das Lehrgeld iſt gemeiniglich nach den Handwerksartickeln ſchon beſtimmt, zuweilen aber handelt man auch darum. Die Lehrzeit beträgt nach Beſchaffenheit der Profeßion 3, 4, 5 und 6 Jahre, nur mit dem Unterſchied, daß der, welcher ein geringeres oder gar kein Lehrgeld giebt, um ſo viel länger in der Lehrzeit ſtehen, und alſo in der Folge durch ſeine Arbeit dieſen Abgang erſetzen muß. Nur Schade, daß der Lehrjunge oft in dieſer Zeit mehr zu tauſend andern Arbeiten als zu dem Handwerk angehalten wird, und dasjenige, was er lernt, gleichſam erſtehlen, oder in der Folge, als Geſelle, nachhohlen muß. Es iſt einem Meiſter eben nicht ganz zu verdenken, wenn er einen Lehrjungen, den er zum Handwerk noch wenig brauchen kann, nicht ganz umſonſt füttern, ſondern auch auf andere Art nutzen will, doch ſoll er daraus nicht die Hauptſache machen. Die Lehrjahre ſind nun ausgeſtanden, oder ein Theil derſelben iſt mit Gelde abgekauft, und der Lehrjunge wird jetzt — abermals gegen ziemlich ſtarke Gebühren — ausgeſchrieben und iſt Geſelle. Er kann nun noch bey ſeinem Lehrherrn gegen mäßigen Lohn, oder bey einem andern Meiſter bleiben, oder gleich in die Fremde gehen. Dieſes letztere iſt ihm nach den Handwerksartickeln der meiſten Profeßionen aufgelegt, ehe er Meiſter wird. Die Zeit, die er in der Fremde zubringen

ſoll,

ſoll, iſt verſchieden, bald 3, 4 bis 6 Jahre, wiewohl die Meiſtersſöhne bey verſchiedenen Handwerkern des Wanderns ganz überhoben ſeyn können, oder die Zeit ihnen abgekürzt wird, auch das Wandern überhaupt oft mit Geld abgekauft werden kann. Ob die Wanderſchaft auſſer Landes (wie in kleinen Ländern faſt unumgänglich nöthig iſt) oder im Lande ſelbſt, (welches in großen Ländern ſtatt finden kann) geſchehen ſoll, beruht auf den Handwerksartickeln. Es iſt nöthig, daß der Geſelle in dieſer Zeit wirklich in einer oder mehr Werkſtätten auf ſeiner Profeßion gearbeitet habe, ob es ihm gleich nach den Reichsgeſetzen nicht nachtheilig ſeyn kann, wenn er auch auſſer dem eine Zeit in Herrendienſten zugebracht hat. Zur Wanderſchaft wird er mit ſeinem Lehrbrief, oder wenn er in ſeiner Heimath ſchon als Geſelle gearbeitet hat, mit einer Kundſchaft ausgerüſtet, dergleichen er auch erhält, wenn er weiter geht, und ſeinen vorigen Meiſter auf ordentliche Art nach vorhergegangener Aufkündigung verläßt. Der Handwerksgruß, oder die Formel, womit ankommende Geſellen das Handwerk zu begrüſen pflegen, iſt als überflüßig anzuſehen, da die Kundſchaft ein weit gültigerer Beweis für ihn iſt. Wenn er an einen Ort kommt, ſo gehet er auf die Herberge, und heißt, ſo lange er da ohne Arbeit iſt, ein Feyergeſelle. Sucht er Arbeit, ſo wendet er ſich an den Jungmeiſter oder Altgeſellen, und ſchauet ſich durch denſelbigen nach Arbeit um. Findet er ſie nicht, ſo gehet er weiter, erhält aber bey geſchenkten Handwerkern das Geſchenke, bey ungeſchenkten aber einen Zehrpfennig aus der Lade. Will er aber keine Arbeit annehmen, oder er kommt in einem Vierteljahr zum zweytenmal, ſo iſt er des Geſchenkes unfähig. Ein Geſelle, der in einer Werkſtatt gearbeitet hat, kann ſeinem Meiſter auf die in den Arti-

ckeln

ckeln beſtimmte Art aufkünden; darf aber alsdenn an dem nämlichen Ort in keine andere Werkſtatt gehen, wenn er nicht vorher wenigſtens 14 Tage lang den Ort verlaſſen hat. Wird ihm aufgekündigt, ſo kann er alſobald zu einem andern Meiſter gehen; verläßt er aber den Ort Schulden- oder eines Verbrechens halben heimlich, ſo kommt ſein Name an die ſchwarze Tafel oder in das Regiſter der Geſcholtenen.

An ſich betrachtet, iſt das Wandern der Geſellen eine ſehr vortheilhafte Einrichtung. Geſetzt auch, ſie haben an einem Ort gelernet, wo ihre Kunſt in dem größten Flore iſt, ſo lernen ſie durch ihre Reiſen nicht nur mehrere Lebensart, ſehen wie es in der Welt zugeht und erwerben ſich dadurch mehr Kenntniß von derſelben, ſondern es wird auch nicht bald ein Geſelle gereiſet ſeyn, der nicht manche Kenntniſſe und Vortheile erlernet hat, die er zu Hauſe vielleicht nicht gelernet hätte, wofern er nicht als bloſer Landſtreicher umhergelaufen iſt.

Es ſucht nun der Geſelle das Meiſterrecht. Dies verurſachet Koſten, und es iſt auch nicht unbillig, daß derjenige, welcher an den Vorrechten der Zunft Theil haben will, etwas entrichten muß, beſonders, da andere Meiſter bey ſeiner Aufnahm Mühe haben; nur ſollten hier die Taxen nicht, wie es ſo oft geſchieht, übertrieben ſeyn. Es iſt gewöhnlich, daß die Meiſtersſöhne, wie auch ſolche, welche die Wittwe oder die Tochter eines Meiſters heyrathen, nur die Hälfte der Receptionsgelder bezahlen dürfen. Aber zuweilen wird dieſer Umſtand eine *Conditio ſine que non*, man nennt dieſe Unbilligkeit **Muthe** oder **Muthung**; und dieſe Zumuthung iſt nicht nur der Bevölkerung nachtheilig, ſondern auch eine Anlockung für ſolche, welche ſichs bewußt ſind, daß ſie ſonſt keinen Vorzug haben als den, daß ſie ſich ent-

entſchließen können, die Wittwe oder Tochter eines Meiſters zu heyrathen; da hingegen mancher gute Kopf, ſeiner Geſchicklichkeit ſich bewußt, ſein Glück anderwärts ſucht. Es giebt auch eine andere Art von **Muthe**, da ein Geſelle, welcher Meiſter zu werden ſucht, um die Ertheilung des Meiſterrechts anhält, das Muthgeld erlegt, und dann ein ganzes Jahr, (**Muthjahr**) zuweilen auch länger, in einer von den Handwerksvorſtehern angewieſenen Werkſtatt als Geſelle arbeiten muß, und es ihn nichts hilft, wenn er vor der Muthung ſchon 10 Jahre daſelbſt gearbeitet hätte. Nun ſchreitet man zum Meiſterſtück, wodurch man die Kenntniſſe des Kandidaten prüfen will, das aber zum öftern ſehr koſtbar und nicht Kaufmannswaare iſt, ſo daß der Verfertiger deſſelben in Schaden kommt. Fehler dabey hindern nicht am Meiſterwerden, wenn man nur Geld hat, ſie abzukaufen und die gewöhnlichen ſogenannten Strafen zu entrichten, welche auch wohl da diktirt werden, wenn das Meiſterſtück aufs beſte ausfällt, denn die ältern Meiſter müſſen doch einmal etwas zu tadeln finden, weßwegen wären ſie ſonſt älter?

Indeſſen wird ihm das Meiſterrecht ertheilt, wobey zugleich in manchen Zünften die Verheyrathung des neuen Meiſters eine nothwendige Bedingung iſt, ehe er ſein Handwerk treibt, und er tritt in die Vorrechte ein, welche mit demſelben verbunden ſind. Er darf nun ſeine eigene Werkſtatt nach Gefallen errichten, oder wenn ſeine Arbeiten Feuer erfordern, ſie mit Erlaubnis der Obrigkeit anlegen, wofern er nicht bereits ein Haus, welches damit verſehen iſt, an ſich gebracht hat; oder wo gemeine Werkſtätte ſind, z. B. Farbehäuſer, Schlachthäuſer ꝛc. hat er Theil daran. (Doch dürfen bey Privatwerkſtätten nicht 2 Meiſter in einer Werkſtatt neben einander arbeiten,

ten, noch ein Meiſter 2 Werkſtätte haben und in beyden ſeine Profeßion treiben.) Er kann Geſellen halten, welche bey manchen Handwerken ſchuldig ſind, gewiſſe Werkzeuge ſich ſelbſt anzuſchaffen oder für den Gebrauch, der dem Meiſter gehörigen ſich etwas gewiſſes am Lohn abziehen zu laſſen. Er darf Lehrjungen annehmen und ſie auslernen. Wenn ihm Schulden halber ſein Vermögen genommen wird, ſo bleibt ihm das Handwerkszeug frey. Zugleich hat er Theil an dem Vorrecht der Zünfte, die Verfertigung oder den Verſchluß ihrer Arbeiten andern nicht zu geſtatten. Es können ſich in dieſer Abſicht Eingriffe von Seiten anderer Handwerke oder von Seiten der ſogenannten Pfuſcher ereignen. Es giebt gleiche **Handwerke**, die einerley Materie bearbeiten, da denn leicht eine Beeinträchtigung ſtatt finden kann, daher ſind die Arbeiten und theils Inſtrumente unter ihnen beſtimmt, damit keiner dem andern zu nahe trete. So ſollen z. B. die Grobſchmiede keine Schraubſtöcke, und auſſer der Horn- und Raſpelfeile keine andere haben, als welche den Schloſſern u. d. g. eigen ſind; die Tuchmacher bereiten ihre Wolle mit einfachen Kämmen, die gedoppelten oder welſchen gehören für Zeugmacher, ſo wie auch Zeug- und Satinraſche ihnen ausſchlieſſender Weiſe zukommen; Schreiner und Tiſchler ſollen in ihrer Werkſtatt keine eiſerne Nägel verſchlagen, welches den Zimmerleuten gebührt; Schneider keine ganz lederne Kleider, und keine Knöpfe als nur mit Tuch oder Zeug überzogen, machen; Barchentweber keine Leinwand und Leinweber keinen Barchent verfertigen u. ſ. w. Aber auch **Pfuſchern (Stöhnern, Stümplern, Frettern)** kann ſich ein Meiſter, der in einer Zunft iſt, widerſetzen, und dadurch verſteht man ſolche, die ein Handwerk treiben, ohne es auf die ordentliche Art

erlernt

lernt oder das Meiſterrecht erlangt zu haben. Von der Pfuſcherey ſind aber ausgenommen, die nur für ſich ſelbſt arbeiten oder durch Dienſtboten arbeiten laſſen, wo nicht auch dieſes inſonderheit verboten iſt; die ohne Lohn, oder nachdem ſie von der Zunft ausgeſchloſſen worden ſind, auf ihr Bürgerrecht arbeiten; die zu Manufakturen oder Fabriken gehören; die vom Landesherrn von der Gerichtbarkeit der Zünfte befreyet ſind, als Hofhandwerker, Schulmeiſter, Soldaten, Freymeiſter u. ſ. w. Auch ſolche, welche im Lande kein Zunftrecht haben, können ihr Handwerk treiben, ohne ſich in Verbindung mit einer andern Zunft einzulaſſen. Doch halten ſie ſich gerne zu ihren Handwerksgenoſſen auſſerhalb Landes, oder laſſen ſich bey einem ähnlichen Handwerk im Lande einzünften, und heißen dann **eingezünftete Meiſter.** Noch ein Eingrif kann von zunftverwandten Handwerkern in- oder auſſer Landes herrühren, wenn ſie nicht blos auf Meſſen und Jahrmärkten, ſondern auch auſſerdem ihre Arbeiten an einen Ort bringen und verkaufen, wo Zunftgenoſſen von ihnen ſind. Es kommt aber hierbey vieles auf Gewohnheiten und Privilegien an, und wo dieſe nicht zum Nachtheile der letztern vorhanden ſind, oder der Fall nicht privilegirte Perſonen angeht, die im Beſitze des Rechts ſind, ihre Waaren zu nehmen und ihre Arbeit verfertigen zu laſſen, wo ſie wollen, finden ſie gemeiniglich bey der Obrigkeit Hülfe wider dergleichen Eingriffe. Doch giebt es Fälle, welche die Obrigkeit bewegen kann, hier die Konkurrenz zu geſtatten, z. B. wenn ſolche Waaren im Lande noch nicht hinlänglich oder nicht in ſolcher Vollkommenheit verfertigt werden, wenn die Zünfte auf allzu hohe Preiſe halten, u. ſ. w.

Zu den Rechten der Meiſter gehöret ferner, daß die **handelnde Handwerker** nicht nur ihre Waa-

ren von Haus aus verkaufen, ſondern ſich auch der Jahr- und Wochenmärkte bedienen können, daß ſie offene Läden halten dürfen, an ihrem eigenen Ort auf Märkten den Vorzug in Anſehung der Stände und oft auch der Zeit, da ſie auslegen dürfen, haben u. ſ. w. Solche Handwerker, die auf Gedinge arbeiten, können ihre Werkſtatt überall aufſchlagen; und alſo ihren Kunden die Arbeit in ihrem eigenen Hauſe verfertigen, inſoferne es ohne Feuersgefahr geſchieht. Wenn ſie nach Tagen arbeiten, iſt gemeiniglich der Lohn ſchon veſtgeſetzt, ſowohl auf den Sommer als Winter, ſo wie auch die Stunde, da ſie anfangen und Feyerabend machen.

Die Handwerke haben auch eine Art von Gerichtbarkeit, ihre Lade, Zunftmeiſter, Artickel, das Recht gewiſſe Geldſtrafen über ſolche zu verhängen, die aus ihrem Mittel gegen die Handwerksordnung handeln u. ſ. w. Sie ſtehen aber unter der Policey, welche nicht nur die Aufſicht führt, ſondern auch ſtreitige Sachen entſcheidet und die Zunft zu dirigiren das Recht hat.

So ungefähr iſt die Geſtalt der Handwerke in den meiſten Gegenden Deutſchlandes ſeit langen Zeiten. Es entſteht daraus natürlich die Frage, ob man dieſe Verfaſſung beybehalten, den durch die Zünfte veranlaßten Zwang ſchützen, oder ſie ganz abſtellen, und einem jeden erlauben ſoll, das, was er gelernet hat, zu verfertigen, zu verkaufen, ſo viel und lange er kann, da denn der ſchlechte Arbeiter von ſelbſt durch den guten verdrungen, die Nacheiferung befördert und das Publikum vielleicht beſſer bedienet würde? Wenn ich kurz meine Meynung ſagen ſoll, ſo iſt es dieſe: Nachdem man heut zu Tage in der Fabrikation ſo vieler zur Nothdurft und Bequemlichkeit gehöriger Artickel ſo weit gekommen iſt, und allenthalben

Manu-

Manufakturen anzutreffen ſind, die es den Arbeiten der zünftigen Handwerker oft zuvor thun, ſo würde man freylich die Einrichtungen dieſer letztern entbehren können, und ein Landesherr hat alſo keine dringende Urſachen, neue Zünfte zu errichten, oder ſolche, welche noch nicht im Lande ihr hergebrachtes Recht haben, darinnen zu etabliren. Aber eine andere Frage iſt die, ob die bereits von langer Zeit her in einem Lande privilegirten Innungen ganz aufgehoben werden ſollen? Sie ſind nicht nur ſeit mehrern Jahrhunderten gleichſam die *Depoſitaires* der Handgriffe, Vortheile, Erfindungen in jeder Profeßion geweſen, haben dieſelben auf uns fortgepflanzt, ein großes zum Flor des Handels beygetragen, die Aufnahme ſo vieler Städte befördert, ſondern ſie ſind auch dergeſtalt in das Ganze verwebt, daß ihre Aufhebung nicht ohne viele Unruhe und Unordnungen geſchehen könnte, beſonders in kleinern Ländern, die ſich doch nicht ſo leicht aus dem Zuſammenhang mit denen, die ſie umgeben, wegſetzen können. Ueberdies müßte doch etwas ähnliches von Seiten der Policey ſubſtituirt werden, um nicht nur Ordnung in Anſehung der Lehre, der Wanderſchaft u. d. g. zu unterhalten, ſondern auch Aufſicht über die ausgehenden Waaren zu führen, damit nicht der Verſchluß derſelben nach und nach aufhöre. Muß man alſo doch eine Anſtalt haben, die die Stelle der Zünfte vertrete, ſo würde es beſſer ſeyn, die Mißbräuche der letztern abzuſtellen, als ſie ganz aufzuheben. Hieraus ergiebt ſich gewiſſermaßen ſchon die Antwort auf die näher beſtimmte Frage, ob den ſogenannten Pfuſchern erlaubt werden ſolle, auf der Profeßion zu arbeiten, die ſie nicht ordentlich gelernet, oder darinnen ſie das Meiſterrecht nicht erlangt haben? Ich denke: bey ſolchen Waaren, die aus dem Lande gehen, müſſen

ohnehin die Pfuſcher nicht geduldet werden, weil der Verſchluß einem großen Theil nach auf der Güte der Waaren beruhet; bey Handwerkern, die mit der Zubereitung und dem Verkauf der Lebensmittel zu thun haben, iſt der Policey gleichfalls daran gelegen, zu wiſſen, durch welche Hände dieſes Geſchäft gehe, beſonders da hier Taxen gegeben werden; auch bey Waaren, die im Lande abgeſetzt, aber auf den Verkauf gemacht werden, iſt es nicht rathſam, ihre Verfertigung jeden zu geſtatten, weil man es nicht bey dem erſten Anblick ſehen kann, ob ſie betrügeriſch gemacht worden ſind oder nicht. Es iſt alſo nur noch von ſolchen Handwerken die Frage, die auf Gedinge, und *per contractum locati conducti* arbeiten? Und auch hier ſcheint es nicht rathſam, dergleichen Arbeiten jedem ohne Unterſchied zu überlaſſen. Es iſt doch dem Publikum daran gelegen, daß es für ſein Geld gute und ordentliche Arbeit erhalte, welches bey den Pfuſchern nicht immer der Fall iſt; zwar würde der Arbeislohn durch die Konkurrenz vieler Arbeiter ſehr herunter geſetzt, allein vielleicht ſo ſehr, daß einige, um nicht Hungers zu ſterben, wohlfeiler arbeiten müßten, als der Billigkeit nach geſchehen kann, und andere wirklich darüber Hunger litten, die doch auch eſſen wollten. Aber ſoll man alſo das Publikum der Habſucht der Zünfte Preis geben, ihr angemaßtes Monopolium begünſtigen, und andere, die gute Arbeit liefern könnten und wollten, zurückhalten, weil der Eigenſinn der Zunft oder ihr Mangel an Vermögen ihnen nicht erlaubt, Meiſter zu werden? Nein. Man hat nicht eben nöthig, die Forderungen der Zunft zum Maasſtab ſeines Verhaltens gegen die ſogenannten Pfuſcher zu nehmen; man kann beſonders bey ſolchen Arbeiten, die auf Geding geſchehen, nachſichtsvoller gegen ſie ſeyn, vornämlich, wenn die Hand-

wer-

werker das Publikum nicht mit gehöriger Arbeit verſehen können oder wollen, man kann geſchickten Arbeitern das Meiſterrecht *ex autoritate* geben, man kann die Hartnäckigkeit mancher Profeßionen, wie oft bey Beckern und Fleiſchern geſchehen iſt, durch ihre Zunftgenoſſen aus andern Orten, oder durch Pfuſcher überwinden und beſtrafen; man kann ſolchen, die neue Erfindungen machen, das Recht ertheilen, dergleichen Arbeiten zu verfertigen, wenn ſie auch ſchon in eine Profeßion einſchlagen. Das alles und noch mehr kann die Obrigkeit thun; aber alle Fabrikationen ganz frey zu geben und die Innungen ganz aufzuheben, würde vielleicht, wenigſtens in der Folge, mehr Schaden als Nutzen bringen. Ich kann mich hier eines Vergleichs nicht erwehren. Die Univerſitäten haben eine Art von Monopolium in Anſehung der Wiſſenſchaften, und man hat im Gegentheil Beyſpiele, daß es manche weit gebracht haben, ohne ſie zu beſuchen. Aber ſoll man ſie darum aufheben? Würden die öffentlichen Aemter ohne ſie eben ſo gut beſetzt werden können? Würde es auch in der Folge vortheilhaft für die Wiſſenſchaften ſeyn?

Es ſcheint alſo die Aufſicht der Policey über die Handwerker hauptſächlich auf folgenden Punkten zu beruhen: Sie muß dafür ſorgen, daß genugſame Profeßioniſten im Lande ſeyen, und wenn es daran mangelt, Fremde herbey zu ziehen trachten, damit nicht das Geld für ſolche Fabrikate aus dem Lande gehe, die man ſelbſt hätte verfertigen können; aber auch das Land nicht mit ſolchen Handwerken, die blos zur Nothdurft und Konſumtion deſſelben arbeiten, überſetzen, damit ſie nicht einander das Brod nehmen. Diejenigen, die zugleich mit ihren eigenen Waaren handeln, erfordern deſto mehr Unterſtützung, wenn ſie beſonders auſſer dem Lande Ab-

ſatz finden, oder auch des Landes eigene Güter verarbeiten. Sie muß denſelben Aufmunterung geben, daß ſie fleißig ihrem Handwerk abwarten und ſich nicht durch Nebendinge davon abziehen laſſen. Sie muß trachten, daß tüchtige Handwerker nachgezogen werden, und alſo den Mißbräuchen entgegen arbeiten, wodurch das Erlernen der Profeßion erſchweret wird, und beſonders überflüßige Koſten, die oft nur auf Freſſen und Saufen verwendet werden, abſchneiden; das Meiſterwerden erleichtern, die Meiſterſtücke zweckmäßig einrichten, die herrſchenden Vorurtheile bey den Handwerken ſo viel möglich abſtellen. Sie muß die Monopolie und den Zwang, den ſie dem Publikum auflegen, einſchränken und benöthigten Falls Taxen vorſchreiben, aber auch ſie nach Beſchaffenheit der Sache gegen Pfuſcher ſchützen; die Einfuhr fremder Waaren, die im Lande eben ſo gut verfertigt werden, hindern, aber auch auf die inländiſchen Waaren ihr Augenmerk richten, damit ſie die gehörige Tüchtigkeit haben, Handwerksordnungen verbeſſern oder errichten u. d. g. m.

Handel, Handlung, Kaufmannſchaft, Kommerz, lat. *Commercium, Mercatura*, fr. *Commerce, Negoce, Trafic*, iſt dasjenige Geſchäfte, da man durch Verkauf oder Tauſch auf einer Seite den Mangel an nöthigen oder nützlichen Dingen erſetzt, und auf der andern Seite ſich des Ueberflußes derſelben entledigt. Der Gegenſtand des Handels ſind alle körperliche Dinge, die gekauft oder verkauft werden können, es ſeyen Produkte der Natur oder der Kunſt. Die Hauptperſonen ſind natürlich der **Verkäufer** und der **Käufer.** Treiben ſie es als ein ordentliches Gewerbe, ſo heißen ſie **Kaufleute**, und in Verhältnis gegen ihre Handelsbediente, **Handelspatron** oder **Principal**, und wenn mehrere in einer Handlung ſtehen, nennt man ſie **Handelskom-**

pagnons

pagnons oder Konſorten. Es konkurriren aber bey der Handlung noch mehrere Perſonen, als: Handelsdiener und Jungen, Kommißionairs und Spediteurs, Handlungskonſulenten, Mäckler u. ſ. w. Es gehören auch zu den Perſonen, welche mit der Handlung zu thun haben, ganze Kollegia, die entweder die Kaufleute eines Orts, oder die Glieder einer privilegirten Kompagnie ſelbſt ausmachen, oder die zur Aufnahme des Handels niedergeſetzt ſind, Kommerzkollegia u. ſ. w. Die Handlung iſt eigentlich dem Bürgerſtande überlaſſen, aber in manchen Ländern auch dem Adel vergönnet, ohne daß er dadurch ſeiner Vorrechte verluſtig würde.

Es läßt ſich die Handlung auf verſchiedene Art abtheilen. Man handelt gegen baares Geld und erlangt ſeine kontante Bezahlung: oder auf Kredit, oder durch Tauſch, vermittelſt des Barattirens, Stutzens, Umſtechens, Troquirens, oder wie es im Buchhandel heißt, Changirens. Wenn man vieles zuſammen kauft, ohne auf jedes einen einzeln Preiß zu ſetzen, ſo heißt es durch eine Bogenfahrt, in Bauſch und Bogen etwas kaufen. Die Properhandlung iſt, die man allein oder in Verbindung mit andern auf eigene Rechnung führt, Kommißionshandlung, die auf fremde Rechnung geſchieht; betrift ſie nur die Verſendung erkaufter Waaren, ſo heißt es Speditionshandel. Verkauft man die Waaren nur nach Centnern, Kiſten, Ballen, ganzen Stücken oder Dutzenden, ſo nennt man es den Großhandel, *Commerce en gros*, giebt man ſie einzeln, ſo heißt es Kleinhandel, Krämerhandlung, Handlung im Ausſchnitt, *Commerce en detail.* Der Wechſelhandel geſchieht mit Geld oder Wechſelbriefen; der Waarenhandel mit Waaren, die

entweder zugelaſſen oder verboten ſeyn können, daher der **Kontrebandhandel**, und weil er heimlich geſchehen muß, **Schleichhandel**, entſteht. Wenn man zu Kriegszeiten mit der feindlichen Nation, mit welcher der Handel verboten iſt, durch eine neutrale Nation handelt, heißt es der **Prekareyhandel**, *Commerce precaire.* Erfordert der Handel nicht große Reiſen, ſo nennt man ihn **Handlung in der Nähe**, *Commerce de proche*, auſſerdem *Commerce par des voyages de long cours*, beſonders wenn man die Linie paßiren muß. Die **Handlung zu Lande** geſchieht durch Karren und Wägen, auch durch Kähne und Schiffe auf Flüſſen, Seen und Kanälen; die **Handlung zu Waſſer**, **zur See**, hingegen durch Meere und Ströme. **Haupt- oder Principalhandlung** iſt die, auf welche ſich ein Ort, ein Handelsmann hauptſächlich legt, und **Nebenhandel**, den man nur nebenzu treibt, oder auch den Handelsdienern geſtattet. Die **Handlung auf Spekulation** geſchieht, wenn einer mit dem andern gegen eine Prämie, die er alſobald auszahlt und nicht weiter aufrechnet, eins wird, daß ihm der letztere auf eine beſtimmte Zeit gewiſſe Waaren liefern, oder ſtatt deren die Intereſſen nach marktgängigem Preiſe bezahlen muß. Wenn ein Kaufmann eine Waare, von der er weis, daß ſie für ihn eingekauft worden iſt, verkauft, ehe er ſie empfangen hat, ſo nennt man es **Verkauf auf Lieferung**.

Vorzüglich wichtig iſt aber die Abtheilung des Handels in den **innern** und **ausländiſchen**. Der **innländiſche** oder **einheimiſche Handel**, *Commerce interieur*, iſt die Handlung, welche die Einwohner einer Stadt oder die Unterthanen eines Landes untereinander treiben, ohne damit über die Gränze zu kommen; der **auswärtige Handel** hingegen,

Com-

Commerce exterieur wird mit auswärtigen Völkern geführt, wobey Gold und Silber das ſicherſte Vergütungsmittel iſt, wo nicht durch gegenſeitigen Tauſch gehandelt wird, weil die geprägten Münzen bey andern Völkern oft nur nach ihrem innern Gehalte gelten.

Der innere Handel vermehrt zwar die Güter und den Reichthum einer Nation nicht, denn ſo wie ein Theil des Staats bey demſelbigen gewinnt, ſo muß der andere eben ſo viel verliehren; aber doch befördert er den Umlauf dieſer Güter, belebt die Gewerbe und Erzeugung der Produkte und iſt inſoferne der Grund ausländiſcher Kommerzien. Je mehr Landeswaaren verbraucht werden, deſto mehr Aufmunterung erhält die Kultur des Bodens und die Bearbeitung der rohen Materialien, daher iſt die ſtarke Bevölkerung eines Landes, und beſonders eine große Anzahl wohlhabender Leute eine Hauptquelle des verſtärkten Umlaufs und der Vergrößerung des innern Handels, und wirkt alſo inſoferne auf den auswärtigen. Es wird daher eine weiſe Regierung ſich bemühen, die Bevölkerung zu befördern, aber auch Arbeitſamkeit, Geſchicklichkeit und Kunſtfleiß zu verbreiten, denn eine große Menge träger, unthätiger Menſchen iſt keine Quelle des Wohlſtandes für ein Land, wenn ſie nicht etwa Geld genug haben, um andere für ſich arbeiten zu laſſen. Daher müſſen Landwirthſchaft, Manufakturen, Fabriken, Handwerke ſo viel möglich in Aufnahme gebracht, der Zuſammenfluß und Umlauf der Waaren durch Meſſen und Märkte, ſo wie der Umlauf des Geldes, befördert, ein billiger Gewinn begünſtiget und die Sache ſo eingeleitet werden, daß die im Lande bleibende Waaren, wo möglich durch mehrere Hände gehen, und mehrere einen, jedoch gemäßigten Vortheil verſchaffen, damit jene nicht allzuſehr vertheuert

theuert werden. Unter den Gewerben muß ein guter Zuſammenhang erhalten, dürftige Arbeiter unterſtützt, der Mangel des Kredits und die Urſachen zum Mißtrauen weggeräumet werden, daher auch inſonderheit im Handel und Wandel richtiges Maas und Gewicht, leichte Intereſſen und promte Hülfe der Juſtiz unumgänglich nöthig ſind. Aus dem angeführten Grundſatz, den Gewinn unter ſo viele zu vertheilen, als es geſchehen kann, folgt auch, daß den Manufakturiſten und Fabrikanten nicht erlaubt werden muß, ihre Arbeiten im Kleinen zu verkaufen, da ihr Gewerbe im Großen für ſie eine Quelle des Reichthums bleibt, und zugleich dieſe Quelle auf mehrere Glieder des Staats hingeleitet werden kann, die ſolche Fabrikate vereinzelnen, anſtatt daß bey dem Gegentheil diejenigen, welche bisher im Kleinen damit gehandelt haben, nothwendig zu Grunde gehen müßten, weil ſie nicht gleichen Preiß mit den Fabriken halten könnten, die Arbeitſamkeit niedergedrückt würde, und die Fabriken ſelbſt in ihrer mehreren Ausbreitung und Vervollkommnung ſich hinderten, ſo wie gar bald die Güte ihrer Waaren verliehren müßte, wenn ſie die ſchlechten durch einzelnen Verkauf losſchlagen könnten.

Der **auswärtige Handel** kann auf dreyerley Art geſchehen, wie wohl auch oft mehrere davon mit einander verbunden ſind, theils wenn man die Waaren der Ausländer für Geld kauft und verbraucht, theils wenn man ſie abhohlt, um ſolche wieder an andere Völker zu verhandeln, (**ökonomiſcher Handel**) theils wenn man ihnen inländiſche Produkte zu kaufen giebt. Auf den verſchiedenen Verhältniſſen dieſer Arten zu handeln beruht der Unterſchied zwiſchen dem **Aktiv**- und **Paßivhandel**. S. Aktivhandel. Da aber dieſe Worte auch in dem Verſtand genommen zu werden pflegen,

daß

daß man bey dem Aktivhandel ſeine überflüßigen Güter andern zuführt und das nöthige bey ihnen abhohlt, bey dem Paßivhandel aber ſich zuführen und abhohlen läßt, wie eben daſelbſt angemerkt worden iſt, ſo bemerke ich nur, daß auch inſoferne der Aktivhandel bey weitem der vortheilhafteſte iſt, da er mehrern Menſchen Beſchäftigung giebt, und die Koſten für die Fracht im Lande bleiben. Da ein Staat den Aktivhandel nicht immer in ſeiner Gewalt hat, weil es auch auf den guten Willen der Nation ankommt, welcher man Waaren zuführen will, ſo ſucht er wenigſtens durch vortheilhafte Kommerztraktaten, Aufmunterung zur Schiffahrt, Beförderung des Schiffbaues, gute Ordnungen und Einrichtungen denſelben zu bewerkſtelligen.

Wenn der Handel eines Landes mit Auswärtigen vortheilhaft ſeyn ſoll, ſo muß er mehr Geld in das Land bringen als ausführen, und es iſt alſo die Art deſſelben ſehr ſchädlich, da man ausländiſche Waaren, die im Lande konſumirt werden, für baares Geld einzukaufen genöthigt iſt. Nach und nach muß ſich, wenn nicht anderwärts her ein Zufluß ſtatt findet, d. i. wenn man nicht wichtige Bergwerke hat, oder der Handel, der auf einer Seite mit Verluſt verknüpft iſt, auf einer andern deſto einträglicher wird, oder ein Staat, der gegen einen Nachbarn einen Paßivhandel hat, gegen einen andern einen deſto ſtärkern Aktivhandel führt, alles Geld aus dem Lande verliehren. So iſt offenbar der Handel nach Oſtindien für die Europäer im Ganzen genommen, höchſt nachtheilig, die wohl 100 Millionen dadurch verlohren haben, ſeitdem man den Weg dahin um Afrika entdeckt hat; ich ſage im Ganzen, denn daß einzelne Nationen und Kaufleute dadurch reich werden können, iſt offenbar. Wenn alſo die Folgen eines ſolchen nachtheiligen

Han-

Handels mit Ausländern ſich zu zeigen anfangen, iſt nichts nöthiger, als dem Verbrauch und der Einfuhr dergleichen entbehrlichen Waaren Schranken zu ſetzen, und die unentbehrlichen, wo möglich, im Lande zu gewinnen, oder ſelbſt zu verfertigen, wie z. B. Dänemark und Schweden hie und da gethan haben; ingleichem ſo wenig Materialien roh auszuführen, als es nach den Umſtänden ſeyn kann, damit der Arbeitslohn im Lande bleibe, und überhaupt die ausgehenden Landesprodukte zu vermehren, wozu neue Erfindungen ſehr vieles beytragen können.

Der ökonomiſche Handel hat allerdings ſeine Vortheile für das Land, welches ihn führt, allein er iſt nicht die Sache eines jeden Staats, weil dazu die Lage am Meer oder die Bequemlichkeit großer ſchiffbarer Ströme erfordert wird, und überdies kann man nicht ſicher auf ſeine Dauer rechnen, denn ſo bald das eine Land auf die Gedanken kommt, ſeinen Ueberfluß dem dritten ſelbſt zuzuführen, oder dieſes, denſelben aus der erſten Hand abzuhohlen, liegt der ökonomiſche Handel des zweyten darnieder, wenn es nicht etwa durch beſondere Verhältniſſe und Staatsklugheit ſich denſelben zu ſichern weiß.

Es iſt alſo die Art, da man ſeinen Ueberfluß oder die eigenen Landesprodukte an Auswärtige verhandelt, die gewiſſeſte Quelle des Reichthums und der Aufnahme des Nahrungsſtandes, wenn nämlich der Werth derſelben den Werth der eingeführten und im Lande konſumirten Waaren überſteigt. Um dieſen Zweck zu erhalten, muß entweder die Menge der eingehenden Waaren verringert oder der ausgehenden inländiſchen Produkte vermehrt werden. Noch beſſer iſt es, wenn man beydes zu bewerkſtelligen im Stande iſt.

Hieraus ergiebt ſich die ſogenannte Handelsbilanz, fr. *Balance du Commerce*, welche das Verhält-

hältnis der ausgeführten und eingehenden Waaren lehrt. Man kann ſie ſowohl im Allgemeinen ziehen, wenn man berechnet, was ein Volk von allen andern erhält und ihnen dagegen zuführt, oder im beſondern, wenn man den Ueberſchlag zwiſchen zweyen einzelnen Nationen macht, ohne das Verhältnis mit allen übrigen in Anſchlag zu bringen. Ein Staat kann gegen einen andern verliehren, und doch im Ganzen gewinnen. Die Mittel, zu dieſer Kenntnis zu gelangen, ſind verſchieden. Man macht z. B. den Schluß von der Zahl inländiſcher Schiffseigenthümer und der Befrachtung der Schiffe mit einheimiſchen Waaren auf die Wichtigkeit und Ueberlegenheit des Handels in Anſehung Auswärtiger. Oder man beobachtet den Wechſelkours, den man als das Barometer der Handlung anſieht, weil die Wechſel die Summen beſtimmen, die man an Auswärtige zu bezahlen oder von ihnen zu fordern hat; allein dieſe Rechnungsart iſt noch unſicherer als die vorige, da man einmal die Wechſel als ein Gut anſiehet, mit welchem man handelt. Mit weit mehr Zuverläßigkeit wird man die Handlungsbilanz beſtimmen können, wenn man die Zollregiſter zu Hülfe nimmt und die Ein- und Ausfuhr miteinander vergleicht, ob gleich auch dieſe Rechnung nicht ganz ſicher iſt, weil bey der Einfuhr die Wachſamkeit der Zollbedienten oft genug betrogen wird. Indeſſen kann man doch dadurch die Beſchaffenheit des Handels einigermaſſen beſtimmen, ob unſer Wiſſen gleich auch hier Stückwerk iſt.

Zu Beförderung der Handlung iſt nichts nöthiger als eine gewiſſe Freyheit, ſowohl im Handel ſelbſt, als auch in Anſehung der Religion. Dieſe hat ein Großes darzu beygetragen, daß Holland die Höhe erſtieg, auf der es ſich ehedem befand. Ohne Freyheit hört Erfindungsgeiſt und Spekulation und

Unternehmung auf. Es iſt aber keine ungebundene Freyheit zu verſtehen, manche Einſchränkungen können ſogar den Handel befördern, z. B. die verbotene Ausfuhr roher Materialien. Auch die genaue Aufſicht auf die Güte der Waare. Redlichkeit in Maas und Gewicht u. d. g. iſt keine Hindernis, ſondern eine Stütze des Handels. Selbſt Abgaben entfernen ihn nicht, wenn ſie nur gemäſſigt ſind. Die wahre Freyheit deſſelben beſteht vielmehr in freyem Umlauf, daher Monopolien, ausſchließende Privilegien u. ſ. w. demſelben verderblich ſind. Auch Prämien auf die Ausfuhr ſind ein Beförderungsmittel des Handels, nicht weniger eine gute Einrichtung der Zölle, Mauthen und Accisen, um den Handel zu dirigiren, ohne ihn zu ſehr einzuſchränken, Sicherheit der Kaufleute in Anſehung ihrer Waaren, Bücher und Korreſpondenz, Schlieſſung vortheilhafter Kommerzientraktate. Auch Aſſekuranzanſtalten, Anlegung der Kanäle, gute Landſtraſſen u. ſ. w. tragen das ihrige bey.

Es iſt kein Zweifel, daß eine ausgebreitete Handlung zum Wohlſtand eines Staates unendlich viel beytrage. Dies haben nicht nur in den alten Zeiten die Phönicier, die Kartaginenſer, Aegypter und andere bewieſen, ſondern noch heut zu Tage beweiſen es ſo viele Nationen. Der Handlungsgeiſt belebt faſt jede derſelben, und die meiſten Kriege zur See entſtehen aus ſolchen Veranlaſſungen. Geſellſchaften von Kaufleuten, z. E. die Holländiſche, und noch mehr die Engliſche Oſtindiſche Kompagnie haben ganze Königreiche in andern Welttheilen unter ſich gebracht, und beherrſchen dieſelbigen, und ziehen aus dieſen Gegenden unglaubliche Reichthümer. Faſt durchaus herrſcht in Europa einerley Grundſatz. Jedes Land bearbeitet ſeine rohen Produkte, ſo viel als möglich iſt, und auch wohl die

rohen

rohen Produkte anderer Länder, die man ihm zukommen läßt, jedes ahmt die Manufakturen und Fabriken der Ausländer nach, jedes ſucht die Einfuhr der fremden Waaren zu hemmen oder beſchwert ſie mit Abgaben. Könnte dieſes Syſtem ohne Revolution fortdauren, ſo würden endlich die größten Länder den größten Handel führen, das was ſie eingenommen haben, in ſich ſelbſt cirkuliren laſſen, ohne es wieder herauszugeben, und kleinere Staaten nach und nach verarmen.

Handelsakademie, Handlungsſchule. Jede Kunſt will erlernet ſeyn, und eben ſo auch die Handlung. Allein man bemerkt, daß die Lehrlinge in derſelben ſehr häufig nur auf eine mechaniſche Art behandelt werden, und wofern nicht ihr guter Kopf ihnen forthilft, mechaniſch bleiben. Daher iſt man auf die Gedanken gekommen, gewiſſe Handlungsſchulen zu errichten, da der Schüler nicht nur in den zur Handlung nöthigen Vorkenntniſſen unterrichtet, ſondern auch mit dem Geiſte der Handlung ſelbſt vertrauter gemacht werden ſoll, der oft in den Komtoirs als das größte Geheimnis angeſehen wird. Es ſind dergleichen zu Hamburg, Wien, Düſſeldorf u. a. Orten errichtet worden, und es werden darinnen Sprachen, Rechnen, kaufmänniſche Korreſpondenz, Unterricht im Buchhalten, Kalkulation der Waaren, Geographie, Geſchichte und Mathematik für Kaufleute u. ſ. w. zum Gegenſtande der Lektionen gemacht.

Handelsaſſekuranz. S. Aſſekuranz.

Handelsbücher, Bücher, Bücher der Kaufleute, fr. *Livres des Negocians*, ſind die Bücher der Kaufleute, darinnen ſie alle Geſchäfte ihrer Handlung ſowohl überhaupt, als auch jedes insbeſondere verzeichnen. Es läßt ſich die Zahl und Einrichtung derſelben nicht ganz genau beſtimmen, weil vieles

von dem Willkühr des Kaufmanns abhängt. Folgende ſind unumgänglich nöthig: ein **Manual** oder **Memorial**, (**Kladde**, **Klidderbuch**, **Strazza**) darein verzeichnet wird, was in der Handlung verrichtet worden iſt, und worein jeder Handelsbedienter das Seinige eintragen kann; das **Journal** oder **Tagbuch** und das **Haupt**- oder **Kapitalbuch**, (**Schuldenſkontro**, **Rechnungsbuch**, **Extraktbuch**) welche beyde allein von dem Buchhalter geſchrieben werden. Aber dieſes ſind in den Handlungen, die nur einigermaſſen ins Große gehen, nicht die einzigen Bücher; es giebt deren vielmehr nach Beſchaffenheit der Umſtände eine große Anzahl, welche man Hülfs- oder Nebenbücher nennt, z. B. das **Kaſſa**- oder **Einnahm**- und **Ausgabbuch**; das **Unkoſtenbuch**; das **Verfallzeitbuch**; (**Notierbuch**) das **Waaren**- oder **Güterbuch**; (**Waarenſkontro**) das **Saldier**- und **Bilanzierbuch**; das **Loſungsbuch**; das **Konto korrente**; das **Rechnungskopierbuch**; das **Kalkulierbuch**; das **Briefkopierbuch**; das **Sekret**- oder **aparte Buch**. Nach den verſchiedenen Einrichtungen und Gegenſtänden des Handels, der Verbindung deſſelben mit Manufakturen, Schiffahrt u. d. g. können noch hinzukommen das **Kommiſſions**- **Advis**- **Faktur**- **Briefportobuch**. **Wechſelſkontro**- **Akceptations**- oder **Tratten**- **Remeſſen**- und **Wechſelbriefkopierbuch**, **Arbeiter**- **Färberbuch**, **Schiffbuch**, **Bankobuch**, **Skontro**- und **Reſkontrobuch**, **Meßmemorial**, **Meßſchuldenbuch**, **Meßwaarenſkontro**- **Meßſkontro**- und **Reſkontro**- **Meßwechſelbuch**, **Notizkalender**, (in welchem zum voraus auf das folgende Jahr bey jedem Tage beygeſetzt wird, was daran verfallen, verſprochen, oder ſonſt zu thun iſt,) u. d. g. Dieſe Bücher werden dann gemeiniglich, beſonders

bey

bey großen Kaufleuten in doppelten Poſten gehalten, da der Nutzen davon unwiderſprechlich iſt. S. doppelte Buchhaltung.

Der Beweis durch Handelsbücher iſt ein Vorrecht der Kaufleute, welches theils durch Geſetze zu Begünſtigung des Handels, theils durch das Herkommen eingeführt iſt. Doch werden darzu die Bedingungen erfordert, daß ſie von einem Manne producirt werden, der ein wirklicher Kaufmann und ſonſt ein ehrlicher, glaubwürdiger Mann iſt, daß der Schuldner gleichfalls ein Kaufmann ſey und die Schuldforderung von Handlungs wegen herrühre, daß die Bücher gebunden, (damit man nicht Blätter heraus nehmen und andere einrücken könne,) ordentlich geführt, Zeit und Umſtände aufs genaueſte angegeben, und ſie in Originali producirt werden ꝛc. Gleichwohl machen die Handelsbücher keinen völligen Beweis, vielmehr müſſen ſie mit dem Erfüllungseide bekräftiget werden.

Daß die Handelsbücher mit den daher entſtehenden Rechnungen zu gewiſſen Zeiten geſchloſſen und neue verfertigt werden müſſen, um nicht endlich in Unordnung zu gerathen, iſt kaum nöthig zu erinnern.

Handelskollegium, Kommerzienkollegium, Kommerzienkammer, Handlungsdeputation u. ſ. w. iſt ein Kollegium, welches von Seiten der Obrigkeit zur Aufnahme der Handlung, und inſofern Manufakturen, Handwerke, Landwirthſchaft dahin einſchlagen, auch zugleich zur Aufnahme dieſer, niedergeſetzt wird. Es giebt ſolche in den meiſten Staaten, die ſich auf den Handel legen, oder doch denſelben vorzüglich begünſtigen, z. B. England, Frankreich, Dänemark u. a. Es gehören in ein ſolches Kollegium Männer von verſchiedenen Fähigkeiten, nämlich ſolche, die die Rechte, andere die

den Handel, noch andere, die die Manufakturen und das Kameralweſen hinlänglich verſtehen. Ihre Verrichtungen ſind, auf alles, was Handel, Manufakturen, Landwirthſchaft u. d. g. betrift, ein wachſames Auge zu haben, ihr Gutachten über dergleichen Punkte der Herrſchaft vorzulegen, und die genehmigte Einrichtung zur Vollziehung zu bringen.

Handelskredit. Der Handelskredit unterſcheidet ſich von dem Kredit der Privatperſonen hauptſächlich dadurch, daß er ſich nicht ſo wie dieſer, auf die Größe der unbeweglichen Güter, ſondern vielmehr auf gute Meinung gründet, welche man andern von ſeiner Redlichkeit, von ſeinem Vermögen und von ſeiner Geſchicklichkeit und Vorſichtigkeit im Handel beyzubringen weiß. Er läßt ſich daher viel weiter ausbreiten als jener, weil der Grund, auf welchem er ruhet, nämlich die gute Meinung anderer, keine ſo enge Gränzen hat. Dagegen aber iſt er auch leicht verſcherzt. Wer im Handel viel wagt, wer viel auf Zeit kauft, und wer ſich der Gefahr ausſetzt, viele Zahlungen in einem Zeitpunkt leiſten zu müſſen, der wird ſeinen Kredit bald verſcherzen. Der Nutzen des Handelskredit iſt hingegen auch auſſerordentlich groß. Dadurch ſetzt ſich der Kaufmann in den Stand, ſeine Waaren ſtatt baaren Geldes mit ſeinen Wechſeln bezahlen zu können, und mithin ſeine Kaſſe anſehnlich zu vergrößern, ohne jemanden um einen Geldvorſchuß anſprechen zu dürfen.

Banken, gute Wechſelordnungen, ſchleunige Juſtizpflege und nachdrückliche Strafe für Banquerotirer ſind die hauptſächlichſten Stützen des Handelskredits.

Handelsdeputirte ſind gemeiniglich Handelsherren, die der Kaufmannſchaft vorgeſetzt ſind, und den Ruhm der Klugheit, Erfahrung, Ehrlichkeit und

des

des Reichthums haben müſſen, *Deputés du commerce.*

Handelsdiener, Kaufmannsdiener, *Garçon marchand*, bey Wechslern, *Commis*, iſt ein Bedienter bey einer Handlung, der die Kaufmannſchaft gelernet hat, und dem Kaufmann in Handelsgeſchäften nach Maasgabe des Auftrags, den er ihm giebt, beyſteht. Dergleichen Aufträge können ſeyn: Aus- und Einpacken, die Waaren ſortiren, an Ort und Stelle legen, rein halten, verkaufen, Wechſelbriefe acceptiren laſſen, Gelder einkaßiren und auszahlen, Briefe ſchreiben oder kopiren, Buchhalten, Konti machen, Handelsplätze oder Börſen beſuchen u. ſ. w. Es giebt ſolche, die ſich auf dieſe Art nur eine Zeitlang brauchen laſſen, um ſich zugleich zu perfektioniren, und dann ihr Glück weiter ſuchen, oder andere, die ſich da etabliren und beſtändig bey einer Handlung bleiben. Wer nur ein wenig von der Handlung verſteht, wird auch ohne Mühe die Qualitäten ausfindig machen, die man bey einem ſolchen Subjekt ſucht und — nicht immer findet. Doch beobachtet man beſonders bey ſolchen, denen man viel anvertrauen muß, die äuſſerſte Vorſicht, und ſucht jeden da anzuſtellen, wo er am brauchbarſten iſt. Man kommt auf dieſe Art in Kondition durch Rekommendation, durch Mäckler, oder auch, wenn man in der Handlung gelernet hat. Die Konditionen von beyden Seiten werden in dem Beſtallungskontrakt namhaft gemacht, wobey auch zuweilen ein kleiner Nebenhandel bedungen wird.

Handelsfreyheit. Die wahre Handelsfreyheit beſtehet darinnen, daß niemand weder durch Monopolien, noch Accis und Mauthanſtalten gehindert werde, zu handeln, womit er will, ſeine Waaren kommen zu laſſen, woher er will, und zu verſenden, wie und wohin er will und kann; daß ihm durch die Unter-

ſuchung ſeiner ankommenden und abgehenden Waaren, welche mit dem Mauth- und Accisſyſtem unzertrennlich verbunden iſt, kein Aufenthalt in ſeinen Geſchäften veranlaßt werde; und daß ſich die Obrigkeit nie erlaube, unter dem Vorwande, die Gewerbſteuern des Handelsmanns zu reguliren, ſeine Bücher und ſein Gewerb zu unterſuchen, daß die Freyheit die Seele der Kommerzien ſeye, und daß ohne ſie die Handlung nicht blühen könne, davon liefert die Geſchichte den augenſcheinlichſten Beweiß. Noch keine Handlung wurde durch obrigkeitliche Anſtalten empor gehoben, und die blühendſte Handlungen finden wir immer in Ländern und Zeiten, da ſich die Landesregierungen faſt gar nicht darum bekümmerten. Und in unſern Tagen, da ſich faſt alle Monarchen und Regenten ganz vorzüglich bemühen, Handlung und Gewerbe in ihren Staaten empor zu bringen, ſchränken ſich Kommercien und Gewerbe immer mehr auf republikaniſche Länder und Städte ein, ob ſchon dieſe gar nichts dafür zu thun ſcheinen, ſondern alles bey dem alten laſſen, und dagegen alle ſie umgränzende monarchiſche Staaten einzig und allein zur Abſicht haben, ihnen ihre Handlung und Gewerbe zu entziehen. Daß man bey den Monopolien und bey den Verboten, inländiſche Manufakturſtoffe aus- und dagegen fremde Manufakturen einzuführen, die Abſicht hat, die inländiſche Handlung und Gewerbe zu begünſtigen, das macht ihre Wirkung nicht im geringſten weniger deſtruktiv, als wenn man die entgegengeſetzte ſchlimme Abſicht hätte. Man vergleiche damit den Artickel Einfuhr und Ausfuhr der Waaren. Auch alsdann, wenn man mit Nachbarn umgeben iſt, welche durch Auflagen, Aus- und Einfuhrverbote und Monopolien die Handlung erſchweren, macht man durch Repreſſalien das Uebel noch ärger und vermehrt die Hinderniſſe, welche der

Hand-

Handlung durch die Nachbarn in den Weg gelegt wurden. Ein Beyſpiel wird dieſes deutlicher machen. Das Land *A* hat Ueberfluß an Holz, woran es dem angränzenden Lande *B* fehlt, welches hingegen von ſeinem Ueberfluß an Getraid einen großen Theil an *A* verkauft, welchem es ebenfalls faſt unentbehrlich iſt. *A* durch falſche Politik geleitet, verbietet die Ausfuhr des Holzes, entweder um ſich gegen den beſorgenden Mangel zu ſchützen, oder ſeine Fabriken, die ſolches bedürfen, zu begünſtigen. *B* braucht Repreſſalien und verbietet die Ausfuhr des Getraides nach *A*, in Hofnung jenes Land zu Aufhebung ſeines Verbots zu zwingen. Die Einwohner von A fühlen den Nachtheil, welcher ihnen dadurch zugeht, allein die Regierung will nicht gefehlt haben, will nicht nachgeben und dadurch ihre Schwäche verrathen. Sie beharrt alſo auf dem Verbot. *A* leidet unter der verbotenen Holzausfuhr und Getraideinfuhr gedoppelt. Aber profitirt wohl *B* durch letztere? Keinesweges. *B* muß Getraid verkaufen, ſonſten wird es in der Handlungsbilanz zurücke geſetzt. Durch das Verbot der Ausfuhr nach *A* verliert es auf ſeinen Getraidmärkten einen anſehnlichen Käufer, und der Preiß ſinkt, ſo wie er in *A* ſteigt. Die Laſt wird alſo für ſeine Einwohner erſchwert. Sie müſſen das Holz theurer kaufen und das Getraid wohlfeiler weggeben. Hätte man keine Repreſſalien gebraucht, ſo wäre der Nachtheil nur halb ſo groß für *B* geblieben. *C* ein an beyde angränzendes Land, kauft nun das Getraid in *B* wohlfeiler ein und verkauft es in *A* um ſo theurer wieder. Es gewinnt alſo rein, was *A* und *B* verlieren.

Kaufleute haben die Feſſeln geſchmiedet, unter welchen die Handlung allenthalben ſeufzet. Eigennützige Kaufleute ſind die Erfinder der Monopolien,

der Kommerzientraktaten, der Mauthen und aller Zwangsanſtalten, welche die Handlung allgemein deſtruiren. Man muntert einen Kaufmann durch verſprochene Unterſtützungen auf, eine Manufaktur zu errichten, oder einen Handlungszweig empor zu heben; folglich wird er Privilegien und Unterſtützungen fodern, die auf nichts als Monopolien und Zwangsanſtalten hinaus laufen. Ihm iſts genug, dabey ſeinen augenblicklichen Privatvortheil zu finden; um die weitere Folgen bekümmert er ſich nicht.

Handelsfrau heißt diejenige, die eine eigene Handlung hat, oder mit ihrem Mann als Konſortin in Handlung ſteht, oder mit andern in Kompagnie handelt. Sie hat inſofern Vorrechte, die andere ihres Geſchlechts nicht haben, z. B. in Bürgſchaften, Ausſtellung der Wechſel, in Kontrakten, die ſie ohne Kurator vollziehen kann, inſoferne das alles in Rückſicht auf ihre Handlung geſchieht, und ſie alſo männliche Geſchäfte treibet.

Handelsgeheimniſſe. Es iſt der Natur der Handlung gemäs, daß man vieles geheim halten muß. Dahin gehören der Zuſtand der Handlung überhaupt, die Kanäle, wodurch man Waaren und Fabrikate erhält, verſchiedene Dinge, die den Verſchluß betreffen, und tauſend andere Sachen, die keine Publicität leiden. Auch unerlaubte und unnöthige Geheimniſſe kommen oft, wie leicht zu erachten iſt, unter den Handlungsheimlichkeiten vor.

Handelsgericht. Da der Geiſt der Handlung den langweiligen Gang gewöhnlicher Prozeſſe ſchlechterdings nicht verträgt, und zur Entſcheidung ſolcher Streitigkeiten Richter erfordert werden, die den Gang der Handelsgeſchäfte genau kennen, ſo hat man ſchon von alten Zeiten her die Vorſicht gebraucht, daß Handelsprozeſſe entweder ohne viele Weitläuftigkeit

entſchieden, oder eigene Handelsgerichte eröfnet wurden, dergleichen auch Deutſchland in Hamburg, Leipzig, Breslau, Braunſchweig u. a. Orten hat. Gemeiniglich werden derſelben zwey errichtet, damit man von dem einen an das andere appelliren könne, und alſo derjenige, welcher durch einen ſolchen Rechtsſpruch gravirt iſt, noch eine Zuflucht vor ſich habe. Die Richter ſind theils Rechtsgelehrte, theils Kaufleute, und bey Meßgerichten werden auch fremde Kaufleute als Aſſeſſoren mit zugezogen.

Handelsgewicht, Krämergewicht, ein etwas leichteres Gewicht, zum Unterſchied vom Fleiſchergewicht.

Handelsjunge, Kaufmannsjunge, Lehrling, fr. *Apprentif*, iſt bekanntlich derjenige, welcher bey einem Kaufmann die Handlung erlernet. Man theilt ſie in eigentliche Kaufmannsjungen und Krämerjungen ein. Zuweilen läßt auch ein Kaufmann ſeinen Sohn bey einem andern lernen und nimmt dagegen deſſen Sohn in die Lehre, welche **Tauſchjungen** genannt werden. Ehe man die Lehrkontrakte abſchlieſet, wird gemeiniglich eine Probzeit erfordert, worauf die Bedingungen wegen der Lehrzeit, der Kaution, des Lehrgeldes u. d. g. auf eine verbindliche Art veſtgeſetzt werden.

Handelsmann, Kaufmann, lat. *Mercator*, fr. *Marchand*, *Négotiant*, heißt derjenige, der die Handlung treibt, und die Waaren, die er einkauft oder verfertigen läßt, in Läden, auf Märkten, oder durch Verſendung an Auswärtige verkauft. Man unterſcheidet die, welche im Großen handeln, **Groſſierer, Handelsherren,** und die, ſo den Handel im Kleinen treiben, **Krämer, Handverkäufer.** Ein Handelsmann muß die Handlung hinlänglich verſtehen, daher ſie auch ordentlich erlernt zu werden pflegt, und dem Matrickel der Kaufleute einverleibet

ſeyn, wobey der Sohn eines Kaufmanns einen Vorzug vor Fremden hat, welche ſchwerer oder oft gar nicht aufgenommen werden. Die Kaufleute handeln mit Waaren oder auch mit Gelde, welche letztere Wechsler heißen und entweder Münzſorten umſetzen, oder mit Wechſelbriefen handeln. (*Banquieurs*, **Kambiſten**) die ſo mit Waaren handeln, und ſich dadurch von **Aſſekuranten**, welche aſſekuriren, ſ. Aſſekuranz, und von **Spediteurs**, die die Verſchickung der Waaren beſorgen, unterſcheiden, handeln bald auf eigene Rechnung, bald in Kommiſſion für andere, **Kommißionäre**, **Faktore**. Die erſtern laſſen die eingekauften rohen Waaren in Fabriken verarbeiten (**Fabrikanten**) oder verkaufen ſie ſo, wie ſie ſolche empfangen haben. Uebrigens haben ſie auch Benennungen von den Waaren, welche ſie verkaufen, z. B. Specereyhändler, Tuchhändler, Eiſenhändler u. ſ. w.

Daß ein Kaufmann Waarenkenntnis, Wiſſenſchaft von den Arten, wo ſie für ihn am beſten zu haben ſind, Kenntnis des Poſt: Fuhr: und Schiffweſens, der Zölle und Abgaben, der Rechenkunſt, des Buchhaltens, der kaufmänniſchen Kunſtſprache und Zeichen, der Münzen, des Wechſelkourſes, der Handels: Wechſel: und Seerechte u. ſ. w. haben muß, darinnen iſt jedermann einverſtanden, ſo wie auch darinnen, daß man ohne gewiſſe natürliche Fähigkeiten, Fleiß, Ordnung u. d. g. nie ein bedeutender Kaufmann werden wird.

Die Kaufleute haben auch eigene Rechte und Freyheiten. Z. B. ſie können gewiſſe Statuten unter ſich errichten und einen Konſul erwählen, der ihre Streitigkeiten ſchlichtet; ihre Prozeſſe werden nur ſummariſch und zuweilen vor einem eigenen Gerichte entſchieden. S. Handelsgericht; manche Exceptionen, als nicht bezahlten Geldes u. a. haben

bey

bey ihnen nicht ſtatt; ihre Handelsbücher geben einen halben Beweis, ſ. Handelsbücher; ſie können, gewiſſe Fälle ausgenommen, nicht zur Auslieferung derſelben angehalten werden; ſie können in manchen Fällen höhere Zinſen bedingen; ſie dürfen auf Meſſen wegen einer anderweitigen Geldſchuld nicht arretirt werden; ſie können bey verzögerter Bezahlung der Waaren Intereſſen fordern; ſie werden, ſo bald ſie den Handel wirklich anfangen zu treiben, in Handelsſachen für mündig erkannt; ihre Handſchriften ſind gültig, wenn auch die Sache der Schuld nicht ausgedrückt wird u. a. m.

Handelsobligationen, Handelsbillete ſind gewiſſe Schuldverſchreibungen, die ſich ein Kaufmann zur Sicherheit für erhaltene Waaren geben läßt, und darinnen die zu bezahlende Summe nebſt dem Zahlungstermin, auch wohl die Sache, wofür die Schuld entſtanden iſt, angezeigt werden. Man läßt ſich oft dergleichen da, wo man weder Geld noch Wechſelbrief bekommt, geben, um des weitläuftigen Prozeßirens entübrigt zu ſeyn. An mehrern Orten verfährt man auf dieſelbigen bey ermangelnder Bezahlung gegen Kaufleute nach Wechſelrecht und gegen andere exekutoriſch.

Handelsplatz, Handelsſtadt, lat. *Emporium*, fr. *Ville de commerce*, eine ſolche Stadt, wo ſtarke Handlung, auch wohl ein anſehnlicher Geldverkehr getrieben wird. Sie hat gewiſſe Vorrechte, die aber vom Meſſenrecht und Stappelgerechtigkeit zu unterſcheiden ſind. Wo Jahrmärkte und Meſſen ohne Stappelgerechtigkeit ſind, kann jedermann Waaren zu- und abführen, feil haben und verkaufen oder nicht verkaufen, wie er will; tritt zugleich das Stappelrecht ein, ſo kann man die Waaren an Fremde und Einheimiſche verkaufen, aber man muß ſie ſchlechterdings feil haben, welches letztere den Stappel-

ſtädten eigenthümlich zukommt. Eine Handelsſtadt an ſich betrachtet aber hat das Vorrecht, daß man zwar Waaren daſelbſt zuführen und niederlegen kann, aber kein Fremder von einem Fremden kaufen darf, ſondern alles durch die Hände der Bürger gehen muß.

Schon die Natur beſtimmt gemeiniglich eine Stadt zur Handelsſtadt. Wenn ſie nämlich, wie bey den meiſten der Fall iſt, an der See liegt und einen guten Hafen hat, oder ein ſchiffbarer Fluß an derſelben vorbey ſtrömt, ſo hat ſie eine zum Handel ſehr bequeme Lage. Eben das kann aber auch bey Landſtädten in ſeiner Art durch Kunſt hervorgebracht werden, wenn bequeme Chauſſeen durch ſie hingehen, wenn reiche Leute und Fabrikanten da ſind, wenn dem Handel die Direktion durch dieſelbige gegeben wird, oder er ſolche ſchon ſeit mehrern Jahren hat, wenn ihr vorzügliche Gerechtigkeiten u. ſ. w. verliehen werden. Kommen alle dieſe Umſtände zuſammen, ſo iſt es deſto beſſer. Hamburg behauptet unter den Städten Deutſchlands, die zum Handel eine vorzüglich glückliche Lage haben, die erſte Stelle. Es giebt aber darinnen noch mehrere Handelsſtädte, die gleichfalls wichtig ſind, als Wien, Frankfurt am Mayn, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Stettin, Breslau u. ſ. w. In andern Reichen ſind Paris, Lion, Amſterdam, Antwerpen, Madrit, Cadix, Liſſabon, Venedig, Genua, Livorno, Kopenhagen, Stockholm, Danzig, Königsberg u. a. von vorzüglichem Gewichte.

Handelsrechnung. Die Art und Weiſe, wie die Handelsrechnungen oder die Rechnungen der Kaufleute geführt werden, nennet man die Buchhaltung, wovon bereits die Artickel doppelte und einfache Buchhaltung vorangeſchickt, und unter dem Worte Con-

Conto, die verſchiedenen Gattungen der Handels-berechnungen angeführt worden ſind. Es iſt alſo nichts mehr übrig, als der unter dem Worte Bodmerey geſchehenen Zuſage gemäs hier noch folgendes anzuführen. Es wird Bodmerey kontodebet, 1) an Kaſſakonto, wenn man jemanden Bodmerey in baarem Gelde vorſtreckt; 2) an den Faktorn mio konto korrenti, wenn mein Agent für meine Rechnung jemanden auf Bodmerey vorſtrecket, 3) wiederum an Kaſſakonto, wenn ich ſolche Gelder aſſekurire und Prämie bezahle; 4) an den Faktor mio konto korrenti, wenn ich ſelbige durch den Faktor veraſſekuriren laſſe; und 4) an Gewinn- und Verluſtkonto, wenn ich bey der Saldirung gewonnen befinde. Hingegen wird Bodmerey konkredit: 1) der Kaſſakonto, wenn mir jemand die vorgeſtreckten Bodmereygelder bezahlt; 2) pr. den Faktor mio konto korrenti, wenn ſolche an meinen Agenten bezahlt werden; 3) per Gewinn- und Verluſtkonto, wenn ein Schiffer in der See bleibt; und 4) per ditto, bey Saldirung für den übrigen Verluſt.

Handelsunterſchrift. S. Firma.

Handelszeichen, das Zeichen, womit ein Handelsmann ſeine Waaren bemerkt.

Hanf, Galgenkraut, lat. *Cannabis*, fr. *Chanvre*, iſt ein Gewächs, aus deſſen Haaren, ſo wie bey dem Flachs, Faden geſponnen, und entweder gewebt, oder zu Seilen u. d. g. verarbeitet werden. Es hat Oſtindien zum Vaterlande, wird aber allenthalben gebauet, als in Frankreich, Italien, England und Holland (welche beyde Staaten aber bey weitem nicht ſo viel erzeugen, als ihre Bedürfniſſe erfordern) Rußland, Liefland, Pohlen, Litthauen, Kurland, (welche alle von ihrem Ueberfluß ausführen können). In Deutſchland bauet man in Schwaben, Bayern, Weſtphalen, Niederſachſen

und

und beſonders in Schleſien u. a. Gegenden dergleichen. Es hat der Hanf zweyerley Geſchlechter, welche ſich beyſammen befinden müſſen, wenn man Saamen erhalten will. Der männliche Hanf, Sommerhanf, lat. *Cannabis florifera foecunda*, fr. *Chanvre fecond* hat gelblichte, mitten in einem Kelch wachſende, ſternförmige Blüthen, die zu einem zarten Staube werden, ohne einen Saamen hervorzubringen. Mit dieſem Staube wird der Saame der weiblichen Pflanze, welche ſaamentragender Hanf, Hänfin, Winterhanf, (auch wohl Fimmel, mit welchem Namen doch an andern Orten das männliche Geſchlecht belegt wird,) lat. *Cannabis femina, fructifera*, fr. *Chanvre femelle*, genannt wird, befruchtet, ſo daß ſie fähig wird, in dem runden, gleichſam mit einer Haube bedeckten Saamenhäuschen den grauen, rundlichen, glänzenden, mit einem weißen ölichten Mark erfüllten Saamen hervorzubringen, welcher Hanfkern genannt wird.

Es iſt dieſes Gewächs nicht perennirend, eine beſondere Art davon ausgenommen, ſondern wird alle Jahre durch den Saamen gezogen. Die holzige, weißlichte Wurzel treibt einen Stängel, der bey der weiblichen Pflanze höher als bey der männlichen iſt und wohl 6 und mehr Fuß hoch wird. Die Blatten ſtehen einander gegenüber, und ſind in viele ſpitzige, eingezackte, lange, rauhe Blättchen eingetheilt. Die männliche Pflanze, bey welcher ſie bläſſer ſind und weiter auseinander ſtehen, treibt ſchwache, mit kleinen gelblichtgrünen Blumen beſetzte Aeſtchen, die kein Blumenblatt haben, ſondern nur 5 längliche vertiefte Kelchblättchen und 5 kurze Staubfäden mit viereckigen Staubbeuteln zeigen. Bey der weiblichen Pflanze hat die Blüthe einen länglichen zugeſpitzten, der Länge nach aufgeſchlitzten Kelch, der den Fruchtkeim einwickelt, über welchen

zween

zween Griffel mit ihren ſpitzigen Staubwegen her=
vorragen.

Es liebt der Hanf weiche, gutgedüngte, lockere, nicht allzu trockene Erde, beſonders neu aufgeriſſe= nes Feld, oder auch von Flüßen, die ihren Schlamm zurück gelaſſen haben, überſchwemmte Plätze, da= her es beſſer iſt, von dem Hanfbau abzuſtehen, wenn man kein tüchtiges Land dazu beſitzt. Dargegen hat er auch das Lob, daß er das Unkraut vertreibe, den Boden locker erhalte und nicht ſehr ausſauge. Von Rechtswegen ſoll der Acker dazu ſchon im Herbſt bey Zeiten gepflügt werden, und zwar ziemlich tief, damit der Boden weit hinein durch den Froſt locker gemacht werde, das zweytemal pflegt man ihn, wo möglich, im Februar und dünget ihn, worauf er noch ein oder zweymal mit dem Pfluge befahren wird, da der Hanf klares Land fordert. Die Saat geſchieht zu Ende des Aprils oder im angehenden May, wenn der Acker nicht zu kalt und feucht iſt, da man ihn wohl in der Mitte oder am Ende dieſes Monats ſäen muß. Wo es ſeyn kann, wählt man die Zeit nach einem gelinden Regen. Der Saame muß von dem nächſt vorhergehenden Gewächſe ſeyn, da von den zweyjährigen viel zurücke bleibt. Er wird nach der Saat wohl umgeegget, da er, bis er aufgegangen iſt, ſehr viel von Tauben und andern Vögeln leiden muß. Wenn das Unkraut ſich unter dem Hanf gar zu häufig zeigt, ſo muß mit großer Sorgfalt gegätet werden, weil man ihm gar leicht Schaden zufügen kann. Wenn der männliche Hanf reif iſt, welches gemeiniglich im Anfang des Auguſts geſchieht, wird er gerauft. (geſimmelt) Der weibliche bleibt wohl noch 3 oder 4 Wochen ſte= hen, ehe er ſeine gehörige Reiſe erlangt. Dieſe er= kennt man daran, wenn der Stängel weißlich und die Spitze gelb wird, wenn die Hanfkörner anfan=

gen

gen braun zu werden, und die Kronen ſich öfnen, ſo daß die Körner anfangen hervorzutreten und abzuſpringen. Da der Hanf, welcher allzureif worden iſt, weniger gut in Haaren wird, ſo iſt es beſſer, einen Theil davon, welcher den Saamen zu künftiger Ausſaat geben ſoll, etwas länger ſtehen zu laſſen und den übrigen auszuziehen. Wenn der Hanf ausgerauft iſt, wird er an manchen Orten in großen Haufen aufgeſtellt, ſo daß der Saame in die Höhe kommt und mit Stroh bedeckt. Auf dieſe Art bleibt er 10 bis 14 Tage ſtehen, damit die Körner recht abdorren und der Baſt welke, worauf man ihn ſammelt und nach Hauſe bringt. Nun wird er geriffelt, und der Saame in den Hülſen ausgebreitet, nachdem er hinlänglich getrocknet iſt, ſanft gedroſchen und durch das Schwingen oder Werfen und Sieben gereinigt.

Wenn der Saame von den Stängeln abgeſondert iſt, ſo werden dieſe, ſo wie der männliche Hanf, entweder ſchon im Herbſt, oder ſicherer, nachdem man ihn hinlänglich getrocknet und den Winter hindurch aufgehoben hat, im Frühling in das Waſſer gebracht und geröſtet, da man ihn, nachdem dieſes geſchehen iſt, weit leichter als im Herbſt trocknen, und vor der Verderbnis verwahren kann. Es geſchiehet aber dieſes Röſten auf dieſe Art, daß man ihn bundweiſe auf den Boden des Waſſers legt, etwas Stroh darauf deckt, worauf Stücke Holz und zuletzt große Steine kommen. Die Zeit, welche der Hanf im Waſſer liegen muß, beruhet auf der Beſchaffenheit des Waſſers, der Witterung und des Hanfes ſelbſt. Derjenige, welcher auf gutem feuchtem Boden gewachſen und etwas grün geraufet worden iſt, wird im Waſſer eher fertig als der ganz reife, oder auf trockenem Felde geſtandene; in flieſſendem Waſſer muß er länger röſten als in ſtehendem

oder gar ſchleimigen, bey warmem Wetter wird er eher fertig, als bey kaltem. Der, welcher in Flüſſen geröſtet wird, bekommt meiſtentheils eine ſchönere Farbe als der, welcher in ſtehendem Waſſer liegt. Nur darf man ihn nicht allenthalben in flieſſendes Waſſer legen, weil gemeiniglich behauptet wird, daß ſolches den Fiſchen ein Gift ſey, wiewohl andere der Meynung ſind, daß nur der Ueberfluß dieſer den Fiſchen ſonſt zuträglichen Nahrung ſchädlich werde, wenn das Waſſer nicht hinlänglichen Abfluß hat. Wo ſich Krebſe aufhalten, wird der Hanf leicht von ihnen benagt. Um zu wiſſen, ob derſelbige genug geröſtet ſey, nimmt man etwas heraus und macht damit die Probe. Ordentlicher Weiſe kann der männliche Hanf in 3 bis 6, und der weibliche in 5 bis 10 Tagen fertig ſeyn, doch iſt es am ſicherſten, ihn zu verſuchen, weil zu wenig und zu viel hierinnen ſchädlich iſt.

Wenn man den Hanf aus dem Waſſer genommen hat, ſpühlt man ihn ab, damit er von der Unreinigkeit befreyet werde, und trocknet ihn wieder, da er denn zu weiterm Gebrauch aufgehoben oder ſogleich verarbeitet werden kann. Dieſes geſchieht dadurch, daß man ihn dörrt, welches gemeiniglich auf eine bekannte Art durch Feuer geſchieht; ihn bricht oder brecht, ſ. Breche, auch wohl ſtatt dieſer Operation, vermittelſt einer Walze mit Hohlkehlen, die allenfalls durch Waſſer in Bewegung geſetzt wird, von den Acheln losmacht, wodurch mehr ausgerichtet werden kann, ihn darauf ſchwingt oder klopft, um das unnütze noch mehr abzuſondern, welcher Zweck auch durch eine Art von Mühlen erreicht werden kann, wobey aber mehr von dem Hanf verlohren geht; oder, wie einige rathen, durch wiederhohltes Einlegen in das Waſſer noch vortheil-

theilhafter erhalten werden ſoll; und ihn endlich hechelt.

Man hat dreyerley Hecheln zum Hanf, die weite, die mittlere und die feine. Sie folgen ſo in der Ordnung, daß z. B. die zweyte 8 Zolle lange und 6 Linien voneinander abſtehende Stacheln hat, wenn die Stacheln der erſten 12 Zolle lang und 2 Zolle voneinander entfernt ſind. Es ſtehen dieſelben nicht reihen- ſondern rautenweiſe, und ſind ablang geſchliffen, ſo daß der Durchſchnitt des Stachels nach der Breite der Hechel hin größer als nach ihrer Länge gerechnet, iſt. Das, was bey dem Hecheln abfällt, heißt Hanfwerg oder Hanfhaber, das, was in der Hand bleibt, Hanfflachs.

Es haben ſich mehrere die Mühe gegeben, den inländiſchen Hanf zu verfeinern, und ich führe hier die Methode des Prinzen von St. Severe zur Probe an. Er befiehlt den gebrechten Hanf in kleine Bündel von etwa $\frac{1}{4}$ Pfund zu binden und in ein hölzernes Gefäß zu thun. Vorher aber wird eine Lauge bereitet, zu der man für jedes Pfund Hanf $\frac{1}{2}$ Pfund gepülverte Soden und $\frac{1}{4}$ Pfund gelöſchten Kalk nimmt und dieſe beyden Stücke mit 6 Pfund Waſſer unter öfterm Umrühren ſo lange ablauget, bis die Lauge ſtark genug iſt. Dieſe wird nun eine halbe Stunde geſotten und durch eine ausgebreitete Leinwand auf den Hanf gegoſſen. Nach 6 Stunden wird er aus der Lauge heraus genommen, und wenn er nicht genug gebeizt iſt, dieſe abermals gekocht und der Hanf eine Stunde lang darinnen geweicht, ausgeſpühlt und in einen Keſſel gethan, da man dann auf jedes Pfund Hanf 2 Loth kleingeſchnittene Seife ſchichtweiſe hineinwirft, ſiedend Waſſer darauf gieſet und ihn 24 Stunden ſtehen läßt. Dann wird er abgeſpühlt, an einem ſchattigten Orte getrocknet, mit einem hölzernen Schlägel

gebläuet

gebläuet und gehechelt. Es ſoll der Hanf, auf dieſe Art zubereitet, dem Perſiſchen gleich kommen und einen Gewinn von 50 pro Cent abwerfen.

Insgemein wird der Hanf in Baſthanf, der erſt aus der Breche kommt, und in Reinhanf, der ſchon mehr gereiniget iſt, eingetheilt. Iſt der letztere nur geſchwungen, ſo nennt man ihn Sträbnhanf, Spinnhanf hingegen, wenn er auch gehechelt iſt. Beyde werden in ordinär, mittel und fein abgetheilt.

Man benutzt den Hanf auf mancherley Art. Durch das Spinnen wird hänfenes Garn bereitet, welches zu Leinwand, zu Pechdrathen u. d. g. gebraucht wird. Nicht nur der Hanfflachs, ſondern auch das Werg giebt einen guten Faden, der den des Flachſes an Stärke übertrift, und nachdem er gelauget iſt, ſehr ſchön ausfällt. Die Arbeiten des Seilers aus Hanf ſind ohnehin bekannt genug. Sie kaufen ihn meiſtens ſo, wie er aus der Breche kommt, und bereiten ihn dann ſelbſt zu ihrer Arbeit weiter zu. Auch das Werg verarbeiten ſie zu Stricken u. d. g.

Aus dem manchfaltigen Gebrauch, den man von dem Hanf macht, und der Unentbehrlichkeit deſſelben bey dem Seeweſen iſt ſchon vorläufig zu ſchließen, daß der Handel damit beträchtlich ſey. Und man wird um ſo weniger daran zweifeln, wenn ich anführe, daß ſchon 1760. aus dem Rigiſchen 48442 Schiffpfunde Hanf. und 11270 dergleichen an Werg und aus Petersburg A. 1778. 139000 Tonnen Hanf ausgeführt worden ſind. Ueberhaupt kommt der meiſte aus Pohlen, Kurland, Liefland und Rußland. Der Bologneſiſche wird für den beſten gehalten, aber nur wenig ausgeführt, am meiſten von den Venetianern. Den nächſten Rang hat der Rigiſche, dann der aus Narva. Ueberhaupt ſchätzt man den Hanf nach folgenden Stücken, ob er von

beträchtlicher und gleicher Länge, hinlänglich von Schaben und Werg gereinigt, ſilberfarb oder grünlicht, von ſtarkem aber nicht faulem und ſchimmlichtem Geruch, weich, fein und trocken iſt. Das Gewicht, nach welchem er verkauft wird, iſt verſchieden. In Amſterdam hält ein Schiffpfund Hanf 300 Pfund, in Hamburg und Lübeck 280. In Schweden rechnet man eine Laſt Hanf für 120 Lispfund oder 6 Schiffpfund, in Preußen, Pohlen und Litthauen für 60 Stein, deren jeder 34 bis 40 Pf. hält. Das Schiffpfund hänfenen Garnes, welches zu Tauen dienlich iſt, gilt in Amſterdam 53 Gulden, das rohe 24 bis 30, das zu Seegeltuch 60 und mehr Gulden.

Der Hanfſaamen wird nicht nur zur Fütterung der Vögel und zur Saat gebraucht, ſondern es wird auch Oel daraus bereitet, welches man zum Brennen, zur Wagenſchmiere und grünen und ſchwarzen Seife ꝛc. anwendet. Aus Riga werden manches Jahr gegen 100000 Tonnen Hanfſaamen ausgeführt.

Die Magazine, in welchen man Hanf aufhebt, dergleichen nicht nur bey Großhändlern, ſondern auch beſonders bey Schiffwerften erforderlich ſind, müſſen trocken, vom Erdboden hinlänglich entfernt und mit Oefnungen verſehen ſeyn, um der Luft den Durchzug verſchaffen zu können. Man legt daher auch die Haufen ſo, daß Platz zwiſchen ihnen bleibe. Es iſt nöthig, von Zeit zu Zeit darnach zu ſehen, ob er nicht warm werde, da man ihn denn auseinander nehmen und in Luft bringen müßte, ingleichem ihn von Ratten und Mäuſen mit aller Sorgfalt zu verwahren.

Die Hanfpflanze beſitzt auch mancherley Heilkräfte. Hier führe ich nur an, daß die von Hanfblättern geſottene Brühe bey Pferden und Rindvieh wi-

wider Durchlauf und Würmer innerlich gebraucht wird. Wenn ein Pferd mit den Blättern von Hanf gerieben wird, ſoll es von Fliegen und Bremen verſchont bleiben.

Mehrere Nachrichten vom Hanf findet man im *Traité du chanore par Mr. Marcandier, a Paris* 1758. 12. und in Marpergers Beſchreibung des Hanfes und Flachſes ꝛc. Leipz. 1710.

Hanfwürger, Hanfmännchen, kleine Sommerwurz, *Orobanche ramoſa corollis quinquefidis*, iſt eine Schmarotzerpflanze, die ſich auf weiblicher Hanfpflanze, auf der Felderbſe, den Färberpfriemen, den Wicken, u. ſ. w. findet. Die Wurzel iſt dünne und mit Wärzchen verſehen, womit ſie ſich an andere Pflanzen hängt, der Stängel niedrig, die kleinen Blumen ſind blau, weißlicht oder röthlicht.

Hangbett, ſ. Hängebett.

Hangbrücke, ſ. Hängbrücke.

Hangmatte, ſ. Hängmatte.

Hangwerk, ſ. Hängwerk.

Hangelbirke, ſ. 2. B. S. 267.

Hanke heißt derjenige Theil an dem Hinterbeine eines Pferdes, welcher von dem oberſten Ende des Backenbeins bis auf die Knieſcheibe herab gehet.

Hans, der graue, der weiße, ſ. Birn, Nro. 67. und 68.

Hanſeeſtadt, eigentlich **Hanſeſtadt,** eine Handelsſtadt, welche zu dem Hanſeatiſchen Bund gehörte. Dieſes Bündniß ſchloſſen die vornehmſten deutſchen Handelsſtädte, beſonders aber und zuerſt Hamburg und Lübeck im 12ten Jahrhundert, zur Sicherheit und Ausbreitung ihrer Handlung. Endlich ſtieg die Zahl der verbundenen Städte auf 85, und ihr Reichthum, Macht und Anſehen zu einer faſt unglaublichen Größe. Sie wußten die Monarchen

und ihre Diener durch prächtige Geſchenke zu beſtechen, und erhielten dafür im Handel alle diejenige Vorrechte, welche den eigenen Landesunterthanen gehörten; kurz, ſie pachteten dem Regenten gleichſam den Handel ab, und machten ſich nach und nach zu Monopoliſten von ganz Europa. Endlich aber wurde der Druck dieſes Monopols ſo allgemein und fühlbar, daß ein Reich nach dem andern anfieng ihre Privilegien einzuziehen und ihnen nachtheilige Handlungstraktaten zu ſchlieſen, dadurch wurde ihr Reichthum, Macht und Anſehen ſo ſehr untergraben, daß faſt nichts mehr als der bloſe Name Hanſeeſtadt davon übrig geblieben iſt, welchen nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck führen.

Mehr hievon findet man im Journal für Kaufleute, 1. Band, 2. St. Hamb. 1780. Seite 290-292. und in Möſers patriotiſchen Phantaſien, 1. Band, *Nr. XLV*.

Haperey oder Happeni iſt ein halber Prey oder Pence, oder ein halber Pfennig Sterling.

Harai heißt das Kopfgeld, welches alle Türken an den Großherrn bezahlen müſſen, ſo bald die Länge ihres Kopfes der Dicke des Halſes gleich kommt.

Harcke, ſ. Harke.

Harder, ſ. Aloſe.

Haricot, ſ. Faſeole.

Harke heißt überhaupt ein Rechen, Stoßharke aber, die Egge. Gien-Hunger- oder Schleppharke hingegen wird der große Rechen genannt, womit man in der Heuerndte das liegen gebliebene wenige Heu noch zuſammen ließt.

Harnzwang, ſ. Urin.

Harpune, ein Wurfſpies, womit die Wallfiſchfänger Wallfiſche und andere große Fiſche tödten.

Harras, ein Gewebe von verſchiedener Art, worunter man Barchent, Berkan, Burat, Bayerwand, Kardis, Engelſaat, Grobgrün, Satin und Vierdrat rechnet.

Harſchlechtig, ſ. Herzſchlächtig.

Harſela, ein Gewicht von 2 Pf. 15 Loth hamburgiſch, womit in Aegypten die Seide gewogen wird.

Hartbley heißt dasjenige Bley, welches im Abtreiben von dem Silber geſchieden wird.

Hartfutter heißen alle Getraidkörner zum Unterſchied von dem rauhen Futter, worunter man Heu und Stroh verſtehet.

Harthäutigkeit, eine Krankheit des Rindviehes, welche darinnen beſtehet, daß die Haut mit den Rippen veſt zuſammen gewachſen iſt und ſich nicht in die Höhe ziehen läßt. Dieſe Krankheit entſtehet theils von ſchlechtem Futter und Mangel an Salz, theils aber auch von ſchneller Ruhe und Erkältung auf ſchwere Arbeit. Wenn das Uebel ſchon lange gewähret hat, iſt es unheilbar, im Anfang aber kann man damit helfen, wenn man dem Vieh friſche ſaftreiche Kräuter oder wohl angebrühetes Futter zu freſſen und laues mit Oelkuchen abgekochtes Kleyenwaſſer zu ſaufen giebt, die Haut täglich zweymal mit einem Abſud von Waſſer und Heublumen lau wäſcht und bisweilen hin und her ziehet.

Hartkorn, darunter verſtehet man Waizen, Kern Roggen und Gerſte.

Hartmäulig heißt ein Pferd, deſſen Maul ſo unempfindlich iſt, daß es auch den ſchärfſten Zügel nicht achtet. Gemeiniglich werden die Pferde dadurch hartmäulig gemacht, wenn man ſie zu frühzeitig an ſtarke Stangen gewöhnt, ſie damit zu ſcharf hält, und dadurch ihr Gefühl betäubt. Um ſie wieder-

um in Ordnung zu bringen, iſt das ſicherſte Mittel, ihnen eine Zeitlang gar kein Gebiß mehr, ſondern blos einen Zügel von Bindfaden anzulegen, der das Maul auf eine ganz andere Art und an empfindlichen Stellen angreift. Man muß ſie aber ſowohl mit dieſem Bindfadenzaum, als nachher mit der Stange ſo ſanft als möglich behandeln, damit ſie durch Schonung immer empfindlicher und folgſamer werden.

Hartmonat heißt in Bremen der Februar.

Hartriegel nennen einige die Rainweide, und andere den wilden Kornelbaum.

Hartrot heißt in Oberſachſen eine Art rother Weintrauben, welche auch in dem beſten Sommer ſelten reif wird.

Hartſchlächtig, ſ. Herzſchlächtig.

Hartſtrück auf Kupferhämmern, ein Stück gegoſſenes Kupfer, wie es unter den Hammer kommt.

Hartwerk auf den Zinnhütten, was von dem kupferhaltigen Zinnſteine in dem Ofen zurücke bleibt.

Harz, lat. *Reſina*, iſt ein fetter ölichter Saft, welcher aus der Rinde verſchiedener Bäume, als Fichten, Tannen, Lorbeerbäumen, Cypreſſen, Terpentinbäumen, u. d. g. durch die Rinde fließt, und ſich von dem Gummi dadurch unterſcheidet, daß er in Oel und fetten Materien zergeht, wo hingegen das Gummi nur in geiſtigen, wäſſerigen und ſalzigen Säften aufgelößt werden kann.

Das flüßige Harz wird ſo, wie es aus dem Baume kommt, aufbehalten und Terpentin genannt, das eigentliche Harz aber durch Feuer dürre gemacht.

Obgleich das Harz von ſelbſten aus den Bäumen fließt, ſo fließt es dennoch nicht in hinlänglicher Menge ab, ſondern man muß den Abfluß durch Einſchnitte befördern und was ſich an

der

der Rinde angehänget hat, abſcharren. Dieſe Arbeit nennet man das Harzen, Harzſcharren, Harzſchaben, Harzreißen, Härzen, Lechen, Pechen, Picheln; und die Perſonen, welche ſich damit beſchäftigen, Harzreißer, Harzſchaber, Harzſcharrer, Pechhauer, Scharrer und Pecher.

Das Harz befindet ſich zwiſchen Holz und Rinde und nur etwas weniges davon zwiſchen den ſogenannten Jahrringen, in dem Kern aber iſt keine Spuhr davon anzutreffen. Bäume mit dicker und rauher Rinde haben das meiſte Harz.

Durch das Harzreißen wird den Bäumen ihre Nahrung entzogen, ſo daß ſie endlich gar abſtehen, und man wird dahero bey einer wohleingerichteten Forſtwirthſchaft das Harzen nur in ſolchen Wäldern geſtatten, welche in 2 oder 3 Jahren darauf gehauen werden ſollen. Doch macht die Rothtanne eine Ausnahm hievon, indem ſie oft ſo harzreich wird, daß die Menge des Harzes die ſchönſte und in dem beſten Wachsthum ſtehende Bäume erſtickt.

Wenn ein Baum das erſtemal geharzet wird, ſo macht man ihm 2 Wunden etwa 2 Queerfinger tief, und zwar oben, ſo weit man mit der Axt reichen kann, und ziehet ſie herunter gegen die Wurzel bis auf einen Schuh vom Boden, woſelbſt ein Gefäs angebunden wird, in welchem ſich das Harz ſammlet. In den folgenden Jahren vermehrt man dieſe Wunden bis auf 6 oder 7. Zur Erweiterung der Wunden und zum Abſchaben des Harzes bedient man ſich eines krummen Meſſers, welches einer kleinen Sichel nicht unähnlich iſt.

Das geſammelte Harz wird durch das Sieden gereinigt. Man hängt einen eiſernen Keſſel an den Arm einer aufgerichteten beweglichen Säule, ſo daß er mit leichter Mühe, gleich einem Käskeſſel,

über das Feuer und von demſelben hinweg gedrehet werden kann. Dieſer Keſſel wird zum ſechſten Theil mit Waſſer gefüllt und auf dieſes das Harz gegoſſen, jedoch muß er oben wenigſtens bis auf 3 Queerfinger leer bleiben, damit das Harz im Sieden nicht überlaufe. Man giebt dem Keſſel ein nicht allzuheftiges Feuer und erhält ſolches in gleichem Grade. Um das Schmelzen zu befördern, rührt man das Harz mit einem naſſen Stabe fleißig um. Wenn alles zerlaſſen iſt, wird der Keſſel vom Feuer hinweggedrehet, das Harz in einem Sack von ſtarkem Hanfgarn, welchen man vorher in Waſſer taucht, gefüllt und dieſer unter die Preſſe gebracht. Die Preſſe beſtehet aus einem aufgerichteten Stocke, mit einem Einſchnitte, gleich den eingelaſſenen Bügen einer Riegelwand. Auf dem untern Theile des Einſchnittes und einigen Blöcken ruhet ein Trog, ſo, daß er ſich vorwärts näher gegen den Boden neigt und dadurch den Abfluß begünſtiget. In den Trog wird ein hölzerner Roſt mit zu beyden Seiten in die Höhe ſtehenden Zapfen gelegt. Auf dieſen Roſt legt man den mit Harz gefüllten Sack und auf den Sack einen langen Balken, welcher hinten in den Einſchnitt des Stocks geſteckt, vornen aber mit Steinen immer mehr beſchwehret wird, ſo daß er endlich das geläuterte Harz aus dem Sacke ganz auspreſſen muß. Die vorerwähnte Zapfen verhindern das Ausweichen des Balkens auf beyden Seiten. Das reine Harz fließt durch die Rinne in ein vorgeſetztes Gefäs, in welchem es hart wird, was aber im Sack zurücke bleibt, wird zum Kienrußbrennen verwendet.

Der Gebrauch des Harzes iſt mancherley, vornämlich aber dient es zu dem Auspichen der Fäſſer und anderer Böttchersgefäße, zu Fackeln, Firniſſen, Pflaſtern und dergleichen.

Das

Das ſogenannte **Federharz** oder elaſtiſche Gummi, iſt kein eigentliches Harz, ſondern ein Gummi. Man nennt es auch **kayemiſches Gummi.** Es iſt von dunkelgrüner Farbe, hat auf der äuſſern Seite einen matten Glanz und viele Aehnlichkeit mit einem ſchwarzbraunen Leder. Seine merkwürdigſte Eigenſchaft iſt die auſſerordentliche Biegſamkeit und Elaſticität. Man mag es dehnen wie man will, ſo nimmt es ſogleich ſeine vorige Geſtalt wieder an. Nur in der Kälte wird es ſteif. Es löſt ſich weder im Waſſer noch im Weingeiſte auf. Im Waſſer ſchwimmt es oben, im Weingeiſte aber ſinkt es unter. Man verfertigt daraus Bandagen und elaſtiſche Flaſchen, welche zu allerley chirurgiſchen Operationen dienen. Dieſes Gummi kommt aus Amerika, und quillt durch gemachte Einſchnitte aus einem Baume hervor, welchen man *Aublet*, *Hevea Gujanenſis* nennet. Man trift dieſen Baum in verſchiedenen Ländern von Weſtindien und beſonders in Guito an. Auch hat man ihn auf *Isle de France* und Otahiter gefunden. Er wächſt ſehr gerade und hoch, wird im Durchſchnitt 2 Fuß dick und hat nur oben eine Krone, ſonſten aber keinen Aſt.

Von dem Geigenharze iſt das Wort Colophonium nachzuſehen.

Harzeiche, ſ. 2. Band, Seite 150.

Harzgallen ſind in dem Nadelholze ſchmale Streifen Harz, welche ſich zwiſchen das Holz hinein gezogen und verhärtet haben.

Harzklee, Warzenkraut, *Pſoralea*, *Linn.* iſt ein Schottengewächs, welches bey uns nicht im Freyen ausdauert und mithin nicht unter unſere ökonomiſche Pflanzen gehört.

Harztanne, ein Beyname der Rothtanne.

Haſe, *Lepus, cauda abrupta, papillis atris, Linn.* ein bekanntes fünfzehiges Thier mit ſehr langen Ohren, welches ſich von Kräutern, Kohl, Baumfrüchten, Baumrinden und Feldfrüchten nährt und mit offenen Augen ſchläft. Der Haſe gehört unter das kleine Weidwerk und alſo zur niedern Jagd. Das Männchen oder der Rammler iſt kürzer, röthlicher und ſtärker von Lenden als die Häſin, hat einen kürzern, rundern und dickern Kopf, einen längern Bart und kürzern, breite und weißliche Löffel. Er ſcheint von ferne, beſonders in der Rammelzeit, viele weiße Flecke auf den Hinterbeinen zu haben, welches daher rühret, weil ihm andere Rammler, während dem Rammeln, die Wolle von den Keulen rupfen. Auch iſt ſeine Fährte enger als die Fährte des Weibchens.

Die Haſen ſind überaus fruchtbar und ſchon im erſten Jahre ihres Lebens zur Zeugung geſchickt. Sie begatten ſich im Februar und März, zuweilen auch ſchon im Jänner zum erſtenmal und ſetzen gleich nach 4 Wochen. Ja die Häſinnen rammeln zuweilen noch, wenn ſie ſchon trächtig ſind und werden überfruchtet. Sie ſetzen jährlich viermal und allezeit 3, 4, auch mehrere Junge auf einmal, doch allezeit bey dem dritten Satze im Julii die meiſten.

Dieſe Thiere verlaſſen ſelten die Gegend, in welcher ſie gehecket werden und erhalten von den Gegenden, in welchen ſie ſich aufhalten, verſchiedene Benennungen, als Berg- Sand- Stein- Feld- Land- Buſch- Holz- oder Waldhaſen. Die Berghaſen ſind viel größer als die Feldhaſen, ſind auch bräuner und haben mehr Weißes unter der Kehle. In hohen Gebürgen und nördlichen Gegenden werden ſie im Winter gemeiniglich weiß und nehmen im Sommer ihre gewöhnliche Farbe wieder an; doch bleiben einige beſtändig weiß, und vielleicht ſind dieſes die älte-

älteſten, weil alle Haſen mit zunehmendem Alter weißlicher werden. In warmen Ländern ſind ſie kleiner als in den kalten.

Sie ziehen diejenige Pflanzen, welche einen milchartigen Saft haben, andern vor und gehen der Peterſilie ſehr nach. Auf den Getraidfeldern beißen ſie die Halme unten an der Erde ab, um einen deſto freyern Weg zu haben. Im Winter ſchälen ſie die Rinde von den Bäumen und ſchonen auſſer der Erle und Linde keinen. Sie gehören unter die ärgſten Holzverwüſter und laſſen keine junge Pflanzung aufkommen. Um ſie von den jungen Pflanzen abzuhalten, muß man abgehauene Zweige und Buſchwerk herum ausbreiten laſſen, weil es ihnen zu beſchwerlich fällt, durchzuhüpfen. Von den Bäumen ſelbſt aber hält man ſie ab, wenn man die Stämme mit einer Miſchung von Baumöl und Hirſchkolbenöl beſtreicht. Die Haſen leben 7 bis 8 Jahre und ſind durch einen leichten Druck zu tödten. Das Wildpret eines jungen Haſens iſt um gar viel ſchmackhafter als von einem alten, man kann ſie aber weder an der Größe noch Farbe, ſondern blos dadurch von einander unterſcheiden, wenn man die beeden Löffel auseinander ziehet. Giebt die Zwiſchenhaut nach, ſo iſt der Haſe jung, im Gegentheil aber alt. Die Berghaſen ſind die ſchmackhafteſten unter allen.

Faſt iſt am ganzen Haſen kein Theil, welchem man nicht eine beſondere Heilkraft beylegte; viel zuverläßiger aber iſt ihr ökonomiſch-techniſcher Nutzen. Mit den Haſenbälgen oder Haſenfellen wird in Deutſchland, Holland und England ein ſehr ſtarker Handel getrieben, weil die Haare davon zu feinen Hüten und Strümpfen verarbeitet werden. Die aus Rußland, Litthauen und Böhmen haben aber hierinnen den Vorzug. Die Hutmacher wiſſen ſie

durch

durch eine Beize zu verbeſſern, daß ſie nur mit wenig Kaninchenhaaren vermiſcht werden dürfen, wenn ſie ſich filzen ſollen. Die grauen und weißen Haſenfelle verarbeiten auch die Kürſchner.

Haſenklee, ein Beyname des Ackerklees, ſ. Klee.

Haſeleiche, ſ. 2. Band Seite 150.

Haſelhuhn, Sigelhuhn, Rothhuhn, *Tetrao Bonaſia, Linn.* Ein wildes Huhn mit rauhen Füſſen, aber größer als das Rebhuhn. Sowohl der Hahn als die Henne haben kurze, dicke und ſchwarze Schnäbel, graue Köpfe und oben auf denſelbigen ſchwarze Federchen. Die Federn am Leibe ſind theils aſchgrau, theils ſchwarz, kaſtanienbraun und weiß untereinander geſprengt. Am Bauche haben ſie mehr Weißes als die Rebhühner und am Rücken mehr Röthliches, doch alles mit Flecken vertheilt. Der Schwanz hat einen fingerbreiten ſchwarzen Queerſtrich. Die Füße ſind bis an die Klauen mit Federn bekleidet, die Zehen aber ſchuppig. Der Hahn iſt etwas größer als die Henne, hat ſchönere Federn und iſt über den Augen roth gezeichnet, wie ein Rebhuhn. Sie halten ſich gerne in dicken Nadelwäldern auf, noch mehr aber da, wo viele Haſelſtauden ſind, weil ſie die Haſelzäpfchen gerne freſſen. Man findet ſie in den gebürgigten und waldigen Gegenden von Deutſchland, Böhmen, Pohlen, Litthauen und Schleſien. Ihre Balz fällt in die Faſtenzeit. Das Huhn brütet wie die Auer- und Birkhühner auf der Erde, verbirgt ſein Neſt in Haſelſtauden oder Farrnkraut, legt gewöhnlich 12 oder 15 Eyer, welche etwas größer als Taubeneyer ſind und aus den Roſtfarbigen in das Röthliche fallen, brütet 3 Wochen, bringt aber ſelten mehr als 6 bis 8 Junge aus, welche ſogleich laufen können. So bald die Jungen fliegen können, entfernen ſie die Alten aus ihrer Revier.

Sie ziehen nicht, wie anderes Federwildpret, zur Herbſtzeit hinweg, ſondern bleiben Jahr aus Jahr ein in ihrer gewöhnlichen Gegend. Ihr Fleiſch wird allem andern Federwildprett vorgezogen.

Von den rothen und weißen Haſelhühnern folgen beſondere Artickel.

Haſelzäpfchen, Haſelkätzchen, heißen die Blüthenknöpfe der Haſelſtauden.

Haſelmaus, eine Feldmaus, welche zur Klaſſe der Schlafraze gehört, die gleich den Murmelthieren den ganzen Winter im Schlafe oder vielmehr in einer Art von Erſtarrung zubringt. Es giebt eine große und eine kleine Art derſelben.

Die **große Haſelmaus, Haſelratze, Bilchmaus, Gebirgmaus, Zieſelmaus**, *Mus quercinus, Linn.* kommt den Wieſeln an Größe bey, iſt rothfahl mit graubrauneu Flecken und hat einen Schwanz, welcher ſo lang iſt, als der ganze Körper ſamt dem Kopfe; übrigens aber gleicht ſie der Ratte.

Die **kleine Haſelmaus**, *Mus avellanarius, Linn.* iſt nicht viel größer als die gemeine Hausmaus, nur etwas dicker. Ihr Balg iſt ſehr ſchön, mehr blond als roth.

Die große Haſelmaus hält ſich in Gärten und alten Mauern auf und frißt die ſchönſten Baumfrüchte; die kleinere hingegen, welche ſich mehr in Wäldern aufhält, thut nicht ſo viel Schaden.

Haſelnuß, ſ. Haſelſtaude.

Haſelöl, ſ. Haſelſtaude.

Haſelſtaude, Haſelſtrauch, lat. *Corylus.* Dieſes bekannte Staudengewächs gehört unter die Zwitterpflanzen und trägt ihre männliche und weibliche Blumen zwar zugleich auf einem Stamm, aber nicht auf einem Stiele, ſondern treibt jede aus einem beſondern Auge. Die männlichen ſtellen hangende, etwas über zween Zoll lange, cylinderförmige, ſchuppige

Blu=

Blumenzapfen oder ſogenannte Kätzchen vor, welche ſchon im Herbſte hervor kommen, aber dennoch erſt im folgenden März oder April zur Blüthe gelangen. Die weibliche Blüthen ſitzen 10 und mehrere beyſammen in dem Blätterwinkel und ſind von dem Auge umſchloſſen. Die 3 Kelchblättchen ſind bey der Blüthe kaum wahrzunehmen, der Kelch aber wächſt mit der Frucht zu einer anſehnlichen Größe und ſchließt ſie gemeiniglich zur Hälfte ein.

Die Früchte oder Haſelnüſſe ſind länglich rund, nach dem äuſſern Ende zugeſpitzt und ein wenig platt gedrückt. In ihrer dicken veſten Schale befindet ſich ein weißer ſüſſer Kern, welcher noch mit einer meiſt braunen Haut umgeben iſt.

Sowohl die Stamm- als Saamenloden der Haſelſtauden wachſen weit ſchneller in die Höhe als irgend eine andere Holzgattung. Ihre häufigen und großen Blätter biegen ihre eigene Stangen, welche im Verhältniß ihrer Länge gar dünne ſind, nieder, und überſchatten andere Holzarten ſo ſehr, daß ſie in wenig Jahren ausgehen. Sind ſie alſo anfänglich andern Loden als Schutz gegen Kälte und Hitze nützlich geweſen, ſo werden ſie ihnen mit der Zeit ſchädlich, und müſſen nach etlichen Jahren umgehauen werden, wenn jene aufkommen ſollen. Nirgend ſind ſie aber ſchädlicher als in Nadelwäldern, weil ſie den jungen Anflug unterdrücken, endlich aber von den Aeſten der hohen Tannen und Fichten dennoch ſelbſten verdränget werden und große Blößen geben. Sie wachſen zwar in jedem Boden, aber nicht gleich ſchnell. Den lockern, ſchattigt, feuchten und fetten Grund am Fuße der Berge lieben ſie vorzüglich, und wenn ſie dichte genug ſtehen, treiben ſie wie hohe, aber nur dünne Stangen. Sie werden am beſten durch Nüſſe fortgepflanzt, welche man im September ſammlet, wohl an der

Luft

Luft trocknet und im Frühejahr ausſäet. Auch laſſen ſich auf dieſe Art gute Hecken von ihnen anpflanzen. Ihre Stämme werden 12 bis 15 Fuß hoch, aber nicht leicht über drey Zolle dick. Das Holz iſt weiß, geſchmeidig und weich, doch aber härter und zäher als das Holz von Weiden, Linden und Pappeln ꝛc. und kommt dem Birkenholz nahe. Die Wurzel iſt härter als die Stange und läßt ſich auch mit dem Hobel beſſer bearbeiten. Am häufigſten werden die Haſelſtauden zu Reifſtangen verarbeitet, geben aber auch ſehr gute Kohlen für Schloſſer, Schmiede und Pulvermüller. Auch gebraucht man die Stangen zu dauerhaften Rechen- Schaufel- Gabelſtielen und Dreſchflegeln.

Sowohl aus den Kätzchen als aus den Nüſſen wird ein gutes und wohlſchmeckendes Oel gepreßt. Jene werden, ehe ſie den Staub verlieren, geſammlet, im Backofen gedörret und gepreßt, die Nußkerne müſſen aber vor dem Preſſen im Mörſer grob geſtoſſen und eine Stunde lang mit heißem Waſſer angebrühet werden.

Man hat viererley Sorten Haſelnüſſe.

1) Die gemeine wilde Haſelſtaude, *Corylus Avellana, ſtipulis ovatis obtuſis, Linn.* Sie wächſt in ganz Deutſchland in den Wäldern wild, hat die kleinſte Frucht und der Kern iſt mit einer zähen braunen Haut umgeben.

2) **Die Lampertsnuß, Lampretsnuß, rothe Haſelnuß, rothe Zellernuß.** *Corylus maxima, ſtipulis longis obtuſis; ramis erectioribus, Mill.* Dieſe Nuß iſt länglich oval, von Farbe etwas röthlich und an der Spitze wie mit einer feinen Wolle bedeckt. Die Schale iſt dünn und der Kern ſehr wohlſchmeckend. Die Zweige der Staude ſtehen mehr aufrecht als bey andern, die Blattanſätze ſind länglich und die Blumendecke ſchließt

die

die Frucht ganz ein. Manche nennen ſie deßwegen auch Bartnuß.

3) Die braunartige Haſelſtaude, Baumhaſelnuß, Traubennuß, *Corylus macedonica, Cord. et Geſn.* wächſt zu einem Baum von anſehnlicher Höhe und Dicke, bildet oben eine ſchöne Krone und trägt ihre Früchte trauben- oder büſchelweiſe. Die Frucht iſt faſt kugelrund, hat eine ſehr harte und dicke Schale und einen vollen und ſüßen runden Kern. Die Einwicklung oder grüne Bedeckung der Nuß iſt ſehr fleiſchig, mit vielen Einſchnitten. Zu Schwöbbern findet man Bäume ſo hoch wie die größten Birnbäume und von $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchſchnitt.

4) Die byzantiniſche oder konſtantinopolitaniſche Haſelnuß, *Corylus colurna, ſtipulis linearibus acutis, Linn.* wächſt um Konſtantinopel, iſt eine niedrige Staude und hat längliche Blätter. Die kleinen am Anfange an den Stielen der rechten Blätter zum Vorſchein kommenden Nebenblättchen (Blattanſätze (*ſtipule*) ſind ſchmal und ſpitzig, an den vorigen 3 Arten hingegen oval und rund, die Frucht iſt klein und gleicht den wilden Haſelnüſſen und ihre grüne Bedeckung iſt auſſen rauh und tief gefranſet.

Als Spielarten von Nro. 1, ſind anzuſehen:

a) Die von dem Kloſter Zell bey Würzburg alſo genannte Zellernuß, Bamberger Nuß, Pfundnuß, große runde holländiſche oder ſpaniſche Nuß, *Corylus ſativa, fructu rotundo maximo, Dab.* iſt groß, mehr platt als hoch, hat eine dünne braun und weiß geſtreifte Schale und einen ſehr vollkommenen, die Schale ganz ausfüllenden wohlſchmeckenden Kern.

b) Die große lange, oder die lange ſpaniſche Nuß, *Corylus hiſpanica, fructu majore angu-*

loſo,

loſo, *Pluk.* Die dünne, oben meiſtens eckige Schale bleibt mehr weißlich als bey der vorigen und wird ungefähr bis zur Hälfte von der grünen Decke eingeschloſſen. Die Frucht wird bis auf 2 Zoll lang.

c) Die **Mandelnuß**, *Corylus fructu oblongo albo*, *Linn.* Die Frucht iſt wie eine Mandel, lang, dünn, zugeſpitzt, mit einer dünnen hellbraunen Schale und einem langen ſüßen Kern. Die äuſſerliche grüne Decke ſchließt ſie faſt bis an die Spitze ein.

Abarten von Nro. 2. ſind:

a) Die **Blutnuß**, **Ruhrnuß** oder **rothe Lambertsnuß**, *Corylus ſativa*, *fructu oblongo rubente, du Ham.* Der Kern der Frucht iſt mit einer dunkelrothen Haut umgeben.

b) Die **weiße Lambertsnuß**, *Corylus ſativa fructu oblongo rubente pellicula alba tecto*, *du Ham.* Der Kern iſt mit einer weißen Haut umgeben und die äuſſere grüne Bedeckung reicht nicht ſo weit hinauf, wie an der vorigen.

Haſpe, (die) 1) Hacken an der Thür und Fenſteröfnungen, um die Bänder daran zu hängen, 2) bey dem Bergbau diejenige halbe Klammern, womit die Fährten beveſtiget werden, und 3) an den Salzpfannen herausſtehende Krampen, welche von den Hacken gefaßt werden, die Pfanne damit an die Hackſcheite zu beveſtigen.

Haſpel, ein Inſtrument, welches aus einer Welle und verſchiedenen darinnen beveſtigten Aermen beſtehet, und dazu gebraucht wird, entweder etwas daran aufzuwinden, oder eine Laſt damit zu heben. Die vornehmſten Arten davon ſind:

1) Der **Garnhaſpel** oder **Schnellhaſpel**, wovon das letztere Wort nachzuſehen iſt.

2) Der **Berghaſpel** oder **Hornhaſpel**, womit Erz und Steine aus den Bergwerken herausgefördert

dert werden, beſtehet aus einer Welle, welche der Haſpelbaum oder Rundbaum genennet wird, und an beyden Enden ſogenannte Bläuel hat, woran die Handhaben oder Korbeln, (Haſpelhörner) beveſtiget ſind. Um den Baum wird ein Seil geſchlagen, an welchem die Kübel hangen, worinnen das Erz ausgefördert wird. Man verfertigt dergleichen Häſpel zu 2 und 4 Arbeitern, verſtärkt ſie bisweilen mit einem Schwungrade und ſetzt auch wohl zween Häſpel neben einander. Wenn der Haſpel auf vier Arbeiter eingerichtet ſeyn ſoll, ſo muß die Welle auf jeder Seite ein Knie und ein Horn haben, und dieſe müſſen alſo geſtellet ſeyn, daß wenn ein Arbeiter an jeder Seite von oben herunter drückt, der andere zur gleichen Zeit von unten herauf ziehet. Die *II.* Figur macht dieſes deutlicher.

3) Der **Radhaſpel** iſt von dem gemeinen Hornhaſpel nur darinnen unterſchieden, daß an ſtatt der Haſpelhörner an der Welle eine runde Scheibe oder ein Haſpelrad beveſtiget iſt, an deſſen Peripherie Stäbe in einer ſolchen Weite von einander eingeſetzt ſind, daß ein Mann bequem von einem Stab zum andern langen kann. Dieſer Haſpel hat den Vortheil, daß viel größere Laſten damit gehoben werden können, weil die Scheibe mehr Stärke und eine beſſere Haltung hat als das Haſpelhorn, und weil mehrere Perſonen daran arbeiten und mit der Schwere ihres Leibes mehr Gewalt anwenden können.

4) Der **liegende Kreuzhaſpel** iſt dem Horn- und Radhaſpel in allem gleich, auſſer daß an ſtatt der Hörner und Scheiben an booden Seiten des Wellbaums kreuzweiſe Bäume oder Hebel angebracht ſind.

5) Der **ſtechende Kreuzhaſpel** iſt nichts anderes, als der auf allen Fruchtböden angebrachte Zug, womit die Getraidſäcke aufgezogen werden.

Ver-

Verſchiedene durch Drillinge, Kumpfe- Stirn- und Kammräder verſtärkte Häſpel findet man in Cancrins erſten Gründen der Berg und Salzwerkskunde, 7. Th. 2. Abth. Frf. M. 1778. 8. S. 34. ff. beſchrieben und abgebildet.

Haſter, ein niederländiſches Kornmaas, welches zu Gent 30 Pariſer Septiers weniger $\frac{1}{38}$. hält.

Hau, ſ. Schlag.

Hauambos des Feilenhauers hat die Geſtalt eines Schreibpultes, und ruhet auf einem großen hölzernen Blocke. An der niedrigen Seite dieſes Amboſes ſitzt der Feilenhauer, wenn er arbeitet.

Haubeere nennet man an einigen Orten die Mehl- oder Schlingbeeren, an andern aber die Elſebeeren oder Vogelkirſchen.

Haueiſen heißt das Inſtrument, womit der Sattler das Leder auszackt.

Hauhammer, **Hammerbeil**, **Hammeraxt**, das Inſtrument, womit die Bergleute das Erz gewinnen. Es hat auf einer Seite die Figur eines Hammers und auf der andern einer Axt.

Hauhechel, ſ. Ochſenkraut.

Hauzinn heißt der Meiſſel der Gürtler.

Haube, 1) eine Mütze, 2) der obere Theil des Mühlengehäuſes in den Windmühlen, 3) die obere Schicht eines Kohlenmeilers, 4) der obere Theil eines Ofens, 5) der obere Theil einer Glocke, 6) ein Kuppeldach eines Gebäudes, 7) der unterſte Beſchlag eines Meſſers.

Hauch, ſ. Hauk.

Haue, ein bekanntes ökonomiſch- techniſches Inſtrument, wovon man folgende Arten hat: 1) Die **Gäthaue**, wovon das Wort Gäthacke nachzuſehen iſt. 2) Die **Gerinnhaue** iſt ein eiſernes Inſtrument, womit die Gerinne der Pochwerke ausgehauen werden. 3) Keil. 4) Letten. 5) Mör-

tel, 6) Rad: 7) Reut: 8) Schärf. 9) Spitz, 10) Weinhaue, wovon beſondere Artickel folgen.

Hauer, ein Bergmann, welcher durch Hauen in der Grube das Erz gewinnt.

Haug, ſ. Hauk.

Hauk, Hauke, Haug, Hauch, ein Gebrechen der Augen an Pferden und Rindvieh. Bisweilen wächſt in den Augen dieſer Thiere, aus dem Innern der Augenwinkel, dem Anſehen nach, eine Haut hervor, die einen Theil des Auges bedeckt und das Sehen verhindert. Es iſt nichts anders als die Haucke, die aber einen weſentlichen und unentbehrlichen Theil des Auges ausmacht, und nicht, wie viele Vieharzte meinen, hinweggeſchnitten werden darf. Sie entſtehet nicht neuerlich, ſondern wird nur durch eine Inflammation des Auges hervor getrieben, und ſo bald dieſe durch dienliche Mittel gehoben iſt, tritt die Haucke von ſelbſten wieder zurücke.

Haupt nennen die Bierbräuer die Heſe, womit ſie das Bier in Gährung ſetzen. S. 2. Th. S. 250.

Hauptbalken heißen diejenige Balken eines Gebäudes, welche unmittelbar unter dem Dache von einer langen Seite zur andern, und alſo der Breite nach gezogen werden.

Hauptbaum heißt in der Forſtwirthſchaft ein vollkommen ausgewachſener Baum, ſ. 2. Th. S. 30, 31. und 32.

Hauptbinder nennet man bey einem Dachſtuhle diejenige Sparren, welche mit Kehlbalken, Queerbändern und Hahnenbalken zuſammen verbunden ſind.

Hauptbuch, Kapitalbuch, Auszugs- oder Extraktbuch und Rechnungsbuch iſt das vornehmſte unter allen Handlungsbüchern der Kaufleute, in welchem ſie, als in einem Auszuge aller ihrer Bücher, den ganzen Zuſtand ihrer Handlung in kurzer Zeit überſehen können.

Bey

Bey Uebertragung der Poſten aus dem Journal in das Hauptbuch, welches alle Monate zu geſchehen pflegt, iſt folgendes zu beobachten.

1) Die Summe des Journals bey jedem Konto wird in das Hauptbuch zweymal, nämlich in des Schuldners und in des Glaubigers Konto eingeſchrieben.

2) Jeder in dem Journal vorkommenden Sache und Perſon muß in dem Hauptbuch eine Rechnung Debet und Kredit gegeben werden.

3) Debet und Kredit laufen unter einer Numer.

4) Bey jeder Poſt muß das Folium allegirt werden, auf welchem ſie in dem Journale zu finden iſt.

5) Bey ausländiſchen Rechnungen, wo fremde Währung ſich findet, müſſen beſondere Linien für die Münze des Orts gezogen werden.

6) Hat man bey dieſer Uebertragung aus dem Journal in das Hauptbuch die Buchhalteriſchen Rechnungen genau zu beobachten, welche ſind das Kaſſakonto, Kapital- Waaren- Perſonen- Gewinn- und Verluſt- Bilanz- Banko- Kambi- Agiokonto, Konto di tempo, Konto mio korrente, Handelsunkoſten- und Haushaltungskonto.

7) Verfährt man dabey nicht nach der Ordnung der Titel, ſondern nach der Ordnung derjenigen Konti, welche unter einen Titel des Hauptbuchs fallen. Wenn man z. E. von dem Kaſſakonto anfängt, ſo muß man die Konti des ganzen Journals durchſehen, und was darinnen unter Kaſſe Debet oder Kredit ſtehet, unter das einzige Kaſſenkonto in dem Journal eintragen. Und

8) Muß dem Hauptbuch ein vollſtändiges alphabetiſches Regiſter aller darinnen enthaltenen, Rechnungen und Artickel vorangeſendet werden.

Hauptdeich heißt ein Damm, welcher dazu beſtimmt iſt, das hinter ihm liegende Land wider die höchſte Fluthen zu beſchützen. S. Th. 2. S. 786.

Hauptgeld heißt ſo viel als Kopfgeld oder Kopfſteuer.

Hauptgeſims, dasjenige Geſims, welches unter dem Dache des ganzen Gebäudes herumläuft, zum Unterſchied von kleinern Geſimſen, welche nur über einzelnen Theilen deſſelbigen ſtehen.

Hauptgut, der Kapitalanſchlag eines ſteuerbaren Guts.

Hauptrecht, Beſthaupt, Beſttheil, Budtheil, Gewandrecht, Gewandtheil, Gewandfall, Geläſt, Kleiderfall, Trauerrecht, Todtenzoll, Weidmal, Kurmedrecht, Röhrrecht, Freyrecht, Hausrecht, Todfall, Todehand, lat. *Mortuarium, Curmeda, Caput optimum*, iſt ein in Deutſchland auf Herkommen ſich gründendes Recht der Grundherrſchaften, von der Verlaſſenſchaft ihres verſtorbenen Unterthans, deſſen beſtes Stück Vieh oder beſtes Kleid, oder eine proportionirte Geldabgabe dafür einzuziehen. An manchen Orten wird noch neben dem Beſthaupt auch das beſte Kleid unter dem Namen Kleiderfall von dem Beamten als ein Accidenz bezogen. Vermuthlich iſt man dadurch veranlaßt worden, das Hauptrecht in eine Geldabgabe zu verwandeln, weil viele armen Leute, welche kein Vieh hinterlaſſen haben, leer ausgegangen ſind. Wo das Hauptrecht in eine Geldabgabe verwandelt worden iſt, beträgt es gewiſſe Procent von dem Vermögen des Verſtorbenen. In Gegenden, wo der größte Theil der Unterthanen arm iſt, hat dieſer Vermögensantheil den Grundherrſchaften und ihren Beamten zu wenig betragen, und ſie ſind daher darauf verfallen, dieſe Procent nicht von dem reinen Vermögen, ſondern von dem ganzen Aktivvermö-

gen,

gen, ohne Abzug einiger Schulden, anzurechnen; und ſo gar noch die bereits ausgezahlten Heyrathgüter der ſchon ausgeheyratheten Kinder wiederum dazu zu ſchlagen. So wie man aber allerley Mittel erſann, die Abgabe des Armen zu erhöhen, ſo war man im Gegentheil zu gewiſſenhaft, um dieſe Procent bey dem großen Vermögen des Reichen den Werth des beſten Pferdes überſteigen zu laſſen, weil dieſer urſprünglich die höchſte Abgabe für Hauptrecht war. Man findet daher in vielen Gegenden die Gewohnheit, daß von einem Mann, deſſen Vermögen 60000 fl. und noch mehr beträgt, dennoch nicht mehr als 60 oder 90 fl. für Hauptrecht bezogen werden dürfen. Ueberhaupt ſtößt man bey dem deutſchen Finanzweſen oft genug auf Spuhren, welche es nur zu deutlich zeigen, daß die Kameraliſten von je her darauf ausgiengen, den Armen bis auf das Blut auszuſaugen und dagegen den Reichen zu begünſtigen. So widernatürlich dieſes zu ſeyn ſchien, ſo begreiflich iſt es mir dennoch. Der Arme hat keine Mittel in Händen, ſein Recht geltend zu machen, und dasjenige, was ihm der Plußmacher wider die Gebühr abnimmt, macht für das Individuum eine ſo kleine Summe aus, welche keinen Proceß verdient. Die Obſervanz iſt daher bald gemacht, weil ſie keinen thätigen Widerſpruch findet und hier hat alſo der Plußmacher ein offenes Feld zu ſeinen Operationen. Der Reiche hingegen, bey welchem eine gleichmäßige Erhöhung eine beträchtliche Summe ausmachen würde, drohet nicht nur mit Klagen, ſondern er hat auch die Mittel in Händen, ſich die Beamten zu Freunden zu machen.

Oft iſt nicht das ganze Dorf, ſondern nur ein Theil deſſelben dem Hauptrecht unterworfen. Wenn alſo der Beſitzer eines mit dem Hauptrechte beladenen

Gutes ſolches noch vor ſeinem Ende verkaufte und auf einem andern verſtarb, erhielt die Herrſchaft kein Hauptrecht von ihm. Dieſes veranlaßte die in einigen Gegenden von Franken und Schwaben, beſonders aber in dem Limpurg-Sontheimiſchen herrſchende Obſervanz, das Hauptrecht von dem Gutsbeſitzer noch bey lebendigem Leibe zu beziehen, wenn er nach Erreichung eines gewiſſen Alters ſein Gut verkauft oder einem ſeiner Kinder übergiebt.

Doch alle dieſe und noch andere Auswüchſe der Plußmacherey abgerechnet, iſt das Hauptrecht an und vor ſich ſchon eine der drückendſten und ſchädlichſten Abgaben, weil ſie zu einer Zeit erhoben wird, wo die Familie durch den Verluſt ihres Oberhauptes ohnehin in eine beſchwerliche Zerrüttung und große Geldausgaben verſetzt wird, weil ſie nicht in Proportion mit der jährlichen Einnahme des Unterthans ſtehet, ſondern ihm einen oft nur allzubeträchtlichen Theil ſeines Grundvermögens entziehet; und weil ſie den Armen hauptſächlich drückt und dagegen den Reichen begünſtigt.

Eine ſo ſchädliche Auflage abzuſchaffen iſt Pflicht, und ſie in eine mäßige jährliche Abgabe zu verwandeln, das wenigſte, was man thun kann. Wer dieſes letztere unternehmen will, dem rathe ich aber forderſamſt, die Beamten für ihr damit verbundenes Accidenz reichlich zu entſchädigen, wenn er nicht unüberſteigliche Schwürigkeiten finden will.

Hauptſtein, ein Gränzſtein von der erſten Größe, ſ. Gränze.

Hauptteich oder **Beſatzteich** heißt ein Teich, in welchen wenigſtens zweyjährige Fiſche zu $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Pf. eingeſetzt und im Herbſt als vollkommene Speiß- oder Waagfiſche ausgefangen werden, zum Unterſchied von Streichteichen, in welchen man die Brut erziehet, und von Steckteichen, in welchen man

dieſe Brut zu Setzlingen aufwachſen läßt, ſ. Teichfiſcherey.

Haus, ſ. Bauernhaus und Wohnhaus.

Hausarme, ſ. Armenanſtalten,

Hausbacken, ſ. Backen.

Hausbrod, ein Brod, welches nicht durch den Becken, ſondern von den Domeſticken ſelbſten verfertigt wird, ſ. vorigen Artickel.

Hausdiele, ſ. Hausflur.

Hauſen. Von dieſem zu dem Geſchlecht der *Aciperſerum* gehörigen Fiſche ſind folgende 4 Gattungen: der eigentliche Hauſen, der Stör, die Sewruga und der Sterlet die merkwürdigſten.

Der eigentlich ſogenannte Hauſen, Hauſenſtör oder der große Stör, *Aciperſer Huſo, cirris* 4. *ſquamis dorſalius* 13. *caudalibus* 43. *Linn.* unterſcheidet ſich von den übrigen durch ſeine weiße Haut und ſein weißes Fleiſch. Bey allen andern Arten iſt die Haut theils ſchwärzlich, theils Haut und Fleiſch gelblich. Die weiße Haut des Hauſens iſt rauh, aber ohne Stacheln und Schuppen; ſein Rückgrath beſtehet aus einem Knorpel, welcher vom Kopfe bis zum Schwanz ausgehöhlt und leer iſt. Am Kopfe hangen 4 Bartfaſern herab. Er iſt dem Stör faſt in allem gleich, aber größer und ſein Rüßel ſtumpfer. Er wird bisweilen 24 Fuß lang und 2 bis 4 Centner ſchwer. Er iſt ſo furchtſam, daß ihn der kleinſte Fiſch verſcheuchen kann. Seine Stärke iſt im Waſſer ſo groß, daß er mit einem Schlag einen Fiſcher aus dem Kahne werfen kann.

Man findet den Hauſen in der Donau und in allen großen Flüſſen, welche ſich in das kaſpiſche und ſchwarze Meer ergießen, bisweilen auch in der Elbe und im Poſluſſe in Italien, am häufigſten aber in der Wolga. Niemals hingegen gehet der Hauſen

aus dem ſchwarzen Meere in das mittelländi-ſche.

Der gemeine Stör, *Aciperſer ſturio, cirris 4. ſquamis dorſalibus* 11. *Linn.* iſt ſelten über 6 oder 7 Fuß lang. Man findet ihn in allen Flüſſen, in welchen ſich Hauſen befinden, und noch in mehr andern; niemals aber in ſolchen, welche in das weiße und in das Eismeer fallen.

Die Sewruga, *Aciperſer ſtellatus, Pall.* iſt gemeiniglich kleiner als der Stör, hat auch eine ſpitzigere Schnauze und ein etwas weißeres Fleiſch. Sie wird in denjenigen Flüſſen angetroffen, welche ſich in das kaſpiſche Meer ergießen.

Der Sterlet, Strelet, *Aciperſer ruthenus, cirris 4. ſquamis dorſalibus* 25. *Linn.* iſt im Geſchmack der beſte. Einige haben 3, andere 5 Reihen Schuppen, und letztere eine ſehr rauhe Haut. Die größten ſind nicht über 2 Fuß lang.

Dieſe viererley Fiſcharten halten ihre Züge in folgender Ordnung. So bald die Wolga anfängt vom Eiſe frey zu werden, mithin im Februar oder März, begeben ſich die Hauſen aus der kaſpiſchen See in die Wolga und ziehen 14 Tage lang ganz allein herauf. Auf dieſe folgen die Sewrugen einen ganzen Monat hindurch in großer Menge. Gegen die Mitte des Aprils kommen die gemeinen Störe, welchen die Sterlete Geſellſchaft leiſten. Wenn das Waſſer am höchſten iſt, kommen nur Sewrugen in die Netze; nimmt es hingegen ab, ſo kehren die Störe und Sewrugen nach der See zurück. Die Hauſen erſcheinen alsdann ſehr ſelten. Iſt die Wolga wiederum völlig in ihre Ufer zurück getreten, ſo fiſcht man Sewrugen und Sterlete allein. Zu Anfang des Septembers kommen die Hauſen wieder zum Vorſchein, Störe und Sewrugen aber werden mit ihnen zugleich gefangen; mit dem Ausgang des Herb-

ſtes

ſtes hingegen verbergen ſich beede letztere ganz und laſſen die Störe allein, welche ſich mit einem Schleim umhüllen und in den tiefen Stellen des Stroms den Winter ruhig aushalten.

Die ſtärkſte Hauſenfiſcherey iſt in der Wallachey an den Mündungen der Donau, und in den Rußiſchen Gewäſſern. Man fängt ſie mit Fiſchzäunen, Angeln und Netzen.

Friſch wird das Fleiſch von Hauſen ſelten gegeſſen, weil es zu fett, zu ſüßligt iſt; eingeſalzen aber wird es ſo roth wie der Lachs, dem es auch im Geſchmack nichts nachgiebt; es iſt hart, derb und ſehr nahrhaft, aber etwas ſchwer zu verdauen. Die gefangenen Hauſen werden gleich aufgeſchnitten, ausgeweidet und in einen Keller gelegt. Der Ort, wo man das Einſalzen vornimmt, iſt mit Gruben verſehen, in welchen das Salz aufgelößt wird. Der Fußboden iſt gegen die Gruben zu etwas abhängig, damit ſich das vom Hauſen abflieſende Salzwaſſer wieder in der Gruben ſammeln kann. Der leere Raum zwiſchen den Wänden und dem vor denſelben angebrachten Gitter wird mit Eisſtücken ausgefüllt. Die Fiſchfleiſcher ſchneiden die Fiſche auf, nehmen den Rogen heraus und bringen den Leim auf die Seite. Von einem Hauſen, welcher das gehörige Maas von 12 Spannen hat, macht man 5 Theile. Zuerſt wird der Bauch abgeſchnitten, ſodann nimmt man die Seitenſtücke davon, und endlich wird der Schwanz von dem Rücken getrennt. Dieſe 5 Theile werden für 5 Fiſche gerechnet. Von dem Kopfe ſondert man den Gaumen ab und ſalzt ihn beſonders ein; kleinere Hauſen aber werden mit dem Kopfe zerſchnitten, und zwar der Länge nach von der untern Kinnlade bis an das Ende des Schwanzes. Auf gleiche Weiſe verfährt man auch mit den Stören und Sewrugen, ſie mögen ihr gehöriges Maas haben

ben oder nicht; doch wird ihr Bauch allezeit abgeſchnitten und beſonders eingeſalzen. Von dem Sſan gebraucht man nur die Hälfte des Leibes und wirft den Bauch und Kopf weg.

So bald die Fiſche geſchnitten ſind, bringt man ſie in den Eiskeller und legt ſie in die Salzſole, woſelbſt ſie im Sommer zween Tage, im Winter aber nur einen Tag bleiben. Man nimmt ſie alsdann heraus und legt ſie auf den Boden des Kellers, damit die überflüßige Sole davon abfließen kann. Sodann beſtreuet man ſie mit Salz und legt ſie zuſammen auf Haufen. Kleine Fiſche läßt man nachher auf dem Boden liegen, die größern aber werden aufgehängt, damit ſie an der Luft trocknen. Auf einen Hauſen rechnet man 25, auf einen Stör 7½ und auf eine Sewruga 4 Pf. Salz.

Bey dem Zerſchneiden der Hauſen findet man in den größten den ſogenannten Hauſenſtein, welchen man aber nicht eher bemerkt, als bis man die Rückenknorpel der Länge nach aufſchneidet. Er liegt in dem rothen drüſigten Fleiſche verborgen, welches ſich an dem hintern Theile des Rückgrats befindet und die Stelle der Nerven vertritt. Wenn man ihn friſch heraus nimmt, ſo iſt er etwas weich, wird aber an der Luft bald hart. Er hat die Größe und Form eines Hühnereyes und wird gut bezahlt, weil man ihm Heilkräfte zuſchreibt.

Der eingemachte Rogen von Hauſen und andern Fiſchen iſt unter dem Namen Kawiar bekannt, unter welchen wir ihn auch beſchreiben werden. Oft hat ein Hauſen 200 Pf. Rogen. Von der Hauſenblaſe handelt der nächſte Artickel.

Hauſenblaſe heißt der aus der Luftblaſe des Hauſen und anderer Fiſche ſeines Geſchlechts zubereitete Fiſchleim. Der von den Stören und Sterleten iſt der beſte, nach dieſem folgt der Sewrugenleim.

Der

Der von Hauſen iſt ſchlechter, aber am häufigſten im Handel. Der allerſchlechteſte iſt der von Welſen. Die Blaſe, worinnen der Leim angetroffen wird, iſt eben diejenige, welche andern Fiſchen zum Schwimmen dient. Sie iſt aber nicht, wie bey andern Fiſchen, in zween Theile getheilt, ſondern einfach. Wenn die Blaſe abgelöſet iſt, legt man ſie in Waſſer; reiniget ſie vom Blute, ſchneidet ſie der Länge nach auf und ziehet die äuſſere Haut davon ab. Der weiße Theil dieſer Haut gehet nicht ohne Schwürigkeit rein ab, mit dem ſchwarzen aber gehet es leichter, weil er dichter und veſter iſt. Hierauf wickelt man die Blaſe in Leinwand und knetet ſie mit den Händen, bis ſie ſo weich wie ein Teig wird, woraus man hernach Täfelchen macht und ſie an Schnüren aufhängt. Bisweilen werden ſie auch ungeknetet blos aufeinander gelegt, mit einem naſſen Tuche bedeckt und an die Sonne geſetzt, in welchem Fall ſie von ſelbſten weich werden. Hernach drückt man ſie mit den Händen in kleine Stangen zuſammen und hängt ſie zum Trocknen auf.

Die Hauſenblaſe wird nicht nur als Arzney, ſondern auch von den meiſten Künſtlern und Profeſſioniſten gebraucht. Z. B. die Seidenarbeiter geben ihren Arbeiten damit einen Glanz; die Sarſchweber leimen damit die Kette ihrer Stoffe; die Buchbinder brauchen ſie zum Planiren; die Hutmacher zum Steifen der Hüte; die Maler miſchen ſie unter die Farben; Tiſchler, Orgelbauer u. d. g. gebrauchen ſie als Leim, welcher, wenn man ihn mit Brandwein zubereitet, ſo ſtark wird, daß man Glas und Porcellan damit leimen kann; die Köche bereiten davon die Geleen und die Kloſterfrauen die Heiligenbilder, welche ſich vom Hauche krümmen. Wenn man Hauſenblaſe mit Kandelzucker zergehen und zu einem gelben durchſichtigen Leim ſchmelzen

läßt,

läßt, erhält man davon den Mundleim. Und endlich wird die Hauſenblaſe noch am häufigſten dazu gebraucht, den trüben Wein klar zu machen, wovon unter dem Wort Schöne das mehrere folgen wird.

Hauſenrogen, ſ. Kaviar.

Hauſenſtein, ſ. Hauſen.

Hausflur iſt der Gang eines Hauſes, welcher in alle Zimmer und Gemächer führt, und gewöhnlicher, Haustenne genennet wird.

Hauſiren heißt Waaren von Haus zu Haus feil tragen. Diejenige Krämer, welche ſich von dieſer Art Handelſchaft nähren, führen insgemein wohlfeilere, aber auch ſchlechtere Waaren als die an Ort und Stelle etablirten Handelsleute, weil ſie meiſtens baar bezahlet werden und ſodann fortgehen, ohne ſich ſehr darum zu bekümmern, ob der Käufer mit ihrer Waare zufrieden iſt oder nicht. Damit ſie ihre Handelſchaft nicht ganz unentgeltlich treiben dürfen, müſſen ſie meiſtens, neben Entrichtung der Zölle, einen Erlaubnißſchein löſen, welcher Hauſirzettel genennet wird und meiſtens nur auf 24 Stunden gültig iſt.

Da dieſe Leute ſich zwar vom Lande nähren, das in ſelbigem erworbene Geld aber auswärts verzehren, ſo ſind ſie ihm ſchädlicher als anſäßige Handelsleute. In einem Lande oder Ländchen aber, welches mit hinlänglichen Handelsleuten, um den Einwohnern alle Bedürfniſſe zu verſchaffen, nicht verſehen iſt, ſind ſie unentbehrlich und dienen dazu, daß die wenigen einheimiſchen Krämer und Juden das Land nicht als Monopoliſten drücken können. Ihr größter Nachtheil beſtehet wohl darinnen, daß ſie die Leute verleiten, allerley Waaren zu kaufen, die ſie nicht nöthig haben und deren Werth ſie nicht verſtehen. Am beſten wird es alſo ſeyn, wenn man ihnen

ihnen zwar das Hauſiren nicht geſtattet, ſie aber an gewiſſen Markttägen öffentlich feil haben läßt. Dadurch gewinnt das Publikum noch den Vortheil, daß es durch die Konkurrenz mehrerer ſolcher Krämer billigere Preiſe und eine Auswahl in den Waaren erhält.

Hausmittel nennet man bekanntlich diejenige Arzneymittel, welche nicht von Aerzten vorgeſchrieben, ſondern von andern, der Arzneywiſſenſchaft unkundigen Perſonen, empfohlen werden, und deren man ſich um ſo lieber bedient, weil ſie ungleich weniger koſtbar ſind als die Anordnungen der Aerzte. Der unermeßliche Schade, welchen ſie ſtiften, gründet ſich theils auf die Unzuverläßigkeit vieler ſolcher Mittel ſelbſten, und größtentheils auf ihre zweckwidrige Anwendung, indeme diejenige Perſonen, welche ſie empfehlen, höchſtſelten die wahre Natur der Krankheit einſehen. Dir wirkſamſten Anſtalten, welche man bisher vorgeſchlagen hat, dem dadurch, veranlaßten Uebel zu ſteuern, beſtehen darinnen, daß man durch erfahrne Aerzte die zuverläßigſte Hausmittel gegen Uebel, die ſich am leichteſten mit Gewißheit erkennen laſſen, ſammeln und in Volksſchriften, beſonders in Kalendern bekannt machen, zugleich aber auch das Volk und beſonders die Jugend in Schulen, bey welchen ſolche Lehren mehr Eingang finden, gegen alle übrige nachdrücklich warnen und ſie davon unterrichten laſſe, wie unendlich ſchwer es ſeye, die wahre Natur der meiſtens verwickelten Krankheiten einzuſehen, und was für ſchädliche Folgen es habe, wenn man ein an ſich gutes Mittl gegen eine Krankheit brauche, welche nicht die nämliche ſeye, für welche man ſie anſehe.

Haut, darunter verſtehet man im Handel und Wandel die Decken größerer Thiere, als Pferde, Ochſen,

Bären

Bären u. d. g. Die von kleinern Thieren, nämlich Kälbern, Ziegen, Schaafen u. ſ. w. heißen hingegen Felle. Grüne oder rohe Häute nennet man ſie, wenn ſie ſo, wie ſie dem Thiere abgezogen worden ſind, verkauft werden; eingeſalzene Häute heißen diejenigen, welche mit Salz und Alaun eingeſprengt ſind, damit ſie nicht verderben, wenn ſie lange aufbewahrt oder in entlegene Gerbereyen geführt werden; und dürre rauhe Häute nennt man ſie, wenn ſie ſamt den Haaren an der Luſt getrocknet worden ſind.

Hautform, ſ. Goldſchlägerblaſe.

Hautelisse nennet man diejenige Tapeten, die auf einem Stuhle gewirkt werden, auf welchem die Kette vertikal oder ſenkrecht ausgeſpannt iſt.

Haverey, ſ. Haferey.

Hay oder **Hayfiſch**, *Squalus*, *Linn.* iſt ein großer Seefiſch mit fünf Luftlöchern, welcher durch die Lunge athmet und lebendige Jungen gebiert. Man findet ihn in den Meeren des heißen Weltgürtels und bisweilen auch an den Küſten von Spanien und Frankreich. Mann kennt verſchiedene Gattungen dieſer Art. Die größte davon, der **Hundfiſch**, **Seehund**, **Seewolf**, auch **Hundskopf** genannt, *Canis Carcharias*, *Linn.* iſt 9 bis 10 Ellen lang und wiegt oft 4000 Pfunde. Er iſt ein ſehr gefährlicher Raubfiſch, welcher beſonders dem Fleiſche von Menſchen und Thieren ſehr nachgehet. Sein Maul gehet bis in die Mitte des Halſes und iſt mit ſcharfen Zähnen beſetzt. Sein Fleiſch iſt zwar genießbar, aber nicht wohlſchmeckend. Der ganze Fiſch, beſonders aber die Leber giebt ſehr vielen und guten Thran, und die Haut, welche insgemein nur Fleiſchhaut genannt wird, wird als Chagrin verarbeitet.

Haynbuche, ſ. Hagenbuche.

Haynbutte, ſ. Hagenbutte.

Hazardſpiele, Glücksſpiele. Das vielfältige Unglück, welches dieſe unnatürlichen Spiele von Zeit zu Zeit ſtifteten, veranlaßte gar vielerley Polizeyverordnungen gegen ſie. Billig verbietet man Lotto, Glückstöpfe und andere dergleichen öffentliche Glücksſpiele, welche durch ihren Reiz ſtark auf das gemeine und arme Volk wirken; wenn man aber auch alle ſolche Hazardſpiele verbieten wollte, welche in Geſellſchaften geſpielet werden, ſo würde man vielleicht der natürlichen Freyheit zu nahe treten. Ein weiſer Landesherr verachte die Spieler von Profeßion, ſo werden ſie ſich bald um ihn her verlieren.

Hebamme. Wie wichtig es für ein Land ſeye, geſchickte und rechtſchaffene Hebammen in hinlänglicher Menge zu beſitzen, und wie ſelten man gleichwohl dieſe Eigenſchaften an ihnen findet, iſt bekannt genug. Zur wahren Ehre gereicht es unſerm Zeitalter, daß man dieſen Gegenſtand mehr als ſonſten beherziget und ſchon an ſo vielen Orten beſondere Schulen für ſie errichtet hat. Nicht jedes Land kand ſolche Schulen beſitzen; aber jedes Ländchen iſt im Stande, fähige Weibsperſonen, auf öffentliche Koſten, entweder auf einer auswärtigen Schule oder durch einen im Lande angeſtellten Geburtshelfer in dieſer Kunſt theoretiſch und praktiſch unterrichten zu laſſen, ſie mit den nöthigen Büchern zu verſehen und auf jedem Dorfe einen bequemen und wohleingerichteten Stuhl anzuſchaffen, woran es am meiſten fehlt. Inſtrumenten ſind gemeiniglich in der Hand der Weiber gefährlich, und man reſervirt daher ſehr gerne diejenigen Fälle, in welchen ihre Anwendung nothwendig iſt, den Aerzten und Geburtshelfern.

Nicht eher aber wird man gleichwohl recht taugliche Hebammen erhalten, als bis man ſie beſſer als es bisher gewöhnlich war, und mithin ſo beſoldet, daß es für eine Weibsperſon ein wahres Glück iſt, durch erprobte Geſchicklichkeit die Stelle einer öffentlichen Hebamme zu erwerben. Je kleiner das Land iſt, um ſo geringer iſt auch der Aufwand, welcher dazu erfordert wird, und man hat nicht nöthig, zu neuen Auflagen ſeine Zuflucht zu nehmen, es wird immer genug ſeyn, wenn man einige unnütze Rubriken in den Rechnungen des Landes zu einem ſo heilſamen Endzweck verwendet.

Eine nähere Anleitung, wie man den Unterricht einer Hebamme einrichten ſolle, gehört in das medicíniſche Fach und nicht hieher; wer ſich aber weiter hierüber belehren laſſen will, der leſe: Ausführliche und vollſtändige, allgemeine Hebammenordnung, Wetzlar 1778. 4. Königlich großbrittaniſche Verordnung wegen des künftigen Unterrichts und Beſtellung der Hebammen in der Grafſchaft Hoya, d. d. 22. Septemb. 1778. welche im 88. St. der Hanöveriſchen Anz. v. J. 1778. ſtehet; und Vorſchläge zur Verbeſſerung der Ausübung der Geburtshülfe, beſonders auf dem Lande, ſt. im 3. Jahrg. der neuen Mannigfaltigk. Berl. 1776. 8. S. 710.

Hebarm, Heberaze, Hebdaume, Hebzapfen heißt das an der Welle eines Rades hervorragende Holz, welches einen Stempel, Hammer u. d. g. aufheben muß.

Hebeiſen, eine gerade, eiſerne, vornen zugeſpitzte Stange, womit man Laſten aufheben kann. Es wird auch Brecheiſen genannt, weil es oft zum Auf- und Ausbrechen gebraucht wird.

Hebel, ein mechaniſches Werkzeug, welches aus einer geraden Stange beſtehet, die in einem Punkte aufliegt, und an deren einem Ende die Laſt und an

dem

dem andern die Kraft angebracht wird. Er iſt nicht nur die allereinfachſte Maſchine, die in der Welt gefunden werden mag, ſondern auch diejenige, womit das allermeiſte, in Anſehung der Kraft, ausgerichtet werden kann, weil die wenigſte Friktion dabey ſtatt findet. Bey dem Hebel ſind 3 Punkte zu bemerken: 1) Der Punkt der Ruhe oder der Unterlage; 2) der Punkt der Laſt, oder des Widerſtandes, wo die Laſt angehänget wird; 3) der Punkt der Kraft, wo die Kraft applicirt wird. Das Vermögen des Hebels, oder was die Kraft mit ihm ausrichten kann, entſtehet einzig und allein durch den Abſtand, welchen die Laſt oder Kraft vom Ruhepunkt oder von der Unterlage gegeneinander haben, und wird auch von den Werkleuten die Abwage genannt. Sind Laſt und Kraft gleich, ſo überwältigt diejenige, welcher weiter von dem Mittelpunkte abſtehet, die andere.

Heblade iſt ein vornen und hinten offener Kaſten, deſſen nahe beyſammen ſtehende Seitenwände mit zween perpendikular ſtehenden Reihen Löcher verſehen ſind, durch welche Nägel geſteckt werden können, die dem Hebel zum Ruhepunkt dienen. Wenn zum Beyſpiel der Hebel auf dem Nagel der innern Seite ruhet und durch ihn die Laſt, ſo weit möglich, gehoben worden iſt, ſo wird derjenige Theil, welcher die Laſt trägt, ſo weit in die Höhe ſtehen, daß ihm ein Nagel durch ein höheres Loch untergeſteckt werden kann, welcher ihn ſo lange trägt, bis ihm der Nagel in der zwooten Reihe wiederum in einer höhern Lage untergeſetzt worden iſt, auf welchem der Hebel neuerdings arbeiten kann. Und auf dieſe Weiſe kann die Laſt nach und nach in eine beträchtliche Höhe aufgehoben werden, ohne die Kraft des Hebels zu ſchwächen, welches geſchehen würde, wenn man, um die Laſt auf einmal hoch zu brin-

gen, die Unterlage nahe zum Ruhepunkt ſetzt. Von den zu Ausſtockung der Wälder erfundenen Hebeladen iſt der Artickel Stockwinde nachzuſehen.

Hebeleiter, ein Beyname der Wagenwinde.

Hebetaze, ſ. Hebarm.

Hebezeug heißen überhaupt alle zu Hebung einer Laſt erfundene Inſtrumente, welche in Hebladen, Erdwinden, Flaſchenzügen, Krahnen u. d. g. beſtehen, die unter ihren eigenen Benennungen beſchrieben ſind.

Hebenholz, ſ. Ebenholz.

Heber, ein Inſtrument, womit man aus einem vollen Faß flüßige Sachen oben zum Spundloch heraus ziehen kann. Man hat zweyerley Arten. Die eine beſtehet aus zween in einem rechten Winkel zuſammen geſetzten Röhren, wovon die eine länger, die andere kürzer iſt. Die kurze Röhre wird in das Spundloch hineingeſenkt, aus der längern aber mit dem Munde die Luft ausgezogen. Sobald die flüßige Sache den Mund berührt, hält man dieſes Ende des Hebers, etwas niedergebogen, in ein Gefäs, worauf die flüßige Sache ſo lange heraus läuft, bis das Faß weiter leer, als der kurze Theil des Hebers lang iſt. Die andere Art Heber beſtehet aus einem Cylinder, welcher oben eine ganz enge Oefnung und unten eine ebenfalls ſehr enge zugehende Röhre hat. So tief man dieſen Cylinder in das Faß hält, ſo weit füllt er ſich mit der flüßigen Materie. So bald er ſich nun gefüllet hat, ſo hält man die obere Oefnung mit den Daumen zu und hebt ihn aus dem Fäſſe heraus. Er leert ſich alsdann nicht eher aus, als bis man die obere Oefnung wiederum erdfnet und der eindringenden Luft Eingang verſchaft.

Hechel, ein bekanntes Inſtrument, womit der reine Flachs von dem Werge (Werrige) abgeſondert wird. Eine verbeſſerte Art von Hecheln beſtehet in einem Rade,

Rade, an welchem feine und grobe Hecheln beveſtigt werden können, die ſich mit dem Rade herum drehen. An ſelbiger können zwo Perſonen zugleich hecheln, indem ſich jede vor das Rad ſtellt, und mit dem Fuſſe, wie bey den Spinnrädern, durch einen Tritt daſſelbe herumdrehet und den Flachs den Hecheln entgegen hält, ſo, daß der Flachs an der einen Seite herunter hängt, an der entgegengeſetzten aber über dem Rade liegt. Das Werg, welches dieſe Hechel abſondert, ſiehet aus, als wäre es gekämmt worden, und die Arbeit geſchiehet geſchwinder als mit der gewöhnlichen Hechel.

Hecht, *Eſox Lucius roſtro depreſſo ſubaequali. Linn.* ein bekannter Flußfiſch, welcher faſt in ganz Europa gefunden wird. Er hat einen länglichen, ſtark mit Knochen verſehenen platten und faſt viereckigten Kopf, mit einem gelben und bisweilen ſchwarzgrünen Augenbogen und einem himmelblauen Augapfel, einen weiten Rachen, lange ſpitzige Zähne, grau geſtreifte Seiten und einen weißen Bauch. Die Flußhechte werden gemeiniglich $1\frac{1}{2}$ Elle lang, und 4 bis 5 Pfunde ſchwer. Da ſie aber ſehr lange leben können, ſo hat man ſie auch ſchon 20 und mehr Pfunde ſchwer angetroffen. Die jungen Hechte nennet man insgemein Grashechte, weil ſie oft in den Gräben der Wieſen gefangen werden.

Der Hecht iſt ein Raubfiſch, welcher auch ſogar ſein eigenes Geſchlecht nicht verſchont. Er leichet im Februar, im März und im May. Je höher er um dieſe Zeit ſteigen kann, um ſo angenehmer iſt es ihm. Er tritt daher gerne auf überſchwemmte Wieſen aus, und achtet es nicht, wenn ſchon der Rücken aus dem Waſſer hervorragt. Gemeiniglich treten ſie paarweis aus und entledigen ſich ihres Leiches durch Reiben aneinander; bey welcher Gelegenheit oft einer den andern verzehrt.

Wegen dieſer Raubgierde darf man keinen Hecht in Karpfenteichen dulden; oft aber kommen ſie dennoch dahin, weil die wilden Endten ihren Leich bisweilen an den Füſſen hinein tragen. Zu Hechtteichen nimmt man gerne kalte Teiche, in welchen die Karpfen nicht fortkommen. Man giebt ihnen geringe Fiſche zur Nahrung. Sie werden mit Zuggarnen, Hamen, Wurfgarnen, Reiſen, Angeln und Nachtſchnüren gefangen. Dieſe Fiſcherey fängt mit dem Monat May an und dauert, bis im Herbſte der Froſt einfällt. Zu den andern Arten der Fiſcherey wird heiteres Wetter erfordert, der Hecht aber läßt ſich beſſer im trüben Waſſer und bey ſtürmiſcher Witterung fangen. Er liebt vorzüglich tiefe Stellen an den Ufern der Flüſſe. Leichter wird er am Morgen und Abende, als am hohen Mittage gefangen. Er hat ein dauerhaftes Leben und läßt ſich leicht tranſportiren und in Fiſchhältern aufbewahren. Man ſalzt die Hechte ein oder dörret ſie, und verführt ſie auf dieſe Art weit. Die Gegenden um Lemberg in Klein Pohlen, die Odergegenden um Wriezen, Frauenwalde und Frankfurt, bey Sonnenberg und Küſtrin, treiben einen ſtarken Handel damit. Die kleinern Hechte werden gedörrt, die gröſſern aber eingeſalzen und Böckel- Tonnen- oder Salzhechte genannt. Das Einſalzen iſt eine ganz einfache Arbeit. Man reißt die Hechte auf, nimmt alles Eingeweide heraus, wäſcht ſie mit Waſſer rein aus, reibt ſie mit Salz ſtark ein, legt ſie in Tonnen und beſtreut ſie wieder mit Salz. Von dem Meerhechte iſt dieſes Wort nachzuſehen.

Heck, (das) heißt in Niederſachſen eine Befriedigung von Latten.

Hecke, eine bekannte Art von Einſchließung der Gärten und Felder. Todte Hecken nennet man diejenige, welche aus abgehauenen Dörnern und Baumzwei-

zweigen zwiſchen eingeſchlagene Pfähle geflochten werden; und lebendige, wenn die Dörner und andere Staudengewächſe, woraus man ſie gewöhnlich erziehet, mit den Wurzeln in der Erde ſtehen, alle Jahre grünen und fortwachſen. Es gehören dazu ſolche Gewächſe, welche ſich leicht ineinander flechten laſſen oder ſelbſt verwachſen und die Scheere ertragen. Die vorzüglichſten Gewächſe, welche hieher gerechnet werden können, ſind: die **Rothbuche**, *Fagus ſylvatica*, *L.* die **Weißbuche**, *Carpinus betulus*, *L.* **Rüſter**, *Vlmus campeſtris*, *L.* **Eiche**, *Quercus robur*, *L.* **Linde**, *Tilia europaea*, *L.* **Virginiſche Acacia**, *Robinia pſeudo Acacia*, *L.* **Ahorn**, *Acer pſeudo-platanus*, *L.* **Roßkaſtanien**, *Aeſculus Hippocaſtanum*, *L.* **Kaſtanienbaum**, *Fagus caſtanea*, *L.* **Weißer Maulbeerbaum**, *Morus alba*, *L.* **Wilder Oelbaum**, *Elaeagnus anguſtifolia*, *L.* **Birke**. *Betula alba*. *L.* **Eller**, *Betula alnus*, *L.* **Kiefer**, *Pinus ſylveſtris*, *L.* **Taxbaum**. *Taxus baccata*, *L.* **Wachholder**, *Juniperus communis*, *L.* **Sadebaum**, *Juniperus Sabina*, *L.* **Stechpalme**, *Ilex agrifolium*, *L.* **Hoher Buchsbaum**, *Buxus ſempervirens*, *L.* **Rainweide**, *Liguſtrum vulgare*, *L.* **Quittenſtrauch**, *Pyrus cidonia*, *L.* **Berberisſtaude**, *Berberis vulgaris*, *L.* **Weißdorn**, *Crataegus Oxyacantha*, *L.* **Kreuzdorn**, *Rhamnus catharticus*, *L.* **Schwarzdorn**, *Prunus ſpinoſa*, *L.* **Zweckholz**, *Lonicera Xiloſteum*, *L.* **Hochſtäudiger Alpenzäunling**, *Lonicera caerulea*, *L.* **Tatariſcher Zäunling**, *Lonicera tatarica*, *Linn.* **Spindelbaum**, *Euonymus europaeus*, *L.* u. a. m.

In England und beſonders zu Herfordshire, wo die Einwohner für vorzüglich geſchickt in Anlegung lebendiger Hecken gehalten werden, verfährt man damit auf folgende Weiſe. Iſt die Erde von

Wurzeln und Sträuchen frey, ſo werden einige Furchen gepflügt und gegeneinander gewendet, im entgegengeſetzten Fall aber mit einem Spaten aufgegraben. Neben dieſem Erdſtrich werden Gräben gezogen und die ausgehobene Erde auf jenen geworfen, daß davon eine Erdbank entſtehet, welche ſehr enge mit jungen Sprößlingen von Hage: und Schlehedornen bepflanzt wird, die man vorher, eine gute Queerhand ober der Wurzel, ſchief abſchneiden muß. Sie dürfen kaum 3 Zoll voneinander geſetzt werden, und kaum einen Zoll aus der Erde hervorragen. Hin und wieder ſetzt man auch junge Pflanzen von Weiden, Buchen, Eſchen, Ahorn, Linden und Ulmen. Sodann fängt man an den Wall auf der einen Seite noch mehr zu erhöhen, indem aus den Graben auf die Wurzeln der eingeſetzten Reiſer noch mehr Erde geſchüttet wird. Hieraus entſtehet eine Bank, welche, ſenkrecht gemeſſen, ſich um einen Fuß über die vorige erhebt, aber eine ſo ſchräge Richtung hat, daß ihr Abhang gegen die erſte $1\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Dieſe neue Bank wird gleich der vorigen mit Baum: und Staudengewächſen bepflanzt. Wenn dieſe Pflanzen nach und nach heran wachſen, ſo muß man ſie entweder durch die Scheere nöthigen, kurze, dicht ineinander greifende Aeſte und Zweige zu treiben, oder die lange in die Höhe ſchieſſende Zweige niederbeugen und in die übrigen verflechten und einbinden. Wenn eine ſolche Hecke 9 Jahre geſtanden hat, ſo iſt es räthlich, ſie bis auf die in der Mitte derſelbigen ſtehende Schößlinge niederzuhauen, damit man von dem neuen Trieb eine dichtere und beſſere Hecke erhalten möge, weil mit 9 Jahren einige Sträuche auszugehen anfangen.

Will man eine Hecke, auf niederländiſche Art, aus dem Saamen ziehen, ſo macht einen 2 Fuß tiefen Graben, füllet ſolchen zur Hälfte mit Dung und

und guter Erde aus, ſäet den Saamen auf dieſe und bedeckt ihn mit guter Erde. Wenn die jungen Pflanzen aufgehen, müſſen ſie ſorgfältig vom Unkraute gereiniget und begoſſen, und wenn ſie eine Höhe von etwa 3 Fuß erreicht haben, $\frac{1}{2}$ Fuß auch tiefer mit der Scheere beſchnitten werden, damit ſie unterwärts dick ausſchlagen. Unten muß man die Hecke etwas dicker ziehen als oben, damit die obern Zweige den untern nicht zu viel Schatten machen; und das Beſchneiden mit der Scheere muß alle Jahre wiederhohlet werden. Um von einer ſolchen Hecke auch einigen Nutzen an Früchten zu haben, pflanzt man hin und wieder Hagebutten, Erbſich, Schlehen, Stachelbeere, auch Haſel- und Zellernüſſe darunter.

So ſehr die lebendigen Hecken, ſowohl wegen ihrer Schönheit, als wegen der Erſparniß an Zaunholz zu empfehlen ſind; und ſo ſehr ſie als Nachahmung der Engländer bisher empfohlen wurden: ſo fängt man dennoch an, aus Erfahrung einzuſehen, daß ihre nachtheilige Seite die gute, ſowohl in den Gärten als auch in den Feldern, wo nicht ganz aufwiegt, ihr dennoch die Stange hält. Sie dienen ſowohl den Mäuſen als den Raupen und andern Inſekten zum ſichern Aufenthalt und zur Pflanzſchule, und in den Feldern befördern ſie den Meelthau dadurch, daß ſie dem Winde den Zugang zu den Feldfrüchten verſperren. Dieſe zwo Wirkungen ſtiften gewiß mehr Schaden als ſie auf der entgegengeſetzten Seite nutzen können. Die todten Hecken hingegen ſind ebenfalls in Anſehung des Holzmangels bey weitem nicht ſo ſchädlich als man insgemein glaubt. Zum Zaunreis wird nur ſchlechtes und ſchwaches Holz verwendet, aus welchem niemal brauchbare Stämme geworden wären, und wann im Herbſte die Feldzäune abgebrochen werden, ſo verwen-

det man es als Wellholz wiederum zum Verbrennen in den Oefen, wozu es vom Anfange an beſtimmt wird.

Heckenbinder heißen diejenigen Landleute, welche Profeßion davon machen, die Dorn- und andere lebendige Hecken zu beſchneiden und die in die Höhe getriebene lange Schößlinge niederzubeugen und mit Bandweiden in die Hecke hinein zu binden, um die leere Stellen damit auszufüllen. Es geſchiehet dieſes allezeit im Frühlinge, ehe das Laub ausſchlägt.

Heckenhopfen, ſ. Hopfen.

Heckenſcheere, die Scheere der Gärtner, womit ſie die Hecken beſchneiden. Sie hat auſſer zwoen geraden Handhaben, an welchen man ſie mit zwoen Fäuſten anpackt, die Form einer Schneidersſcheere, iſt aber viel größer.

Heckerling, ſ. Häckerling.

Hecksel, ſ. Häckerling.

Hede nennet man in Niederſachſen das Werg oder Werrig des Flachſes.

Hederich, **Heiderich**. Von dieſer Pflanze ſind dreyerley Gattungen vorzüglich bekannt. 1) Der **gemeine Hederich**, *Eryſimum officinale, ſiliquis ſpicae adpreſſis, foliis rancinatis, Linn.* Er hat einen aufrechten Stamm mit vielen Aeſten, zottigen Blättern und kleinen gelben Blumen, welche im Junius, Julius und Auguſt blühen. 2) Der **wilde Senf**, **Ackerſenf** oder **Ackerkohl**, *Sinapis arvenſis, ſiliquis muttangulis toroſo turgidis laevibus noſtro ancipiti longioribus, Linn.* hat einen, beſonders unten, ſehr rauhen und blattreichen Stengel, welcher 2 Schuh hoch wird und Aeſte treibt, welche wie Aerme ausgeſtreckt ſind. Die Blätter ſind ſägenartig gezahnt. Die Blumen ſtehen in Aehren beyſammen, haben gelbe Kronen und kommen im

May

May zum Vorſchein. Die Schale iſt länglich, inwendig in zween Fächer getheilt, hat viele Ecken und Knoten, in welchen kugelrunde, braune und ſcharfe Saamkörner liegen. 3) Der **Ackerrettig, Heidenrettig, Feldkohl**, *Raphanus Raphaniſtrum, ſiliquis teretibus, articulatis, laevibus uniloculáribus, Linn.* iſt allenthalben, nur die Schoten ausgenommen, rauh und ſcharf anzufühlen, hat rübenähnliche Blätter, einen 1½ bis 2 Fuß hohen Stängel. Der vierblättrige Kelch iſt anfangs grün und zuletzt hellbraun und hat blaßgelbe oder weiße Blätter mit blauen oder purpurrothen Adern und Streifen. Man findet auf einer Aehre ſowohl Schoten als aufgeblühete und noch verſchloſſene Blumen.

Der Hederich iſt zwar ein gutes Futter für die Schaafe und Bienen, aber ein ſehr beſchwerliches Unkraut unter der Gerſte. Um ihn auszurotten, muß man ihn entweder abhauen, ſo oft er zu blühen anfängt, oder man muß den Acker ſehr oft pflügen. Er wird dahero, wie anderes Unkraut, durch den Klee- und Kartoffelbau am beſten vertilgt, weil jener oft abgehauen wird, dieſe aber öfter behackt werden müſſen. In Holſtein giebt man den Hederich entweder grün oder getrocknet, oder auch den Saamen davon mit Haber vermengt, den Pferden als ein kräftiges Futter. Den Saamen kann man auch den Schweinen verfüttern, man muß ihn aber zuvor abkochen. Auch wird aus ſelbigem ein ſehr gutes Oel geſchlagen.

Heerd, ſ. Herd.

Heerdochs, ſ. Faſelochs.

Heerſchatz, ſ. Handlohn.

Heerſchnepf heißt an einigen Orten die Feldſchnepfe.

Heerſteuer, *Adoba*, *Adobamentum*, *Adaeratis* heißt diejenige Summe, welche der Vaſall dem Lehenherrn ſtatt der zu leiſten ſchuldigen Ritterdienſte bezahlt.

Hefen, dasjenige, was flüßige Körper durch die Gährung abſetzen. Man hat dahero Wein- Bier- und Ciderhefen. Die Weinhefen werden hauptſächlich zum Brandweinbrennen, die Bierhefen aber zum Backen verwendet. Bey den Bierhefen unterſcheidet man die Gohre, Gäſcht, Oberhefen und Spundhefen, welche in der Gährung oben ausgeſtoſſen werden, und die Unterhefen, welche ſich nach der Gährung zu Boden ſetzen. Jene werden als Verment zum Backen, dieſe aber zum Brandweinbrennen gebraucht. Stellhefe nennen die Bierbräuer diejenige Hefen, welche ſie dem neugebraueten Bier als Gährungsmittel beymiſchen.

Um die Hefe, welche leicht ſauer wird, lange aufbewahren und weit führen zu können, gießt man, wenn ſie ſich geſetzt hat, das Waſſer davon ab, legt ſie ſodann auf ein Tuch, damit ſich die Feuchtigkeit noch mehr davon abziehen kann, und wenn ſie dadurch zu einem dicken Teige geworden iſt, macht man aus dieſem kleine Kuchen, wickelt dieſe in Leinwand und ſteckt ſie in Aſche, welche alle, auch die mindeſte Feuchtigkeit heraus ziehet. Sind dieſe Kuchen ganz trocken geworden, ſo kann man ſie aufbewahren, ſo lange man will. Soll ein Gebrauch von ihnen gemacht werden, ſo löſt man ſie im Waſſer auf.

Heftlade, das bekannte Werkzeug der Buchbinder, in welchem ſie die Bücher heften.

Hefte, die Zeit, in welcher der Weinſtock geheftet, d. i. angebunden wird.

Hege, ſ. Häge.

Hegereiſer, ſ. Laßreiſer.

Heide, eine Pflanze, ſ. Heidekraut.

Heide, ein großer unkultivirter Platz, welcher meiſtens als Viehweide genoſſen wird, ingleichem nicht ſehr dicht bewachſene Nadelwälder, in welchem viel Heidekraut ſtehet.

Daß bisweilen in ziemlich kultivirten und bevölkerten Ländern beträchtliche Heiden unangebauet liegen, hat ſeinen Grund nicht ſowohl in der Unfruchtbarkeit ihres Boden, als vielmehr in ihrer Entlegenheit von den Dörfern. Gemeiniglich ſind ſie mit lauter Ortſchaften umgeben, welche ſchon eine zu große Flur haben, als daß ſie noch weiter entlegene Felder mit Nutzen bauen könnten. Um ſie zu kultiviren, muß man alſo neue Anſitze darauf errichten. In vorigen Zeiten wußte man dieſe nicht zu bewerkſtelligen, weil man in der größten Verlegenheit war, auf dieſen Heiden, welchen es gemeiniglich an flieſenden Bächen fehlt, die nöthige Wieſen zu verſchaffen; ſeitdeme man aber gelernet hat, den Mangel an Wieſen mit dem Anbau der Futterkräuter zu erſetzen, ſeitdeme hat man eine große Schwürigkeit weniger zu überwinden. Das unentbehrlichſte iſt Waſſer für Menſchen und Viehe. Die erſte Unterſuchung iſt alſo billig die, ob man trinkbares Waſſer findet, wenn man Bronnen gräbt. Im beſten Boden findet man ſelten das beſte Waſſer, indeſſen wird es doch gemeiniglich durch den fleißigen Gebrauch immer geniesbarer, wenn es auch ſchon anfänglich einen unangenehmen Geſchmack hat. Durch das Bronnengraben erhält man auch den Vortheil, daß man nicht nur die Oberfläche, ſondern auch die Unterlage des zu kultivirenden Erdreichs kennen lernt. Hat man gewöhnlichen Sandboden, oder Letten, oder thonartigen Grund vor ſich, ſo iſt die Kultur nicht ſchwer; er wird, ohne ſonderliche Kunſt, durch fleißigen Bau und Düngung

gung gewiß bald tragbar, beſonders giebt der Letten die beſte Erde, wenn er dem Einfluß von Luft, Sonne und Regen, und beſonders wenn er dem Winterfroſt ausgeſetzt iſt. Allzuſteinigter Boden, beſonders wenn er aus andern als Kalk- und Gipsſteinen beſtehet, erſetzt ſelten die Koſten, die auf ihn gewendet werden müſſen; und bloſer loſer Sand muß vorhero durch bindende Gewächſe beveſtiget werden, ehe man an ſeine eigentliche Kultur denken kann. Man beſäe ihn mit Saamen von rothem Heidekraut, *Erica vulgaris*, *Linn.* vom Helm, *Arundo arenar. L.* Sandhaber, *Elymus aren. L.* oder von Sandrietgras, *Carex arenaria, L.* Dieſe Gewächſe binden ihn mit ihren Wurzeln und überziehen ihn nach und nach mit einer Kruſte, welche zum Getraidbau zubereitet werden kann. Noch ſicherer aber erreicht man ſeinen Zweck, wenn man vorhero in dieſe umgebrochene Kruſte Nadelholz ſäet, welches den Sand noch tiefer bindet und ihm durch die abfallende Nadeln und Zweige Nahrungsſtof für andere Pflanzen zuführt. Iſt das Nadelholz gefällt, ſo taugt der Boden gewiß zum Anbau des Getraides und der nöthigen Futterkräuter.

Wenn der Boden von Natur ſo beſchaffen oder ſo weit vorbereitet iſt, ſo werden die zur Wirthſchaft nöthigen Gebäude errichtet, Vieh und Ackerwerkzeug angeſchaft und die Haushaltung nach den Regeln der Landwirthſchaft eingerichtet. Iſt die Heide zu groß und die Summe, welche man auf einmal zu ihrer Kultur verwenden kann, nicht groß genug, ſo bringt man ſie nach und nach in Bau, theilt ſie in mehrere kleine Höfe ab und kultivirt den zweeten erſt alsdann, wann der erſte ſchon als ein völlig etablirtes Gut verkauft oder verpachtet worden iſt, und alſo zu dem weiter nöthigen Aufwande, wo nicht das ganze Kapital, doch wenigſtens einen

einen erheblichen Beytrag liefert. Finden ſich Privatperſonen, welche auf ihre Koſten eine ſolche Unternehmung wagen, und darf alſo der Landesherr keinen Aufwand deßwegen machen, ſondern ſie nur mit Freyjahren unterſtützen, ſo iſt es um ſo beſſer. Höchſt ſelten wird aber dieſer Fall eintreten, weil ſich reiche Landwirthe immer bequemer und ſicherer zu nähren wiſſen, und nicht ſich gerne in weitausſehende Spekulationen einlaſſen. Im entgegengeſetzten Fall bleibt alſo dem Landesherrn nichts übrig, als die Unternehmung auf ſeine eigene Koſten zu wagen, und die dadurch entſtehende Bauernhöfe an Unterthanen zu verkaufen und ſich mit darauf zu legenden Steuern, Zinſen, Gülten und Zehenden zu begnügen.

Ein gewiß ſchönes Beyſpiel von einem ähnlichen Unternehmen findet man im Oettingiſchen Lande. Die Gemeinde zu Deiningen beſaß eine große Heide, welche ſie als Viehweide ſehr ſchlecht benutzte. Viele Jahre lang verſuchte man es vergeblich, die Gemeindsleute zu bewegen, daß ſie dieſe Heide in Ackerland verwandeln ſollen, konnte aber dieſen Endzweck nicht erreichen. Alle blieben darauf, der Boden ſeye durchaus unfähig, kultivirt zu werden, und ihre beſten Verſuche hätten fehl geſchlagen. Dieſes bewog Se. Hochfürſtliche Durchlaucht, den regierenden Fürſten zu Wallerſtein, der Gemeinde dieſe Heide abzukaufen und die nöthigen Oekonomiegebäude darauf errichten zu laſſen. Noch iſt zwar der Plan nicht ganz ausgeführt, aber dennoch iſt man mit der Kultur ſchon ſo weit gekommen, daß kein Menſch mehr an der Fruchtbarkeit dieſes in ſo üblem Ruf geſtandenen Bodens zweifelt, und daß man gewiß verſichert iſt, es werde keine Ruthe davon unangebauet bleiben, und dieſe unfruchtbare Heide eines der ſchönſten und einträglichſten Kammergüter werden.

Hei=

Heidegrütze, die aus Buchweizen oder Heidekorn bereitete Grütze.

Heidekorn, Buchwaizen, *Polygonum Fagopyrum, Linn.* Eine unter das Geſchlecht des Wegetritt gehörige Pflanze, hat eine faßerige Wurzel, einen glatten rothgrünen Stengel, welcher bis auf $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch wird und mit vielen Aeſten beſetzt iſt, herz- oder pfeilförmige Blätter, fleiſchfarbige Blumen, welche in Aehren oder Büſcheln beyſammen ſtehen, und ein braunes, glattes, dreyeckiges Saamkorn. Dieſes Heidekorn wird, wie anderes Getraid, im Frühlinge geſäet, zeitiget ſehr frühe und nimmt mit ſchlechtem Boden vorlieb. Es kann gemahlen und zu Brode gebacken, auch zu Grüze geſchrotet werden, doch kommt ſein Mehl dem Roggenmehl an Güte nicht gleich. Weil die Saamenſtiele ſehr zart ſind, ſo fallen die Körner bey dem Schneiden und Einführen leicht aus. Bald nach der Erndte muß es ausgedroſchen werden, ſonſt ſchimmeln die Aehren. Man behauptet, der Buchwaizen vertreibe die Quecken. Um entlegene Aecker zu beſſern, ſoll man ſie mit Buchwaizen beſaamen, und dieſen, wann er in der Blüthe ſtehet, unterackern. Auch zum Abgrünen ſtatt des Klees wird er ſehr gerühmt und ſeine Blüthen ſind den Bienen vorzüglich zuträglich.

Heidekraut, Brüſch, Heede, Heen, *Erica, Linn.* Eine Pflanze mit 8 Staubfäden und einem Staubwege, welche auf dürren Heiden und in veröſigten Nadelwäldern in Menge wächſt. Man hat zweyerley Arten.

1) **Die gemeine pfeilblätterige Heide, rothe Heide, oder den glatten Heideſtrauch**, *Erica vulgaris, antheris bicornibus incluſis, corollis inaequalibus campanulatis mediocribus, foliis oppoſitis ſagittatis, Linn.* treibt Stängel, welche überaus hart,

hart, zäh und dauerhaft ſind, bisweilen auf 4 Fuß hoch wachſen, wenn ſie aber von den Schaafen abgefreſſen werden, immer jung, kurz und grünend bleiben. Die Zweige ſind mit ſehr feinen, dunkelgrünen, dicht und ſchuppenweiſe übereinander liegenden und kreuzweiſe ſtehenden Blättern beſetzt, und die ſehr weit auslaufende Wurzeln ſaugen alles aus, und entziehen andern Gewächſen die Nahrung. Sie binden aber auch den loſen Sand. Das Kraut giebt den Schaafen gute Nahrung und im Nothfall kann man auch Pferde und Rindvieh damit füttern. Die Bienen ſammlen darauf viel guten Honig. Man kann es auch ſtatt der Eichenrinde zum Gärben des Leders brauchen, und aus dem Stängel verfertigt man Beſen.

2) **Die Sumpfheide, brabantiſche** oder **niederländiſche Heide, Winterheide,** *Erica Tetralix, antheris bicornibus inclaſſis, corollis ſubgloboſis aggregatis folio longioribus, foliis quaternis ciliatis patentibus, Linn* ſiehet einer jungen Rothtanne ſehr ähnlich, hat aber kürzere und dünnere Zweige und Stängel als die vorige und bringen im Herbſte cymbelförmige weiße oder rothe Blumen. Dieſes Heidekraut wächſt in ſumpfigen Gegenden und iſt ein Anzeichen auf guten Torfmoor. An ihren Wurzeln findet man die deutſche Cochenille.

Heidepflug, ſ. Reispflug.

Heideplaggen, mit Heidekraut bewachſene Raſenſtücke.

Heideſchwamm, der eigentliche deutſche Name der Champignons.

Heidel, ſ. Heidekorn.

Heidelbeere, Schwarzbeere, Blaubeere, Myrthenbeere, Roßbeere, Staudelbeere, Waidbeere, Bückbeere, Pecksbeere, Pickelbeere, ſchwarze Beſinge, *Vaccinium Myrtillus, pedunculis*

culis unifloris, foliis ſerratis ovatis deciduis, caule angulato. Die Pflanze, worauf dieſe Beere wächſt, iſt ſtaudenartig und liebt ſchattige Wälder und unfruchtbare Heiden. Sie hat 8 Staubfäden und einen Staubweg. Die Wurzel iſt beſtändig kriechend, holzig, dünne, zähe und mit feinen Haarfaſern beſetzt. Sie lauft ganz oben in der Dammerde ſehr weit aus, und wuchert ſo ſehr, daß ſie endlich auch das Moos vertreibt. Sie treibt 10 bis 20 Zoll hohe Zweige, welche grünlich, zäh und äſtig ſind. Das junge im May ausbrechende hellgrüne und glatte Laub beſtehet in länglichen, an beyden Enden zugeſpitzten Blättern, deren Ränder mit ſehr feinen Zähnen beſetzt ſind. Die Blumen kommen im May und Junius zum Vorſchein, werden von den Bienen ſehr geſucht, ſtehen hin und wieder auf einzelnen Stielen, haben eine weißröthliche Farbe, ſchellenförmige Geſtalt und fallen bald ab. Die Beeren werden im Julius reif, ſind rund, von der Größe einer Wachholderbeere, dunkelblau oder blauſchwarz, haben oben eine kleine Höhle, in der Geſtalt eines Nabels und ſchmecken ſüßſäuerlich und weinhaft.

Nach den Seeſtädten und beſonders nach Hamburg werden ganze Wägen und Schiffsladungen Heidelbeere geführt, woraus man einen Saft bereitet, womit man die Franzweine aufſtuzt und den Pontak nachmacht. Die Beeren werden gequetſcht und ausgepreßt. Unter jede Maas dieſes Saftes miſcht man ein halb Pfund in Stücken zerſchlagenen feinen Zucker, füllt den Saft auf Bouteillen, ſetzt ihn an die Sonne und treibt ihn, wenn er vergohren hat, noch einmal durch ein Haarſieb. Alsdann iſt er zur Miſchung unter den Wein fertig. Die getrockneten Heidelbeere, welche in Menge nach Frankreich gehen, werden daſelbſt ver-

muth-

muthlich zu gleichem Gebrauch verwendet, weil man in den Franzweinfäſſern oft Bälge von Heidelbeeren findet. Sie geben auch einen guten Brandwein, welcher aber nicht helle wird, wenn man nicht ein Säckchen voll Holzaſche in die Läuterung hängt.

Der friſche Heidelbeerſaft giebt durch eine Beize von Alaun eine veſte violette Farbe auf Wolle, und wenn man viermal ſo viel ungelöſchten Kalk, Grünſpan und Salmiak darunter miſcht, eine ſchöne Purpurfarbe.

Heiderling, ſ. Heidenſchwamm.

Heiliges Heu, ſ. Eſparſette.

Heim, die alte Benennung eines Zauns.

Heimſteuer, ein Beyname des Heyrathguts.

Heinrich, (fauler) ſ. Athanor.

Heiſter, ſ. Laßreiſer.

Heitſcheffel, ein Feldmaas in dem Herzogthum Schleswig von 144 bisweilen auch von 240 Quadratruthen.

Helfarm, im Bergbaue, an der Kunſtſtange ein eiſerner Arm, welcher den Kreuel hält.

Helfchen, der 16. Theil einer Kanne im Osnabrückiſchen.

Helianthus tuberoſus, ſ. Erdapfel.

Helle, in dem Forſtweſen, der ſtarke Afterſchlag, zum Unterſchied von dem Zopfholze oder dünnen Afterſchlag.

Heller, ſ. Häller.

Helm. 1) das Sandrohr, *Arundo arenaria*; ſ. Sandrohr. 2) Das oberſte Dach eines Thurms, wovon die Benennung: Helmſtange. 3) In der Botanik das oberſte Blatt der einblättrigen ungleichformigen Blumen. 4) Der Hut eines Brennkolben, ſ. Deſtillirblaſe.

Helmdach, ein Thurmdach, welches nicht gerade in eine Spitze zulauſt, ſondern nach allerley Ausſchweifungen und Krümmungen geformt iſt.

Helmſtange, die Stange, an welcher der Thurmknopf und die Fahne beveſtiget ſind.

Hemd, ein bekanntes Kleidungsſtücke. Zu einem vollkommenen Mannshemde braucht man 6 und einem Weiberhemde 5 Ellen ſechs Viertel breite Leinwand.

Hémine, *Emine*, ein franzöſiſches Getraidrechnungsmaas, hält zu Auxonne in Burgund $2\frac{1}{3}$ Pariſer Septiers; zu Mamilly 3 dergleichen; zu St. Jean le Laune eben ſo viel; zu Marſeille 75 Pf. Waizen; in Languedok 2 Septiers; zu Montpeiller $\frac{1}{2}$ Septier; zu Caſtres eben ſo viel und zu Genua betragen 100 Hemines $82\frac{1}{2}$ Pariſer Septiers.

Hemmgabel, Sperrgabel, ein langes mit 2 eiſernen Spitzen verſehenes Holz, welches an dem Wagenbaum einer Kutſche beveſtiget iſt. Wenn man bergan fährt, läßt man ſolches hinten herunter und auf dem Boden aufſtreifen. Wollte nun der Wagen rückwärts rollen, ſo hält es ihn auf, hindert ihn aber im vorwärts Gehen nicht.

Hemmkette, Sperrkette, eine Kette, welche an dem Wagenbaum beveſtiget und um ein Rad geſchlungen wird, wenn man bergab fährt.

Hengſt, 1) ein unverſchnittenes männliches Pferd, ſ. Pferd; 2) der Nagel eines Kahns, worauf das Ruder bewegt wird; 3) der Haſpel eines Färbers, womit der gefärbte Zeug aus der Blauküpe gewunden wird.

Henne, ein erwachſenes Huhn, weiblichen Geſchlechts, ſ. Hühner. Auch führt dieſen Namen das weibliche Geſchlecht verſchiedener großer Vögel, als Faſanen, Auerhühner, Birkhühner u. ſ. w. In Deutſchland iſt es ſehr gewöhnlich, daß die Beſi-

ber von Bauernhöfen und Häuſern, auch wohl von eigenen Feldgütern ihren Grundherrſchaften jährlich Hennen zum Zins reichen müſſen; daß aber dieſes ein Zeichen der ehemaligen Leibeigenſchaft ſeye, wie einige behaupten wollen, läßt ſich nicht erweiſen, ob man gleich das Sprichwort, es fliegt keine Henne über die Mauer, ſo deuten wollte: es wird kein Leibeigener zum Bürger in einer Stadt angenommen. Auch in Städten ſind Zinshühner hergebracht. Eben ſo wenig kann das Sprichwort: die Henne trägt das Handlohn oder das Hauptrecht auf dem Schwanze, für eine Regel gelten, weil der Ausnahmen allzuviele ſind.

Herbſt nennet man insgemein die Weinleſe und drückt mit dieſem Worte auch die Fruchtbarkeit des Weinſtocks aus. Ein ganzer Herbſt heißt ſo viel, als man in einem fruchtbaren Jahre an Wein hoffen darf, und ein halber Herbſt, die Hälfte dieſes Ertrags. Die gewöhnliche landwirthſchaftliche Geſchäfte im Herbſte ſind unter den Herbſtmonaten verzeichnet.

Herbſtordnung, eine obrigkeitliche Verordnung, wie es bey der Herbſtweinleſe gehalten werden ſollte.

Herbſtwieſe, eine Wieſe, welche nur einmal gemähet werden darf und ſonach zur Viehweide liegen bleiben muß, ſ. Wieſe.

Herd, Heerd heißt überhaupt ein erhabener, ebener und einer gewiſſen Beſchäftigung gewiedmeter Platz; insbeſondere aber der Platz, worauf das Feuer brennt. Man ſehe hievon die Worte: Kochheerd, Ofenheerd, Treibheerd, Kaminheerd, Vogelheerd und Waſchheerd nach.

Herdaſche, diejenige Aſche, aus welcher der Abtreibheerd bereitet wird.

Herdbley, dasjenige Bley, welches ſich bey dem Abtreiben in den Heerd ziehet.

Herdgeld, ſ. Rauchfanggeld.

Herdkorn nennet man diejenige Silberkörner, welche ſich zuweilen auf dem Rande des Treibheerdes anzuſetzen pflegen.

Herdplatte, eine eiſerne Platte, womit ein Feuerheerd bedeckt iſt. Eine neue Art von Heerdplatten, womit man viel Holz erſpahren kann, findet man unter dem Worte Kochheerd beſchrieben.

Herdprobe, diejenige Probe, welche man bey dem Abtreiben des Silbers mit dem geſchmolzenen Werke anſtellt, um deſſen Silbergehalt zu erforſchen.

Herdſchilling, ſ. Rauchfanggeld.

Herdſtein, ein feuerveſter Stein, womit bisweilen ein Feuerheerd ſtatt der eiſernen Platte bedeckt iſt.

Herdſteuer, ſ. Rauchfanggeld.

Herdvogel, der Lockvogel des Vogelſtellers.

Herdzins, ſ. Rauchfanggeld.

Herdling, eine aus etwas Eiſen, Arſenik und Zinn gemiſchte Materie, welche ſich bey dem Schmelzen der Zinnerze abſondert.

Herlinge, Weintrauben, welche nicht zeitig werden.

Herlitze, ein Beyname der Kornelkirſche.

Hermaphrodit, ſ. Zwitter.

Hermelin, Hermelinwieſel, Bergwieſel, Königswieſel, *Muſtela Erminia*, *Linn.* iſt ein ganz weiſſes Wieſel, welches nur an der Spitze des Schwanzes etwas Schwarzes hat und das koſtbare Pelzwerk giebt, welches unter dem Namen Hermelin bekannt iſt. Dieſes Thier findet ſich in den kältern Gegenden von Europa und Aſien und beſonders in dem Rußiſchen Siberien, in Norwegen und Lappland. Es hält ſich gerne in Wüſteneyen und Waldungen auf, iſt im Sommer roth, gelblich oder dunkelrothbraun, wie die gemeine Wieſel, im Winter hingegen weiß; behält aber in allen Jahrszeiten am Schwan-

Schwanze eine weiße Spitze. Es gleicht in allem der gemeinen Wieſel, nur iſt es etwas größer und hat einen längern Schwanz. Man fängt die Hermeline entweder in Fallen oder ſchießt ſie mit stumpfen Pfeilen und Bolzen, damit ihr Pelz nicht beſchädiget werde. Der Balg hat die feinſte und kurze Haare, und nimmt ſich in ſeiner mattweißen Farbe weit ſchöner aus, als der von weißen Kaninchen. Sie werden nach Zimmern verkauft und es ſind in denſelben die Felle an der Seite des Kopfes zuſammen gebunden und umgekehrt, daß die Haare auswärts kommen. Je weißer und je weniger beſchädigt ſie ſind, um ſo höher werden ſie gehalten.

Hermelin nennet man auch die Pferde, welche weißgelb ſind und eine röthliche Mähne und Schweif haben.

Hermetiſch verſiegeln heißt ein Gefäß am Feuer zuſchmelzen und alſo mit ſeiner eigenen Materie verſiegeln.

Herrenlöcher heißen die 3 forderſten Löcher an dem Gründel des Pflugs.

Herrico, ſ. Erdapfel.

Herzkirſche, ſ. Kirſche.

Herzkohl, ein brauner Kohl, deſſen Blätter ſich in der Mitte der Pflanze in ein Herz zuſammen ſchließen.

Herzſchlächtig, Haarſchlechtig, Hartſchlächtig, eine Krankheit der Pferde und des Rindviehes, welche meiſtens daher entſtehet, wenn ſich das Thier auf eine heftige Erhitzung ſchnell erkältet, und eigentlich eine Entzündung der Lunge und der Bruſtmuskeln. Es iſt eine ſehr gefährliche Krankheit, welche das Thier bald aufreibt. Der Puls iſt hart und geſchwind, das Maul trocken, die Augen ſind glänzend und roth; das Thier hohlt geſchwinde und ängſtlich Athem und ſchlägt mit dem Bauche, der

Urin iſt roth und klar, der Miſt trocken, das Pferd legt ſich gar nicht nieder und huſtet ſehr oft, der Huſten iſt aber trocken und kurz. Man verwechſelt dieſe Krankheit leicht mit der Rehe, wenn man nicht auf das Unterſcheidungszeichen achtet, welches in einem ziſchenden pfeiffenden Laut bey der Bewegung, in einer größern Erhebung der Seiten und in einem nicht ſo dumpfig klingenden Huſten beſtehet.

Die Roßhändler laſſen die herzſchlächtige Pferde auf den Roßmärkten wenig oder gar kein Heu freſſen, damit ſie nicht ſo viel huſten dürfen; oder ſie reiben dem Pferde wohl gar die Naſenlöcher, vor dem Vorreiten, inwendig mit Meerrettig, damit der Huſten unter dem Nieſen verdeckt und gehemmt werden möge. Man muß daher dem Pferde, um es zu erkennen, die Gurgel zudrücken, daß es huſten muß. Iſt der Huſten kurz und abgebrochen und ſind die Haare nicht glatt, ſondern, vornämlich in den Flanken, borſtig, ſo iſt das Pferd herzſchlächtig.

Bey dieſer Krankheit muß man ſchleunige Hülfe verſchaffen, an beyden Droſſeladern viel Blut laſſen, auch wohl die Aderläße wiederhohlen. Das Blut iſt dick und ſchwarz, und nach den Gerinnen mit einer dicken, weißen und zähen Haut bedeckt. Gleich nach der Aderläße giebt man ein Klyſtier von Gamillenabſud mit etwas Salz und Baumöl vermiſcht, und wiederhohlt es alle Tage dreymal, giebt alle 4 Stunden 1 Loth Salpeter ein und ſetzt auf jede Seite der Bruſt ein Haarſeil, welches mit etwas Pulver von ſpaniſchen Fliegen gerieben wird, um die Fütterung zu beſchleunigen. Unter den Trank wird Vitriolſpiritus oder Honigeßig gemiſcht, und während der Kur dem Pferde ſehr wenig Heu und dieſes allezeit angefeuchtet zu freſſen gegeben.

Die Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Bruſt endigt ſich entweder mit der gänzlichen

lichen Wiederherſtellung des Thiers, und alsdann muß man es in Anſehung des Futters noch eine Zeitlang behutſam warten, vor Erhitzung oder Erkältung in obacht nehmen; oder es entſtehet eine Vereiterung der Lunge, oder gar in kurzer Zeit der Tod.

Die Herzſchlächtigkeit gehört unter die ſogenannten Hauptmängel, wofür der Verkäufer meiſtens 4 Wochen lang die Gewährſchaft leiſten muß, ob er ſich ſchon nicht darzu verbindlich gemacht hat. Bey den Schaafen nennet man ſie den Herzſchlag.

Herzſchlag, ſ. vorhergehenden Artickel.

Herzwurzel heißt bey den Bäumen die Pfahlwurzel, welche gerade unter ſich in den Boden gehet.

Heu heißt überhaupt alles gedörrete Gras und Kleearten, insbeſondere aber n..r der erſte Jahreswuchs davon. Denn wenn eine Wieſe, nach der erſten Heuerndte, in dem nämlichen Jahr noch ein- oder zweymal gemähet wird, ſo heißt dieſer zweyte und dritte Graswuchs Ohmat, oder Gromet, oder Grummet. Das Heu wird um Johannis oder zu Anfang des Julius, das Grummet hingegen zu Ende des Auguſts gehauen. Bey dreymäthigen Wieſen hingegen fällt die Heuerndte etwas früher und die zweyte Ohmaterndte etwas ſpäter.

Jede Pflanze hat ihre beſtimmte Zeit im Jahr, in welcher ſie blühet, und auch das Gras hat ſie. Obſchon die Blätter zur Zeit der Blüthe ſehr ſchön ſtehen, ſo welken ſie dennoch, ſo bald der Saame reif wird. Die Blätter des Graſes gehören eben ſowohl zur Quantität des Heues als die Stängel, ja ſie ſind wohl der beſte Theil deſſelbigen. Das Heu hat ſeine Vollkommenheit nicht eher, als bis die Halme in die Blüthe treten, nach dieſem Zeitpunkt aber gerathen die Blätter ſo ſchnell in Verfall, daß man unten viel mehr verliehrt, als

man oben gewinnt. So bald alſo der gröſte Theil von Graspflanzen in die Blüthe tritt, iſt die beſte Zeit zum Mähen, und das Heu wird alsdann nicht nur nahrhaft und ausgiebig ſeyn, ſondern auch einen guten Geruch und eine ſchöne Farbe erhalten, wenn es nur trocken eingebracht wird. Unter dem Graſe befinden ſich viele Pflanzen, deren Blüthen ordentliche Blumen und mithin leicht zu erkennen ſind; die eigentlichen Grasblüthen aber fallen nicht ſo kenntlich in das Auge. Man nimmt von Zeit zu Zeit wahr, daß die Köpfe des Graſes aufſchwellen und endlich einige weiße Fäden darinn zum Vorſchein kommen, welche die eigentliche Grasblüthen ſind. Bey einigen hängen dieſe Fäden an der Oberfläche der Knoſpen, bey andern aber etwas tiefer.

Von dem Werkzeuge, womit das Gras abgehauen wird, iſt das Wort Senſe nachzuſehen.

Bey dem Trocknen oder Dörren des Heues verfährt man alſo: das Abhauen geſchiehet entweder Abends ſpät, oder Morgens frühe, ſo lange das Gras vom Thaue feucht iſt, weil ſich trockenes und welkes Gras ſehr ſchwer abhauen läßt. So bald die Sonne kommt, wird es ganz dünne und gleich ausgebreitet, und wenn es auf der Oberfläche abgetrocknet iſt, mit dem Rechen umgewendet, damit es auch auf der entgegenſtehenden Seite dürre werden möge. Kann dieſes nicht in einem Tage hinlänglich geſchehen, und muß alſo das Heu noch eine Nacht auf der Wieſe liegen bleiben, ſo wird es gegen Abend zuſammen gerechet und auf kleine Haufen geſetzt, welche man Schöber nennet. Es geſchiehet dieſes in der Abſicht, damit es von der Feuchtigkeit der Nacht nicht ſo ſehr durchdrungen werde. Hat am andern Morgen die Sonne die Auſſenſeite dieſer Schöber abgetrocknet, ſo werden

ſie

ſie wiederum dünne auseinander gebreitet, damit das Heu recht dürre werden möge. Und endlich, wenn es dürre genug iſt, wird es am Nachmittage, ehe ſich die Sonne zum Untergang neigt, eingeführt. Wenn kein anhaltendes Regenwetter einfällt, iſt alle dieſe Arbeit bald vollendet, im entgegengeſetzten Falle aber iſt auch bisweilen alle Aufmerkſamkeit, Mühe und Fleiß nicht hinlänglich, um das Heu vom Verderben zu retten. Das Kleeheu muß etwas verſchieden mit dieſer Vorſchrift behandelt werden, wie unter dem Wort Klee zu finden iſt.

Ob das Heu hinlänglich trocken ſeye, wiſſen erfahrne Landwirthe durch das Anfühlen zu beurtheilen. Sonſten erforſcht man es dadurch, daß man eine Handvoll in die Höhe wirft, fällt es geſchwinde und ſenkrecht herunter, ſo iſt es noch feucht; flattert es aber umher und fällt langſam, ſo iſt es ein Zeichen, daß es trocken ſeye. Wenn das Heu noch feucht eingebracht wird, ſo verdirbt es noch auf dem Stock und entzündet ſich wohl gar. Hat daher die Witterung nicht verſtattet, das Heu ſo ganz dürre, wie es wünſchte, einzuführen, ſo muß man es in der Scheune nicht unten in das ſogenannte Viertel, ſondern oben unter das Dach bringen, Stroh dazwiſchen legen, hier und dar Dachplatten ausziehen, um ihm eine Zugluft zu verſchaffen, einige Tonnen aufſtellen, und das Heu um ſelbige herum legen, damit, wenn der ganze Heuſtock angelegt iſt, und die Tonnen wiederum heraus gezogen werden, ſie gleichſam Kamine formiren, durch welche ſich die Dünſte des gährenden Heues abziehen können, und eine reine Luft eindringen kann.

Auf trockenen Wieſen kann man ſich zu dem Einführen des Heues großer und ſchwerer Wägen bedienen und ſelbige ganz voll laden; auf ſumpfigen Wieſen hingegen ſchneiden ſie zu tief ein und verurſa-

urſachen großen Schaden. Beſſer ſind alſo für dieſe kleine und mit breiten Rädern verſehene Wägen.

Zur Erhaltung des in naſſer und unbeſtändiger Witterung etwas feucht und zähe eingefahrnen Heues iſt es räthlich, jede Lage mit etwas Salz zu beſtreuen. Man behauptet, daß es ſich alsdann nicht erhitze, noch weniger dumpfig werde, ſondern beſtändig kalt bleibe und ſeine grüne Farbe behalte. Räthlich iſt es ohnedem, dem Vieh bisweilen Salz zu geben und beſſer iſt es alſo, mit dem nämlichen Aufwande zwo Abſichten zugleich zu erreichen. Das ſaure, grobe und ſchilfige Heu, welches an ſumpfigen Orten wächſt, und von den Pferden zur Noth, von den Schaafen und dem Rindvieh aber gar nicht gefreſſen wird, genießt das Rindvieh geſalzen ſehr gerne. Dem Schaafvieh iſt das geſalzene Heu vorzüglich angenehm und geſund, und immer muß es beſſer ſeyn, ihm das Salz unter dem Heu vertheilt, als in den Salztrögen auf einmal zu geben.

Das zweyte Heu oder Grummat iſt insgemein kräftiger und nahrhafter als das eigentliche Heu, bleibt kürzer und weicher, iſt aber auch etwas ſchwerer zu dörren, weil um die Zeit der Ohmaterndte die Hitze nicht mehr ſo groß iſt und die Tage nicht mehr ſo lange ſind. Das Heu und Grummat überhaupt pflegt man in ſüßes und ſaures abzutheilen. Süßes Heu nennt man dasjenige, welches auf trockenen und fetten Wieſen wächſt, genug Sonne bey ſeinem Wachsthum genießt und mit vielem Wieſenklee untermiſchet iſt; ſaures Futter hingegen heißt dasjenige, welches auf naſſen und ſumpfigen Plätzen wächſt. Aber auch die innerliche Beſchaffenheit der Wieſen und die verſchiedene Witterung ſowohl bey dem Wachsthume, als bey dem Einſamm-

ſammlen des Heues verurſacht einen merklichen Unterſchied ſeiner Güte, und man thut wohl, wenn man es, nach ſeiner Qualität, ſo viel möglich von einander abſondert. Je zarter ein Vieh iſt, und je mehr Kräfte und Nahrungsſäfte es bedarf, um ſo beſſer muß auch das Heu ſeyn, womit es gefüttert wird. Dem jungen Rind- und Schaafvieh, beſonders ſo lange es noch nicht über ein Jahr alt iſt, muß das beſte; den Mutterſchaafen das beſſere; den Melkkühen das gute; dem Geltſchaafvieh und den Schubochſen das geringere und den Pferden das geringſte Heu gegeben werden. Beſonders nehmen dieſe mit dem ſogenannten ſauren Futter vorlieb; das Ohmat aber iſt ihnen nachtheilig.

Das Heu wird insgemein nach Fudern oder Wagenladungen, oft aber auch nach dem Gewicht verkauft. Wenn die Quantität nicht ſehr groß iſt, wird es in Strohſeile gebunden und bundweiſe an einer gewöhnlichen Schnellwaage gewogen; zu groſſen Quantitäten aber hat man Waagen erfunden, womit ein ganzer geladener Wagen auf einmal gewogen werden kann. Die Beſchreibung einer ſolchen Waage liefern wir unter dem Wort Waaghaus.

Die eigentliche Erforderniß an Heu und Ohmat zum Wohlſtand eines Landguts hängt hauptſächlich davon ab, ob man ſein Vieh mit lauter Heu und Stroh unterhalten muß, oder ob man auch viele Träbern, Blätter und Strunke von Kohl und andern Gartengewächſen, Erdäpfel, Rüben, Klee und andere Futterkräuter mit unter zu füttern hat. In jenem Falle braucht man für ein Pferd, welches Haber erhält, täglich 10 Pf. für eine Kuh 20 bis 25 Pf. für einen Ochſen 30 Pf. und ſo nach Proportion auch für das junge Vieh. Dem Gut darf es nicht an Vieh und dieſem nicht an Futter gebrechen.

chen. Wenn aber das Gut zu wenige Wieſen hat, ſo ſind dieſe gemeiniglich in der Gegend rar und theuer; und in dieſem Falle wird man immer viel beſſer dabey fahren, wenn man den Heumangel durch den Anbau von Rüben und Futterkräutern zu erſetzen ſucht, als wenn man theure und entlegene Wieſen kauft. Hat das Gut hingegen, dem Anſcheine nach, mehr Heu als es braucht, ſo muß man ſich dennoch nicht zum Verkauf verleiten laſſen, ſondern lieber ſeinen Viehſtand vergrößern, bis man wirklich mehr Dünger erzeugt, als man mit Nutzen auf ſeine Güter verwenden kann. In dieſem Fall muß man ſonach von ſeinem noch bleibenden Heuüberfluß einen Jahrgang vorräthig behalten, weil es gar leicht mißrathen oder in der Fechſung verderben kann. Hat man endlich auch dieſen Vortheil errungen, alsdann erſt kann man unterſuchen, ob es räthlicher ſeye, das Heu zu verkaufen oder noch mehr Vieh anzuſchaffen. Wenn das Heu in der Gegend geſucht iſt, ſo wird der Heuverkauf immer einträglicher ſeyn, als die Anſchaffung wirklich überflüßigen Viehes, beſonders wenn man es ſtehend auf der Wieſe um billigen Preiß anzubringen, und nicht nöthig hat, ſolches mit Gefahr und Koſten einzuheimſen. Hat aber das Heu keinen ſonderlichen Werth, ſo iſt es am beſten, die ſchlechtere Wieſen in Ackerbau zu verwandeln, oder gegen Aecker zu vertauſchen, bis die rechte Proportion hergeſtellt iſt. Doch laſſen ſich hierüber keine zuverläßige Regeln angeben, weil alles von der Lokalverfaſſung abhängt; denn in einem Lande kann der Ackerbau mehr Profit abwerfen als die Viehzucht, und in einem andern Lande kann das Verhältniß juſt umgekehrt ſeyn. Niemal aber kann der Ackerbau ohne Viehzucht beſtehen.

Daß

Daß überſchwemmtes und dadurch ſtark verunrei=nigtes Heu keinem Vieh gegeben werden dürfe, be=darf nicht erſt erinnert zu werden. Wenn es aber nicht ſehr verſchlemmt iſt, und durch das Dreſchen von dem Staube gereiniget wird, kann man es dem Maſtvieh unbedenklich geben, weil dieſem der feine Staub, welcher die Bruſt und Lunge beſchweret, nicht mehr ſchaden kann, da es ohnehin nicht mehr lange zu leben hat. Auch iſt bey der Ueberſchwem=mung ein Unterſchied, ob nämlich das ausgetretene Flußwaſſer Sand oder lehmiges Erdreich mit ſich führt. Jener ſetzt ſich zu Boden, und läßt die obe=re Hälfte des Graſes rein; dieſes aber überziehet es ganz mit einer Rinde von Koth.

Zuweilen finden ſich in dem Heu Würmer mit ſchwarzen oder braunen Köpfen, welche gegen ei=nen Zoll lang ſind, und das Heu ganz zermalmen. Eingeſtreuetes Heu vertreibt ſie am leichteſten.

Mit Heu können die Kornböden von den Korn=würmern gereiniget werden.

Von dem griechiſchen Heu iſt der Artickel Ziegen=horn nachzuſehen.

Heuern heißt in Niederſachſen etwas in Pacht neh=men.

Heuſehm heißt eigentlich ein Heuhaufen. Man giebt aber dieſen Namen auch beſondern leichten hölzernen Gebäuden, in welchem das Heu, bey Ermanglung hinlänglicher Heuſcheuern, aufbewahret wird. Man kann ſie rund oder viereckigt machen. Der Fußbo=den davon iſt ein Roſt, welcher der Luft freyen Zugang von unten verſchaft und das darauf liegende Heu von dem feuchten Erdboden entfernt. In der Mitte dieſes Roſtes ſind 4 Säulen aufgerichtet, welche eine Art von Kamin formiren. An dieſen 4 Säulen iſt ein bewegliches Dach angebrcht, wel=ches einen eben ſo großen Umkreiß hat als der untere

Roſt. Ein zwiſchen den Säulen beveſtigter Flaſchenzug und ein unten am Roſt befindlicher Haſpel ziehen das Dach in die Höhe und laſſen es wieder ſinken, wie es die Größe des Heuſtocks erfodert. Das Heu wird auf dem Roſt, wie gewöhnlich, aufgeſchichtet und das Dach drückt es ſo veſt zuſammen, daß an den Auſſenſeiten Schnee und Regen nicht eindringen können. Nimmt man von dem Heu hinweg, ſo daß der Stock niedriger wird, ſo kann man das Dach immer ſo weit nachſinken laſſen, daß es wieder unmittelbar darauf ruhet; ſoll es hingegen ganz in der Höhe bleiben, um friſches Heu auflegen zu können, ſo wird es mit Nägeln, welche man in die Löcher der Säulen ſteckt, in ſeiner erforderlichen Richtung erhalten.

Heuſaame. Der Saame, welcher aus dem Heu ausfällt, und mit großem Vortheil auf die Wieſen geſtreuet wird, macht auch das Schaafvieh ungemein fett.

Heuwaage, ſ. Heu.

Heuſchrecke, Heupferd, Grashüpfer, Graspferd, Springhahn iſt ein ſeiner Geſtalt nach ſo ſehr bekanntes Inſekt, daß eine Beſchreibung ſeiner Geſtalt überflüßig ſeyn würde; denn obgleich Größe, Farbe und einige Theile des Leibes eine große Verſchiedenheit ihrer mancherley Arten anzeigen, ſo ſind doch Kopf und Füße ſich durchaus ähnlich.

Die ſchädlichſte unter allen Heuſchrecken iſt die große orientaliſche Strich- oder Zugheuſchrecke, *Gryllus migratorius, thorace ſubcarinato, ſegmento unico, capite obtuſo, maxillis atris, Linn.* Sie kommt aus Aſien und Afrika nach Europa, wird in den öſtlich tartariſchen und arabiſchen Wüſten alle Jahre in auſſerordentlicher Menge erzeugt, und wird meiſtens durch Noth und Hunger gezwungen, ihr

ihr Vaterland zu verlaſſen. Dieſe Zugheuſchrecken kommen zumal in ungeheurer Menge an, und verurſachen unbeſchreiblichen Schaden, weil ſie nicht nur alles Gras und Getraid auf dem Felde auffreſſen, ſondern auch ſogar das Stroh, welches ſie nicht genießen können, dennoch zerbeißen und ganz zu Grunde richten, ſo daß von dem ganzen Jahreswuchs für Menſchen und Vieh gar nichts übrig bleibt. Auch ſo gar die Bäume werden von ihnen beſchädigt. Sie haben ein feines Gehör und ſehen ſehr ſcharf und weit umher. Da ſie von Morgen herkommen, ſo ziehen ſie ordentlicher Weiſe gegen Abend immer weiter fort, und zwar meiſtens mit dem Winde und höchſt ſelten gegen denſelbigen. Nur bey warmem Sonnenſchein und heiterer Luft ſteigen ſie hoch und fliegen weit, des Abends aber lagern ſie ſich in das Getraide, um ſich gegen die Kälte der Nacht und gegen die Näſſe des Thaues zu ſchützen. Niemal ſetzen ſie ſich auf die bloſe Erde, ſondern allezeit an die Getraidhalme. Bey Regenwetter ſitzen ſie ſtille und laſſen ſich leicht fangen; welches Mittel aber aus dem Grunde zu ihrer Vertilgung unzureichend iſt, weil ihrer zu viele ſind. Gemeiniglich kommen ſie im Junius oder Julius, bisweilen aber noch ſpäter in Europa an. Ihre Vermehrung iſt auſſerordentlich und ein Weibchen hält gemeiniglich 130 bis 150 Eyer in ſeinem Eyerſtocke.

Ob gleich die Heuſchrecken an vielerley Vögeln, an allen Arten von Federvieh und beſonders auch an den Schweinen, nicht weniger an Näſſe und Kälte natürliche Feinde haben, welche viele davon aufreiben, ſo macht dennoch ihre auſſerordentliche Fruchtbarkeit ihre Ausrottung unendlich ſchwer. Man muß daher auf die Zerſtöhrung ihrer Brut ein vorzügliches Augenmerk richten, und dieſes

veranlaßt uns ihre Eyer weitläuftiger zu beſchreiben.

Das Weibchen läßt ſeine Eyer auf etliche mal, und zwar nach einer jeden Befruchtung, in länglich runden und ſchleimigen Klumpen von ſich, welche ſowohl in der Erde als in freyer Luft nach und nach veſter werden. Dieſe Klumpen ſind einen Zoll lang und walzen- noch öfter aber kegelförmig und mit einer Rinde von Sand oder Erde überzogen. Jeder Eyerklumpe liegt in einer etwas veſten Haut, oder vielmehr in einem ſchwammigen dünnen Ueberzuge, welcher aus dem Schleime beſtehet, womit die Eyer umgeben ſind, und anfänglich klebricht iſt, bis er nach und nach erhartet. Dieſe Eyer verderben im leimichten und naſſen Boden gemeiniglich, erhalten ſich aber im Sande, auf reinen und an warmen Anhöhen um ſo beſſer.

Gegen diejenige Heuſchrecken, welche im Zuge ankommen, iſt ſelten Rath zu ſchaffen. Durch ein heftiges Geräuſch, beſonders mit Metall, durch große Waſſerſprützen und durch das Feuer vom Schießgewehr kann man ſie bisweilen, ehe ſie ſich niedergelaſſen haben, über die Gränzen bringen; allein man muß gewärtig ſeyn, daß ſie bald wiederum zurücke kommen. Wenn ſie kurz vor der Erndte erſcheinen, ſo iſt es am räthlichſten, alles Getraid, wenn es auch ſchon nicht ganz reif iſt, ſogleich ſamt dem Gras niederzumähen, damit ſie der Hunger nöthigen möge, weiter zu ziehen. Die alten krepiren bald nach der Paarung; wenn man aber ihre Brut nicht vertilgt, ſo hat man im folgenden Frühjahr eine weit größere Menge Heuſchrecken als zuvor. Man muß daher, ſobald die Felder leer ſind, Schweine und Federvieh darauf treiben, welche die Eyer auffreſſen, auch von dieſen Eyern, ſo viel man nur immer kann, mit den Händen aufleſen und ver-

verbrennen. Die Jungen erhalten ihre Flügel nicht gleich anfänglich. Man kann daher ſehr viele von ihnen vertilgen, wenn man im Felde Gräben aufſchlägt und ſie mit einer hinlänglichen Menge Menſchen, welche mit ſtumpfen Beſen verſehen ſeyn müſſen, zuſammen treibt, theils todt ſchlägt und theils in den Graben jagt, ſchnell mit Erde bedeckt und dieſe veſt zuſammen tritt. Weil ſie aber im Jahr öfter als einmal und zu verſchiedenen Zeiten brüten, ſo darf man mit dieſer Arbeit nicht gleich nachlaſſen, wenn man glaubt, die meiſten vertilgt zu haben, ſondern muß ſie ſo lange fortſetzen, bis man keine Spuhr mehr von ihnen entdecken kann.

Daß übrigens die Heuſchrecken in manchen, beſonders morgenländiſchen Gegenden von den Menſchen als Speiſe genoſſen werden, iſt ohnehin bekannt.

Joh. Gottl. Gleditſch Abhandlung von Vertilgung der Heuſchrecken, Berl. und Potsdam, 1754. 8.

Hexenbaum, ein Beyname des Vogelkirſchenbaumes.

Hexel, ſ. Häckerling.

Heyſenthee, ſ. Thee.

Hiacinth, ſ. Hyacinth.

Hiebig heißt im Forſtweſen ein haubarer, oder ein ſolcher Wald, deſſen Holz das gehörige Alter erreicht hat, um mit Nutzen geſchlagen werden zu können.

Hieſe, ein Beyname der Hagebutte.

Hierke nennen die Bergleute einzelne Körner eines Minerals, welche in andern Mineralien angetroffen werden, z. E. Eiſenkieſe, welche ſtückweiſe im Thon brechen, werden Eiſenhiercken genannt.

Hierſe, ſ. Hirſe.

Hifte, ſ. Hagebutte, welcher Artickel aus Verſehen nach Hagenbuche geſetzt wurde.

Himbeere, Himbeckbeere, Hindbeere, Himpelbeere, Hombeere, Himmelbreme, *Rubus idaeus, foliis quinato-pinnatis ternatisque, caule aculeato, petiolis canaliculatis, Linn.* Dieſe Frucht wächſt an einer Art des Brombeerſtrauchs, welche der gemeine rothe Brombeerſtrauch, auch Himbeerſtrauch genannt wird, und in Wäldern, beſonders an ſteinigten Orten bis zur Mannshöhe wild wächſt, aber auch häufig in Gärten verpflanzt wird, woſelbſt man größere und ſchmackhaftere Früchte von ihm erhält. Der ſchwache, doch in die Höhe ſteigende dornichte Stängel iſt äſtig, trägt im erſten Jahr keine Blüthe und ſtirbt, wenn er im zweyten Jahr Früchte gebracht hat. Die jungen Aeſte haben eine grüne und die alten eine braunrothe Rinde. Die Beere ſind gemeiniglich roth, doch hat man in den Gärten auch eine weißgelbe Varietät. Die Beere haben einen angenehmen ſüßen Geſchmack und Geruch, ſind kleiner als die Maulbeere, aber größer als die Brombeere, und ſcheinen aus lauter kleinern Beeren zuſammen geſetzt zu ſeyn. Im Auguſt werden ſie reif und löſen ſich von dem Stiele ab, wovon ſie eine tiefe Höhlung behalten und deßwegen auch Hohlbeere genannt werden.

Der Strauch kann durch den Saamen oder durch Nebenſproſſen oder durch Ableger vermehrt werden, und greift ſehr um ſich, faſt wie die Erdbeerpflanze. Im Oktober muß alles alte Holz, welches Früchte getragen hat, bis an den Boden weggenommen werden, und die Sproſſe beſchneidet man bis auf zween Schuhe.

Aus den Blüthen nehmen die Bienen Wachs und Honig, und die Blätter dienen zu einem Gurgelwaſſer. Die Beere werden theils roh gegeſſen

und

und theils mit Zucker eingemacht. Man verfertigt daraus eine Konſerve, indeme man den Saft ausz preßt, durch ein härenes Sieb läutert und mit der Hälfte ſeines Gewichtes Zucker abkocht. Wenn der Saft nach und nach an der Sonne deſtillirt, alle Tage mit ein wenig Zucker verſeßt und immer wieder durch ein Haarſieb abgeklärt wird, ſo entſtehet daraus der Himbeerwein. Um Himbeereßig zu erhalten, gießt man Weineßig mit Himbeern in ein Glas, läßt ihn an der Sonne deſtilliren und gießt ihn durch ein Fultrum. Auch werden abgezogene und gebrannte Waſſer aus Himbeern verfertigt.

Himbeereßig, ſ. vorigen Art.

Himbeerwein, ſ. ebendaſ.

Himmelblau, ſ. Blau.

Himmelerz nennet man dasjenige Erz, welches gleich unter der Dammerde bricht.

Himmelsziege, eine Art Schnepfen, welche ſehr hoch fliegt und eine den Ziegen ähnliche Stimme hat.

Himten, ein Niederſächſiſches Getraidmaas, welches aber nicht allenthalben ganz gleich iſt. In Hamburg und im Lüneburgiſchen machen 120 Himten eine Laſt. Die Differenz findet man unter den Namen der Handelsſtädte.

Hindbeere, ſ. Himbeere.

Hinde oder Hindinn, das weibliche Geſchlecht des Hirſches oder die Hirſchkuhe.

Hinken. Wenn Ochſen oder Kühe hinken, weil ſie ſich etwas in den Fuß getreten oder ſolchen ſonſten äuſſerlich verleßt haben, ſo ſteckt man ihnen Speck oder eingeſalzene Butter in die Wunde und bindet ſie zu. Den folgenden Tag nimmt man den Abſud von Storchſchnabel (einem Kraut mit blauen Blumen) und wäſcht die Wunde damit aus. Haben ſie einen Fuß erfrohren, ſo bähet man ihn mit

ihrem alten warm gemachten Urin. Rührt das Hinken vom Geblüt her, welches ſich in dem Kniebuge des hintern Fußes geſammelt hat, ſo muß man die Geſchwulſt mit einem Laßeiſen öfnen, damit ſich das Geblüt heraus ziehen kann, und die Wunde weiter wie ein Geſchwür behandeln. Bisweilen hinkt ein Rind, weil es ſich die Flechſen und Sehnen übertreten oder verletzt hat; alsdann muß man ihm den Schenkel mit Salz und Oel waſchen. Wäre aber das Knie geſchwollen, ſo muß man es mit ſcharfem heißem Weineßig oder mit einem Dekokt von Hirſe und Leinſaamen waſchen. Entſtehet das Hinken von einer Vereiterung zwiſchen den Spalten des Hufes, alsdann muß man die vereiterte Stelle und den Fuß ringsherum ſo lange reiben, bis ſie blutet, und zwiſchen die Klauen und um den Fuß herum in Milch und Waſſer abgekochte Beyfußblätter und Köpfe legen und verbinden. Bisweilen wird das Hinken auch von einer beſondern Krankheit veranlaßt, wovon der Artickel **Maul- und Fußkrankheit** nachzuſehen iſt.

Hinterſpädig oder **Hinterſpätig** nennen die Tuchſcheerer ein Tuch, welches ungleich geſchoren iſt.

Hinterſtaude in einer Papiermühle, die geſpaltene Pfoſte, in welcher das Hintertheil des Schwinges mittelſt eines Bolzen beweglich iſt.

Hinterzange, die zwoote hölzerne Schraube an der Hobelbank des Schreiners.

Hippe, eine Sichel, womit das Getraid abgeſchnitten wird, ingleichem das krumme Meſſer der Winzer und Gärtner.

Hippokras, ſ. Würzwein.

Hirnentzündung, ſ. Gehirnentzündung.

Hirnleiſten nennet man diejenige Leiſten, womit flache Deckel und Bretter an den abgeſchnittenen

Sei-

Seiten eingefaßt werden, damit ſie ſich nicht werfen können.

Hirnrotz, ſ. Rotz.

Hirſch, ein ſehr bekanntes Thiergeſchlecht, welches für das edelſte Wildpret gehalten wird und zu der hohen Jagd gehört. In Deutſchland hat man hauptſächlich zweyerley Arten, nämlich den edlen oder hochbeinigten Hirſch mit hohen Stangen und runden Enden oder Zinken am Geweih, und den Dannhirſch, welcher niedriger iſt, und deſſen Geweih gegen das Ende platt wird und ſich in viele kleine Spitzen endigt. Unter den ausländiſchen Hirſchen ſind zu bemerken: der korſikaniſche Hirſch, welcher nur halb ſo groß als der edle deutſche iſt; der große grönländiſche, welcher dicker als der gewöhnliche iſt, große Augen, ſtarke Läufe und eine haarige Naſe hat; der afrikaniſche Hirſch mit einem glatten kurzen Geweih ohne Enden, und der Gangeshirſch, welcher mit dem Dammhirſch gleiche Größe und Geſchwindigkeit, aber ein Geweih gleich dem edlen Hirſche hat.

Das Fleiſch oder Wildpret des Hirſches iſt nach dem Alter, Geſchlecht und der Jahreszeit von verſchiedener Güte. Das Fleiſch der Kälber iſt das delikateſte; alsdann kommt das vom Schmalthiere, oder dem Weibchen, welches noch nicht gehecket hat; ſodann das vom Spieſſer oder jungen Hirſch; und endlich das Wildpret von ältern Hirſchen und Thieren nach ſeinem höhern oder geringern Alter. Doch iſt, bey ſonſt gleichen Umſtänden, das Wildpret vom Thiere oder Weibchen immer beſſer, als das vom Hirſche oder Männchen. Wenn der Hirſch geſchoſſen wird, ehe er ſich in Getraidfeldern hat äßen können, wird er ein Grashirſch genannt. Zur Zeit der Hirſchfriſte, da der Hirſch auf dem Felde das meiſte Gras hat, wenn er in die Kornfelder tritt,

nämlich kurz vor Jakobi, haben die alten Hirſche den beſten Geſchmack. Das beſte am Hirſche iſt das Hintertheil auf dem Rücken deſſelben, von welchem die Keulen abgelöſet ſind, oder der ſogenannte Ziemer. Für eine ſehr delikate Speiſe hält man die Hirſchkolben, oder das junge noch weiche und etwa einer Hand hohe Geweih des Hirſches.

Aus den langen und geraden Schienbeinknochen werden Stiele zu Gueridons verfertigt. Die Hirſchhäute werden von den Kirſchnern wie anderes Pelzwerk zubereitet und beſonders zu Muffen verwendet, von den Rothgerbern wie Kalbleder und von den Weißgerbern beſonders zu Hoſenfellen verarbeitet. Man hat bey dem Einkauf beſonders darauf zu ſehen, ob ſie viele Löcher haben, welche von den Enderlingen (Engerlingen) herkommen. Die Haare braucht man zum Ausſtopfen der Sättel, Küſſen u. d. g. Das Hirſchhorn dient zu mancherley Gebrauch. Die Schwerdfeger, Meſſerſchmiede, Drechsler ꝛc. verarbeiten es zu Hirſchfängergriffen, Meſſerſchaalen, Heften und dergleichen; geraſpelt dient es dazu, Bier, Kaffe und anderes gekochtes Getränke klar zu machen; gebrannt und gepülvert iſt es ein herrliches Mittel, Metall und beſonders Silber zu putzen und die Chemiſten bereiten daraus den Hirſchhorngeiſt und das flüchtige Hirſchhornſalz. In dem Magen und den Gedärmen werden zuweilen dem Bezoar ähnliche Steine gefunden und mit selbigem zu gleichem Gebrauch verwendet. Aus dem *Caput mortuum* des chemiſch verarbeiteten Hirſchhorns wird das ſogenannte Hirſchhornſchwarz verarbeitet, welches dem Elfenbeinſchwarz gleich geachtet wird. Das Unſchlitt dient zum Lichterziehen und zu Salben und Pflaſtern. Man hat ſich übrigens ſchon aus Beyſpielen überzeugt, daß es nicht unmöglich wäre, Hirſche zahm zu machen und ſtatt

der

der Pferde zum Ziehen zu gebrauchen, welche ſie an Flüchtigkeit noch übertreffen.

Hirſchbaum, ein Beyname des Seite 189. beſchriebenen Gerberbaums.

Hirſchbock heißt 1) ein Hirſch männlichen Geſchlechts, 2) ein afrikaniſcher Bock, welcher am Leibe einem Hirſche gleicht aber einen Widderkopf hat, und 3) der Holzkäfer.

Hirſchfänger, ein bekanntes Seitengewehr. Die Klinge eines Hirſchfängers muß einen etwas breiten Rücken haben, von der Spitze herab etwa 4 Finger breit zweyſchneidig geſchliffen und mit einem guten Meſſer verſehen ſeyn. Die meiſten Hirſchfängerklingen werden in Solingen gemacht.

Hirſchkrankheit, ſ. Maulſperre.

Hirſe, *Panicum miliaceum*, *Linn.* eine urſprünglich oſtindiſche Hülſenfrucht, welche aber auch in vielen Gegenden Deutſchlandes gebauet wird. Die Pflanze treibt einen rohrartigen 3 bis 4 Fuß hohen Stängel, auf welchem ein großer, lockerer und an einer Seite herunter hängender Kolben ſtehet, welcher hülſichte oder balgichte Blüthen hat, in welchen ſich einzelne kleine ablangrunde, glänzende Saamenkörner, etwa von der Größe des Rübſaamens, erzeugen, die man das Hirſekorn nennt. Man hat zweyerley, nämlich zottigte und kolbichte Hirſe. Jene, welche zottichte Riſpen trägt, hat die größten Körner, die Kolben- oder Stachelhirſe hingegen hat zwar kleinere Körner, ſie ſind aber ſchmackhafter.

Dieſe Frucht iſt ausgiebiger als alle andere Getraidarten, ſie kommt aber nur in leichten und beſonders Sandboden gut fort. Sie muß ſehr dünne geſäet werden, und daher wächſt ſehr viel Unkraut mit unter, welches man fleißig und ſorgfältig ausraufen muß, wenn die Frucht gedeihen ſoll. Eben dieſes öftere Ausräten des Unkrauts aber trägt auch

um deßwillen ſehr viel zur Fruchtbarkeit der Hirſe bey, weil es den Boden immer ſehr locker erhält, welche Eigenſchaft dieſer Frucht ganz angemeſſen iſt. Viele laſſen es daher nicht bey dem bloſen Ausgäten des Unkrauts bewenden, ſondern untergreifen die Wurzeln, als wenn ſie den Stock mit einer großen Handvoll Erde ausheben wollten. Um die Hirſe recht dünne ſäen zu können, vermiſcht man den Saamen vor der Saat mit ſiebenmal ſo viel Erdreich. Daß der Acker zur Saat fleißig zubereitet werden müſſe, damit das Land recht fein ſeye, iſt aus dem Vorhergehenden ſchon abzunehmen. Man ſtreuet den Saamen gegen das Ende des May, bisweilen auch noch ſpäter aus. Zur Ausſaat taugen diejenige Körner am beſten, welche bey dem Abladen von ſelbſt ausfallen. Der Saame wird nach der Länge und nicht nach der Queere eingeeggt, damit er nicht zu ſehr in die Furchen geſtrichen werde.

Wenn es der Hirſe hinter die Ohren regnet, das iſt, wenn bald nach der Saat, da die Pflanze noch ſehr jung iſt, große und ſtarke Regengüſſe einfallen, ſo ſchlägt ſie gerne um, und man muß ſich oft entſchließen, ſie auszuackern und noch einmal zu ſäen. Wenn aber die Regengüſſe, noch ehe die Pflanzen zum Vorſchein kommen, den Acker mit einer harten Rinde überziehen, daß die zarte Pflanze nicht hervorbrechen kann, ſo iſt mit einer leichten Egge zu helfen.

Die Hirſe wird nicht, wie anderes Getraide, zugleich reif, ſondern wenn die oberſten Körner an den Kolben völlig und die mittlern halbreif ſind, findet man die untern noch ganz grüne. Weil aber die reifen Körner ſehr leicht ausfallen, ſo muß man zur Erndte ſchreiten, wenn die Kolben zur Hälfte reif zu ſeyn ſcheinen. Wegen des häufigen

Aus-

Ausfallens der Körner iſt es auch am räthlichſten, die Kolben ganz oben an der Spitze des Halms abzuſchneiden, ſogleich in Säcke zu füllen und in dieſen nach Hauſe zu führen. Nach dem Dreſchen müſſen die Körner ſorgfältig getrocknet werden, alsdann halten ſie ſich aber auch lange. Auch das Stroh, wenn es zum Viehfutter taugen ſolle, muß man ſorgfältig trocknen und auf dem Futterſtuhle klein ſchneiden. Um die Körner von der ſie umgebenden Schale oder Hülſe zu befreyen, werden ſie in Mühlen, gleich den Oelmühlen, geſtampft, und ſodann durch das Sieb gereinigt. So bald ſie aber geſtampft ſind, laſſen ſie ſich nicht mehr lange aufbehalten.

Die Hirſe giebt zwar ein Mehl, es iſt aber nicht ſo gut, wie das von anderm Getraide. Häufiger wird ſie mit Milch zu einem Brey gekocht und von den Landleuten geſpeißt. Noch beſſer iſt ſie zum Futter für junges Federvieh, welches groß, fett und ſehr ſchmackhaft davon wird. Die Hirſenſpreu wird dem Rindvieh und den Schweinen verfüttert.

Die ſogenannte Mohrhirſe iſt eine Art des Dorrgraſes.

Von andern hirſenartigen Gräſern iſt der Artickel Hirſegras nachzuſehen.

Hirſegras. Unter die hirſenartige Gräſer gehört vornämlich das **Fenchgras**, **Panikorn**, **Pennig**, *Panicum*, *Linn.* welches auch einige Schwaden nennen. Die Blume dieſer Pflanze ſtellt entweder eine Aehre oder eine Riſpe vor. Zu den erſten rechnet man 1) das **Blutgras**, **Fingergras**, die **Bluthirſe**, **wilde Hirſe**, **Krähenfuß**, **wildes Mannagras**, **wildes Schwadengras**, *Panicum ſanguinale*, *Linn.* hat lanzenförmige dunkelgrüne Blätter und an jedem Halm 5 bis 6 Aehren, welche anfangs wie Finger dicht beyſammen liegen, und

und ſich nach und nach von einander entfernen. Der Saame iſt länglich, zuſammengedrückt, gelb und faſt durchſichtig. Es blühet den ganzen Sommer hindurch und noch ſpät im Herbſte. Dieſe Pflanze wächſt zwar meiſtens nur als Unkraut, der Saame giebt aber eine gute Speiſe ab, wenn er als Reis gekocht wird, und er trägt auſſerordentlich reichliche Frucht, wenn man ihn mit Fleiß bauet. 2) Der **Penſylvaniſche fingerartige Fench**, *Panicum filiforme*, *Linn.* unterſcheidet ſich von dem vorigen nur durch ſein überaus langes Halmende. Er wird in England unter den Klee geſäet, um deſſen blühende Eigenſchaft zu verbeſſern, und Gleditſch hält ihn für das eigentliche Raygras der Engländer.

3) **Das italiäniſche Hirſegras, der welſche großährige Fench**, *Panicum italicum*, *Linn.* treibt einen rohrähnlichen, beynahe 4 Fuß hohen Stängel. Die Aehre iſt faſt einen Fuß lang, und aus vielen knäuelförmigen Aehrchen mit untermiſchten Borſten zuſammengeſetzt. Der Saame wird in Italien zu Mehl gemacht und dieſes als Brey und Brod geſpeißt. Es wird aber ſpät reif und taugt deßwegen für kalte Länder nicht.

4) Der **deutſche Fench**, *Panicum germanicum*, *Linn.* wächſt in Deutſchland und Ungarn wild, wird nicht gar ſo groß wie der vorige und hat dreyerley Varietäten, nämlich eine mit gelben, eine mit weißen und eine mit purpurröthlichen Saamenkörnern. Er wird zwar für minder gut gehalten als der italieniſche, kommt aber in kalten Gegenden beſſer fort.

Die Arten des Hirſegraſes, welche in Riſpen blühen, ſind insgeſamt ausländiſch und haben keinen erheblichen ökonomiſchen Nutzen für Deutſchland.

Hirte, Hutmann, Viehhalter, Hälter, lat. *Pecuarius, Paſtor,* fr. *Pâtre*, wird inſonderheit der genannt, welcher für Lohn fremdes Vieh hütet, und entweder von einzelnen Viehbeſitzern (**Eigenhirte**) oder von ganzer Gemeine angeſtellt wird. (**Gemeinhirte**) Es iſt nöthig, über dieſe Leute immer eine genaue Aufſicht zu haben, damit ſie nicht ihre Bequemlichkeit der Verſorgung oder Geſundheit der Heerde vorziehen. Billig ſollten ſie auch etwas von der Vieharzneykunſt verſtehen, und beſonders jede Gemeine darauf ſehen, daß der Hirte des Rindviehes den Stich führen lerne, wodurch das vom Klee aufgelaufene Vieh am ſicherſten gerettet wird.

Hoa-che iſt bey den Chineſern eine ſehr weiße, äuſſerſt feine Erde, woraus weit leichteres und koſtbareres Porzellan gemacht wird als das gewöhnliche iſt.

Hobel, lat. *Dolabra*, fr. *Doloire*, iſt ein bekanntes Werkzeug der Holzarbeiter, womit ſie die Ungleichheiten des Holzes deſto beſſer wegnehmen und es zu ſeiner Beſtimmung mehr zubereiten können, als es durch Beil, Säge u. d. g. geſchehen kann. Es beſteht der Hobel aus zwey Hauptſtücken, einem **Gehäuſe** (**Körper**) und dem **Hobeleiſen**. Jenes iſt ein hölzerner, mehr lang als breiter Stock mit einem glatten Boden (**Bahn, Sohle**) und oben mit einem Handgriffe (**Naſe**) verſehen, in deſſen Mitte eine ſchräge Oefnung eingeſchnitten iſt. (**Maul**, deſſen Seitentheile die **Wangen** heißen.) Durch das Loch wird das Hobeleiſen (fr. *Méche*) geſtoßen, deſſen Schneide unten vor der Bahn etwas vorſpringt, und vermittelſt eines Keiles beveſtiget wird.

Es iſt der Hobel ein Werkzeug mehrerer Arbeiter, und iſt nach Verſchiedenheit der Abſicht ſehr verſchieden. Ich führe hier die vorzüglichſten an. Die **Tiſchler** und **Zimmerleute** haben ſie in einer

großen

großen Anzahl, und es gehören z. B. hieher: der Fauſthobel, kurz und dick, der vorne einen Vorſprung der Sohle und drüber an dem Abſatz die Naſe hat, aber wegen ſeiner Kürze nicht darzu taugt, eine gerade Linie zu ziehen, ſondern nur etwas glatt zu machen. Man rechnet dahin verſchiedene Unterarten, z. B. den **Scharfhobel**, **Schropphobel**, mit welchem im Groben gearbeitet wird, daher auch das Eiſen an der Schneide nach einem flachen Boden gerundet iſt, um tiefer einzuſchneiden; den **Zahnhobel**, deſſen Eiſen Zähne hat, um auf dem Holze kleine Furchen zurück zu laſſen; den **Glatthobel**, **Schlichthobel**, etwas größer als der Scharfhobel, womit das Holz glätter und feiner bearbeitet wird; den **Harthobel**, **Steilhobel**, der kleiner und das Eiſen mehr ſteil gerichtet iſt, daher er das Holz weniger, aber glatt abnimmt; den **Vergatthobel**, **Gehrhobel**, womit die ſchräge Fläche an den Dingen, welche verkröpft werden ſollen, beſtoſſen wird; dahin gehört auch die **Stoßlade** und die **Kropflade**. Die **Rauhbank** iſt der größte Hobel der Tiſchler, mit glatter Bahn und langem Gehäuſe, womit man die Hohlkante der Bretter abſtößt. Der **Fügehobel** oder **Fügebank** iſt etwas ſchmäler und man hilft damit der durch die Rauhbank im Groben behobelten hohen Kante nach. Der **Handfügehobel** iſt ein kleiner Fügehobel der Zimmerleute. Der **Grathobel**, **Leiſtenhobel** hat eine geradlinige Schneide des Eiſens, aber einen Anſatz auf der einen Seite der glatten Bahn, wo das ſchmälere Eiſen aufhört und es wird damit der Grath oder Falz an jeder Seite des langen Zapfens eine Leiſte ausgeſtoßen, und dieſe Zapfen in eine Rinne eingeſtoßen. Dieſe Rinne wird mit dem **Grundhobel**, der dem Schlichthobel ähnlich, aber ſchmal iſt, glatt gehobelt.

belt. Der Falzhobel dient darzu, die Fugen und Falze an Thüren und Fenſtern auszuſtoßen. Da dieſe nicht von einerley Breite ſind, ſo iſt jener mit Schrauben verſehen, um dem Eiſen die gehörige Richtung zu geben. Mit dem Geſimshobel, Orthobel, deſſen Eiſen an der einen Seite, ſo wie der Schaft, zugeründet iſt, wird der Falz geebnet und der Ablauf glatter Geſimsglieder gebildet. Der Nuthhobel und Spundhobel iſt darzu beſtimmt, die Nuth und Feder zu bilden, vermittelſt derer zwey Bretter auf der hohen Kante vereiniget werden. Der eigentliche Nuthhobel hat ein Eiſen, welches ſo breit, als die Feder dick iſt. Das Eiſen des Spundhobels aber iſt in zwey Hälften geſpaltet, welche um die Dicke der Feder von einander abſtehen. Damit der Hobel in der gehörigen Richtung bleibe, iſt neben ein Stück Holz beveſtigt (Leit- oder Richtholz). Mit den Wangenhobel hilft man einer Nuth, einem Zapfenloch ꝛc. nach. Mit dem Flitſchhobel, den der Zimmermann an der Kante des Brets anſetzt, bezeichnet er die Linie, in welcher das Bret ſelbſt abgehobelt werden ſoll, damit er nicht mit dem Scharf- und Schlichthobel einen ungleichen Strich führe, daher hat jener an einer Seite ſeiner Bahn einen Falz. Die Kehlhobel dienen darzu, kleine und große Geſimſe auszuhobeln, und ihre Namen ſind von den Gliedern in der Baukunſt hergenommen, die dadurch gebildet werden ſollen, z. B. Stabhobel, Hohlkehlhobel, der Karineßhobel ſtößt mehrere zuſammengehörige Glieder und der Handfugehobel die Platten aus. Der Grundhobel wird gebraucht, Rinnen zu Einſchiebeleiſten zu gründen oder in der Tiefe glatt zu hobeln. Das ſenkrecht hindurch gehende Eiſen iſt unten nach einem rechten Winkel gekröpft, ſo daß es mit über ſich gekehrter Faſe auf dem Grund der

aus-

auszuſtoßenden Leiſten hinſtreichen und ſie aushohlen kann.

Dies ſind die vornehmſten Hobel der Handwerker, welche ſich deſſelben am meiſten und in den mehreſten Abänderungen bedienen, ich werde alſo bey den übrigen kürzer ſeyn.

Die **Böttcher** haben auſſer dem **Schicht-** und **Schrothobel** auch einen **Kimmhobel**, womit die Fugen gemacht werden, in welche der Bogen des Gefäßes kommt; ingleichem die **Fugebank**, **Stoßbank**, womit die Stäbe der Ränder und Bodenbretter geſtrichen werden, damit ſie die erforderliche Genauigkeit erlangen und die Fugen deſto beſſer aneinander ſchließen. Der **Orgelbauer** führt den **Zinnhobel**, womit den Orgelpfeifen die gehörige Dicke gegeben wird, wohin auch der **Hobel mit doppeltem Loch** gehört, und mit welchem man vor und hinter ſich ſchneiden kann; den **eiſernen Hobel**, womit man die Bleytafeln behobelt, die Ränder der Tafeln, woraus die Pfeifen geſchnitten werden, gerade macht u. ſ. w. und der **Regiſterhobel**, der am Tiſche beveſtigt wird, und durch welchen das Regiſter gezogen wird. Die **Stellmacher** oder Wagner haben auſſer verſchiedenen Hobeln der Tiſchler auch den **Radehobel**, womit ſie am äuſſern Rande den Falgen eines Rades, eine Kehle oder Geſimſe ausſtoſſen. Die **Siebmacher** bedienen ſich eines Hobels mit zwey kleinen ſcharfen Stahlklingen, zwiſchen welchen die geſpaltenen Haſelſtäbe durchgezogen werden. Die **Korbmacher** haben einen Hobel, womit ſie den innern Kern der zerſpaltenen Weiden (Schänen) abhobeln. Die **Buchbinder** brauchen den **Beſchneidehobel**, in welchem eine Scheibe angebracht iſt, womit die Bücher beſchnitten werden, und einen **Ausſtoßhobel**, um die hölzerne Tafeln zu den Büchern abzuſtoſſen. Die **Büch-**

ſen-

ſenſchäfter hat den **Rohrhobel**, um die Rinne, worein das Rohr kommt, zu glätten, ſo wie den **Nuthhobel**, die Rinne für den Ladſtock zu machen, den **Seitenhobel**, die Kante der Rinne für das Rohr abzuſtoſſen, der **Falzhobel**, das Geſims oder den Falz neben dieſer Kante zu bilden, den **Fauſthobel**, den fertigen Schaft zuletzt zu hobeln, und den **Ladſtockhobel**, deſſen Schneide nach einem halben Zirkel geformt iſt, um den Ladſtock zu machen.

Etwas uneigentlich heißt auch bey den **Sammetwebern**, die in dem Sammetſtuhl eingenietete Meſſerklinge, um die Kettenfäden aufzuſchlitzen, und bey den **Büchſenmachern** eine ſtarke ſtählerne Platte mit darauf angebrachten Feilenhieben: Hobel.

Hobelbank iſt ein ſtarker Tiſch der Tiſchler, deſſen von einer dicken Bohle verfertigtes Blatt 6 bis 8 Schuhe lang und 2½ breit iſt. An dem Hirnende der rechten ſchmalen Seite iſt ein Riegel angebracht, der die Breite des Blatts zu ſeiner Länge hat, und mit demſelbigen gleich dicke iſt. In dieſem ſind 2 Stäbe beveſtigt, deren jeder in ſein Zapfenloch des Blattes greift, doch ſo, daß er vermittelſt einer hölzernen Schraube dem Blatt näher gebracht oder davon entfernt werden kann. In der Mitte dieſes Riegels (der mit ſeinen Theilen auch **Hinterzange** genannt wird) ſteht ein eiſerner Hacken, und dieſem gerade gegenüber ſind in dem Blatt in einer Reihe nach einander verſchiedene Löcher, in deren eines nach Maasgab der Länge des Brets, welches gehobelt werden ſoll, ein anderer eiſerner Hacken (**Bankhacken**) geſtellt wird. Zwiſchen dieſe zwey Hacken wird das zu bearbeitende Bret durch die Schraube geſpannt. Vermittelſt einiger weitern Zurüſtungen kann auch das Bret ſo geſtellt werden,

daß es auf der hohen Kante behobelt werden kann. Die Stellmacher und andere Arbeiter in Holz bedienen ſich ebenfalls der Hobelbank, die nach den Erforderniſſen jeder Profeßion mit einigen Abänderungen eingerichtet iſt.

Hochſtämmig wird von Bäumen gebraucht, deren Stamm 12 Fuß und drüber bis zur Krone hält, im Gegenſatz der niederſtämmigen oder Zwergbäume.

Hochzange, eine große Zange mit breitem Schnabel, dergleichen man in dem Hüttenbaue hat, große Maſſen damit zu regieren.

Hocke, eine Name der Getraidmandeln, oder auf dem Felde aufgeſtellten Garbenhaufen.

Hoden. Von der Geſchwulſt am Hodenbeutel der Pferde. S. Schlauch.

Hond, **Hont**, ein niederländiſches Maas zu Kalk, Steinkohlen u. ſ. w. von 4 Scheffeln oder 8 Pariſer Boiſſeaux.

Höflich heißt bey den Bergleuten gut oder doch mittelmäßig, z. B. höfliche Zeche.

Höker, **Huckler**, fr. *Régradier*, wird der genannt, welcher mit Lebensmitteln im Kleinen handelt und ſie gemeiniglich um einen höhern als den ordentlichen Marktpreis verkauft. Einige Höker ſind in Innungen eingeſchloſſen und haben Läden, andere ſtehen in keiner Innung und verkaufen auf dem Markt. Da der Verkauf mancher Lebensmittel an die Märkte oder ſonſt gewiße Zeiten gebunden iſt, auch mehrere Arten derſelben nicht ſchon in der Beſchaffenheit feil gebotten werden, die zum ſchleunigen Genuß nöthig iſt: ſo dienen auch die Höker zur Bequemlichkeit des Publikums, nur iſt es nöthig, über ſie hinlängliche Aufſicht zu führen, und ihnen insonderheit nicht den Vorkauf zu geſtatten, damit ſie daſſelbige nicht nach Belieben in Kontribution

ſetzen,

ſetzen, und ich ſehe daher nicht ein, warum ſie eben in Innungen eingeſchloſſen ſeyn ſollten, da dies eher ein Mittel zu ſeyn ſcheint, ihre Waaren zu vertheuren, als ihnen Billigkeit einzuflöſen.

Höllenzopf, ein in hohlen Waſſerröhren zum öftern befindliches Moos, das aus langen Fäſerchen beſteht und die Geſtalt eines Haarzopfs hat.

Hörlkebeere. S. Elſebeere.

Hof, Bauernhof. S. Bauerngüter.

Hofacker, der zu einem Hof gehört, und von demſelbigen nicht abgeſondert werden darf.

Hofdreſcher, ſ. 3. Band, S. 44.

Hoffreyheit. Die Gerechtſame eines Hofes, ingleichem der Freyheit der unter dem Schutz deſſelben befindlichen Perſonen von gewiſſen Dienſten, Laſten u. ſ. w.

Hober Ofen, ſ. Schmelzofen.

Hofhandwerker heißt ſowohl derjenige, welcher für den Hof arbeitet, als auch der Profeßioniſt, welcher, ohne zünftig zu ſeyn, ſein Handwerk unter dem Schutze des Hofes treibt. Freymeiſter.

Hofhieb leiſten iſt an manchen Orten ſo viel, als das Getraid zur Frohne hauen oder ſchneiden.

Hofraithe, der Hofraum bey einem Land- oder Bauerngute.

Hofwehre wird alles Feldgeräth eines Bauernhofes genannt, gemeiniglich mit Inbegrif des Viehes, und heißt auch oft Inventarium, weil bey Uebergabe eines ſolchen Gutes an dienſtbare Unterthanen oder Pächter ein genaues Inventarium über Vieh, Schiff und Geſchirr aufgenommen wird, welches ſie antreffen, und einſt bey ihrem Abtritt eben ſo wieder überliefern, oder den veſtgeſetzten Werth für das abgängige bezahlen müſſen. Es iſt dieſe Hofwehre allerdings eine Laſt für den Eigenthumsherrn, weil ein anſehnliches Kapital darinnen enthalten iſt; in-

deſſen bleibt daſſelbige nicht ohne Intereſſe, da man auf ſolche Art ſein Gut um ſo viel beſſer nutzen kan, und die Sicherheit beruhet darauf, daß auſſer der von Pachtern zu leiſtenden Kaution die Herrſchaft oder der Eigenthümer an dem Vermögen des Verſchuldeten ein unſtreitiges Vorrecht in dieſer Rückſicht hat. Es verſteht ſich, daß der, welcher ein Gut mit der Hofwehre übernimmt, auch verbunden iſt, dieſe letztere im Stande zu erhalten, ob gleich eine billige Herrſchaft bey beträchtlichen Unglücksfällen ihm eine Unterſtützung oder Nachlaß am Pacht nicht verſagen wird. Daher hat auch ein Grundherr das Recht, die Hofwehre von Zeit zu Zeit zu unterſuchen, und auf die Erhaltung derſelben zu dringen.

Bey dem Verkauf eines Landgutes wird gemeiniglich die Hofwehre als ein Appertinenzſtück deſſelben angeſehen, aber am ſicherſten unter den Kaufbedingungen ausdrücklich angeführt.

Hofnungskauf wird genannt, wenn man jemand einen Ertrag oder Vortheil, der erſt zukünftig iſt, und noch auf Hofnung beruhet, abkauft, z. B. den Ertrag eines Feldes oder Weinbergs, den man noch nicht vor ſich ſieht ꝛc.

Hohlbeere, ein Name der Himbeere.

Hohlbeil iſt ein kurzes Beil der Tiſchler, Zimmerleute u. d. g. das nach unten zu krumm gebogen und auf der einen Seite ausgehöhlet iſt, das Holz damit glatt zu hauen.

Hohlbohrer. S. Bohrer.

Hohldeichſel, eine Deichſel (ſ. dieſes Wort) der Zimmerleute, einen Körper damit auszuhöhlen oder die Höhle deſſelben im Innern zu bearbeiten, im Gegenſatz der Flachdeichſel.

Hohl-

Hohldocke, eine Docke der Drechsler, die Dinge, welche ſehr fein bearbeitet werden ſollen, darein zu ſpannen.

Hohleiſen heißt ſowohl das auf den Eiſenhämmern hohl ausgetriebene Eiſen, als auch ein eiſernes Werkzeug mehrerer Arbeiter, einen Körper auszuhöhlen oder in die Tiefe zu arbeiten, das meiſtentheils auch den Namen Meiſſel führt.

Hohlfeile, eine Feile der Goldſchmiede, welche bey hohlen oder vertieften Sachen gebraucht wird.

Hohlgieſen. Dieſes Wort wird von ſolchen Dingen gebraucht, die hohl und doch zugleich in einem Stück gegoſſen werden.

Hohlhäring, der nach der Leichzeit gefangen wird und weder Rogen noch Milch hat, im Gegenſatz des Vollhärings.

Hohlkehle, ein hohles oder eingebogenes, nach einem halben Zirkel vertieftes Glied.

Hohlklinge iſt eine Degenklinge, an der unter der Angel ſtatt der Kante einer Hohlkehle ausgeſchliffen iſt. Wenn ſie auf drey Seiten hohl geſchliffen iſt, heißt ſie Schilfklinge.

Hohlmeiſſel. S. Hohleiſen.

Hohlröhre, ein Eiſen der Drechsler, womit ſie das Holz aus dem Groben abdrehen, in Geſtalt eines Löffels.

Hohlwerk wird ein mit Hohlziegeln gedecktes Dach genannt, und damit von dem Flachwerk unterſchieden.

Hohlwurz. So werden manche Gewächſe genannt, deren Stängel oder Wurzeln hohl ſind, z. B. der Erdrauch. S. dieſes Wort u. andere.

Hohlziegel, ein hohler Ziegel, dergleichen auf dem Forſt der Dächer oder bey Kohlen angebracht werden, und womit ehedem ganze Dächer gedeckt wurden. S. Ziegel.

Hohlzirkel, deſſen Schenkel auswärts gebogen ſind, um hohle Räume zu meſſen.

Hohlunder. S. Hollunder.

Holländerey bezeichnet eine Anlage, bey der die Viehzucht und der Wieſenwachs die Hauptſache ausmacht, ingleichem die Einrichtung, da man die Aecker und Wieſen bey den Hofſtellen in einem unzertrennten Zuſammenhang liegen hat, und auſſer aller Gemeinſchaft mit den Nachbarn geſetzt iſt.

Holländer der Papiermacher iſt ein in Holland erfundenes Mühlenwerk, den halben Zeug vollkommen klein zu machen.

Holländiſche Bändchen ſind ganz ſchmale, dichte weiße, gemuſterte Streifchen, womit die Frauenzimmer allerley zu beſetzen pflegen.

Holländiſch blau. S. Lackmus.

Hollandgänger. Dadurch werden ſolche Perſonen verſtanden, welche aus Weſtphalen und andern deutſchen Provinzen jährlich nach Holland gehen, um da durch Arbeiten etwas Geld zu verdienen und nach einiger Zeit wieder mit dem, was ſie erſpahrt, oder mit Waaren, die ſie dafür eingekauft haben, zurückkommen. Die Holländer nennen ſie Muffen, und die Anzahl derſelben iſt auſſerordentlich groß. Gemeiniglich gehen ſie am Ende des May oder Anfang des Junius dahin, mähen Gras oder arbeiten in Torfmohren, Gärten, Fabricken, Bleichen u. ſ. w. und gehen meiſtens gegen das Ende des Julius nach Hauſe, wiewohl auch manche 3 Viertheile des Jahres da zubringen. Man berechnet die Summe ſehr hoch, die ſie aus dieſem Lande fortbringen, da ſie auch ihre Lebensmittel größtentheils von Hauſe mitnehmen oder ſich nachſchicken laſſen; indeſſen ſtreitet man doch darüber, ob dieſe Wanderſchaft nach Holland den angränzenden deutſchen Ländern vortheilhaft oder ſchädlich ſey. Diejenigen, welche das letztere behaupten,

haupten, ſagen, man müſſe neben dem Gelde, welches ſie da verdienen, auch die Viktualien, welche ſie mitnehmen, die zerriſſenen Kleider, und das, was ſie zu Hauſe hätten verdienen können, in Betrachtung ziehen; man müſſe die große Verſäumnis in ihrer eigenen Wirthſchaft und den daher rührenden beträchtlichen Verluſt überlegen, überlegen, wie der Arbeitslohn dadurch vertheuert und Dienſtboten und Taglöhner zum Trotze gereizet werden, wie viele durch ſchlechte Koſt, übermäßige Arbeit und mehrere Unbequemlichkeiten an ihrer Geſundheit Schaden leiden. Die Vertheidiger der Hollandgänger hingegen berechnen, daß der Verdienſt dieſer Leute zu Hauſe bey weitem geringer und vielleicht für ſie alle nicht Arbeit genug vorhanden ſey, daß ſie auch da eſſen, und ihre Kleider zerreißen, daß die Verſäumnis in ihrer Haushaltung bey weitem nicht ſo wichtig ſey, weil ſie einem großen Theil nach ſehr wenige oder keine Güter beſitzen, daß ſie vieles in auswärtigen Landhaushaltungen lernen können, welches für ſie anwendbar iſt, daß viele, welche ihre Geſundheit verliehren, es mehr ihrem eigenen Verſehen als der Holländiſchen Arbeit zuzuſchreiben haben, daß es gleichwohl ſehr in Betrachtung gezogen zu werden verdiene, wenn ſo viele hundert und tauſend Arbeiter fremdes Geld ins Land zurückbringen, wenn auch von den 100 Gulden, die ein fleiſſiger Arbeiter in 3 Vierteljahren erübriget, nur ein kleiner Theil reiner Gewinn ſey u. ſ. f. Ich enthalte mich der Entſcheidung, da hauptſächlich auch das Lokale jedes Landes bey derſelben in Anſchlag kommen muß.

Hollans, eine Art Battiſt, die in Flandern gemacht wird, und häufig nach Spanien, von da aber nach Indien geht.

Hollunder, Holder, lat. *Sambucus*, iſt ein Gewächs mit 5 Staubfäden und 3 Staubwegen, deren Blumenkelch in 5 Abſchnitte zerſpalten iſt und deren Beere 3 Saamen enthält.

Der gemeine oder ſchwarze Hollunder, Hollern, Ellorn, Alhornbaum, Fliederbaum, *Sambucus nigra, cymis quinquepartitis, caule arboreo, L.* fr. *Sureau*, wächſt als Gebüſch und auch als ein mittelmäßiger Baum, und zwar in Deutſchland, der Schweiz und Italien wild. Die mit einer ſaftreichen Rinde verſehene Wurzel iſt ſtark, wuchert ſehr und treibt frühe. Der Stamm, welcher 8, 12 und auch 16 Zoll dicke und gerade iſt, bringt gerade, ſtarke und gegliederte Zweige hervor, die einander gegenüber ſtehen. Der Stamm ſowohl als die Zweige haben eine anſehnliche Markröhre mit binſenartigem Mark erfüllt, die ſich aber endlich in dem erſten verliehrt, ſo wie er an Dicke zunimmt, welches auch von den Aeſten gilt. Die Rinde iſt zuerſt grünlicht, wird aber nach und nach grau und wohl zuletzt erdfarbig. Ihr weicher Baſt iſt inwendig grün. Die Blätter ſtehen einander paarweiſe gegenüber, und ſind dunkelgrün, zackigt, von widrigem Geſchmack und Geruch. Die nicht unangenehm riechende Blüthe macht weiße, platte Blätterroſen, die auf fünffach getheilten Stielen befindlich ſind, und zeigt ſich im May und Junius. Die Frucht beſteht in ſchwarzen Beeren, die im September und Oktober reifen, und mit 2 oder 3 Saamenkörnern verſehen ſind.

Es vermehrt ſich dieſes Gewächs durch Saamen und Wurzel, iſt mit jedem Boden zufrieden, und man hat oft nöthig, mehr auf deſſen Ausrottung als Anpflanzung bedacht zu ſeyn, und gleichwohl iſt es eine der allernützlichſten Pflanzen, die man vielleicht mit großer Sorgfalt pflegen würde, wenn ſie

die

die Natur nicht allenthalben ſelbſt hervorbrächte. Sie taugt auch auf dürren Plätzen zu einer lebendigen Hecke, die zugleich alle Jahre reichlich Holz zum Brennen abgiebt, gewährt nicht nur dem Menſchen eine geſunde Speiſe, ſondern beſitzt auch in allen ihren Theilen trefliche Heilkräfte, daher ſind die kleinen oder jungen Sprößlinge, die Wurzel und beſonders deren Rinde, der unter der Rinde liegende Baſt, das Mark, die Blätter, die Blüthen, die Beeren, die Kerne, ſelbſt die Schwämme, welche unten am Stamm alter Hollunderbäume wachſen, und die Aſche des verbrannten Holzes von jeher in dieſer Abſicht berühmt. Andere Vortheile, die dieſes Gewächs gewähren ſoll, ſind die: der Wein, welcher kahnig worden iſt, erlangt durch eingelegte, trockene Hollunderblüthen wieder einen angenehmen Geſchmack, nimmt aber leicht den Kopf ein. Der Wein, den man damit gähren läßt, erhält einen Muskateller-Geruch und Geſchmack; die Zweige in Maulwurfshaufen geſteckt, vertreiben dieſe Thiere, ſo wie das Waſſer, worinnen dergleichen Blätter gekocht ſind, die Fliegen, wenn die Stube damit beſprengt wird.

Das Holz dieſes Baums, wenn es nicht mehr zu jung iſt, wird veſt, zäh und hart, und zu Linealen, Einfaſſungen und allerley kleinen Werkzeugen tauglich. Die reifen Beeren dienen zum Färben des Brandweins, ingleichem des leinenen Zeuges, wenn man es in einer Lauge von Alaun beizt, dann in einer Brühe von Hollunderbeeren mit Zuſatz von etwas Grünſpan kocht, und fleißig umrührt, da es eine braune Farbe erhält.

Eine andere Art, **Zwerghollunder, Heilbolder, Heilind, Attich**, *Sambucus ebulus, cymis tripartitis, ſtipulis foliaceis, caule herbaceo, L.* wächſt in ganz Europa an ſchattigen, feuchten Orten, hat

 gleich-

gleichfalls mancherley Heilkräfte, und die violetfärbenden Beeren können zum Färben des Leinen gebraucht werden. Ihr Saft mit Weineßig vermiſcht färbt ungekochte Leinwand himmelblau. Die Zweige ſterben jeden Winter ab, die Wurzel aber dauert mehrere Jahre, die Blumen ſind gröſſer als bey dem gemeinen Hollunder und riechen ſtark; die im Auguſt und September reifenden Früchte ſind ſchwarz und weniger ſaftig als bey der gemeinen Art.

Holme ſind Queerhölzer, welche oben über zwey Pfähle queerüber gelegt ſind, und ſie zuſammenhalten.

Holz. Die gewöhnlichſten Bedeutungen dieſes Wortes ſind dieſe, da es für eine mit Holz bewachſene Gegend, Wald oder Forſt genommen wird, ſ. dieſen Art. und da es die Materie bezeichnet, aus welcher der Körper der Bäume und Sträuche beſteht, *Lignum*, fr. *Bois*. Man vergleiche dieſe letztere Rubrik. In beydem Verſtand wird das Holz auf verſchiedene Art abgetheilt, z. B. nach den Arten der Bäume, in Tannen- Büchen- Eichen- Birken- Nußbaumholz u. ſ. w. nach der Natur der Bäume in Laub- und Nadelholz, davon jenes Blätter, dieſes Nadeln oder Tangeln trägt, und auch Harzholz, Schwarzholz, todtes Holz (weil es aus den Stöcken nicht ausſchlägt) genannt wird; nach dem Gebrauch in Brenn- Bau- Schiff- Farbeholz u. d. g. nach der Veſtigkeit in hartes und weiches Holz, da man zum erſtern die Eiche, Büche, Eſche, Ahorn, Birke, Lehne, Erle, ſüße Kaſtanie, Kirſche, Birn, Apfel, Elſebeere, Eberiſche rc. Zum andern Eſpe, Linde, Tanne, Fichte u. ſ. f. rechnet. Auch folgende Eintheilungen und Benennungen führe ich noch an. Grünes Holz, das noch friſch iſt, zopftreuges oder wipfeldürres, das am Wipfel abzu-

abzuſterben anfängt; **abſtändiges**, das ſchon auf dem Stamm verdorret iſt; **rothbrüchiges, rohmiges**, das nach dem Kerne zu ſchadhaft, ſpröde und röthlicht wird, und daſelbſt einen Anſatz zur Fäulung hat; **bauchichtes**, das von Natur bogenförmig gewachſen; **krüppliges, knorriges**, das krumm und kurz geblieben iſt; **Lagerholz**, umgefallene Bäume, die im Walde liegen geblieben ſind; **Afterholz**, welches von Windfällen, Schneebrüchen, dürren Wipfeln ꝛc. geſammelt wird. Es iſt hier nicht der Ort, von dieſer Materie nach ihrem ganzen Umfang zu handeln, da bereits unter verſchiedenen Artickeln vieles geſagt worden iſt, z. B. Baum, Anflug, Abholzen, Forſt nebſt den damit zuſammengeſetzten Wörtern u. ſ. w. und auf die nämliche Art unter andern Aufſchriften noch folgen wird; auch die beſondern Eigenſchaften, Nutzungen und Behandlungen einzelner Holzarten unter ihren eigenthümlichen Namen vorkommen, z. E. Ahorn, Birke, Buche, Eiche, Eſpe, Erle, Fichte u. ſ. w. Indeſſen werde ich hier in einigen nachfolgenden Rubriken das nöthigſte anbringen, was noch von dem Holze überhaupt zu ſagen iſt. Wir bemerken hier nur noch, daß die Ausdehnung eine der merkwürdigſten Eigenſchaften des Holzes iſt, welche auf deſſen nützlichen Gebrauch den weſentlichſten Einfluß hat, ſie iſt aber unter dem Worte **Ausdehnung** bereits beſchrieben worden.

Nach der Erfindung der Engländer wird dem Holze durch das Kochen in Waſſer eine unglaubliche Veſtigkeit, Härte und Dauer gegeben. Weil aber das Bauholz wegen ſeiner Größe nicht wohl gekocht werden kann, ſo iſt man darauf verfallen, ein recht verſchloſſenes hölzernes Behältniß auf dem Erdboden zu errichten, in welches ein ganzer beſchlagener Stamm Bauholz hinein geſchoben werden kann,

neben

neben dieſem einen bedeckten Waſſerkeſſel anzubrin⸗gen, und von dieſem den heißen Dampf durch eine Röhre in den Kaſten zu leiten, welcher heiße und naſſe Dampf die nämliche Wirkung hervor⸗bringen ſoll, wie das Kochen im Waſſer ſelbſten.

Holzamt. S. Forſtamt.

Holzanbau, Holzkultur. Die Natur, ſich ſelbſt überlaſſen, bringt in gemäſigten Gegenden Holz ge⸗nug zum Bedürfnis des Menſchen hervor, und wohl mehr als unumgänglich erfordert würde. Aber eben daher kam es, daß man nicht nur das Holz in großer Menge ausreutete, um auch Raum zum Ackerfelde und Wieswachs zu erhalten, ſondern in der Geringſchätzung des Holzes ſo weit gieng, daß man es bereits nachdrücklich genug fühlt, und zu beſorgen iſt, daß es unſern Nachkommen noch mehr fehlen werde, wie der immerfort ſteigende Preis des Holzes und die Schwierigkeit, es an manchen Orten zu überkommen, genugſam bewei⸗ſet. Wenn alſo bey unſern Vorfahren die Frage war, wie man das überflüßige Holz ausrotten wol⸗le, ſo iſt nun die Frage, wie man das fehlende er⸗ſetzen könne? Man muß daher nicht nur in vielen Ge⸗genden auf eine klügere und ſparſamere Benutzung des Holzes, ſondern auch auf deſſen Anbau denken. Es kommt dabey vor allen Dingen auf den Platz an, der darzu am bequemſten und zugleich am leichte⸗ſten zu entbehren iſt, da niemand fruchtbare Aecker zum Holzwuchs aufopfern wird, und auf der an⸗dern Seite bey einem Boden, der der Holzart, die man darauf bauen will, nicht angemeſſen iſt, Mühe und Koſten meiſt vergeblich ſind. Wenn man alſo einen Ort zum Anbau des Holzes beſtimmt, ſo for⸗ſche man bey den Bewohnern der Gegend nach, ob nicht ſchon ehedem Holz daſelbſt geſtanden ſey und welche Art, da die Natur ſelbſt die ſicherſte Leh⸗

terin iſt, welche Holzart für jeden Platz am beſten taugt. Wenn dieſes Auskunftsmittel fehlt, ſo unterſuche man Lage und Boden und vergleiche dieſe mit der verſchiedenen Art der Hölzer. Gute Grasſorten und Klee zeigen einen Boden an, der für das Laubholz durchaus ſehr vortheilhaft iſt; auch Nadelholz kommt darinnen gut fort, wird aber nicht dauerhaft zum Bauen. Hohes ſchilfiges Gras giebt einen feuchten Boden zu erkennen, der zwar auch Laubholz hervorbringen kann, aber tüchtiger zum Stangen- und Brenn- als Bauholz iſt; hingegen dem Nadelholz nicht günſtig ſeyn wird. Im ganz naſſen Grunde wird der Saame ſchwer empor kommen, glückt es ihn aber in trocknen Jahren, ſo weit zu treiben, daß das Stämmchen die meiſte Zeit über dem Waſſer ſteht, dann wächſt er gemeiniglich weiter. Erlen, Weiden und Pappeln ſchicken ſich hieher am beſten. Wo ſich mageres und ſchmales Gras oder ſprödes Moos zeigt, iſt wenig Hofnung zum Gedeihen der Bäume, und am erſten werden noch Birken und Hainbüchen aufkommen. Ein ſandiger Boden iſt am bequemſten zu allerley Arten von Nadelholz, und hier ſind ſie eigentlich recht zu Hauſe. Bey allen dieſen Regeln aber kann man nicht ſicher gehen, wenn man nur die Oberfläche des Bodens in Betrachtung zieht, und nicht auch den etwas tiefern Grund unterſucht, da dieſer zuweilen alle Hofnungen, die jener gegeben hat, zernichtet. Auf den Spitzen der Berge muß man nur ſolches Holz anbauen, welches die Dürre ertragen kann, an den Abhängen wachſen die meiſten Sorten gut fort. Am gewiſſeſten kann man zu Werke gehen, wenn an dem Ort, wo man Holz anbauen will, bereits Bäume ſtehen, aus deren Art und Wachsthum man ſchließen kann, welche Sorten am beſten fortkommen werden.

Der

Der Anbau des Holzes kann durch Saamen, durch Anpflanzung und durch Ableger ꝛc. geſchehen. Da aber dieſes letztere zu mühſam iſt, um im Groſſen getrieben zu werden, ſo handle ich nur von den beyden erſtern. Das Beſäen iſt ohne Zweifel das leichteſte und vorzüglichſte, daher auch das gewöhnlichſte, ein Mittel, welches die Natur ſelbſt vorzeichnet. Bey einem ſteinigten Boden, wie er meiſtentheils auf den zum Holz von der Natur beſtimmten Plätzen iſt, kriecht die zarte Wurzel der aufgegangenen Pflanze ſo lang fort, bis ſie zwiſchen den Felſen oder Steinen Oefnungen mit guter Erde findet, ſie richtet ſich alſo in ihrem Wachsthum nach dieſen Klüften, und erlangt zugleich, ſo wie ſie gröſſer wird, ungemeine Veſtigkeit gegen die Stürme. Es geſchieht aber die Holzſaat alſo: der Boden wird einige Zeit vorher mit dem Pflug überfahren oder gehackt, damit die Erde in etwas verwittere und der Saame darauf geſtreuet. Weitläuftige Anſtalten mit Düngen, Wäſſern u. d. g. laſſen ſich freylich hier nicht wohl anbringen, wenn man nicht z. B. mit fremden Holzarten Verſuche anſtellen will, oder ſonſt wichtige Urſachen darzu hat; auch bleibt der Wachsthum der Natur mehrentheils überlaſſen, nur daß man die Beſchädigungen, die durch Graſen, Fahren oder ſonſt entſtehen können, zu verhüten ſucht, und dem Vieh und Wild den Zugang durch Zäune oder andere Befriedigung abſchneidet, bis die Stämme eine gewiſſe Höhe erreicht haben. Von der Beſchaffenheit und Einſammlung des Saamens, werde ich unter dem Wort Holzſaame handeln. Einige rathen, zwiſchen den Holzſaamen auch Getraide oder Gartenfrüchte zu ſäen, um nicht nur das Land einſtweilen einigermaſſen zu benutzen, ſondern auch dem aufgehenden Holzſaamen einen Schirm wider die Sonnen-

hitze und Nachtfröſte oder kalte Winde zu verſchaf-
fen, und das Gras an ſeinem Wachsthum zu hin-
dern. Andere aber verwerfen dieſen Vorſchlag, weil dadurch die Mäuſe herbey gelockt werden, die den Saamen verzehren und die Loden angreifen, ſo wie die Wurzelgewächſe die Schweine herziehen, welche den Boden umwühlen und die Loden verderben.

Auch durch Anpflanzung der Bäume kann man Holz hervorbringen, aber freylich wird man nur da dieſe mühſamere Art erwählen, wo man durch das Beſäen ſeinen Zweck nicht ſo gut erreichen kann, z. B. wenn man darauf denken muß, bald tüchtige Bäume zu erlangen, um ein großes Revier von alten veraſeten Gehäuen je eher je lieber zum Nutzen zu bringen, da man alle Jahre pflanzen, aber nicht alle Jahre ſäen kann, weil oft in 6 bis 10 Jahren kein reiches Saamenjahr einfällt; ferner, wenn man an ſolchen Orten, wo dem Vieh der Zugang nicht gewehrt werden kann, Bäume zu haben wünſcht; ingleichem wenn die lobenswürdige Verordnung hie und da exiſtirt, daß für einen Stamm, den man zum Bauen fällt, einige Pflanzen dafür geſetzt werden müſſen, oder gewiſſe Perſonen gehalten ſind, bey ihrer Aufnahme ꝛc. einen Baum zu pflanzen; wenn die Straßen mit Bäumen bepflanzt werden ſollen, in welchem Fall in der Länge von einer deutſchen Meile leicht 2666 Bäume, jeden 15 Fuß von dem andern entfernt, angebracht werden könnten, und in der Folge einen reichen Vorrath von Holz geben würden. S. auch Chauſſee u. d. g. m. In dieſem Fall muß man gewiſſe wohl umzäunte Plätze mit Holzſaamen beſäen, in dergleichen Baumſchulen oder Kempen das Unkraut ſo viel möglich ausgäten, und ſie in genauer Aufſicht halten, um nach und nach die Stämme heraus zu nehmen, und an ihren

ihren beſtimmten Ort zu verpflanzen, welches im Herbſt am ſicherſten geſchieht. Von der Anpflanzung der Nadelhölzer aus dergleichen Baumſchule ſ. Fichtenkamp.

Man ſiehet oft dürre Berge, welche blos da liegen, und wenn ſie mit Holz angebauet werden könnten, nicht wenig Nutzen ſchaffen würden. Allein die Bemühung, auf denſelben Holz zu pflanzen, mißlingt ſehr oft; indeſſen iſt es doch nicht ganz unmöglich. Man verſuche es auf folgende Art: Wenn in der Nähe ſchon Holz befindlich iſt, ſo mache man mit dem Säen oder Pflanzen den Anfang von dieſer Seite, damit der junge Anflug von demſelbigen einigen Schutz erhalte, und gehe nach und nach weiter. Iſt kein Holz da, ſo ſäe man zuerſt da, wo man den beſten Boden und die meiſte Feuchtigkeit findet, welches gewöhnlich mehr in der Tiefe ſeyn wird. Läßt ſich der Boden mit dem Pfluge bearbeiten, ſo baue man darauf ein paar Jahre Haber, um ihn locker und zur Aufnahme des Holzſaamens tauglich zu machen. Kann man aber mit dem Pfluge nicht beykommen, ſo grabe man an dem Berge die Queere hin einen kleinen Strich tief und lege die Erde an die Seite, wodurch kleine Gräben am Berge hin entſtehen, und der in dieſelben geworfene Saame einen lockern Boden findet, ſo wie auch die Feuchtigkeit ſich länger darinnen erhält und der zarte Anflug einigen Schirm genieſet. Zeigt ſich nun dieſer munter und giebt Hofnung zu gutem Wachsthum, ſo geht man mit Anpflanzung des Holzes von da an nach und nach immer weiter.

Bey dem Anbauen des Holzes bleibt man immer der Gefahr ausgeſetzt, daß daſſelbe in ſeinem erſten Wachsthum durch Vieh und Wild zu Grunde gerichtet werde. Das erſtere kann man zwar durch

ſtrenge

ſtrenge Verbote und Strafen, die man an den Eigenthümern deſſelben vollzieht, abhalten, aber nicht ſo das leztere. Verzäunungen helfen nicht immer, da der vom Wind zuſammen getriebene Schnee oft einen Weg über dieſelbigen bahnt. Umgehauene Aſpen, die dieſen Thieren im Winter Nahrung geben, thun etwas, wo man nämlich dergleichen vorfindet, noch mehr aber die Verminderung des Wildes, welches durch den Schaden, den es an dem jungen Holz anrichtet, ſelbſt der Herrſchaft, deren Eigenthum es iſt, nur allzutheuer zu ſtehen kommt.

Holzarbeiter. S. die Namen der Profeßioniſten, die das Holz verarbeiten, z. B. Tiſchler ꝛc.

Holzaſt, ein Name der ſtärkſten Aeſte des Fruchtbaumes, zum Unterſchied von Fruchtäſten u. ſ. w.

Holzbock. S. Bock.

Holzbrand. Es iſt unter dem Wort Feuersbrunſt vergeſſen worden, dem unter **Brand im Holze** gemachten Verſprechen gemäs, von den in Wäldern entſtehenden Feuersbrünſten zu handeln. Man hat gegen dieſes große Uebel noch kein wirkſameres Rettungsmittel erfunden, als in möglichſter Geſchwindigkeit, auf derjenigen Seite, gegen welche ſich das Feuer hinziehet, breite Gräben zu ziehen, die zunächſt daran befindlichen Bäume niederzuhauen, auf die Seite zu ſchaffen und dadurch dem Feuer die Gelegenheit zu benehmen, ſich weiter ausbreiten zu können. Man muß aber mit dieſer Arbeit nicht zunächſt an der Brandſtelle, ſondern in einiger Entfernung von derſelben anfangen und Arbeiter genug anſtellen, damit man hoffen kann, mit dem Graben fertig zu werden, bis ſich das Feuer dahin ziehen und die Arbeiter vertreiben möchte.

Holz. (Brenn-) Da das Bauholz immer von einem höhern Werth iſt, als das Brennholz, ſo ergiebt

giebt es ſich von ſelbſt, daß man bey dem Schlagen dieſes leztern jenes ſo viel möglich ſchont, oder die Stämme einzeln verkauft. Auch iſt es natürlich, daß das harte und weiche Brennholz in der Nuzung und dem Preis unterſchieden iſt. Es gegeſchieht aber das Schlagen entweder im Dienſte, wo dergleichen Frohnen Herkommens ſind, oder gegen Bezahlung. Wenigſtens würde es ſehr unökonomiſch ſeyn, wenn man das zum Verkauf beſtimmte und nach Klaftern angeſezte Brennholz von dem Käufer ſelbſt wollte fällen und aufſezen laſſen. Nur entſteht bey der Bezahlung die Frage, ob man ſie nach dem Tagwerke oder Klafternweiſe beſtimmen ſoll. Ich denke, wofern eine genugſame Aufſicht geführt wird, damit die Klaftern die gehörige Gröſſe haben, daß es immer ſicherer ſey, nach Maasgabe derſelben die Bezahlung einzurichten, weil alsdenn der Schaden der Faulheit blos den Arbeiter trift. Nicht minder muß eine genaue Aufſicht vorhanden ſeyn, damit der manchfaltige Unterſchleif der Holzhauer verhütet werde, und damit eine hinlängliche Anzahl, ſowohl von Bäumen als auch von den beſten Stämmen des Unterholzes für die künftige Zucht ſtehen bleibe. Ich habe vorhin von Klaftern, als einem ſehr gewöhnlichen Holzmaas geredet, allein es iſt dieſes Maas, welches die Höhe, Breite und Tiefe der aufgeſezten Holzſcheiter bezeichnet, nicht allenthalben einerley. Insgemein nennt man eine Klafter einen Holzſtoß, der ſo hoch und breit iſt, als eine Perſon mit ausgeſpannten Armen greifen kann. (Fadenreep) An andern Orten verkauft man das Brennholz nach Lachtern, welche $3\frac{1}{2}$ Elle hoch und breit ſind. Noch an andern ſezt man das Holz in Malter, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Elle hoch und 3 Ellen breit, auch wohl 4 Fuß hoch und 4 bis 6 breit. Einen Haufen eine Klafter hoch und 3 Klafter

tief,

tief, der alſo 3 Klaftern beträgt, nennt man hie und da einen Schragen. Eine *Corde de bois* iſt 8 Fuß lang und 4 breit. Die Länge der Scheiter iſt eben⸗falls verſchieden, je nachdem es eingeführt iſt oder bezahlt wird, 3, $3\frac{1}{2}$, 4, 5 bis 6 Fuß. Bey einer ordentlichen Klafter ſoll die Länge derſelben wenig⸗ſtens 4 Fuß betragen. Das aus den Aeſten ge⸗ſchlagene Holz wird in manchen Gegenden, ſo wie das zuſammengebundene Reisholz nach Schocken, letzteres auch unter dem Namen Wellen nach Hun⸗derten, oder ohne zuſammen gebunden zu werden, in ganzen Schwaden nach dem Augenmaaſe ver⸗kauft. Auch die Stöcke ſind ebenfalls eine ſehr nütz⸗liche Art des Brennholzes, welche aus den abge⸗hauenen und nachher ausgegrabenen und zerſpalte⸗nen Stöcken der Bäume genommen, und in Mal⸗tern oder in Haufen aufgeſetzt werden. An manchen Orten wird ſtatt des Arbeitslohns die Hälfte der⸗ſelben abgegeben. Uebrigens beziehe ich mich bey dieſer Materie auf das, was ſchon unter dem Wort Abholzen vom Brennholz geſagt worden iſt, inglei⸗gleichem auf das Wort Holzkonſumtion.

Holzdiebſtahl. Dieſer iſt in manchen an die Wäl⸗der gränzenden Gegenden eine Art von Nahrungs⸗mittel, und kann nur durch genaue Aufſicht und nachdrückliche Strafen vermindert, ſchwerlich aber ganz verhindert werden. Ein geringerer Grad davon könnte den Namen Holzdefraudation führen, wenn z. B. von Armen, die die Erlaubnis haben, das Leſeholz, d. i. dürre Aeſte, Zweige, Holzſpähne ꝛc. an gewiſſen Tagen zu ſammeln, auch ſtärkere Aeſte oder grünes Holz fortgetragen oder von Holzhauern, die im Walde zur Arbeit angeſtellt ſind, ganze Pä⸗cke Holz am Abend nach Hauſe geſchleppt oder durch die Ihrigen heimgeſchickt werden, da denn die Forſt⸗bediente alle Sorgfalt anzuwenden haben, um der⸗

 gleichen

gleichen zu hindern oder zu entdecken. Auch von Holzmiethern, bey denen das gegen eine gewiſſe jährliche Abgabe (Forſtzins, Holzmiethe) aus dem Forſt zu hohlen erlaubte benöthigte Holz gemeiniglich blos auf das Lagerholz eingeſchränkt iſt, werden zuweilen ſtehende Bäume abgehauen und fortgeführt, daher man nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn kann, um es zu verhindern, und am ſicherſten gewiſſe Tage beſtimmt, da ein Aufſeher gegenwärtig iſt, und auſſer welchen keinem Wagen erlaubt iſt, in das Holz zu fahren.

Holzegge. S. Holzpflug.

Holzerde iſt die Erde, welche viel verweſetes Holz in ſich begreift, und zur Verbeſſerung anderer Erdarten ſehr dienlich iſt, beſonders ſolcher, die tief liegen und genugſame Feuchtigkeit haben, da ſie dieſelben locker macht und mit vielen Salztheilen anfüllet.

Holzfäule, Holzfäulnis. Man ſiehet oft, daß die Bäume in den Wäldern oder Gärten entweder inwendig faul werden, (**kernfaul, rothbrüchig**) oder daß ſich von auſſen eine Fäulnis anſetzt, und ſie alſo in Anſehung ihrer Dauer und ihres Werthes zurückſetzt. Man führt davon allerley Urſachen an, z. B. eine äuſſerliche Verletzung oder ein abgehauener Aſt geben der Feuchtigkeit Gelegenheit einzudringen, und wenn auch dieſe Stelle ſich allenfalls mit Rinde überzieht, ſo breitet ſich doch innerlich die Fäulnis weiter aus; allerley Inſekten können den Baum beſchädigen und darzu Anlaß geben; allzuſchneller Wachsthum, ſehr große Pori, abwechſelnde ſtarke Hitze und Näſſe können dieſes Uebel befördern u. ſ. w.

Holzflöße. Man hat zweyerley Arten von Holzflöſſen, nämlich Bauflöße, Langholz- oder Zimmerflöße und Scheitflöße. Die Zimmerflöße, durch

welche

welche ganze Bäume, Bretter, Dielen u. d. g. Schneidwaaren zu Waſſer transportirt werden, ſind wieder zweyerley. Entweder werden die Bäume nur einzeln oder ſtammweis geflößt, oder mit eiſernen Klammern, auch hänfenen und baſtenen Stricken zuſammen gefügt. Dieſe Flöße nennet man Karinen. Weil das Fichtenholz von dem Waſſer weit beſſer getragen wird als das Eichenholz, ſo macht man gemeiniglich von jenem die Unterlage und ſetzt dieſes oben darauf. Die andere Art ſind die Scheit- oder Brennholzflöße, da man die Scheiter des Brennholzes ohne Verbindung in das Waſſer wirft, von ſelbſten fortſchwimmen läßt, an dem Ort ſeiner Beſtimmung durch einen Rechen auffängt, und nur an ſolchen Orten, wo der Fluß ſtarke Krümmungen macht, daß man ſorgen muß, die Scheiter möchten ſich aneinander ſtemmen, Leute aufſtellt, die ſolche mit langen Stangen auseinander treiben und den Abfluß befördern.

Es iſt faſt kein Bach ſo klein, der nicht zur Holzflöße gebraucht werden könnte, wenn er nur Fall genug hat. Man macht einen Damm, um den Bach ſo hoch als möglich anſchwellen zu laſſen, wirft das Holz in den dadurch entſtandenen Weiher und öfnet den Damm, worauf es mit dem Waſſer bisweilen eine halbe Meile und noch weiter fortgetrieben wird. Daſelbſt muß ſich ein neuer Damm befinden, welcher das Waſſer wieder aufſchwellt, und ſo läßt man die Flöße fortgehen, bis der Bach in einen Fluß fällt, in welchem die Flöße keine Schwürigkeit mehr haben.

Holzfreſſer. S. Holzwürmer.

Holzfrevel. S. Forſtfrevel.

Holzgelänge. Eine mit Holz bewachſene oder darzu beſtimmte, in die Länge ſich erſtreckende Gegend führt an einigen Orten dieſen Namen.

Holzgerecht, der die nöthige Kenntnis vom Forſtweſen hat.

Holzgräſerey. Das Abſchneiden, Ausraufen oder anderweitige Benutzung des in den Wäldern wachſenden Graſes. S. Hut.

Holzgraf, der oberſte Richter in einem Holzgericht, ingleichem der Grundherr über eine Holzmark, der dieſe Gerichtbarkeit hat.

Holzhandel iſt eigentlich der Handel mit Brennholz, Nutz- und Tiſchlerholz, Brettern, Latten, Balken, Maſten u. ſ. w. und wird billig von dem Handel mit Holzwaaren unterſchieden. Man kann ihn in den inländiſchen und ausländiſchen eintheilen, und bey näherer Beſtimmung deſſelben und ſeiner Ausdehnung nicht nur die landesherrliche Forſten, ſondern auch die Hölzer der Unterthanen in Anſchlag bringen. Das vornehmſte Augenmerk bey der Direktion deſſelben muß allerdings auf die Bedürfniſſe des Landes gerichtet ſeyn, damit ſowohl die Einwohner zu ihrer Haushaltung, als die Manufakturiſten und Handwerker zu ihren Gewerben das nöthige Holz um billige Preiſe erlangen können. Erſt nach dieſer Berechnung kann man entſcheiden, in wie weit ein auswärtiger Holzverkauf exiſtiren könne. Doch iſt auch der Umſtand in Betrachtung zu ziehen, daß oft eine Gegend des Landes ihr Bedürfnis an Holz um einen weit wohlſeilern Preis aus einem benachbarten Lande ziehen kann, und eine andere Gegend ihr überflüßiges Holz um der weiten Entfernung willen und aus Mangel an Flüſſen nicht ihren Landsleuten, ſondern angränzenden Auswärtigen überlaſſen muß. Geſetzt aber, man findet nach der genaueſten Berechnung, daß ein Land Ueberfluß an Holz hat, und einen auswärtigen Handel damit führen kann, ſo verdient doch erſt noch die Frage Ueberlegung, ob man nicht durch

man-

manche demſelben mangelnde oder ſonſt mit Vortheil anzulegende Fabriken das Holz ſelbſt mit gröſſerm Nutzen verwenden könne? Tritt auch dieſer Fall nicht ein, dann kann man allerdings den auswärtigen Holzhandel begünſtigen, aber man muß auch dahin ſehen, daß er ſo viel möglich durch Unterthanen getrieben werde, und nie den Handel damit ſo ſehr ausdehnen, daß man in Gefahr komme, einſt ſelber Mangel zu leiden, oder die Fabriken das Holz um einen allzu hohen Preiß kaufen müßten, und dadurch nach und nach zu Grunde giengen.

Es treiben verſchiedene Länder einen ſehr beträchtlichen und einträglichen Handel mit Holze, z. B. Rußland, Pohlen, Schweden, Preußen, die an der Oſtſee, Elbe, Weſer, Rhein liegende Städte Deutſchlands. Aus Narva werden allein jährlich 200000 Balken ausgeſchiffet, in Norwegen ſoll das Tannenholz jährlich über eine Million Rthlr. einbringen, und Schweden für mehr als 2½ Millionen deutſche Gulden, an Holz, Theer und Pech ausführen. Auch wird ein ſtarker Zwiſchenhandel mit Holz von Holland und Hamburg getrieben, die es auf ihren Schiffen andern Nationen zuführen. Dergleichen Waaren ſind Bauholz, Maſern, Kien- Krumm- Zwergholz, Bretter, Stangen, Breitholz u. d. g. mehr. Der Verkauf aus Privatholzungen wird gemeiniglich dadurch eingeſchränkt, daß alle Jahr einem jeden Beſitzer beſtimmt wird, wie viel von ihm geſchlagen oder an Stämmen verkauft werden darf, damit nicht viele aus Geiz ihre Holzungen zu Grund richten und den Nachkommen nichts übrig laſſen.

Es verſteht ſich, daß man bey dem Verkauf des Holzes es aufs beſte zu benutzen ſuche, und nicht das, welches zu einem wichtigern Zweck brauchbar und in einem höhern Preiſe anzubringen wäre, in

das Brennholz ſchlage, oder ſonſt ſchlechter verwerthe. Daher auch bey dem Abholzen hierauf Rückſicht genommen werden muß.

Von Rechts wegen ſollen bey dem Holzverkauf die Landeseinwohner und Unterthanen vor den Auswärtigen den Vorzug haben, nicht nur was ihre eigene Bedürfnis, ſondern auch was den Handel mit demſelben anbetrift. Dies erfordert ſelbſt das Staatsintereſſe. Doch iſt es billig, daß ſich die Unterthanen, die mit dem Holze einen auswärtigen Handel treiben wollen, zu dem nämlichen Preiſe, wie die Fremden verſtehen. Auch die unterſagte oder erlaubte Einfuhr und Ausfuhr muß ſich auf die Bedürfnis oder den Vortheil des Landes, d. i. den Unterthanen gründen. Es iſt zwar leicht, in dieſer Sache das landesherrliche Intereſſe allein zum Maasſtabe zu nehmen, und dadurch die Einkünfte zu vergrößern, aber nicht billig und auch nicht nützlich. Ob der Verkauf des Holzes, inſonderheit des Brennholzes, blos nach Klaftern oder auch nach den Stämmen geſchehen, ob er in veſtgeſetzten Taxen oder durch Verſteigerung vorgenommen werden ſoll u. ſ. w. davon iſt unter dem Wort Abholzen bereits ein mehreres geſagt worden.

Holzhieb, ſ. Abholzen.

Holzkonſumtion. Es iſt allerdings eine gegründete Klage, daß man gemeiniglich bey dem immer mehr überhand nehmenden Mangel des Holzes und dem höhern Preiſe deſſelben, gleichwohl nicht lernen will, mit demſelben ſparſam umzugehen. Es haben daher einige den Gedanken geäuſert, durch Beſtimmung deſſen, was zu jeder Art von Haushaltungen erforderlich iſt, oder durch höhere Holztaxen die Käufer zu einer vernünftigen Anwendung deſſelben mit Gewalt zu vermögen. Allein zu geſchweigen, daß durch letzteres Mittel derjenige, wel-

welcher arm iſt und ſich übrigens in dieſem Stücke durch eine vernünftige Sparſamkeit auszeichnet, immer mehr geſtraft würde, als der reiche Verſchwender, ſo ſcheint es auch, daß auf der andern Seite weit üblere Folgen entſtehen würden, wenn man denjenigen, den ſein Geld drückt, gerade in einem Artickel durch erhöhete Preiſe hindern wollte, es unter die Leute zu bringen, da man es ihm in dem übrigen frey läßt. Es ſcheint daher nichts übrig zu bleiben, als durch Anweiſungen und Beyſpiele die Sparſamkeit mit dem Holze zu lehren, wohin zweckmäßiger eingerichtete Oefen, Heerde u. d. g. zu rechnen ſind.

Ich ſchränke mich daher hier nur auf einige Bemerkungen ein, welche überhaupt auf die Konſumtion des Holzes einen Einfluß haben. Das Brennen des grünen Holzes iſt eine offenbare Holzverſchwendung, daher man daſſelbige nur im Sommer in die Städte auf den Holzmarkt bringen laſſen und im Winter deſſen Einfuhr nicht dulden oder wenigſtens den Preiß deſſelben ſehr herabſetzen ſollte. Eine Art des Holzes iſt zur Feuerung weit beſſer, als die andere. Das von Birken, Erlen und beſonders Weißbuchen giebt ſtarke Hitze und dauerhafte Kohlen. Das eichene iſt ebenfalls gut und beſonders zum Malzdörren und Schmauchfeuer in den Ziegelöfen brauchbar; zum Ziegelbrennen, Backen und Brauen ſucht man das Tannen- Fichten- und Aſpenholz; hingegen haben alle weiche Hölzer den Fehler, daß ſie keine Kohlen halten. Schon die Schwere des Holzes giebt einigermaſſen einen Maasſtab ſeiner Brauchbarkeit im Brennen, z. B. eine Klafter Tannenholz von 6 Fuß hoch und breit und $3\frac{1}{2}$ Fuß tief, hält 126 Kubikfuß und wiegt beyläufig $18\frac{1}{2}$ Centner; eine ähnliche Klafter im Eichen- und Büchenholz $27\frac{1}{2}$ Centner. Wildenhäge hat mit mehrern Holz-

ſorten, die aus geſpaltenen und trockenen Scheitern in Kubikſchuhen aufgeſetzt waren, Verſuche gemacht, ſie gewogen und dann damit in einerley Keſſel mit gehörigen Zügen und Roſt Waſſer ausdünſten laſſen, um die Hitze, die dadurch bewerkſtelligt werden konnte, zu prüfen. Er fand folgendes:

Ein Kubikſchuh	wog		dünſtete Waſſer aus	
1. Gemeines Weidenholz	19 Pf.	16 L.	21 Pf.	6 L.
2. Pappelweiden	12 Pf.	24 L.	14 Pf.	4 L.
3. Birkenholz	20 Pf.	4 L.	26 Pf.	12 L.
4. Ellernholz	18 Pf.	20 L.	25 Pf.	17 L.
5. Rothbüchenholz	26 Pf.		30 Pf.	8 L.
6. Weißbüchenholz	24 Pf.		26 Pf.	16 L.
7. Eichenholz	24 Pf.		29 Pf.	2 L.
8. Kiefernholz	16 Pf.	4 L.	24 Pf.	2 L.
9. Aſpenholz	21 Pf.	12 L.	16 Pf.	16 L.

Nach dieſen Verſuchen machte alſo Rothbüchen- und Eichenholz die größte oder doch dauerhafteſte Hitze, d. i. den größten Effekt, darauf folgte Weißbüchen- und Birkenholz, dann Ellern- und Kiefernholz, ferner gemeines Weidenholz und endlich Pappelweiden und Aſpen. Das Fichtenholz, welches er nicht bey der Hand hatte, achtete er mit Nr. 8. meiſt einerley. Nach andern Verſuchen wurde gefunden, daß 12 Pf. Büchenholz und 16 Pf. Kiefernholz in der Wirkung beynahe gleich waren, und das Birken- und Eichenholz dem erſtern nicht viel nachgab. Es lehrt die Erfahrung ferner, daß geflöſetes Holz nicht ſo gut iſt, als das auf der Achſe herbey geführte, weil jenem das Waſſer vieles Salz ausgezogen hat; ingleichem abgeſtandnes, wurmſtichiges, lange in Wind und Wetter geſtandenes weit ſchlechter im Brennen ausfällt, als jüngeres und an einem trockenen Ort aufbewahrtes. Auch das, wel-

welches in vollem Safte gefället worden iſt, verliehrt durch die ſtarke Ausdünſtung vieles von ſeinem brennbaren Weſen und iſt ſchlechter.

Uebrigens beziehe ich mich in Anſehung der Holzkonſumtion und Erſpahrung des Holzes auch auf das, was unter dem Wort Forſtkameralweſen erinnert worden iſt, und was unter der Rubrik Holzverſchwendung vorkommen wird.

Eine unkluge Sparſamkeit des Holzes iſt die, wenn man die Förſte allzuſehr ſchont, da man ſich nicht nur um den gegenwärtigen Nutzen bringt, ſondern auch ſchlecht für die Nachkommen ſorgt, indem das Holz von Jahren zu Jahren ſchlechter wird, und der Nachwuchs ausbleibt, weil nichts von dem Stamme wieder ausſchlägt, und der nach und nach verwilderte Boden den Saamen nicht aufnimmt, auch dieſer weder Raum noch Sonne zum Wachsthum hat. Wenn daher endlich in einem ſolchen Revier aufgeräumt wird, ſo wird ſich der Schaden dieſer Sparſamkeit durch den Mangel an ſtarkem Holz nachdrücklich und lange genug zu erkennen geben.

Holzkultur. S. Holzanbau.

Holzleite iſt im Oberdeutſchen, die mit Holz bewachſene abhängige Seite eines Berges.

Holzmagazin, Holzhof, Holzplatz, fr. *Fourrière.* Wenn der Handel mit dem Holz ſowohl für den Landesherrn, der aus ſeinen Waldungen dergleichen verkauft, als auch für das Land nützlich und bequem ſeyn ſoll, ſo werden darzu unter andern gewiſſe hinlänglich verwahrte Behältniſſe, wo man zu allen Zeiten einen Vorrath von Nutz- und Brennholz ausgetrocknet und in guter Qualität finden kann, nicht wenig beytragen. Das Holz kann auf dieſe Art in diejenigen Sorten geſchlagen werden, in denen es am meiſten ans Geld gebracht wird;

der Käufer findet alles, was er nöthig hat, bereits vor ſich, ohne erſt etwas zu wagen, oder auch auf das Austrocknen des Holzes warten zu dürfen, und in harten Wintern zeigt ſich der Nutzen, ſo viel das Brennholz anbetrift, augenſcheinlich genug.

Es ſetzen aber dergleichen Holzmagazine, die in den Städten angelegt werden und aus einem Hofe am Haus oder freyen eingeſchloſſenen Platze beſtehen, der mit gehörigen Schoppen verſehen iſt, in dem Forſte oder nicht weit davon Holzhöfe oder Waldhöfe, voraus, wo eine Schneide- oder Sägemühle angelegt iſt, um nicht nur die Bretter, Bohlen und Latten, ſondern auch Sparren und Balken zu ſchneiden, bey welchem Geſchäfte weit weniger Holz als durch die Zimmeraxt verlohren geht, und Zeit und Koſten geſpahrt werden. Kann der Transport auf einem Fluſſe geſchehen, von welchem der Waldhof nicht allzuweit entfernet iſt, ſo hat man viel gewonnen; mangelt aber dieſe Bequemlichkeit, ſo geſchieht jener auf der Achſe wenigſtens bey den beſten Wegen und zur günſtigen Jahreszeit. In den Magazinen muß das Holz ſo aufgeſtellt und gelegt werden, daß es vor der Näſſe und dem Stocken ſo viel möglich verwahrt wird, daher bringt man die Schnittwaaren in Schoppen, die mit Schwarten oder Ziegeln gedeckt ſind, und legt ſie auf Träger; das Brennholz aber wird in Haufen, die nicht allzudick und enge ſind, geſetzt. Der Verkauf geſchieht bey dem Brennholze nach Klaftern, Faden, Haufen oder wie ſie ſonſt allenthalben heißen, bey ſtarken Bohlen oder Dielen ſchockweiſe. Die Knie- und Stabhölzer ringweiſe (jeden Ring zu 4 Schocken gerechnet) bey Brettern und Latten ſchock- oder Dutzentweiſe, bey Balken einzeln.

Holzmark. Der einer Perſon oder Gemeinheit zuſtändige Holzbezirk, welcher in ſeine Gränzen eingeſchloſſen iſt.

Holzmarkt wird in den Schlägen die Zeit genannt, da das Holz forſtmäßig angewieſen und verkauft wird. Die Kaufluſtigen begeben ſich an den beſtimmten Tagen in den Wald, erſtehen das benöthigte Holz und fahren es innerhalb der darzu beſtimmten Zeit aus dem Schlage, damit derſelbige geräumet werde. Auch der Plaß in Städten, wo Holz feil geboten wird, heißt Holzmarkt.

Holzmaſt, die in den Wäldern vermittelſt der Eicheln, Bucheicheln u. ſ. w. geſchiehet.

Holzmiethe iſt unter dem Wort Holzdiebſtahl erklärt.

Holzpflanzer, Holzplanteurs, ſind Leute, die zum Säen und Pflanzen der Bäume angeſtellt werden und mehrere Kenntnis davon haben müſſen, als gemeine Taglöhner.

Holzpflanzung, ſ. Holzanbau.

Holzpflug iſt ein Pflug, der zum Umackern der Pläße gebraucht wird, worein Holz geſäet werden ſoll, es verſteht ſich an ſolchen Orten, wo man mit dem Pfluge beykommen kann. Da er viele Wurzeln antrift, ſo wird er viermal ſo ſtark als ein gemeiner Pflng gemacht, weil er ſonſt gleich in Stücke gehen würde. Das Pflugeiſen greift faſt 1 Fuß tief ein; es werden daher auch 8 Pferde vorgeſpannt, ſo wie vor die Holzegge 4 kommen, weil ſie ebenfalls weit ſtärker iſt, als eine gemeine Egge.

Holzremiſe, ein Schoppen oder bedeckter Plaß, darinnen Holz aufbewahret wird.

Holzrutſche, Holzrieſe, Holzglitſche, ein zubereiteter Ort, wo man das gefällete Holz vom Berg herab rollen läßt.

Holzſaame. Im Oktober wird der Saame der Weißtanne, zu Ende des Novembers aber der Saame der Fichte, Kiefer und Lerche reif. Man läßt die Zapfen in dieſen Monaten, wie auch im December und noch im Jenner und Hornung des folgenden Jahres einſammeln. Sowohl an der Sonne als in geheizten Zimmern kann der Saame aus ſeinen Behältniſſen geſchieden werden. In jenem Falle legt man die Zapfen auf einem Gerüſte von Brettern, wie es Beckmann in ſeinen Beyträgen zur Forſtwirthſchaft beſchrieben hat, an die Sonne, bis durch die Wirkung der Sonnenſtrahlen die Schuppen aufſpringen, und wenn ſie in einem Siebe gerüttelt werden, der Saame aus ihnen heraus fällt. Während der Zeit, da ſie an der Sonne liegen, müſſen ſie vor aller Näſſe wohl in Obacht genommen werden, weil ſonſten die Schuppen geſchloſſen bleiben. Weil aber bey dieſer Methode oft ein ganzer Sommer darauf gehet, bis man allen Saamen ausbringen kann, ſo wird die andere Art, ihn den Winter hindurch in warmen Zimmern auszufällen, von vielen vorgezogen. Zu dieſem Ende läßt man Gerüſte aus Latten verfertigen, deren Fächer einen Fuß weit von einander abſtehen. Auf dieſe legt man Horden, in welchen ſich die Saamenbehältniſſe befinden. Die friſchen Zapfen legt man zuerſt auf die von dem Ofen am weiteſten entfernten Gerüſte, bis ſie zu krachen anfangen, wo man ſie alsdann näher zum Ofen bringen kann. In dieſer größern Wärme ſpringen ſie ganz auf, und der Saame fällt aus, ſo bald die Horden gerüttelt werden. Um aber nichts von dem Saamen zu verlieren, muß der Fußboden des Zimmers immer ſehr rein gehalten werden und darf keine Spalten haben.

Mit

Mit dem Lerchenſaamen hat es eine andere Beſchaffenheit. In der Wärme verſchließen ſich ſeine Zapfen immer veſter, wegen des vielen Harzes, und durch das Kochen im warmen Waſſer, ſo wie durch den Dampf des heißen Waſſers wird viel Saame verderbt. Man muß alſo die Zapfen, wenn man den Stiel abgeſchnitten hat, von unten aufſtechen, ſpalten und ſodann mit einem Meſſer eine Schuppe nach der andern losbiegen, worauf der Saame rein ausfällt.

Die Saamen der Laubhölzer werden mit ihren Verhältniſſen eingeſammlet und ausgeſäet.

Holzſchneiden. S. Sägemühle.

Holzſchneider wird ein Künſtler genannt, der Figuren in Holz ſchneidet, die auf andere Körper abgedruckt werden ſollen, *Graveur en bois*. Er heißt **Formenſchneider**, wenn die Figuren erhaben, **Modellſchneider**, wenn ſie hohl ausfallen. Das Holz, worein die Figur geſchnitten wird, führt den Namen **Holzplatte**, und der Abdruck davon auf Papier oder andere Körper, **Holzſchnitt**.

Holzſchragen, ein Schragen, der das Maas des Scheitholzes iſt.

Holzſpahrkunſt. S. Holzverſchwendung.

Holzſchwamm. S. Schwamm in den Gebäuden.

Holztaxation iſt die Beſtimmung des körperlichen Inhalts eines Baumes, oder der Quantität des Holzes, die man davon erhalten kann. Es iſt dieſelbige bey dem Verkauf des Holzes um ſo nöthiger, da man oft mit Käufern zu thun hat, welche einen Baum ſehr gut zu ſchätzen wiſſen, und man überhaupt nicht gerne ganz auf gerathewohl einen Handel abſchließen will. Man hat gewiſſe Regeln gegeben, wenigſtens den Stamm eines Baumes mit einiger Genauigkeit zu taxiren, und es iſt ſogar ein beſonders Holztaxationsinſtrument erfunden worden,

deſſen

deſſen Beſchreibung auſſer den Gränzen dieſes Wörterbuchs liegt und bey Hrn. D. Krünitz, Th. 24. der Encyklopädie, S. 706. ff. nachgeleſen werden kann. Um von jener Berechnung einigen Begrif zu geben, führe ich die Regeln an, nach welchen man verfährt. Man mißt den Umfang des Baumes in der Mitte deſſelben und zugleich deſſen Höhe, welches letztere, wenn er noch ſteht, durch das Abviſiren geſchehen muß. Dann wird die Zahl der Füſſe ſeines Umfangs mit ſich ſelbſt multiplicirt, das dadurch erhaltene Quadrat mit der Höhe und das erhaltene Produkt mit 800 ebenfalls multiplicirt. Darauf wird von dieſer Zahl jenes erſte Produkt 5mal genommen, ſubtrahirt, und von dem Reſt ſchneidet man rechter Hand die vier letzten Ziffern ab; das übrige giebt den körperlichen Inhalt. Es ſey z. B. der Umfang 6 und die Höhe 39 Fuß, ſo iſt die Rechnung folgende:

	6
	6
	36
	39
	324
	108
1404	1404
5	800
7020	1123200
	7020
	111|6180

der Inhalt iſt alſo $111\frac{7}{10}$ Kubikfuß.

Ich geſtehe aber gerne, daß dieſes blos bey den Stämmen anwendbar ſey, in dem Fall, daß das Abholz dem Verkäufer zurücke bleibt, und daß eine ſolche

ſolche Genauigkeit ſich auch nicht allenthalben erreichen läßt. Ich würde alſo an meinem Theil es auf ein gutes und wohlgeübtes Augenmerk eines oder mehrerer treuen Forſtbedienten, ſo viel die Taxation angeht, und auf die Verſteigerung der Käufer, was den Kauf anbetrift, ankommen laſſen, wofern ich viele Waldungen hätte.

Holztaxe iſt der ein für allemal oder jedes Jahr insonderheit veſtgeſetzte Preis, für welchen das Holz erlaſſen wird. Wann auch die Bäume beſſer an die Meiſtbietenden verkauft werden, nachdem ihre vorläufige Taxation zum Maasſtabe genommen worden, ſo müſſen doch ſowohl ſchon zubereitete Nutz- und Bauhölzer, als auch die aufgeſetzten Klaftern des Brennholzes, beſonders in Holzmagazinen, ihre gewiſſe Taxe haben. In manchen Ländern iſt ſie ſehr verſchieden, in Abſicht auf auswärtige Käufer und auf Unterthanen, und es iſt dieſes höchſt lobenswürdig, inſoferne verhütet wird, daß nicht von Unterthanen, die das Holz um einen geringern Preis erhalten, ein Schleichhandel mit Auswärtigen getrieben wird. Zuweilen wird auch an Fabriken oder andere Anſtalten das Holz Jahr aus Jahr ein um einen veſtgeſetzten Preis abgegeben, welches gleichwohl auf die allgemeine Holztaxe keinen weitern Einfluß hat. Nicht weniger geſchieht es manchmal, daß die Holztaxe für nähere und entferntere Unterthanen verſchieden iſt, und die letztere auf dem Platze weniger bezahlen dürfen, damit ihnen etwas an ihren Transportköſten vergütet werde und ſie mit andern Unterthanen in dieſem Stück einigermaſſen auf gleichem Fuß ſtehen.

Bey dem Verkauf ganzer Waldungen wird die Taxe insgemein auſſerordentlich niedrig gemacht. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ſind mir Beyſpiele bekannt, daß ganze Hölzer um einen

Preis verkauft wurden, von dem die erſte Abholzung den größten Theil vergütete. Und doch iſt nicht leicht ein Kapital ſicherer angelegt, als auf Gründe, die mit Holz bewachſen ſind, beſonders da der Werth deſſelben immer ſteigt und wohl ſchwerlich jemals fallen wird.

Holztrift, die Befugnis, das Vieh in ein Holz zu treiben, um daſelbſt der Weide zu genieſen.

Holzverkauf. S. Holzhandel.

Holzverſchwendung. Es geſchieht gemeiniglich, daß man da, wo ſich eine Sache in Menge findet, glaubt, ſie könne kein Ende nehmen, und ſo gieng es von jeher in Anſehung des Holzes bis auf dieſen Tag. Die gröſte und im Ganzen beträchtlichſte Holzverſchwendung geſchieht in Anſehung des Brennholzes in Wohnungen und Küchen, allein ich habe oben unter dem Wort Holzkonſumtion ſchon geäuſſert, daß ſich dieſelbige ſchwerlich durch Gewalt hemmen läßt. Es giebt aber noch mehrere Arten, z. B. das ſo verderbliche Abbrennen zur Saat, da man in holzreichen Gegenden Holz und Gebüſche abbrennt, um mit der abfallenden Aſche die Aecker zu düngen, eine Gewohnheit, die ſchlechterdings nicht zu dulden iſt; das Bauen, da vieles durch einen großen Aufwand von Holz bewerkſtelliget wird, was durch Mauerwerk dauerhafter zu erlangen wäre; die vielen einzelnen Backöfen in den Dörfern; das Abſchälen der Rinden für Lohgärber; vieles unnöthig verbrannte Holz bey dem Bierbrauen, Brandweinbrennen, Malzdörren, Ziegelbrennen und Töpferarbeiten, wovon ein großer Theil durch zweckmäſigere Einrichtung erſpahrt werden könnte, u. ſ. w. Vielleicht wird einſt die Noth allen dieſen Fehlern von ſelbſt abhelfen.

Holzwirthſchaft. S. Forſtkameralweſen.

Holz=

Holzwürmer. Man begreift damit alle die Würmer, welche in dem Holze angetroffen werden, und nennt das Holz, welches von ihnen benagt iſt, **wurmſtichig**, das Mehl, welches dadurch hervorgebracht wird, **Wurmmehl** und den Schaden, den ſie an dem Holz anrichten, **Wurmfraß** oder **Wurmſtich.** Ich führe hier folgende Würmer als die vorzüglichſten an:

1) Der **Holzbock**, *Cerambyx, L.* fr. *Capricorne*, hat ſehr lange bürſtenartige Fühlhörner, ein ſcharfes, hartes, zangenförmiges Gebiß, um ſich durch das Holz durchzuarbeiten, ein mit Dornen beſetztes oder höckeriges Bruſtſtück und glatte Füſſe. Die meiſten geben einen knarrenden Laut von ſich. Sie entſtehen aus einem ſechsfüßigen Wurm, der Holzwurm genannt wird, und bekannt genug iſt. Einige verwandeln ſich in dem Holze ſelbſt, in welches ſie ſich hineingefreſſen haben, andere kriechen in die Erde und brauchen wohl 2 bis 3 Jahre Zeit zu ihrer Verwandlung. Das Geſchlecht dieſer Käfer und Würmer iſt übrigens ſehr zahlreich.

Auſſer dem eigentlichen Holzbock giebt es auch einen ſogenannten **weichen Holzbock**, *Leptura, L.* den auch einige **Afterholzkäfer** nennen. Er iſt kleiner und zarter als der vorige und hat ebenfalls viele Abtheilungen. Manche rechnen auch den **Baſtartholzbock**, *Necydalis, L.* noch zu dieſer Art.

2) Der **Holzbohrer**, *Teredo, L.* Er hat zwey kalkartige, halbrunde, vorne ausgeſchnittene und unten eckige Kiefer und ſteckt in einer Schale, die ein runder bogichter Köcher iſt, und durch das Holz durchdringt. Es gehört unter dieſes Geſchlecht auch der **Schiffsbohrer** oder **Schiffholzwurm**, der eines Fingers lang und eines Federkiels dick iſt, einen ſchwarzen ungemein harten Kopf und einen

Schnabel, wie ein Hohlbohrer hat. Mit dieſem durchbohrt er Bauhölzer und Schiffe, an die er ſich anhängt, und richtet unbeſchreiblichen Schaden an. In Holland hat er einſt die Pfähle an den Seedämmen in kurzer Zeit durchfreſſen. Er dringt ſchon als Brut in die zarten Oefnungen des Holzes, wächſt darinnen und erzeugt vielleicht in demſelben eine neue Brut. Man hat allerley Mittel gebraucht, um ihn von den Schiffen abzuhalten, und dieſe bald mit Blech beſchlagen, bald angebrannt, daß ſie unten mit einer Kohlenrinde überzogen waren, bald mit tännenen Brettern überkleidet und den Zwiſchenraum mit Kuhhaaren, Aſche, Moos, Kohlen u. d. g. ausgefüllt, bald ſie mit einer Kompoſition von Pech, Schießpulver, zerſtoßenen Ziegeln u. ſ. w. überzogen, andere ähnliche Verſuche zu geſchweigen.

3) Die **Holzraupe**, der **Weidenbohrer** frißt weder Laub noch Gras, ſondern blos Baumrinde und Holz, beſonders von Weiden, aber auch Büchen, Eichen, Rüſtern und Apfelbäumen. Er iſt 4 Zoll lang, mit 8 paar Füſſen verſehen, hat einen rothen Rücken und fleiſchfarbigen Bauch, glänzend ſchwarzbraunen Kopf und ſtarkes Zangengebiß. Zum Wachsthum braucht er über ein Jahr Zeit und es entſteht aus ihm, nachdem die Puppe 3 Wochen in ihren Geſpinſte gelegen iſt, die *Phalaena bombyx Coſſus elinguis, alis deflexis nebuloſis, thorace poſtico, faſcia atra, antennis lamellatis, L.*

4) Die **Holzweſpe**, **Schwanzweſpe**, *Sirex, L.* iſt ein weſpenartiges Inſekt, deſſen größte Art, **Holzwiperweſpe**, *Sirex Gigas, L.* eine gemeine Weſpe an Größe übertrift und beſonders im Fichten- und Tannenholze gefunden wird. Sie iſt vornämlich in der Schweiz häufig anzutreffen.

5) Die

5) Die Todenuhr, *Termes*, *L.* iſt ein ungeflügeltes Inſekt mit 6 Füſſen, 2 Augen, bürſtenartigen Fühlhörnern und ein paar Kiefer am Maul. Man ſchreibt demſelben in den hölzernen Wänden zuweilen bemerkten, dem Schlagen einer Uhr ähnlichen, Schall zu, der dem gemeinen Haufen ſo fürchterlich iſt.

Das Mittel, dergleichen dem Holze ſchädliche Inſekten von ſtehenden Bäumen abzuhalten, iſt meines Wiſſens noch nicht erfunden, und man hat Beyſpiele, daß ganze Wälder dadurch verheeret worden ſind. Um aber das zum Bauen oder Verarbeiten beſtimmte Holz davor zu verwahren, ſoll man daſſelbe, vermög gemachter Beobachtungen, ſchlechterdings nicht mehr fällen, wenn die Säfte ſchon angefangen haben, aus der Wurzel in den Baum zu ſteigen, ſondern allein im Winter. Hr. Paſtor Friſch in Grünberg hat dieſes in einer Zeit von 40 Jahren bemerkt und allerley Verſuche deßwegen angeſtellt. Ein Mittel wider den Wurmfraß in hölzernen Gefäßen iſt dieſes: man beſtreicht die Orte, wo die Wurmlöcher bemerkt werden, vermittelſt eines Pinſels drey bis viermal mit Franzbrandwein. Wenn dieſer eingetrocknet iſt, hält man eine Speckſchwarte an Kohlen und beſtreicht die Stellen, ſo daß die Wurmlöcher verſtopft werden, und wichſet darauf das Gefäße oder Geräthe. Dadurch wird der Holzwurm abgehalten, beſonders, wenn dieſes Wichſen öfters wiederhohlt und das Geräthe vom Staube rein gehalten wird. Das Einreiben mit Oele leiſtet die nämlichen Dienſte.

Hombeer, ſ. Himbeer.

Homer, Chomer, Cor, iſt das größte Maas der Hebräer, ſowohl zu flüßigen als trockenen Sachen, deſſen körperlicher Inhalt 20220 Pariſer Kubikzolle

zolle beträgt. Es hält beyläufig ſo viel als ein Eſel tragen kann.

Honig. Der Honig, in andern deutſchen Provinzen das Honig, der bekannte ſüße Saft, welchen die Bienen aus allerley Blüthen ziehen. Einige behaupten, daß die Säfte, welche die Bienen aus den Blumen ziehen, noch kein Honig ſeyen, ſondern erſt darein verwandelt würden, andere hingegen behaupten das Gegentheil. In den honigreichſten Blüthen finden ſie keinen Honig, wenn die Temperatur, nach Fahrenheits Thermometer, nicht über 50 ſteigt. Wie der Honig aus den Bienenſtöcken genommen werden ſolle, iſt in dem Artickel Biene bereits beſchrieben worden.

Gezeideller oder Scheibenhonig heißt derjenige, welcher ſich noch in dem Roos oder Gewirke der Bienen befindet; und geſemiter Honig, wenn er davon geſchieden iſt. Wenn er ſich vor Alter verhärtet, nennet man ihn Stein- oder Zuckerhonig. Jungfernhonig heißt der ganz weiße, welcher ſich in dem obern Theile des Bienenſtocks befindet. Was von dieſem Jungfernhonig von ſelbſt aus den Waben fließt, heißt Honigſeim. Wilder Honig iſt derjenige, welchen man in den Bäumen der Wälder findet, und den die wilden Bienen einſammlen. Die Farbe des Honigs hängt theils von ſeinem Alter, theils aber auch von der Behandlung bey dem Seimen und von der Nahrung ab, welche die Bienen genoſſen haben.

Neben den ſo eben bemerkten Urſachen hängt die Güte des Honigs auch von einer reinen und warmen Luft ab. Deßwegen iſt der franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Honig immer vorzüglicher, als der aus den nördlichen Provinzen Deutſchlandes. Ein recht guter Honig muß ſüß, ſcharf, von lieblichem Geruche, weiß oder hellgelb, nicht wäſſerig und

flüßig,

flüßig, aber auch nicht zähe, ſchwer und dennoch rein und durchſichtig ſeyn, und keinen Bodenſatz zeigen. Wenn man ihn mit der Fingerſpitze berührt, muß er wie Porzellain kleben und einen langen Faden ſpinnen. Friſcher Honig iſt immer beſſer als der alte. Gemeiniglich wird er in Fäſſer geſchlagen, in welchen man den beſten unten bey dem Boden findet.

In dem großen Handel kommt der meiſte Honig aus Frankreich, Pohlen, Litthauen, Rußland und Preußen. In Deutſchland aber liefert Lüneburg den meiſten Honig. Der beſte kommt aus Languedok und wird Narboniſcher Honig genannt. Er hat einen ſehr angenehmen würzhaften Geruch und Geſchmack, welcher von dem vielen Roßmarin herkommen ſoll, den man in Languedok und beſonders bey Narbonne findet.

Man kann zwar den Honig geraume Zeit in den Scheiben friſch erhalten, beſſer aber iſt es dennoch, wenn man ihn bald nach den Zeideln davon ſcheidet oder ſeimet. Die beſte Art dieſes zu thun, iſt folgende. Man nimmt zween irdene Töpfe, wovon der Boden des obern vollkommen in den untern paſſen muß. Jener hat in dem Boden Löcher, wie ein Seiher oder Durchſchlag. Dieſer Seiher wird in den untern Topf geſetzt, mit den Honigſcheiben, welche man vorhero durchſchnitten hat, gefüllt, ein Deckel von Blech oder Kupfer darauf gelegt, und dieſer mit glühenden Kohlen gefüllt, damit der reine Honig durch die gelinde Wärme flüßig werden und in den Topf abfließen möge. Zuletzt werden die Honigſcheiben noch mit Waſſer abgekocht, und das dadurch entſtehende Honigwaſſer wird zu Meth oder Eßig verwendet. Das Wachs hingegen wird bey gelindem Feuer zerlaſſen und durch ein grobes Tuch gereinigt.

Oft wird von den Kaufleuten Roßmarin in den gemeinen Honig gelegt, um ihn für Narbonniſchen verkaufen zu können; es bleiben aber gemeiniglich Spuhren von abgefallenen Roßmarinblättern darinnen, woran man den Betrug erkennen kann.

Mit Feuer kann man alle Verfälſchung des Honigs entdecken, die ſehr gewöhnlich ſind. Wenn ſich der Honig über gelindem Feuer nicht ganz auflößt, ſondern einen Satz macht, ſo iſt er mit fremden Materien vermiſcht, wozu man insgemein Erbſenmehl nimmt. Der Honig wird zu allerley Backwerk, insbeſondere aber zu den ſogenannten Pfeffer- oder Lebkuchen, ferner in den Apotheken und Tobackfabriken, ſo wie auch zu Bereitung des Meths häufig gebraucht. Ehe der Zucker ſo bekannt in Europa wurde, machte man auch Früchte damit ein; zu dieſem Gebrauch iſt aber der Zucker dennoch viel vorzüglicher, weil er ihren eigenthümlichen Geſchmack weniger verändert.

Honigerbſe, eine Virginiſche Hülſenfrucht, aus deren Hülſen ein ſüßer Meth bereitet wird.

Honigerbſenbaum, ſ. *Accacia occidentalis.*

Honiggras, Darrgras, Pferdgras, *Holcus, Linn.* Die kleinen Aehrchen dieſes Grosgeſchlechts ſind aus zwo Blüthen zuſammengeſetzt. Die beyden Bälgchen ſind ungleich; das äuſſere iſt groß, eyrund, ausgehöhlt, und umgiebt das innere längliche. Die beyden Spelzen ſind kleiner, zärter und wollicht. Die äuſſere davon zeigt öfter eine lange ſteife Granne und die innere iſt gemeiniglich kleiner und ohne Granne. Man ſiehet über dies, wie bey vielen andern Gräſern, drey Staubfäden und zween Griffel mit pinſelförmigen Staubwegen. Die Spelzen verwachſen mit dem eyrunden Saamen.

Honigkelch, ſ. Saftgrube.

Honigſeim, ſ. Honig.

Honig-

Honigthau, ſ. Mehlthau.

Honoriren heißt, wenn derjenige, auf den ein Wechſel geſtellt iſt, ſolchen acceptirt oder bezahlt, obgleich der Traſſant noch nicht remittirt hat.

Hopfen, *Lopalus*, *Humulus*, *Linn.* Dieſes Gewächs treibt unter allen bekannten Pflanzen aus der ſchwächſten Wurzel die längſte Staude in der kürzeſten Zeit. Aus einem Stocke, welcher nicht viel über eine Elle im Umfange einnimmt, ſchießen innerhalb 6 Monaten 3 bis 4 Ranken von 40 bis 50 Fuß hervor, welche mit einer ſchuppig-blätterigen, beſtäubten, harzig-ölichten, ſtark riechenden Frucht, faſt von unten an bis oben hinaus, büſchelweiſe behangen ſind. Die dauerhafte Wurzel dieſer Pflanze gehet mit ihren Hauptfaſern tief unter die Erde, lauft aber mit den übrigen Faſern auch ſeitwärts. Sie treibt im Frühlinge viele junge Keime mit rothen Spitzen, welche ſich nach und nach in lange Ranken verwandeln. Im Julius und im Anfang des Auguſts kommen die Blüthen zwiſchen den Blättern in Sträuſen hervor. Ein Stock trägt nur männliche und der andere nur weibliche Blüthen. Jener heißt Himmelhopfen, Neſſelhopfen. Die Blüthen dieſes männlichen Hopfens ſind grüngelb und beſtehen nur aus 5 länglichen, vertieften, ſtumpfen Kelchblättchen und fünf kurzen Staubfäden mit Staubbeuteln, welche einen gelben flüchtigen Staub enthalten. Auf dieſe Blume erfolgt keine Frucht, ſondern ſie befruchtet nur die weiblichen Blüthen. Der weibliche Hopfen hingegen enthält in ſeinen Blumen die weiblichen Staubwege und heißt bey dem Landmanne Läufer, weil er ſich von der Hitze öfnet und ſowohl ſeinen Saamen als das ihn umgebende gelbe Mehl laufen läſſet. Zapfenhopfen nennet man ihn wegen ſeiner Aehnlichkeit mit den Tannzapfen. Seine Blüthen bilden einen Straus, der

eine vierſpaltige allgemeine Hülle umgiebt, vier eyförmige Blättchen aber machen die beſondere Hülle eines jeden Aſts dieſes Strauches aus, und an jedem ſolchen Aſte ſitzen gemeiniglich 8 Blümchen. Jedes hat ein eyförmiges, unten zuſammen gebogenes, oben aber plattes Kelchblatt zur Blumendecke, welches den ſehr kleinen Fruchtkeim nebſt den 2 krummen Griffeln und den ſpitzigen Narben derſelben umgiebt. In der Folge umgiebt es mit ſeinem untern Theile einen dem Hanfkorne ähnlichen rundlichen Saamen und vertritt mithin die Stelle eines Saamengehäuſes. Die Vereinigung mehrerer Saamen, deren jeder unter ſeinem eigenen Kelchblatte liegt, formirt einen kugelförmigen blätterigen Körper nach Art der Tannzapfen, welcher für die Frucht des Hopfens angeſehen und Hopfenhaupt genennet wird. Unter den Kelchblättern liegt ein gelber, fettiger, gewürzhafter, bitterer und ſtark riechender Staub, welcher zugleich den Saamen überzieht und Hopfenmehl genannt wird. Wenn ſich dieſes einfindet, ſo werden die blaßgrünen Kelchblättchen gelblich, und alsdann iſt es Zeit, die Hopfenhäupter abzupflücken. Läßt man ſie zu lange hängen, ſo öfnen ſich gleichſam die übereinander liegende Kelchblätter und das eingeſchloſſene gelbe Mehl fällt nebſt dem Saamen von ſelbſt aus und gehet verlohren.

Wenn der Hopfen in Gärten gezogen wird, heißt er Gartenhopfen, und wenn er auf dem Felde und an Hecken wild wächſet, heißt er wilder Hopfen. Jenen theilt man in den frühen und Spathopfen ein. Der frühe Hopfen wird um 14 Tage früher als der ſpäte, und gewöhnlich im Auguſt reif. Man hält ihn für kräftiger als letztern, auch treibt er dickere Ranken und größere Häupter.

Den

Den Böhmiſchen Hopfen hält man immer für den vorzüglichſten, wozu nicht nur die Landesart, ſondern auch der Fleiß und die Sorgfalt der Einwohner viel beyträgt. Der zu Altdorf und zu Spalt im Biſtum Eichſtädt wachſende Hopfen wird dem Böhmiſchen gleich geachtet; auch iſt der Braunſchweigiſche berühmt.

Zum Hopfenbau iſt ein guter fetter Wieſengrund, welcher nur ſelten Früchte getragen hat, am beſten. Ueberhaupt ſchickt ſich eine ſchwarze, fette und mit etwas Sand vermiſchte Erde dazu, und ein Boden, welcher weder allzu naß, noch allzu trocken iſt. Nur muß er keine veſte thonichte Unterlage haben, weil ſich die Wurzeln darinnen nicht ausbreiten können, wenn ſie nicht vorhero locker gemacht und gut bearbeitet worden iſt. Wenn der gute Boden nicht ſehr tief gehet, muß man die Gruben zu den Pflanzen über einen Fuß tief machen, mit guter Erde ausfüllen, und unter dieſe gute Erde eine Unterlage von Kies oder kleinen Steinchen machen.

Bey dem Hopfenbau werden lauter weibliche und keine männliche Pflanzen gebauet, ja dieſe letztern vielmehr vertilgt, weil man nicht ſowohl die keimende Kraft des Saamens, welche allein von dem männlichen Blumenſtaube abhängt, als vielmehr das Mehl und die Bedeckung des Saamens verlangt, und weil die Vermehrung durch die Wurzel leichter iſt als durch den Saamen.

Eine mäßige Anhöhe, welche gegen kalte Winde geſchützt iſt, Sonne genug hat und nicht allzu trocken iſt, ſchickt ſich vorzüglich gut zum Hopfenbau. Die Nachbarſchaft des fließenden und ſtehenden Waſſers hingegen muß man möglichſt vermeiden, weil die aufſteigenden Nebel dem Hopfen ſchaden, und weil das Waſſer den Froſt und Reifen begünſtiget, der ihm ſehr nachtheilig iſt. Auch ſoll

man

man der Nähe von Land- und Heerſtraßen auswei-chen, weil der viele aufſteigende Staub dem Ho-pfen ſchadet.

Wenn der Hopfengarten groß iſt, ſo iſt es räth-lich, ihn in Schläge abzutheilen und ſelbige wechſels-weiſe Hopfen, Flachs, Klee und Kartoffeln tragen zu laſſen, weil die Hopfenpflanzen mit der Zeit aus-gehen und öfter erneuert werden müſſen. Am vor-theilhafteſten iſt es, die Hopfenpflanzen im Früh-linge zu legen und den Boden dazu im vorhergehen-den Herbſte zu bereiten, weil das Erdreich beſſer wird, als wenn es im Sommer beſtellt und die Pflanzung im Herbſte vorgenommen wird, und weil die Pflanzen den Froſt leichter ertragen, wenn ſie nicht mehr ſo ganz jung und zart ſind. Der Boden wird im September tief gepflügt, jeder Morgen von 360 Quadratruthen mit 30 Fuder wohl verfaultem Miſte überführt und dieſer 10 Zoll tief untergegra-ben und im folgenden Frühjahr der ganze Platz in lauter Vierecke abgetheilt, wovon jedes 2 Quadrat-ellen halten muß. In die Mitte eines jeden Qua-drats wird ein kleiner Stab geſteckt, damit man im folgenden Frühjahr wiſſen kann, wo die Stange hin-zuſetzen iſt. Sechs Zoll weit um dieſen Stab herum wird ein runder Graben, einer Hand breit und 5 Zolle tief gemacht, in welchen man die Fechſer ſenk-recht einſetzt, daß die Augen aufwärts gerichtet ſind. Einige ſetzen 3, andere auch 5 bis 8 Fechſer in ein Quadrat. Nach dem Einſetzen werden die Fechſer ein paar Hände hoch mit Erde überdeckt, welche man mit dem Fuß dicht niederdrückt, ſo daß ſie nur eines Fingers breit darüber hervorragen.

Dieſe Fechſer, welche man auch Hopfenhöl-zer, Gelege, Legeholz, Tiele, Pfeiffen, Re-ben, Senker, Setzlinge oder Wurzelkeime nennt, erlangt man, wenn die alten Stöcke im

Früh-

Frühlinge gelüftet oder aufgeräumet werden, da denn diejenigen Nebenſproſſen, welche 7 bis 10 Zoll lang und ungefähr einen kleinen Finger dick, dabey aber nicht holzig ſind und 3 oder mehr Augen haben, abgeſchnitten und von den Nebenwurzeln gereiniget werden. Sollen dieſe Fechſer zum Verpflanzen taugen, ſo müſſen ſie von dem Triebe des vorigen Jahres ſeyn, welches man an ihrer weißen Farbe erkennen kann. Es laſſen ſich aber auch aus den Hopfenranken Fechſer ziehen, wenn man ſie, ſo bald ſie einer Elle hoch ſind, wie die Nelkenfechſer, ablegt. Nach Verlauf eines Jahres ſind ſie dick und voll Augen. Man ſchneidet ſie alsdann nach den Gelenken von einander, ſo daß aus einer Ranke 3 bis 5 Fechſer werden.

Die Hopfenſtangen, an welchen die Ranken hinauf wachſen, werden aus jungen Fichten und Tannen gemacht, weil dieſe am längſten und geradeſten wachſen, und unten ſpitzt man ſie dreyeckig zu, weil ſie alsdann am veſteſten ſtehen. Einige behaupten zwar, kleine Stangen wären vortheilhafter als groſſe, weil ſich alsdann die Hopfenpflanze wiederum von oben herunter ſchlinge und mehr Häupter anſetze; allein man hat noch keine hinlängliche Erfahrungen, um dieſes mit Zuverläßigkeit zu entſcheiden.

Im Monat April werden die Hopfenſtöcke mit einer Haue aufgedeckt (aufgezogen) indem man die Erde von der Wurzel behutſam hinwegräumt, und alsdann werden die verdorrten Enden der alten Ranken nebſt den zur Seite ausgelaufenen Schauwurzeln und Faſern einige Zoll um den Stock rund herum weggeſchnitten, um der Hauptwurzel mehr Nahrung zu verſchaffen. Deswegen wird auch alle Jahre zu gleicher Zeit friſcher Dung eingelegt und die Erde wiederum darauf gedeckt. Wenn hernach, etwa

etwa gegen Pfingſten, der Hopfen eine Höhe von 8 Zoll erreicht hat, wird die Auskeimung vorgenommen. Hierbey richtet man ſich nach der Stärke des Stocks und nach dem Vermögen des Bodens. Selten läßt man an einer Wurzel mehr als einen Keim ſtehen. Hernach werden die jungen Ranken unterwärts abgeblattet und ſo hoch mit Erde beworfen, daß die obern mit Blättern beſetzten Spitzen hervorragen. Einige nehmen die Auskeimung gleich mit dem Schnitte vor und behacken die Stöcke nur um Pfingſten.

Wenn die Wurzeln einen Fuß in die Höhe getrieben haben, werden die jungen Ranken alſo vertheilt, daß zu beyden Seiten jeder Stange 3 oder 4 Schößlinge angebunden werden. Man macht mit den längſten Ranken den Anfang, welche man von der Südſeite gegen die Weſtſeite um die Stange wickelt, und mit Baſt, Stroh, Beſen oder groben Garne mittels einer Schleife anbindet, welche dem Wachsthum der Pflanze nachgiebt. Mit den nachwachſenden Ranken verfährt man eben ſo. Die beſte Zeit zum Anbinden iſt der heiße Mittag, weil die Ranken des Morgens zu friſch und ſaftig ſind und daher leicht zerbrechen. Im erſten Jahre wachſen die Ranken nur 5 bis 6 Fuß hoch und bringen auch nur wenig Hopfen.

So lange der Hopfen noch klein iſt, dienen ihm ſeine Blätter, um Nahrung aus der Luft einzuſaugen; wenn ſie aber ſo groß und häufig wachſen, daß ſie den Zugang der Luft und Sonne hemmen, ſo muß man die großen Blätter und Nebenſproſſen oder Räuber 2 Fuß hoch von unten herauf abbrechen oder abſchneiden. Die Blätter ſind friſch, und gedörrt, ein gutes Futter für das Vieh. In der Mitte des Junius wird der Hopfen behackt und die Erde gegen die Stange zu aufgehäufelt, ſo daß

jedes

jedes Quadrat einen kleinen Hügel vorſtellt. Von dieſer Zeit an bis zu ſeiner Reife hat man nichts weiter damit zu thun, als bey Regenwetter das überhand nehmende Unkraut auszujäten. Im Julius wird der leere Raum zwiſchen den Hopfenſtöcken mit Blaukohlpflanzen beſetzt, um ihn nicht ungenützt liegen zu laſſen. Zu Anfang des Septembers wird der Hopfen reif und abgenommen. Er hat ſeine wahre Reife, wenn die Häupter von der weißgrünlichen Farbe zur gelbbräunlichen übergegangen ſind, einen vorzüglich ſtarken Geruch haben und bey dem Anfühlen etwas Klebrichtes an den Fingern zurücke laſſen. Nimmt man ihn zu frühe ab, ſo fehlt es ihm an ſeinen reſinöſen und ſchmackhafteſten Theilen; läßt man ihn hingegen überreif werden, ſo daß die Saamkörner ausfallen, ſo verliert er dadurch wiederum viel von ſeiner Güte. Wenn man ihn nicht völlig reif werden läßt, ſo behält er eine ſchönere gelbliche Farbe, wird von den Käufern beſſer geſucht und theurer bezahlt; dagegen aber verliert er auch bey dem Trocknen mehr von ſeinem Gewichte als wenn er ganz reif geworden iſt. Bey der Erndte werden die Ranken einer Elle hoch von der Erde, mit einem krummen Meſſer abgeſchnitten, ſamt der Stange aus der Erde ausgezogen und ſodann abgeleſen. Man muß ſich dabey ſehr vor dem Regenwetter hüten, weil der Hopfen die Näſſe nicht ertragen kann. Manche ſtreifen nur die Ranken von den Stangen ab und laſſen die Hopfenhäupter erſt zu Hauſe davon ableſen. Dieſen iſt zu rathen, daß ſie die Ranken nicht lange auf einem Haufen liegen laſſen, weil der Hopfen dadurch Schaden leidet. Bey dem Leſen ſind alle Blätter und ſchwarze oder braunrothe Häupter ſorgfältig von dem guten Hopfen abzuſondern. Die geleſenen Häupter werden an einem lüftigen, aber gegen

Sonne

Sonne und Regen beſchützten Orte, dünne ausgebreitet, alle Tage umgewendet, und ſo an der Luft getrocknet. Geſchwinder und bey naſſem Wetter ſicherer, trocknet man ihn auf einer Malzdarre. In Ländern, welche viel Hopfen bauen, hat man beſondere Hopfendarren, welche eben ſo, wie die Malzdarren eingerichtet ſind. Iſt er wohl getrocknet, ſo hängt man Säcke von grobem Tuche alſo auf, daß ſie den Fußboden nicht ganz erreichen, füllet ſie nach und nach mit Hopfen an und läßt ſolchen durch einen Mann, welcher ſich hinein ſtellt, ſo veſte als möglich eintreten. In dieſen Ballen hält er ſich viele Jahre. Noch beſſer aber iſt es, wenn man den Sack in eine mit ihm gleich weite hölzerne Zarche ſetzt und den Hopfen durch eine Preſſe ſo veſt als möglich eindrückt. Dieſer ungleich veſter zuſammen gepreßte Hopfen, welcher Ballenhopfen genannt wird, hält ſich am allerlängſten, und kann wohl 40 Jahre lang aufbewahret werden, wenn man die Ballen nicht eröfnet.

Zu Anfang des Winters werden von jedem Hopfenhügel etliche Schaufeln voll Erde abgehoben und die Hügel mit Miſt überdeckt. Man mag aber den Hopfengarten ſo ſorgfältig pflegen als man nur immer will, ſo kann er doch nicht über 10 Jahre lang erhalten werden, ohne daß man ihn friſch bepflanze.

Der Hopfen iſt ſehr vielen widrigen Zufällen unterworfen und mißlingt daher in manchen Jahren faſt ganz. Große Hitze und Dürre ſind ihm eben ſo nachtheilig als zu viel Regen. Bey Gewittern werden oft die ſubtilſten Fäſerchen der Häupter verſengt, ohne daß man es bemerkt, weil die ſie umſchwebenden Dünſte ſehr leicht Feuer fangen. Daher kommt die ſogenannte Schwärze, welche darinnen beſtehet, daß die Blätter ſchwarz werden, zuſammen ſchrumpfen

und übel riechen. Dem Honig- oder Mehlthau iſt der Hopfen unter allen Gewächſen am meiſten unterworfen; Fäulniß der Wurzeln und Beſchädigungen von Würmern und Maden, ſo wie von dem Schimmel, ſind gar nicht ungewöhnlich. Gegen alle dieſe Uebel kennet man noch keine zuverläßigen Mittel. Bey der Fäulniß iſt es am beſten, den verdorbenen Stock wegzunehmen und einen andern an ſeine Stelle zu ſetzen. Der Schimmel iſt ein Moos, welches die Ranken und Blätter überziehet und ſich in großer Geſchwindigkeit ſehr weit verbreitet, vermuthlich, weil ſein Saame weit umher geführt wird. Das beſte Mittel iſt, alle ſchimmelichte Ranken und Blätter ſorgfältig abzubrechen und an einem entlegenen Orte gleich zu verbrennen.

Der Hopfen wird hauptſächlich zum Bräuen des Bieres gebraucht, wie bereits im 2. Bande S. 247. und ff. gezeigt wurde. Die jungen im Frühjahr hervorſproſſenden Hopfenkeime können als Sallat genoſſen und noch auf mancherley Weiſe zu einer Speiſe zubereitet werden. Vom Gebrauch der Blätter zum Viehfutter wurde ſchon oben gehandelt. Noch beſſer aber ſind ſie zu Bereitung eines vorzüglich dauerhaften Flachſes anzuwenden, wenn man ſie den Winter hindurch der Witterung ausſetzt, oder gleich dem Flachs im Waſſer röſtet, alsdann trocknet, dörrt, klopft, brecht und durchaus wie den Flachs weiter behandelt. Um den Hopfen lange aufbewahren zu können, iſt man darauf verfallen, einen Extrakt daraus zu verfertigen und ſolchen in eine gallertartige Subſtanz zu verwandeln. Wir können aber dieſen Vorſchlag nicht empfehlen, weil der Hopfen durch das ſtarke Kochen alle geiſtige Beſtandtheile verliert, ſo daß in dem Extrakte nur die harzigten zurücke bleiben. Herr Paſtor Germershauſen hat weitläuftige Vorſchläge gemacht,

 wie

wie der Hopfen nicht nach dem Scheffel, ſondern nach dem Gewicht verkauft werden ſolle. Wir bemerken darauf nur, daß er in ganz Böhmen, Bayern, Schwaben und Franken allezeit nach dem Gewicht und niemal nach dem Scheffel verkauft werde.

Hopfenſieb, Hopfenſeiher, Hopfenkorb, ein meiſtens von Kupfer oder Meßing verfertigter Seiher, durch welchen die Bräuer das mit dem Hopfen abgekochte Bier ſeihen, damit die Hopfenblätter davon geſchieden werden mögen.

Horde, ſ. Hürde.

Hordenſchlag, ſ. Schaafpferch.

Horn. Hörner findet man bey denjenigen vierfüßigen Thieren, welche Hornſchuhe und zweytheilige Füſſe haben. Dahin gehören die ochſen= ſchaaf= ziegen= gazollen= und hirſchartigen Thiere. Meiſtens finden ſie ſich bey dem männlichen und weiblichen Geſchlechte zugleich; bey den hirſchartigen Thieren aber findet ſich das männliche Geſchlecht in dem alleinigen Beſitze. Doch machen die Rennthiere eine Ausnahme hievon. Die Ochſen haben kürzere und veſtere, die Kühe aber längere und ſchwächere Hörner; worinnen ihnen auch die verſchnittenen Ochſen gleich kommen. Das Horn iſt ein bekannter Manufakturſtoff, welcher viele Künſtler und Profeßioniſten beſchäftigt, die man im Allgemeinen Hornarbeiter nennt. Aus den Büffel= Ochſen= und Kühe= ingleichem aus Schaaf= und Ziegenhörnern werden von den Kammmachern, Wildruf= und Horndrechslern allerley Kämme, gedrechſelte und gepreßte Arbeiten, als Tabacksdoſen, Jagd= und Pulverhörner, Wildrufe, Tabacksröhre, Tintenfäſſer, Knöpfe und andere Dinge, ſo wie von den Meſſerſchmieden Meſſerhefte verfertigt. Zu dieſer Abſicht iſt das Horn von Rindern das brauchbarſte. Man erwärmt

wärmt es auf einem Steine in den Kohlen der Eſſe, legt es, mit Talg beſchmiert, zwiſchen zwo eiſerne Platten und ſpannt dieſe in den Schraubenſtock, wodurch es ganz platt gepreßt wird. Man giebt ihm durch Beizen allerley Farben, und bisweilen eine rauhe aus lauter kleinen Spitzen oder Körnern beſtehende Oberfläche, indem man ſie in ein mit dergleichen Vertiefungen verſehenes Eiſen preßt. Zu ſchwarzen Schaalen nimmt man Bockshorn, zu rothen und grünen aber Ochſenhorn.

Um Doſen, Uhrengehäuſe und andere ſchachtelartige Geräthe aus Horn zu bereiten, werden die Hornplatten auf metallene Formen gelegt, hölzerne dazu paſſende Kegel darauf geſetzt und unter eine Preſſe gebracht, welche man in warmes Waſſer ſtellt und langſam zuſchraubt. Durch das warme Waſſer nämlich wird das Horn ſo erweicht, daß es ſich bey dem Zuſchrauben der Preſſe in die Form fügt ohne zu zerbrechen. Hat es die Form ganz angenommen, ſo wird es ſamt der Preſſe in kaltes Waſſer geſetzt, worinnen es ſich wiederum erhärtet und die angenommene Form behält.

Den Kammachern ſind die Ochſenhörner brauchbarer als die Kühhörner, weil ſich dieſe leicht zerſchuppen und brechen. Uebrigens ſind die Hörner des Rindviehes um ſo beſſer, je fetter die Weide iſt, welche das Vieh genoſſen hat. Am beſten ſind die engliſchen. Die ungariſchen kommen ihnen an Größe, aber nicht an Güte bey, und die pohlniſchen ſind die ſchlechteſten.

Das Horn des Rindviehes iſt an ſich hohl, hat aber von der Wurzel an einen ſchwammichten knotichten Kern, welchen man den Schlauch nennt. Er gehet bis zur Spitze fort, iſt voll Blut und taugt zu nichts. Um das Horn zu entſchlauchen, läßt man das daran befindliche Fleiſch abfaulen, oder wenn

 man

man die Zeit gewinnen will, das Horn im Waſſer ſtark ſieden und ſchlägt den Kern mit einem Beile heraus.

Man kann das Horn in ganz dünne Platten ſchneiden und dieſe noch dünner preſſen, ſo daß ſie faſt durchſichtig werden und ſtatt der Gläſer zu Laternen taugen, die beſonders in China ſehr üblich ſind. Auch läßt ſich das Horn löthen, wenn man ſeine Extremitäten dünne zuraſpelt, mit etwas Waſſer befeuchtet und mit einer heißen Zange zuſammen drücket. Zum Polieren des Horns bedient man ſich eines Pulvers, welches aus 4 Theilen altem ungelöſchten Kalk und einem Theil Steinkohlenaſche beſtehet. Man reibt dieſes mit einem wollenen Lappen auf dem Horn herum, wenn man dieſes vorhero mit Waſſer ein wenig beſprenget hat.

Die Hornſpähne ſind bekanntlich eine ſehr wirkſame Düngung, welche faſt alle andere Düngerarten übertrift. Wenn aber das Horn ſtark gekocht wird, verliehrt es viel von ſeiner Dungkraft. Sehr grobe Hornſpähne oder ganze Stückchen Abgang bleiben lange im Boden liegen, ehe ſie verweſen, und früher können ſie auch ihre Dungkraft nicht zeigen. Je feiner die Spähne ſind, um ſo geſchwinder wirken ſie auch. Die feinſten Spähne vom geſottenen Horn, werden beſonders zu Nürnberg als Streuſand verkauft.

Hornbaum, ein Beyname der Hagenbuche.

Horndurchfaulen iſt ein Fußſchaden der Pferde, welchen man auch ſo zu beſchreiben pflegt: *Eiter ſetzt ſich ins Haar.* Er entſtehet durch verſäumte Hülfe nach einer Quetſchung der Sohle, wodurch ſich die Materie anhäuft und endlich oben am Sauen der Krone ausbricht. Es iſt nur alsdann nöthig, die Sohlen auszureißen, wenn fiſtelartige Gänge vorhanden ſind. Zur Reinigung des Schadens

dens dient Myrrhen- und Aloetinktur und die Heilung befördert am meiſten Gulards vegetomineraliſches Waſſer.

Hornfäulniß, ſ. vorherg. Art.

Hornfelsſtein, *Corneus*, *Saxum cornutum*, *Waller*. Dieſe Steinart iſt im Bruche uneben, von ungewiſſer Figur und etwas hart, beſtehet zwar im Feuer veſte, wird aber dennoch etwas ſpröde. Man rechnet hieher 4 Arten. 1) **Sahlband**, *Lapis tunicatus*, welcher mit einer braunen Haut überzogen zu ſeyn ſcheint. 2) **Hornfelsſtein**, *Corneus ſolidus*, der wie Pferdehuf ausſiehet. 3) **Hornſchiefer**, *Corneus fiſſilis*, der ſich in Blätter ſpaltet, aber verſchiedene Farben hat, und 4) **Schörl**, welcher kryſtalliſirt iſt und eine prismatiſche Figur mit unordentlichen Seiten hat. Einige rechnen die Hornfelsſteine unter die thonartigen Steine, welches ſich in ſo weit rechtfertigen läßt, als ſie im Feuer härter werden.

Horngeſchwür, ſ. Huf.

Horngold nennet man die ſchlechteſte Art Gold, welche nicht mehr als 10 Karat hält, ſ. Gold.

Hornhaſpel, ſ. Haſpel.

Horniß, *Veſpa*, *Crabro*, *Linn.* die größte Art Weſpen, welche allgemein bekannt iſt. Die Horniſſe ſind ſehr gefährliche Feinde der Bienen und alſo in ihrer Nachbarſchaft nicht zu dulden. Am leichteſten kann man ſie mit Leimruthen fangen, welche mit etwas Honig beſprengt ſind.

Hornſalbe, ſ. Hufſalbe.

Hornſchiefer, ſ. Hornfelsſtein.

Hornſchwarz, ſ. Hirſchhorn.

Hornſpähne, ſ. Horn.

Hornſtein, *Lapis corneus*, eine glasartige und ſehr wenig durchſichtige Steinart, deren Theile halbkugelförmig abſpringen, wenn man ſie zerſchlägt. Die

vorzüglichſten davon ſind der Achat, Karniol, Korallenſtein, Chalcedon, Onyx und der ſogenannte Flintenſtein, welchen wir ſchon beſchrieben haben. Von dem oben angezeigten Hornfelsſtein unterſcheidet er ſich dadurch, daß er aus zuſammenhängenden Theilen beſtehet, wogegen jener körnicht iſt. Die Hornſteine brauſen, wie andere glasartige Steine, mit keiner Säure auf. Im ſtarken offenen Feuer verliehren ſie ihre Farbe und zerfallen zu einem weiſſen Pulver. Mit Laugenſalz geſchmolzen, werden ſie zu einer durchſichtigen Schlacke oder zu Glas. Wenn man mit einem Stahle daran ſchlägt, ſo geben ſie Funken und einen Schwefelgeruch von ſich. An einem harten Körper ſtark gerieben, leuchten ſie im Finſtern wie Phosphorus. Man bedient ſich der Feuerſteine zur Bereitung des feinſten oder Flintglaſes, und in der Pyrotechnis als eines Zuſatzes, um die allzuſtarke Leichtflüßigkeit der Erze zu hindern.

Hornvieh, ein Beyname des Rindviehes.

Hornung, ſ. Februar.

Horſeleiche, ſ. Eiche.

Horte, ſ. Hürde.

Hoſpital. Obgleich ein Hoſpital von einem eigentlichen Krankenhauſe verſchieden iſt, ſo haben ſie dennoch ſo viele Aehnlichkeit, daß es zu Vermeidung vieler Wiederholungen gereichen wird, wenn beyde zugleich abgehandelt würden. S. alſo Krankenhaus.

Hube, ſ. Hufe.

Huch oder Hüch, auch Hauchforelle genannt, *Salmo Hucho*, *Salmo fario*, *Linn.* eine Salmenart, welche länger und ſchlanker iſt, als die gemeine Forelle, im Gaumen eine doppelte Reihe Zähne und am Rücken lauter ſchwarze Flecken hat. Man fin-

findet dieſen Fiſch in der Donau und einigen andern Bergflüſſen von 15 bis 50 Pf. ſchwer.

Huf, der untere hornartige Theil an den Füſſen der ſogenannten einhufigen Thiere, welche ihre Klauen nicht ſpalten. Der Kranz von Haaren über dem Horn des Hufes wird die Krone genannt. Die äuſſern Theile des Hufes heißen: die Zehe, die Wand, die Trachten, die Ferſe, die Sohle und der Strahl. Wenn der Huf auf der Erde ſtehet, ſo iſt die Zehe deſſen vorderſter runder Theil, auf dieſen folgen zu beyden Seiten die Wände, nach dieſen in gleicher Ordnung die Trachten und den Beſchluß machen die Ferſen oder die zween hinterſten Theile der Auſſenſeiten. Die Sohle iſt der unterſte Theil des ſenkrecht ſtehenden Hufes, und alſo in dieſer Stellung nicht zu ſehen. In der Mitte der Sohle tritt ein erhabenes Horn hervor, welches nach vornen zu ſpitzig, hinten aber breit und in der Mitte vertieft iſt. Dieſer Theil heißt der Strahl.

Das Horn iſt der äuſſere harte Ueberzug des Hufes, nach deſſen Hinwegnahm die innere Theile zum Vorſchein kommen. Sie ſind 1) das Hufbein, 2) das Schiffbein, 3) das Kronenbein, 4) die Fleiſchkrone, 5) die Fleiſchblättchen, 6) die Fleiſchſohle, 7) der Fleiſchſtrahl. Das Horn ſchützt die innern Theile und hält ſie wie in einer Kapſel verſchloſſen; die zween Knochen ſind die veſten Theile des Hufes, und dienen zum Halt. Die Fleiſchkrone, Fleichblättchen, Fleiſchſohle und der Fleiſchſtrahl aber geben dem Hufe die erforderliche Nahrung und das Leben.

Ein ſchöner und nützlicher Huf muß von ſchwarzer Farbe, vornen bey der Zehe rund, hinten bey den Ballen weit, unten am Ende in ſeinem Umfange etwas breiter als oben bey dem Saume, und

ſeine Seitenwände im Herabſteigen gleich ſeyn und zugleich eine hohe Tracht haben, daß der Huf bey der Tracht faſt ſo hoch als bey der Zehe iſt, nämlich vornen 4 und hinten 3 Zoll. Die Hornſohle muß nach dem Strahle hin vertieft und ohne rothe Flecken, auch überall an ihrem äuſſern Rande mit der Wand genau vereinigt, der Strahl etwas niedriger als die Trachten, nicht zu groß und nicht zu weich, ſondern faſt ſo hart als die Hornſohle ſeyn.

Manche Fehler des Hufes werden von dem Hengſt und der Stutte auf das Fohlen vererbt, noch mehrere aber durch eine ungeſchickte Behandlung der jungen Pferde veranlaßt.

Einigen Füllen pflegen die Hufe ſehr ſtark zu wachſen und übermäßig hoch zu werden, beſonders wenn ſie gerade herab ſteigen; und man muß ſie daher öfter abſchneiden. Wenn die Füſſe nach der Zehe hin lange vorwärts wachſen, ſo haben ſie insgemein niedrige Trachten. Sie müſſen daher bey den Zehen immer kurz und niedrig gehalten, in den Ecken aber gar nicht ausgeſchnitten werden. Wenn der Huf ſchief, oder die innere Wand im herablaufen nach dem Fuſſe hin, die äuſſere hingegen von dem Fuſſe zu viel abwärts wachſen will, ſo muß man den Huf alle 3 Wochen etwas auswirken und ihm mit der Raſpel ſo viele Gleichheit geben als möglich iſt. Bey dem Auswirken aber darf man an der innern Ecke gar nichts wegnehmen, die äuſſere Ecke hingegen wird ausgewirkt und die Wand auf dieſer Seite ſo weit herunter geſchnitten, bis ſie etwas niedriger als die gegenſeitige eingebogene Tracht iſt. Sind die Füſſe zu lang vorwärts gewachſen, ſo tritt es hinten ſtark auf die Ballen und die Wände biegen ſich einwärts. Man muß alsdann den Huf allenthalben niedrig ſchneiden, dabey aber der Sohle

ihre

ihre ganze Stärke laſſen und in den Ecken gar nichts davon abſchneiden, damit ſie recht voll von Horn bleiben und dieſes dem Zuſammenziehen der Wände Widerſtand leiſte. Und wenn das Füllen in einem trockenen Stalle ſtehet, ſo muß man ihm entweder feuchten Miſt unterkehren, oder die Hufe mit Einſchlägen erweichen, damit die Hornſohle mehr Feuchtigkeit empfange, ſich dadurch ausdehne und die zuſammen gezogenen Wände auseinander treibe. Zu einem guten Hufe werden zwar hohe Trachten erfodert, dennoch aber können ſie auch zu hoch werden, und diejenige Füllen, welche zu kurz gefeſſelt ſind, haben gemeiniglich zu hohe Trachten. Solchen Füllen muß man die Hufe bey den Zehen gar nicht und hinten an den Trachten um ſo öfter beſchneiden; ſind hingegen die Trachten zu niedrig, ſo muß man juſt das Gegentheil beobachten. Schnitte man aber ſolchen Füſſen die Ecken aus, ſo würde alles übrige vergebens ſeyn, weil dadurch die Wand nur dünner, mithin auch ſchwächer werden, und folglich zertreten werden könnte. Schmahle Füſſe muß man, ſo bald ſie etwas zu hoch werden wollen, niedrig ſchneiden, an der Hornſohle, in den Ecken und vom Strahle aber nichts hinwegnehmen, ſondern den Fuß unten voll Horn laſſen, damit es dem mehreren Zuſammenziehen der Wände widerſtehen kann; und auf dem Stalle müſſen ſolche Füſſe möglichſt weich erhalten werden. Breite Füſſe hingegen werden auf der Hornſohle und am Strahle ein wenig ausgeſchnitten und die zu breite Wand unten hinweggeraſpelt. Dieſes Abraſpeln aber darf nur am Rande geſchehen. Auſſerdeme müſſen dieſe Füſſe möglichſt trocken erhalten werden. Die Strahlen der Hinterfüſſe ſind bey den Füllen ſehr zum Schwüren geneigt. So bald ſich ſolches äuſſert, muß man ſie dünn und das verdorbene Horn hinwegſchnei-

 den,

den, damit ſich der Eiter nicht hinter demſelben auf⸗halten kann.

Weil der Huf nicht ſtark genug iſt, auf rauhen und ſteinigten Wegen auszuhalten, ſo wird ſolcher mit einem Hufeiſen überzogen oder beſchlagen. Dieſes Beſchläg iſt aber nicht allenthalben gleich, ſondern ſehr verſchieden. In **England** haben die Eiſen keine Stollen, ſind auf der innern Seite dick und auf der äuſſern dünne, und haben nahe an dem äuſ⸗ſern Rande eine Furche, in welche ſich die Nagel⸗köpfe verſenken. Die Eiſen der Hinterfüſſe ſind an dem innern Rande noch etwas dicker als die Forder⸗eiſen. Dieſe Eiſen beſchützen die Hornſohle wohl, liegen auf dem Fuß lange veſt, geben ihm ein nie⸗driges Anſehen, bewahren das Pferd vor dem An⸗ſtoßen und zerdrücken die Tracht nicht leicht. Auf glatten ſteinichten Straßen und auf ſchlüpferigem Boden geben ſie aber dem Pferde keinen veſten Stand. In **Frankreich** führt man auch zweyerley Eiſen für die Vorder⸗ und Hinterfüſſe. Das vor⸗dere iſt innen und auſſen faſt gleich dick und bey der Zehe etwas in die Höhe gebogen. Das hintere un⸗terſcheidet ſich davon blos dadurch, daß es an dem äuſſern Ende einen Stollen hat. Die Vordereiſen haben den Nutzen und Schaden der Engliſchen, und der einzige Stollen an dem Hintereiſen giebt zwar dem Pferde einigen Halt, veranlaßt aber gerne ei⸗nen ſchiefen Fuß. Die Franzoſen geben ihren Ei⸗ſen deßwegen nur einen Stollen, damit ſich das Pferd nicht ſtreifen kann. Das ſpaniſche Hufei⸗ſen kommt dem franzöſiſchen ziemlich gleich, hat aber keinen Stollen, ſondern einen erhabenen Rand, wel⸗cher ſamt den hervorſtehenden Nagelköpfen zum An⸗halten dienen ſoll, iſt übrigens länger als der Huf und ſeine Enden ſind gegen den Ballen zu in die Höhe

gebo⸗

gebogen, wodurch die Tracht beſtändig gedrückt und abgenutzt wird.

Das deutſche Hufeiſen hat genau die Größe des Pferdehufes, an jedem Ende einen Stollen und iſt an dem äuſſern Rande etwas dicker als an dem innern. Pferden, welche ſchwere Laſten ziehen müſſen, oder in bergichten Gegenden ſind, wird auch noch der dritte Stollen unter die Zehe aufgeſetzt. Dieſe Stollen ſetzen das Pferd in den Stand, bergan und bergab allenthalben ſicher zu gehen und ſich wohl anzuhalten. Daraus aber, daß dieſes Eiſen auſſen dicker iſt als innen, entſtehet der Vortheil, daß man der innern Seite eine von der Hornſohle etwas entfernte Vertiefung geben kann, ohne daß zugleich die nach der Erde zugekehrte Fläche nach dem innern Rande des Hufeiſens hin, zu ſehr erhaben würde. Dagegen wirft man dieſem Eiſen die Fehler vor, daß es den Fußboden nicht mit der ganzen Fläche, ſondern nur mit 3 Punkten berühre, daß aus dieſem Grunde das Pferd nicht ſo veſt aufſtehe, daß das Eiſen nicht ſo lange halten könne als ein engliſches oder franzöſiſches, und daß das Pferd ſich mit dem innern Stollen leicht verwunde. Der erſte Fehler beſteht nur in der Idee der Tadler. Denn nur auf einem ganz ebenen und harten Boden findet er ſtatt. Allein wie höchſt ſelten kommt ein Pferd darauf? Selbſt jede Chauſſee iſt theils mit ſo vielen kleinen Steinen überdeckt und theils weich genug, daß ſich die Stollen tiefer eingraben, und daß folglich die Eiſen den Erdboden in ſehr vielen Punkten berühren. Die zween letztern Fehler können zwar nicht in Abrede geſtellet werden, die damit verbundenen Vortheile wiegen ſie aber gewiß auf, wie eine lange Erfahrung bewieſen hat. Der Nutzen iſt täglich ſichtbar, die Beſchädigung eines Pferdes durch den Stollen iſt aber nicht nothwen-

dig,

dig, ſondern ereignet ſich nur ſehr ſelten, und nur bey Pferden von einer fehlerhaften Stellung der Hinterfüße.

Damit die Pferde auch auf dem Eiſe ſicher gehen können, werden die Eiſen im Winter geſchärft, oder wie man an einigen Orten ſagt, gegrift. Entweder werden blos die Stollen an dem Eiſen geſpitzt, oder mit Stahl eingelegt, welches von längerer Dauer iſt, weil ſich das bloſe Eiſen zu bald abnutzt. Weil aber die Eiſen, wenn ſie mit Stahl eingelegt werden ſollen, abgeriſſen werden müſſen, welches dem Hufe nicht ſehr zuträglich iſt, und weil die ſtählernen Spitzen das Pferd inkommodiren, ſo bald Thauwetter einfällt, ſo iſt man darauf verfallen, für den Winter beſondere Eiſen mit eingeſchraubten Stollen zu verfertigen, damit man ſie, nach Bedürfniß, ſogleich wechſeln kann.

Ein gutes Hufeiſen muß überall gleich dick und eben, nur bey den Stollen ganz unvermerkt dicker, für ein Zugpferd einen halben und für ein Reitpferd einen Viertelszoll dick ſeyn, von dem äuſſern Rand gegen den innern ganz unmerklich abnehmen; es muß allenthalben mit dem Hufe gleich laufen und nirgends vor= oder zurücke ſtehen, darf eine Linie länger ſeyn als dieſer, weil der Huf nachwächſt; die Stollen dörfen bey Zugpferden einen halben Zoll, bey Reitpferden aber nur einen Viertelszoll lang und rund gefeilt ſeyn; die Eiſen ſollen eine Furche haben, in welche ſich die Nagelköpfe verſenken können, und vornen an der Zehe mit einem Aufzug oder einer Kappe verſehen ſeyn, welche das Eiſen in ſeiner rechten Lage erhält, ſchmahl und nicht über eine Linie hoch ſeyn darf; und endlich giebt man den Eiſen der Reitpferde 10 und den Eiſen der Zugpferde nur 8 Nagellöcher, macht aber dieſe größer als jene.

Die

Die Nägel, womit die Eiſen aufgeſchlagen werden, müſſen auf den Seiten viereckigt, unten gegen den Stift zu breit ſeyn und einen länglichen, platten Kopf haben, hauptſächlich aber aus recht gutem geſchmeidigen Eiſen verfertiget werden. Denn wenn er aus ſprödem brüchigem Eiſen gemacht wird, ſo biegt er ſich nicht, läßt ſich folglich auch nicht gut umnieten, um ſplittert ſich im Einſchlagen, ſo daß ſeine Splitter einwärts gehen und die Fleiſchwand verwunden, woher das öftere gefährliche Vernageln entſtehet. Dieſe Nägel werden vor dem Einſchlagen mit der Zange abgezwickt, damit ſie eine dazu bequeme Form erhalten, welche man die Zwicke nennet. Man hat verſchiedene Arten ſolcher Zwicken; die beſte iſt, wenn man ſie ſchief und einſeitig, und unten mehr ſpitzig als breit macht, weil jeder Schmied damit beſchlagen kann und nicht leicht ein Pferd vernageln wird, weil er den Nagel nur ganz gerade anſetzen und einſchlagen darf.

Bey dem Aufſchlagen der Eiſen ſelbſt kommt ſehr viel auf das Auswirken oder Ausſchneiden des Hufes an. Die Sohle muß nicht ausgegraben, ſondern nur ſo ausgeſchnitten werden, daß dasjenige Horn hinwegkomme, welches bereits los und abgeſtorben iſt, wobey ſie immer ihre natürliche verhältnißmäßige Geſtalt behalten und ſtark genug bleiben muß. Man darf nicht befürchten, daß ein Platthuf daraus entſtehe, ſondern er wird vielmehr dadurch verhindert. Hauptſächlich aber müſſen die Winkel der Sohle ſorgfältig geſchonet und nicht ausgegraben werden, ſondern bis an das Ende der Spitze, wo die Tracht und der Strahl zuſammen laufen, mit der Sohle eine gleiche Tiefe und Höhlung behalten. Von der Dicke der Wände und Trachten darf nichts hinweggenommen werden, weil dadurch Hornſpalten und eingezogene Trachten entſtehen.

ſtehen. Der Strahl darf niemal über die Dicke einer Schreibfeder ausgeſchnitten werden; denn er iſt das Küſſen, worauf die Sehne des Beugmuskels ruhet, und je mehr Bequemlichkeit dieſe Sehne hat, um ſo länger bleiben die Knochen gut. Die Wände, Trachten und der Strahl müſſen in einer Gleichheit niedergeſchnitten werden, ſo daß kein Theil kürzer als der andere iſt; denn auſſerdem iſt die Laſt nicht mehr gleich vertheilt und ein Theil leidet mehr als der andere. Und endlich darf man zwar die Zehe nicht zu tief auswirken, aber auch nicht zu lange und zu hoch laſſen, weil das Horn gegen die Zehe zu am ſtärkſten wächſt. Wenn der Huf alſo ausgeſchnitten iſt, muß er dem geſunden Hufe eines noch nie beſchlagenen Pferdes faſt ganz gleich ſehen. Sehr ſchädlich iſt die Gewohnheit mancher Schmiede, den Huf mit der Raſpel abzufeilen, und man muß ſie durchaus nicht dulden, wenn nicht ein fehlerhafter Huf ſie nothwendig macht, wie oben ſchon erwähnt wurde. Noch ſchädlicher iſt das Aufbrennen der Eiſen, indem manche Schmiede, wenn ſie es probiren, ſolches glühend auf den Huf legen, um ſolchen weich zu machen und dem Eiſen anzupaſſen. Dadurch wird aber der Huf ganz verdorben, ſo daß er abſtehet.

Wenn das Eiſen zum Aufſchlagen fertig iſt, ſo muß man zuſehen, ob es allenthalben gleich aufliege, und alle daran bemerkende Fehler verbeſſern. Iſt dieſes geſchehen, ſo muß derjenige, welcher den Fuß aufhebt, die Daumen beyder Hände an den aus- und inwendigen Rand des Eiſens anlegen, damit es nicht weichen kann. Die Nägel werden in folgender Ordnung eingeſchlagen: zuerſt der zweete Hauptnagel an der äuſſern Seite des Hufes, alsdann der innere zweete Zehennagel, darauf der äuſſere zweete Zehennagel, hernach der innere zweete

Hauptnagel, und endlich die übrigen nach Belieben. So oft ein Nagel eingeſchlagen iſt, muß ſeine Spitze ſogleich mit dem umgekehrten Hammer krumm gebogen und ſo lange an den Huf angelegt werden, bis man das wirkliche Nieten vornimmt, damit das Pferd, wenn es unruhig wird, nicht ſich oder denjenigen, welcher den Fuß hält, mit den Nagelſpitzen beſchädige. Bey geſunden und ſtarken Hufen müſſen die Zehennägel 2 Finger breit über dem Eiſen heraus getrieben werden, die Hauptnägel aber nur $1\frac{1}{2}$ Finger breit. Doch gilt dieſe Regel nur bey den Vorderfüſſen; denn bey den Hinterfüſſen muß man das Gegentheil beobachten.

Ein Pferd muß ſo oft beſchlagen werden, als genug todtes Horn vorhanden iſt. Pferde, welche auf Chauſſeewegen und Steinen laufen, muß man öfter beſchlagen, als die, ſo auf weichem Boden gehen. Es iſt beynahe gleich ſchädlich, wenn man das Beſchlagen zu oft vornimmt, als wenn man es zu lange unterläßt. Das Wachsthum und Abſterben des Horns wird gemeiniglich nach 6 oder 7 Wochen am beſten ſichtbar, und mithin iſt auch dieſes gewöhnlich die beſte Zeit zum Beſchlagen.

Vor dem Beſchlagen wird der Huf ein paar Tage lang eingeſchlagen, um ihn zu erweichen, wenn er nicht ohnehin weich genug iſt. Man hat hierzu zwar beſondere Miſchungen, der beſte und wohlfeilſte Einſchlag aber bleibt immer der Kühmiſt. Bisweilen aber iſt es nöthig, den Huf härter zu machen, und dazu dient ein Einſchlag von ungelöſchtem Kalk und Ofenruß, welche man mit Eßig zu einem Brey macht. Von auſſen wird der Huf durch eine Hufſalbe geſchmeidig gemacht und ſchön ſchwarz erhalten. Man nimmt hierzu 7 Loth gelbes Wachs, Leinöl und Schweiniſchſchwalz, von jedem 1 Pf. läſſet es über gelindem Feuer zergehen und miſcht ſo

viel

viel Kienruß darunter, bis die Salbe ſchwarz genug iſt.

Bey dem Beſchlagen muß man die Pferde, beſonders ſo lange ſie noch jung ſind, ſo ſanft als möglich behandeln und ſie durch öfteres Aufheben der Füſſe im Stalle und durch gelindes Klopfen auf den Huf dazu vorbereiten.

Der Huf iſt mancherley Krankheiten und Fehlern unterworfen. **Zu langen Huf** nennet man diejenigen, deren Zehen länger als gewöhnlich ſind. Wenn dieſer Fehler dem Pferde angebohren iſt, ſo kann er niemal ganz gehoben werden; iſt er aber aus einer fehlerhaften Behandlung entſtanden, ſo muß man bey dem Beſchlagen nur die Zehen beſchneiden, die Wände und Trachten aber ganz laſſen, und ihr Wachsthum durch das Einſchmieren mit Hufſalbe noch befördern.

Eſelshufe haben hohe Trachten und dünne Wände, welche oben vom Saume gerade herabſteigen und ſich gar nicht von dem Fuſſe ablenken. Solche Füſſe ſind zu Steingallen und Zwanghufen geneigt. Ganz iſt dieſem Uebel nicht abzuhelfen, aber doch in etwas. Man muß die Hornſohle, vornämlich in den Ecken gar nicht ausſchneiden, auch dem Strahl dickes Horn laſſen, am Rande aber den Huf gehörig niederſchneiden, das Hufeiſen ganz platt und ungeſchwebt darauf richten und ihm nur von dem zweyten Hauptnagelohr bis zum Stollen eine verkehrte Schwebung geben, das iſt, es ſo richten, daß, wenn das Eiſen auf dem Hufe liegt, deſſen Fläche am innern Rande dem Fuſſe etwas näher ſey, als an dem äuſſern. Wenn aber der zu ſchmale Fuß keine hohe, ſondern zu niedrige Trachten hat, ſo würde ein verkehrt geſchwebtes Eiſen die Hornſohlen drücken. Man muß alſo den Huf bey dem Beſchlagen anfänglich behandeln, wie einen

mit

mit zu niedrigen Trachten, und erſt wenn dieſem Fehler abgeholfen iſt, ein verkehrt geſchwebtes Eiſen aufheftet.

Zu breite Hufe rühren meiſtens von dem unnatürlichen Ausſchneiden der Sohle, Wände und Trachten her. Man muß alſo dieſes unterlaſſen, und die Eiſen nicht zu enge, auch nicht hohl richten, und bis zur erreichten Beſſerung, das Pferd ſo ſelten als möglich beſchlagen.

Wie ein **ſchiefer Huf** zu behandeln ſeye, iſt ſchon oben gelehret worden.

Einen **Zwanghuf** nennet man denjenigen, welcher unten ſchmäler als oben bey dem Saume iſt. Soll der Zwanghuf verbeſſert werden, ſo darf man ihn bey dem Beſchlagen nicht auswirken, ſondern nur bey der Zehe, und allenfalls an den Trachten, wenn dieſe zu hoch ſind, etwas niederſchneiden, damit die Hornſohle dick und ſtark bleibe und die Hornwand auswärts treibe. Das ausgetrocknete Horn iſt durch Hufſalben zu erweichen.

Bey zu **ſchmalen Ballen**, oder zu engen Ferſen muß man zu verhüten ſuchen, daß nicht ein Zwanghuf daraus werde, und zu dieſem Ende den Huf ſtets weich erhalten, die Hornſohlen in den Ecken ſo ſtark als möglich laſſen und das Eiſen nicht geſchwebt, ſondern platt richten.

Ein **Platthuf** iſt unten zu breit und hat an der Sohle ſeine natürliche Höhlung nicht. Rührt dieſer Fehler von Vollblütigkeit her, ſo muß man öfter zur Ader laſſen, am Futter abbrechen und das Pferd mehr als zuvor arbeiten laſſen; hat er aber ſeinen Grund in einem fehlerhaften Beſchläge, ſo muß man bey dem Beſchlagen von den Trachten gar nichts und von der Sohle nur dasjenige hinwegſchneiden laſſen, was von ſelbſten hinwegfallen will. Dabey ſind die Ecken zu ſchonen, damit die innere Eck-

wand mit der äuſſern gleich hoch bis zum Eiſen hin wachſen könne. Das Eiſen wird nur ſo viel geſchwebt, daß der innere Rand nicht auf die Sohle drücke. Vor dem Aufſchlagen muß man die Hornſohle ſamt dem Strahl mit gemeinem Terpentin oder ſchwarzem Wagenteer und mit einem heißen, aber durchaus nicht glühenden Eiſen darauf herumfahren, bis alles eingedrungen iſt. Auch darf es zwar einen Rauch geben, der Terpentin darf aber nicht in Flammen gerathen, ſonſten verbrennt die Sohle. Das Eiſen läßt man 4 Wochen darauf liegen, reißt es alsdann ab und brennt neuerdings Terpentin ein.

Unter **Vollhuf** verſtehet man einen verſchlimmerten Platthuf mit einer über den Huf heraus gehenden Hornſohle. Er entſtehet aus einer Knochengeſchwulſt des Hufbeins, durch welche die Sohle heraus getrieben wird. Wenn der Vollhuf überhand genommen hat, ſo iſt er unheilbar, und diejenigen Roßärzte, welche ihn durch das Ausreißen der Hornſohle kuriren wollen, ſind eben ſo grauſam als unwiſſend. Gleich bey ſeiner Entſtehung iſt dadurch zu helfen, wenn man die Hornſohle nicht tief ausſchneidet, ſondern nur das bereits faul gewordene Horn hinweg nimmt, und wie bey dem Platthufe Theer oder Terpentin einbrennt und mit der Hufſalbe den Saum des Hufes alle Abende einſchmiert.

Die **Hornſpalte** iſt dreyerley, nämlich die **wahre Hornſpalte**, wenn der Riß oben vom Saume bis zum Eiſen gerade herunter gehet; die **Hornkluft**, wenn ſich das Horn an der Wand queer herüber trennet; und die **Ochſenklaue**, wenn ein Riß in der Mitte des Hufes von der Krone an bis zur Zehe herunter läuft. Dieſer Fehler entſtehet gewöhnlich aus einem zu dünne ausgewirkten

und ſpröden Hufe. Man muß daher das Auswirken der Wände und Trachten unterlaſſen, durch Salben den Huf erweichen und ſeinen Nachwuchs befördern, das Beſchlagen öfter wiederhohlen, dabey aber nur das todte Horn unten gleich wegſchneiden und dadurch veranlaſſen, daß neues Horn nachwachſen und das fehlerhafte bald fortſchieben könne; auch durch das Ueberſchmieren der Kluft mit einer Salbe verhindern, daß weder die Luft in ſelbigen eindringen, noch Sand u. d. g. ſich hinein ſetzen und die Kluft erweitern könne. Die Ochſenklaue hingegen iſt unheilbar, und muß man ſich alſo damit begnügen, daß man durch Eiſen mit Federn die Spalte veſt zuſammen halte und durch das Ueberſchmieren mit einer zähen Salbe das Eindringen aller Unreinigkeiten verhindere.

Bisweilen fängt der Strahl an zu ſchwären, welches Uebel die nachtheiligſten Folgen hat, wenn man ihm nicht gleich anfänglich vorbauet. Man muß das abgefaulte Horn von dem Strahl hinwegſchneiden und dieſen mit ſtarkem Salzwaſſer, oder mit Waſſer, worinnen etwas Alaun zerlaſſen wurde, fleißig auswaſchen. Iſt aber dieſes nicht hinreichend, ſo nehme man 8 Loth gemeinen Vitriol, brenne ihn in einem eiſernen Gefäſe, bis er roth wird, ſtoße ihn zu Pulver, gieße 1 Pfund ſtarken Eßig darauf, reibe damit täglich den Schaden wohl ein und bedecke ihn mit ein wenig Flachs. Hat ſich aber dieſes Uebel durch die Länge der Zeit bereits in eine Art von Leibsfluß verwandelt, ſo muß man vor der Anwendung der äuſſerlichen Hülfsmittel blutreinigende und Laxiermittel brauchen und an der Bruſt ein Leder ſtecken.

Iſt ein Pferd vernagelt worden, ſo muß man den Nagel ſogleich ausziehen, in das Loch etliche Tropfen Johanniskrautöl mit Terpentin ein-

 gießen

gießen und das Pferd etliche Tage ſchonen. Iſt aber eine Spitze oder ein Schiefer von dem Nagel in der Fleiſchwand ſtecken geblieben, ſo muß man durch das Horn ein trichterförmiges Loch machen, um die Spitze mit einer feinen Zange ausziehen zu können, und wenn dieſes geſchehen iſt, *Balſ. Arc.* und *Vngu. baſil.* ſchmelzen und warm in die Wunde gießen.

Sehr häufig ereignet es ſich, daß ſich ein Pferd in die Krone tritt und ſelbige verletzt, und wenn man es nicht gleich wahrnimt, ſetzt ſich Unrath in die Wunde. Vor allen Dingen muß die Wunde gehörig gereiniget werden. Iſt ſie nicht tief, ſo kann man ſie mit einer Salbe aus Schießpulver und Waſſer, oder mit Urin, in welchem Tobacksblätter abgekocht worden ſind, oder mit der Salbe aus *Balſ. Arc.* und *Vngu. baſil.* heilen. Wenn aber die Wunde durch den Wulſt bis an die Verbreitung des Ausſtreckmuskels gedrungen iſt, ſo erfolgt meiſtens eine Entzündung, welche oft mit einem Fieber begleitet iſt. Man öfnet ihm deßwegen eine Ader am Halſe und giebt alle Tage etliche mal eine Mixtur von 1 Loth Salpeter, 1 Loth präparirten Auſterſchalen und 1 Pf. friſchem Waſſer. Die Wunde hingegen, wenn ſie gereiniget iſt, wird mit Johanniskrautöl und Terpentin warm verbunden; um der Entzündung zu ſteuern, benetze man einen Lappen mit folgendem Umſchlag und lege ihn über die entzündete Krone her. Zu dieſem Umſchlag nimmt man weiße Seife und Terpentinöl von jedem 4 Loth und Weinſteinſalz 2 Loth, miſcht es durcheinander und lößt es in einer halben Maas Kalkwaſſer auf, ſo giebt es eine Milch, welche vor dem Gebrauch ein wenig warm gemacht werden muß.

Zur weitern Information über dieſen Gegenſtand dienet des jetzig Fürſtl. Oetting-Wallerſt. Hrn. Oberſtall-

ſtallmeiſters, Freyherrn Boubinghauſen von Wallnerode Anweiſung, die Pferde nützlicher und beſſer zu beſchlagen, nebſt den Krankheiten des Hufes und der Art, ſie zu heilen ꝛc. Stuttgard 1781. 8.

Hufeiſen, ſ. vor. Art.

Huflattig, Brandlattig, Brandletſche, Eitergeihe, Eſelshuf, Haferlattig, Hirſchlattig, Huffelen, Hufenwurzel, Mörkblume, St. Quirinuskraut, Roßhuf, *Tuſſilago Farfara, ſcapo imbricato unifloro, foliis ſubcordatis angulatis denticulatis, Linn.* Ein bekanntes Unkraut mit niedrigem Stängel, breiten hufförmigen Blättern und gelben Blüthen, welches ſich in naſſen Aeckern häufig einfindet. Es hat zwar ſeinen medieiniſchen Nutzen, giebt auch für das Vieh ein gutes und geſundes Futter ab, und kann, wenn es noch jung iſt, als grünes Kraut gekocht und geſpeiſt werden; gehört aber dannoch in der Landwirthſchaft unter das Unkraut, weil es in den Getraidfeldern vielen Schaden verurſacht und ſich ſehr ausbreitet. Das ſicherſte Mittel, den Huflattig auszurotten, iſt, wenn man die überflüßige Feuchtigkeit von dem Acker abzieht; denn nur da, wo das Waſſer ſtehen bleibt, greiſt er um ſich.

Hufſchmied, Grobſchmied, Huf- und Waffenſchmied, heißt derjenige Schmied, welcher die Pferde beſchlägt und das nöthige Ackergeräth verfertigt. Grobſchmied nennet man ihn im Gegenſatz von dem Schloſſer, welcher Kleinſchmied heißt; und Waffenſchmied, wenn er zugleich Futterſtühle mit ihren Meſſern, Aexte, Beile, Senſen u. d. g. macht. Insgemein machen die Hufſchmiede zugleich Roßärzte, ob ſchon ihre Einſichten in die Viehارzneykunſt meiſtens ſehr unbedeutend ſind. So lange man aber nicht mit Viehärzten hinlänglich verſehen

iſt, kann man es nicht abſtellen. Aber dafür ſollte und könnte jede Obrigkeit ſorgen, daß alle Schmiedknechte, ehe ſie Meiſter werden dürfen, bey einem geſchickten Roßarzte Unterricht erhalten und nehmen müßten. Und alsdann iſt es beſſer, die Hufſchmiede zu Roßärzten zu bilden als ihnen die Praxis zu nehmen und beſondere Roßärzte aufzuſtellen, weil dieſe dem Landmann immer koſtbarer fallen als jene, und weil die Hufſchmiede dennoch ſich das Pfuſchen in die Roßarzneykunſt nicht nehmen laſſen, und bey dem großen Haufen mehr Zutrauen finden würden als wahre Roßärzte. Nicht jedes Dorf kann ſeinen eigenen Roßarzt haben; aber jedes hat ſeinen Schmied, und der Vieharzt, welcher ganz von ſeiner Kunſt leben muß, kann unmöglich ſo wohlfeil dienen als der Schmied. Und mancher Bauer läßt ſein Kind lieber von dem Dorfbader um das Leben bringen, ehe er ſich entſchließt, einen Arzt zu rufen.

Hufe oder **Hube** iſt ein Bauerngut, welches aus ſo viel Ackerfeld beſtehet, als man mit einem Pflug bauen kann. Im Brandenburgiſchen rechnet man 30 und in Böhmen 60 Morgen auf eine Hufe und 180 rheinländiſche Quadratruthen auf den Morgen; in den meiſten Gegenden Deutſchlandes aber haben die Hufen, ſo wie Höfe und Lehen, kein beſtimmtes Maas mehr. An manchen Orten werden auch die Steuern ſolcher Leute, welche keine Feldgüter beſitzen, nach Hufen beſtimmt, und alsdann heißen ſie **Schattenhufen** oder **Scheinhufen**.

Hufengericht, ſ. Feldgericht.

Hüften. Die Hüften eines Pferdes dürfen nicht zu hoch hervorſtehen und noch weniger ungleich ſeyn. Stehet der Schenkel zu weit nach hinten, ſo ſind die Hüften zu lang; gehen ſie hingegen ſenkrecht auf die Kugel, ſo ſind ſie zu kurz und der Schenkel biegt ſich ſchwer.

Huhn bezeichnet überhaupt eine Art Federvieh mit einem kurzen runden Schnabel, an welchem die obere Hälfte über die untere hervorragt, mit 3 Zehen vornen und einer hinten. Das männliche Geſchlecht heißt Hahn und das weibliche Henne. Unter Hühnern im Allgemeinen verſtehet der Jäger Rebhühner und der gemeine Mann Haushühner. Die bekannteſten Arten von dieſen ſind:

1) Das gemeine Haushuhn, wovon hier beſonders gehandelt wird.

2) Das **geſchopfte, gehaubte** oder **Buſchhuhn**, welches ſich durch einen Federbuſch auf dem Kopfe diſtinguirt, ſonſten aber nichts beſonders an ſich hat.

3) Das **kleine Javaniſche Zwerghuhn**, welches nicht größer als eine Taube iſt.

4) Das **Huhn aus der Meerenge von Darien**, iſt etwas kleiner als das gemeine Haushuhn, hat einen gefiderten Ring um die Schenkel, einen ſehr dicken Schwanz, den es gerade trägt, und ſchwarze Spitzen an den Flügeln.

5) Das **Huhn von Camboge** hat ſo kurze Füſſe, daß die Flügel auf der Erde hinſtreifen.

6) Das **Huhn von Bantam**, das **engliſche Zwerghuhn** hat Füſſe mit Federn, aber nur auswärts beſetzt, und einen rothen Augenring.

7) Das **Indianiſche Halbhuhn** hat weder Kamm noch Halskragen, einen glatten Kopf wie die Faſanen, ſehr hohe Füſſe, einen langen zugeſpitzten Schwanz und an demſelben Federn von ungleicher Länge.

8) Das **türkiſche Huhn** iſt wegen ſeines prächtigen Gefieders merkwürdig. Weiß iſt die herrſchende Farbe. Die Flügel und der Bauch fallen in das Schwarze. Der Schwanz iſt grün und ſchwarz; die Schenkel ſpielen in das Bläuliche,

und der ganze Leib iſt voll goldenener und ſilberner Striche. Auf der weißen Haut ſiehet man ſchwarze Flecken und hinter dem Kamm erhebt ſich noch ein anderer von weißer Farbe.

9) Das **Straubhuhn** oder **frieslándiſche Huhn** hat lauter auswärts empor ſtehende Federn und iſt zur Mauſezeit faſt nackend.

10) Das ſchwarze oder **Mohrenhuhn** unterſcheidet ſich von dem gemeinen Haushuhn blos durch die ſchwarze Farbe ſeines Kamms, ſeiner Haut und ſogar ſeiner Knochen.

11) Das **Klut**- oder **ungeſchwänzte perſiſche Huhn** hat keinen Schwanz, ſonſten aber nichts beſonderes.

12) Das **Paduaniſche** oder **große welſche Huhn** unterſcheidet ſich durch ſeine Größe und doppelten Kamm, welcher eine Krone formirt.

Das gemeine deutſche Haushuhn iſt unter allen dieſen das nützlichſte zur Zucht und wegen der vielen Eyer, welche es legt. Von dem männlichen Geſchlechte oder dem Hahn iſt ſchon S. 440. dieſes Bandes gehandelt worden. Die Hennen oder Weibchen müſſen von mittler Größe ſeyn, einen hohen oder dicken Kopf, einen rothen und nach der einen Seiten herabhangen Kamm, lebhafte Augen, einen ſtarken Hals, eine breite Bruſt, einen ſtarken und geſetzten Leib und dunkelgelbe Beine ohne Sporn haben. Zur Nachzucht ſind die mit weißen Beinen und Schnäbeln die beſten, weil ſie ein weiſſes, zartes Fleiſch haben; wem es aber um viele Eyer zu thun iſt, der muß den rothen Hahn und die bunte Henne vorziehen. Ein ſicheres Kennzeichen, daß ſowohl der Hahn als die Henne noch jung ſeyn, iſt es, wenn der Kamm und die Füſſe weich ſind. Hühner, welche gleich den Hähnen, Sporn an den Füſſen haben, legen nicht viele Eyer,

ſind

ſind wild und zerbrechen dieſelben. Hennen, welche gleich den Hähnen krähen, haben einen Fehler an dem Eyerſtocke und taugen nicht zur Zucht. Die Hühner bedürfen des Hahns nicht zum Eyer legen, aber ihre Eyer ſind lauter und taugen nicht zum Ausbrüten, wenn die Hennen nicht vorher von dem Hahn getreten worden ſind.

Die Hühner legen beynahe das ganze Jahr hindurch, auſſer zu der Zeit, wenn ſie ihre Federn verliehren und neue bekommen, oder ſich mauſen, welche zu Ende des Herbſtes eintritt und 6 bis 8 Wochen dauert. Wenn ſie im Winter gut gefüttert werden und einen warmen Stall haben, kann man jährlich auf 70 bis 100 Eyer von einem Huhn Rechnung machen. Wenn ſie im Februar legen wollen, wird ihr Kamm vorher roth. Kommt ſie das Legen hart an, ſo darf man ihnen nur etliche Körner Salz in den Hintern ſtecken. Wenn man daher Hühner hat, welche ihre Eyer in heimliche Neſter legen, ſo darf man nur dieſes Mittel anwenden, wenn ſie bald legen wollen, ſie laufen laſſen und ihnen nachgehen; denn ſie laufen alsdann gerade auf ihr Neſt zu, welches man auf ſolche Art gewiß findet. Um im Winter Eyer zu erhalten, muß man junge Hühner in eine warme Kammer ſtellen und mit geröſteter Gerſte füttern.

Wer viele Hühner hält, muß einen Miſt- oder Wurmhaufen anlegen. Man nimmt hierzu verfaulten Miſt, füllt damit ein in die Erde gegrabenes Loch, welches einen Abzug haben muß, damit das Waſſer nicht darinnen ſtehen bleibt, beſprengt dieſes Loch mit Rindsblut, wirft Haber darauf und miſcht alles wohl durcheinander. Dieſer Miſt wird nach einiger Zeit voll Würmer, womit ſich die Hühner mäſten und nähren. Man kann auch Schaafdärme darunter miſchen, wodurch ſich die

Würmer noch ſtärker vermehren. Trockener Sand iſt den Hühnern unumgänglich nöthig, um ſich darinnen zu baden und von dem Ungeziefer zu reinigen.

Ein Huhn kann vier Jahre nacheinander Eyer legen, nach der Hand aber taugt es nicht mehr dazu.

Wenn eine Henne brüten will, ſo giebt ſie ſolches durch ein ſonderbares Geſchrey zu erkennen, welches man Glucken nennt, und ſetzt ſich immerdar auf ein Neſt. Will man dieſen Naturtrieb nicht benutzen, ſo muß man ihr den Steis öfter in kaltes Waſſer ſtoſſen, oder wenn dieſes nicht hilft, ſie in einem dunkeln Orte einſperren und Hunger leiden laſſen. Die Eyer, welche man ausbrüten laſſen will, dürfen nicht über 20 Tage alt, noch an feuchten Orten gelegen ſeyn, noch Ritzen in der Schale haben. Wenn man frühzeitig junge Hühner haben will, ſo muß man die zum Brüten beſtimmten Hennen ſehr warm halten, gut füttern und ihnen bisweilen in Wein geweichtes Brod, auch getrocknete Blätter und Saamen von Brennneſſeln unter das Futter geben. Die Hühner brüten 20 Tage. Mehr hievon ſehe man unter dem Worte Brüten.

Die jungen Hühner müſſen vor Kälte und Näſſe ſorgfältig bewahret werden, weil ſie davon gar leicht umkommen.

Unter den Krankheiten der Hühner iſt der **Phipps, Pipps** oder **Zipf** die bekannteſte. Sie beſtehet in einer Verſtopfung der Naſe und Verhärtung der Zungenſpitze, und iſt eigentlich ein Schnuppen. Sie entſtehet gerne, wenn man die jungen Hühner mit Buchwaizengrütze, neugebackenem Brode oder friſchen Getraidkörnern füttert. Man nimmt einige Stückchen Speck, von der Größe

einer Erbſe, wälzet ſie in geſchabtem rohem Spieß⸗glaſe, ſteckt ſie dem kranken Huhn in den Hals und läßt es einige Stunden faſten. Geſtoſſener Ruß aus dem Kamine iſt auch ein gutes Gegenmittel. Wenn die Hühner **dicke Köpfe** bekommen, reibt man ihnen die Zunge, den Gaumen und die Na⸗ſenlöcher mit Salz, giebt ihnen einen halben Löffel voll weißen Franzwein, eben ſo viel weißen Thran und eine Zähe fein geſchabten Knoblauch mit Butter ein und füttert ſie mit Buchwaizengrütze und Brodkrume. Die **Darre** iſt eine entzündete Ge⸗ſchwulſt oberhalb des Bürzels. Wenn die darin⸗nen befindliche Materie reif iſt, wird das Geſchwür aufgeſchnitten, ausgedrückt und mit warmem Wein⸗eßig gewaſchen. Die **Läuſe**, welche den Hühnern ſehr ſchädlich ſind, werden mit Urin von Kühen, oder mit Waſſer, worinnen Feigbohnen geſotten worden ſind, vertrieben. Wenn ſie das **Zipper⸗lein** oder ſteife Füſſe bekommen, ſo muß man ihnen ſolche mit Hühnerfett oder friſcher Butter reiben. Das beſte Vorbauungsmittel dagegen iſt ein warmer und reinlich gehaltener Stall.

Hühner ſind eine ſehr gewöhnliche Zins⸗ und Gültpräſtation, welche nicht nur von Bauerngü⸗tern, ſondern auch von Häuſern in Städten entrich⸗tet werden muß. Sie enthalten theils von der Zeit, wann, und theils von der Sache, wovon ſie gegeben werden, ſehr verſchiedene Benennungen, als Gült⸗hühner, Zehendhühner, Rauchhühner, Faßnacht⸗hühner, Herbſthühner u. dergl. mehr; welche Be⸗nennungen aber in unſern Tagen keinen weſentlichen Unterſchied mehr machen. Ueber die Benennung Rauchhuhn haben die Juriſten am meiſten geſtritten, ohne jedoch zu einer ſichern Entſcheidung zu kom⸗men. Die gemeinſte Meinung gehet dahin, daß dieſe Benennung von Rauch herkomme, weil die

Rauch⸗

Rauchhühner von Feuerſtädten entrichtet werden mußten, und daß ſie auf vormalige Leibeigenſchaft ſchlieſen ließen.

Hühneraar, eine Benennung des Hühnergeyers.

Hühnerklee heißt der gemeine Quendel, *Thymus ſerpillum. L.*

Hühnerweihe, eine Name des Hühnergeyers.

Hünd, eine Däniſche Münze, welche im Werthe einem Albus gleich kommt.

Huker. 1) Ein leichtes Fahrzeug, welches einen platten Boden, runden Boord und ein Bogſpriet mit einer Unterblinde hat, bemaſtet iſt und an deſſen Maſt eine Stange ſchräg nach dem Hintertheile des Schiffes zu ſtehet, welches das Horn heißt und zur Beveſtigung. des großen Segels dient. Es iſt ſehr gut zum Lavieren. 2) In Schwaben, ein Höcker oder Krämer, welcher mit Viktualien und andern Haushaltungsbedürfniſſen im Kleinen handelt.

Hühnerleder, *Canepin*, heißt das ſehr dünne Häutchen, welches von einem Ziegen- oder Schaaffelle, nachdem man ſolches weiß gegerbt hat, von oben her abgezogen wird. Es iſt dasjenige Häutchen, welches man in der Anatomie *Epidermis* nennt. Nur die Kirſchner zu Paris und Rom wiſſen es abzuziehen. Man verarbeitet es zu Frauenzimmer Handſchuhen.

Hühnermiſt. Dieſer Dünger hat einen ſtarken Trieb und taugt am beſten in Gemüßgärten, wenn man ihn vorher mit Erde vermiſcht und einige Zeit in Häufen an der Luft liegen läßt.

Hülſenfrüchte. Darunter verſtehet man Erbſen, Linſen, Bohnen und Wicken, ſ. dieſe Artickel.

Hülſenrauch, ſ. Arſenik.

Hummel, ein bekanntes fliegendes Inſekt, welches größer als die Bienen, haaricht und dicke, aber nicht

nicht ſo lange iſt, wie die Horniß. Die Hummeln leben auch in Geſellſchaft, aber nur 50, höchſtens 100 beyſammen. Ihr Honig iſt ſchmackhafter, als der Honig der Bienen. In einigen Gegenden von Schwaben heißt Hummel ſo viel als Faſelochs oder ganzer Stier.

Hummer, die größte Art Seekrebſe, welche in der Weſt- und Nordſee häufig gefangen werden und ein ſehr hartes Fleiſch haben.

Hund iſt bey dem Bergbau ein Kaſten mit 4 Rädern, womit Berg, Schutt und Erde von einem Ort zum andern geſchaft wird. Der Böttcher verſtehet darunter die Reifzange, oder ein Inſtrument, welches aus einem 9 Zoll langen Stücke Holz beſtehet und in der Mitte einen beweglichen Hacken hat, womit der Böttcher die Reife, beſonders die letztern auf die Fäſſer zwingt.

Das bekannte Thiergeſchlechet der Hunde iſt ſowohl zur Jagd, als für die Fleiſcher und zu Bewachung der Häuſer von ſehr großem Nutzen. Nur iſt es zu bedauern, daß oft durch herumlaufende bißige und beſonders durch tolle Hunde großes Unheil geſtiftet wird. Eine wachſame Policey wird alſo niemal herrnlos herum laufende Hunde dulden, ſondern ſie, ſobald ſie ſich auſſer den Häuſer blicken laſſen, tödten laſſen. Von der Tollheit der Hunde iſt der Artickel Wuth nachzuſehen.

Die Engländer richten ihre Hunde ſo ab, daß ſie Diebe und Mörder damit aufſuchen können. Sie führen ſie in Zimmer, in welchen ſich Beutel mit Geld, ſilberne Geräthe und andere ſolche Dinge befinden, welchen die Diebe vorzüglich nachzuſtreben pflegen. Dieſe Sachen beſtreichen ſie mit Fleiſch, Speck, Käs und andern ſtark riechenden Sachen, und mit eben dieſer Materie beſtreicht auch ein Menſch ſeine Schuhſohlen, und trägt etwas

was von ſolchem Geräthe hinweg. Wenn nun der Hund die Stelle berochen und an den Fußtritten den nämlichen Geruch bemerkt hat, ſo führt man ihn genau auf der Spuhr fort, bis er den Entwender findet. Alsdann führt man den Hund wiederum an den erſten Ort zurücke, thut ihm ſchön und giebt ihm etwas zu freſſen. Dieſe Verſuche wiederhohlt man oft, bedient ſich aber dabey immer weniger ſtark riechender Dinge, bis ſich endlich der Hund angewöhnet, die bloſe natürliche Witterung eines Menſchen aufzunehmen. Geſchiehet nun ein Diebſtahl, ſo führt man einen alſo abgerichteteten Hund an den Ort, wo der Diebſtahl vorgieng, hin, und wenn er die Spuhr aufgenommen hat, ſo gehet man ihm nach, bis er den Thäter findet.

In Sibirien, Grönland, Kamtſchatka ſpannet man die Hunde in Wägen und Schlitten.

Die Hundsfelle, welche ein feines, langes und ſchönes Haar haben, dergleichen insbeſondere die Felle von zottichten und Pudelhunden ſind, werden unter dem Rauchwerke geführt, und von den Kirſchnern zu allerhand Unterfutter und Kleidungsſtücken verwendet. Auch werden die Hundsfelle, wenn die Haare mit Kalk abgepeizt ſind, weißgar gegerbt, und von den Handſchuhmachern ſtark verarbeitet. Die Hundshaare laſſen ſich, mit Schaafwolle vermengt, zu Garn ſpinnen, welches aber meiſtens nur zu Ueberſchuhen und zu Saalleiſten an Tüchern verarbeitet wird.

Das Hundsfleiſch iſt ſehr ſchmackhaft und von gutem Hammelfleiſche kaum zu unterſcheiden. Es wird daher auch von vielen Völkern verſpeißt. Die Eckzähne der Hunde brauchen die Buchbinder zum Glätten.

Die Hunde ſind mancherley Krankheiten unterworfen, aber ſehr ſchwer zu heilen, weil bey ihnen

faſt alle Arzneyen wie Brechmittel wirken und nicht bey ihnen bleiben. Die beſte Kur in den meiſten Krankheiten iſt der Genuß ſüßer Milch und die Entziehung vieler Nahrungsmittel. Da aber die meiſten Krankheiten oft unvermuthet in Wuth ausbrechen, ſo iſt die genaueſte Vorſicht nöthig, und ſollte man billich jeden kranken Hund, bis zu ſeiner Wiedergeneſung, ſogleich einſperren.

Hundsgras, *Dactylis, Linn.* Dieſes bekannte Gras, mit ſeitwärts gedreheten Blättern, welche rauhe Ränder, eine haarfeine Spitze, 6 ſtarke Nerven, unten eine hervorragende Schärfe und eine dunkelgrüne Farbe haben, iſt mit einer einſeitigen und büſchelweiſe vertheilten Blüthenriſpe verſehen.

Es giebt ein hartes Futter und wird daher von dem Rindvieh, auch von manchen Pferden nicht gerne gefreſſen. Die Hunde ſuchen es begierig auf, wenn ſie wetterläuniſch ſind und verſchlucken die Blätter, welche ihnen ein Erbrechen erregen.

Hundswuth, ſ. Wuth.

Hungerkorn, ſ. Mutterkorn.

Hungersnoth, ſ. Theurung.

Hurden oder **Hürden** ſind von Ruthen oder Gerten geflochtene Wände, welche in der Landwirthſchaft einen ſehr manchfaltigen Gebrauch haben, insbeſondere aber zu Einzäunungen, zu Einſchließung der Schaafheerden und auf Flachsdörren gebraucht werden.

Huſten der Pferde. Er entſteht gemeiniglich von zähem Schleim, ſcharfen Säften oder irgend etwas Widernatürlichen, das ſich in der Luftröhre oder Lunge befindet und ſie reizt. Oft ſtocken nach einer Erkältung die Säfte in den feinen Gefäßen der Lunge, oder es bleibt in derſelben etwas von einer Krankheit z. B. der Drüſe oder Strenge zurück, oder ſie geht in Vereiterung über. Zuweilen iſt der

der Huſten heftiger und mit Keichen und beſchwerli- chem Athemhohlen verknüpft, welches Uebel Dampf, und in einem noch höhern Grade Herzſchlächtigkeit heißt, wovon unter Dampf nachzuſehen iſt. Wider den ordentlichen Huſten braucht man Mittel, die die Materie, welche in der Lunge ſtockend worden iſt, auflöſen und ausführen, z. B. ½ Pf. zerſtoßene Wachholderbeere, ½ Pf. Enzianwurzel, ¼ Pf. Galgant mit ſo viel Honig vermiſcht, daß eine Latwerge daraus wird, die man dem Pferde eingiebt; zuweilen iſt es hinlänglich, wenn man das Waſſer, welches ihm zum Saufen gereicht wird, mit vielem Honig vermiſcht. Erfordert die große Zähigkeit der Säfte ſtärkere Mittel, ſo iſt darzu oft der ausgepreßte Saft von weißen Zwiebeln, mit Honig zuſammen gekocht, dienlich. Zuweilen ſind mit dem Huſten Entzündungen eines oder des andern Theils verbunden, die ihre eigene Heilmittel erfordern.

Huſten des Rindviehes. Ein bekanntes Mittel dagegen iſt Ehrenpreiß gepülvert und mit Salz vermiſcht, wovon man jedesmal eine Hand voll eingiebt, oder auch Ehrenpreiß in Wachholderdekockt gekocht, mit einem Zuſatz von Salz dem Vieh zu ſaufen gegeben. Zuweilen bemerkt man an den Kälbern im erſten Jahre, beſonders wenn ſie bey naſſer, kalter Witterung auf der Weide gehen, einen trockenen Huſten. Folgendes ſonderbare Mittel giebt Hönert im 2ten Theil ſeiner Beyträge zur Landwirthſchaft für unfehlbar an. Man ſammle den Urin von ſeinen geſunden Hausgenoſſen, laſſe ihn in einem Gefäße ſauer werden, und gebe den huſtenden Kälbern, ſollte man ſie auch durch den äuſſerſten Durſt darzu zwingen müſſen, davon zu trinken. Sie gewöhnen ſich endlich daran, gedeihen augenſcheinlich und der Huſten verliehrt ſich bald.

Huſten

iſt bey ihnen eine gemeine Krankheit. Man kann ihnen dargegen gepülvertes Fieberkleekraut oder griechiſch Heu mit Kümmel und Roggen vermengt geben. In Liefland braucht man dargegen gekochten Hopfen.

Huſtenkraut, Huſtenwurzel, ein Beyname des Huflattiches.

Hut, lat. *Pileus*, fr. *Chapeau*, ingleichem Huter, Hutmacher, Hutwirker, lat. *Coactiliarius*, *Opifex pileorum*, *Pilearius*, fr. *Chapelier*. Der Hut iſt ein bekanntes Kleidungsſtück, deſſen ſich hauptſächlich die Mannsperſonen, (aber auch häufig das Frauenzimmer, welches in ſeiner Kleidung anfängt, immer männlicher zu werden) in dem ganzen weſtlichen Europa zur Verwahrung des Haupts wider Sonne und Regen bediene. Die *Chaupeaubas* ſind nur eine Ausnahme von dieſem angegebenen Endzweck, und dienen darzu, daß man wenigſtens etwas dergleichen unter dem Arm hat, wodurch das Kleid nicht beſchmutzt wird. Man verfertigt die Hüte aus Stroh, Binſen, geflochtenem Rohr, Pappe und ſteifer Leinwand, die mit Sammt, Taffent, Wachsleinwand u. d. g. überzogen werden, am gewöhnlichſten aber von Haaren oder Wolle, welche man Filzhüte nennt, und die eigentlich die Arbeit des Hutmachers ſind. Aus bloſer Wolle von Schaafen und Lämmern verfertigt er heut zu Tage nur die gröbere Sorte, aber eben deßwegen die gröẞte Menge der Hüte, wiewohl auch zu dieſen mit unter Hundshaare, Küh und Kälberhaare, Flocken von Tuchmachern u. d. g. genommen werden. Es ſcheint, das Verbot, dergleichen unter die Wolle zu nehmen, um ſo weniger nöthig zu ſeyn, da es ohnehin nur bey den allerſchlechteſten Hüten geſchehen kann, und gleichwohl viele Wolle dadurch erſpahrt wird. Unter der Wolle wählt man zum Filzen

die kürzeſte, wofern man die Wahl hat. Da auch die Wolle an einem Schaaf nicht durchaus einerley iſt, ſo ſortirt ſie der Hutmacher, und nimmt die vom Bauche zu den ſchlechtern und die vom Halſe zu den feinen Wollhüten. Zu beſſern Hüten miſcht man auch ausländiſche Wolle darunter, und zu der vorzüglichern Art der Hüte kommen Haare von allerley Thiere, z. B. *Pelmage*, welches die abgeſchornen Haare von jungen Ziegen iſt, dergleichen man aus Aſien über Marſeille erhält, ingleichem das **Kameelhaar** oder das Haar von langhaarigen Ziegen, dergleichen in Perſien in großer Menge gefunden werden, oder von den angoriſchen Ziegen. Beſonders aber wird das Haar von Biber oder Kaſtor ſtark von den Hutmachern verarbeitet, welches am beſten aus Kanada kommt, wovon 2 Lothe ſo viel Wirkung thun als 4 Lothe von Pohlniſchen und Rußiſchen Biberhaaren. Sie erhalten eine gewiſſe Beize, ehe ſie verarbeitet werden. Nächſt dieſen wird das Haar der Kaninchen und Haſen am gewöhnlichſten mit der Wolle vermiſcht. Jene kommen zu den ſogenannten Viertel- und halben Kaſtorhüten, dieſe werden noch häufiger gebraucht und durch die Beize in den Stand geſetzt, daß ſie auch ohne Biberhaare, oder mit wenigen derſelben verſetzt, filzen. Von dem inländiſchen Ziegenhaar machen die Huter an einigen Orten ebenfalls Gebrauch; nicht weniger von den Stuhlabgängen der Seidenweber, die nach der Länge, welche die Haare haben ſollen, geſchnitten und gezupft, dann aber mit eben ſo viel, oder mit 2 Drittheilen gebeizten Haſenhaaren verarbeitet werden. Es werden daraus die Seidenhüte verfertigt, aber der Fehler iſt der, daß die Steiſe durch den Regen verdirbt und die Geſchmeidigkeit ſchwer wieder erhält.

Die

Die Hüte ſind in Anſehung der Güte und Feinheit ſehr verſchieden. Man hat **Wollhüte**, wovon die feinſten aus der Schaafwolle vom Halſe verfertigt, mit Kameelhaare überzogen und **Kernhüte** genannt werden; **Mittelfeine** oder **Bushüte**, die größtentheils aus feiner Engliſcher Lämmerwolle mit etwas Däniſcher Wolle vermiſcht, und auch mit Kameelhaar überzogen werden; **bauchhärene Hüte**, die meiſt aus Haſenhaar und einem Zuſatz von Kameel- und Ziegenhaar, doch nur vom Bauch und der Seite beſtehen; **rückenhärene Hüte** enthalten Kameel- und Kaninchenhaare, nebſt ein paar Lothen Rückenhaar von Biber; **Viertelkaſtorhüte** werden ganz von Haſenhaaren oder $\frac{3}{4}$ von dieſen und $\frac{1}{4}$ Kameelhaaren gemacht und mit 4 bis 6 Loth Biberhaaren überzogen; **halbe Kaſtorhüte** werden aus $\frac{3}{6}$ Biber- $\frac{2}{6}$ Kaninchen- und Haſenhaaren und $\frac{1}{6}$ Vigogneswolle oder Kameelhaar gemacht; zu **Dreyviertelkaſtorhüten** kommen $\frac{1}{3}$ Engliſche Kaninchen auch zuweilen Haaſenhaare, $\frac{1}{3}$ Biberhaare zum Grund und $\frac{1}{3}$ von eben denſelben zum Ueberzuge. Ganze **Kaſtorhüte**, die blos von Biberhaaren und zwar $\frac{2}{3}$ gebeizt und $\frac{1}{3}$ ungebeizt, gemacht werden, verfertigt man blos zum Meiſterſtück oder auf Beſtellung. Ueberhaupt nimmt man bey Hüten, welche von lauter Haaren gemacht werden, $\frac{2}{3}$ von gebeizten Haaren, weil ſich dieſe beſſer filzen, im Walken eingehen und ſich leichter zuſammen ziehen, auch anderen Materien, welche ſolche Fähigkeit nicht haben, dieſe Eigenſchaften mittheilen. Von den Seidenhüten iſt vorhin ſchon Meldung geſchehen.

Der Hutmacher muß vor allen Dingen die Materialien zu den Hüten ſäubern, welches durch Waſchen, Kochen, Ausleſen oder auf andere Art geſchieht. Bey ſolchen Haaren, die er ſamt den Fellen

erhält, z. B. Bibern u. d. g. geſchieht die Abſonderung davon durch Ausraufen oder Abſchneiden, indem zuerſt die langen und groben Haare abgenommen, das Fell durch Klopfen von Lehm und Sand befreyt, und dann die feinen und brauchbaren Haare erhalten werden. Die noch vor dem Abſchneiden vorhergehende Beize erfolgt durch das Kochen in Waſſer, worein Scheidwaſſer und Schmeer, auch wohl Queckſilber kommt, oder durch das Bürſten der Felle mit demſelben, worauf man ſie trocknet. Wenn die Wolle gereinigt, oder die Haare ausgerauft und theils abgeſchnitten worden, ſortirt man ſie mit der größten Sorgfalt, weil ſie von ſehr ungleicher Güte ſind. Die Menge der Haare iſt nach dem Unterſchied der Jahreszeit, darinnen die Thiere getödtet worden ſind, ſehr ungleich, z. B. 36 bis 38 Pf. von einem Ballen Winterbiber, der 118 Pf. wiegt; 30 bis 34 Pf. von Herbſtbibern und 24 bis 28 Pf. von ſolchen, die im Sommer gefangen wurden. Von 100 Kaninchenbälgen erhält man bey 5 von Pf. und eben ſo viel Haſenbälgen 9 bis 10 Pfund, wenn ſie im Winter abgeſtreift worden ſind, ungleich weniger von den im Sommer getödteten Haſen. Die Haare von friſch getödteten Thieren heißen grün und müſſen vor der Verarbeitung eine Zeitlang liegen.

Wenn nun Hüte aus den dazu beſtimmten Materialien verfertigt werden ſollen, ſo macht man die gehörige Miſchung davon, indem man ſie erſt einzeln ſchlägt, damit ſie locker werden, und dann miteinander, damit ſie ſich genau vereinigen. Durch das darauf folgende Krämpeln oder Kratzen wird dieſe Vereinigung noch inniger. Die eigentliche Bearbeitung des Hutes geſchieht durch das **Fachen, Filzen** und **Walken**. Das **Fachen** wird auf viermal (oder nach 4 **Fachen**, fr. *Capades*) vorgenom-

nommen, wenn der Hut anders beſſer, als ein gemeiner werden ſoll, nach 4. d. i. der zu dem Hut beſtimmte und genau in 4 gleiche Theile überwogene Zeug wird vermittelſt des Fachbogens, ſ. dieſes Wort, ein Theil nach dem andern geſchlagen und gefacht. Das Schlagen, Herunterläutern, *battre*, geſchieht ſo, daß der Zeug mitten auf den Werktiſch kommt, worauf man die Saite des Fachbogens hineinbringt und ſie mit dem Schlagholze in ſtarke Bewegung ſetzt. Dies wird ſo lange wiederhohlt, bis ſich die Krempelſtriche überall verlohren haben, und die Theile auf den geringſten Hauch davon fliegen. Das eigentliche Fachen, fr. *voguer*, welches zuweilen wiederhohlt wird, geſchieht, indem man den Bogen ſo führt, daß die kleinſten Theile des Zeugs von der Seite nach und nach gefaßt, emporgehoben und von der linken zur rechten Hand hinüber geſchnellt werden. Dadurch entſteht aus wenigem Zeug ein großer, dünner, leichter und höchſt gleichförmig vermiſchter Haufen. Es muß aber das Haar in einen Raum von einer beſtimmten, einem Dreyeck ähnlichen Geſtalt fallen, ſo daß auch die Höhe des Haufens nicht durchaus einerley iſt, ſondern ſo wie es die Abſicht der folgenden Bearbeitung erfordert. Daher muß der Facher durch kleinere oder ſtärkere Schläge das Haar nach ſeiner Abſicht vertheilen, und zuletzt noch dahin bringen, wo es zu dünne liegt. Da dieſes ſelten durch das bloſe Schlagen der Saite bewirkt wird, ſo erſetzt er durch den Schieber das Mangelnde und giebt zugleich dem Fache mehr Veſtigkeit, indem er mit der Erhabenheit des Schiebers an dem Rand herum, dann auch in der Mitte, zuerſt ganz leiſe, dann ſtärker drückt, ſo daß der Haufe die Stärke eines kleinen Fingers bekommt, und ein Stück dicker Watte zu ſeyn ſcheint. Das Fach wird vollends zu

Stande gebracht, indem man es mit der Pappe (einem Stück Pergament oder Kalbleder, worauf man mit den Händen drückt und hin und her fährt) zuſammen drückt. Nun legt er den Fach doppelt zuſammen, und zupft das am Rande zu weit Hervorragende behutſam weg. Auf dieſe Art werden die übrigen 3 Fache gleichfalls zubereitet und zuſammen gelegt, das Abgezupfte aber ſchlägt und facht man zu einem etwa 4 Zoll breiten Streifen, welcher die **Buſe**, fr. *E'toupage* genannt und auf den Stollen, die zu dünne ſind, zum Ausbüſen gebracht wird. Der **Ueberzug** feiner Hüte, d. i. eine dünne Lage, womit die Oberfläche bedeckt wird, von ungebeiztem Biberhaar, wird in zwey gleiche Theile getheilt und jeder beſonders gefacht.

Das Aufſchlieſen des Faches und Filzen, fr. *baſtir le chapeau*, geſchieht in Deutſchland auf der Filzplatte oder der Filzbleche, ſ. dieſes Wort. In Frankreich auf einer ebenen Tafel und kalt, indem man den Mangel der Wärme durch längeres Filzen erſetzt. Die auf vorhin beſchriebene Art zubereitete Fache wird auf ein Stück braune, etwas angefeuchtete Leinwand (Filztuch, *Feutrière*) ausgebreitet gelegt, darauf kommt ſtarkes Papier, über dieſes eine zweyte Fache, und auf dieſe wird die übrige Leinwand geſchlagen. Nun legt man alles, ſo wie es liegt, auf mehrerley Arten zuſammen und drücket es mit den Händen nach und nach an allen Orten, um den Fachen mehrere Veſtigkeit zu ertheilen, macht auch zum öftern das Filztuch auf, um zu ſehen, ob das Filzen wohl von ſtatten gehe. Auf gleiche Art werden die 2 übrigen Fache bearbeitet, ſo daß ſie durchaus gleichförmig gefilzt und doch auch noch weich genug ſind, um ſich aneinander zu hängen und einander anzunehmen. Dies iſt die Vorbereitung zum Aufſchlieſen der Fache, und

zum eigentlichen Filzen. Dieſes geſchieht auf folgende Art. Man legt ein Fach auf das Filztuch, und auf daſſelbe ein Stück dickes, weiches Papier, (Filzkern, *Lambeau*) ſo daß an dem Fache an beyden Seiten der Spitze ein Rand unbedeckt bleibt. Dieſen Rand ſchlägt man herum auf das Papier, und zieht ihn ſorgfältig, daß keine Falten darinnen bleiben. Hierauf wird das zweyte Fach aufgelegt, ſo daß von demſelben gleichfalls oben bey der Spitze auf beyden Seiten derſelben der Rand hervorſticht, alles mit einander herumgedreht, und der Rand wie vorhin herum geſchlagen, daß er an dem erſten Fach veſt und ohne Falten aufliegt. Damit die Veſtigkeit erlangt werde, ſchlägt man den übrigen Theil des Filztuches darüber, faltet und filzt die mit einander vereinigte Fache unter beſtändigem gelinden Anfeuchten in verſchiedenen Richtungen, ſo wie bey der vorhin beſchriebenen Vorbereitung geſchehen iſt, und die Ränder verbinden ſich unter dieſen Filzen auf eine unzertrennliche Art. Auf dieſe Weiſe entſteht ein zugeſpitzter Sack, weil der Filzkern hindert, daß beyde Fache nicht aneinander ankleben, hingegen die Ränder einander annehmen, wovon der eine hinüber, und der andere herüber geſchlagen worden iſt. Mann könnte denken, durch dieſe Behandlung müßte der Filz ungleich werden, weil die Ränder doppelt auf einander zu liegen kommen, allein dafür iſt dadurch geſorgt, daß, nach der oben angeführten Art zu fachen, die Höhe des dadurch entſtehenden Haufens nicht durchaus einerley iſt, ſondern gerade da, wo dieſe Ränder befindlich ſind, vermindert wird. Nun ſind noch zwey Fache übrig, aber wir haben ſie nöthig, um den Filz die gehörige Dicke zu geben. Der Filzkern wird alſo aus einem zugeſpitzten Sack heraus genommen, beyde Hände hineingeſteckt, und er ſo gedreht, daß die

Ränder nicht mehr auf beyden Seiten, ſondern oben und unten zu liegen kommen. Das dritte Fach wird alſo mit ebenfalls hervorſtehendem Rand darauf gelegt, welcher auf die andere Seite hinüber gebogen wird, und das vierte Fach kommt auf dieſe andre Seite, der hervorſtechende Rand aber wird dargegen herüber gebogen, ſo daß alſo die Ränder der vier Fache ſich durchkreuzen. Bey dieſer Operation und dem damit verbundenen Filzen wird nicht nur mit dem Beſprengen fortgefahren, ſondern auch der Hut nach verſchiedenen Richtungen gelegt, und erhält immer andere Falze, oder wird **ins Kreuz geſchlagen**, damit von jenen Rändern keine Spuhr mehr übrig bleibe. Daher muß das Filztuch ſehr oft aufgemacht werden.

Der Hut muß an dem **Bande**, d. i. da, wo der Kopf und Rand aneinander gränzen, am dickſten ſeyn, und dieſe Dicke verliehrt ſich auf beyden Seiten. Da man nun bey dem Fachen dieſe Proportion nicht allemal in der größten Genauigkeit erreichen kann, ſo muß man bey dem Filzen beſtändig auf die zu ſchwache Stollen acht haben, und denſelben mit der Buſe, wovon oben geſagt worden iſt, nachhelfen, welches das **Ausbüſen** genannt wird. Die nächſte Operation iſt der Ueberzug. Wenn dieſer nur an dem Kopfe ſtatt finden ſoll, ſo verſpahrt man es bis zum Walken, wenn aber die Seite des Randes, welche am meiſten ſichtbar iſt, d. i. die **unrechte**, oder beyde Seiten deſſelben überzogen werden ſollen, ſo geſchiehet es nun, indem man den Ueberzug an den gehörigen Ort bringt, die nöthigen Stellen ausbüſet und mit dem Filzen fortfährt.

Durch das **Walken**, fr. *la Foule*, erlangt der Hut die beſtimmte Geſtalt und die nöthige Veſtigkeit. Es wird ein eingemauerter Keſſel darzu erfordert,

dert, der länger als breit iſt, und auf beyden längern Seiten zwey ſtarke hölzerne Tafeln hat, die ſich gegen einander neigen. Die Werkzeuge bey dieſem Geſchäfte ſind der **Rollſtock**, *le Roulet*, d. i. ein Stück rund gedrechſeltes Holz, 18 bis 20 Zolle lang und 12 bis 14 Linien dick, worauf der Filz bey dem Walken gerollet wird; ein Napf, um bald heißes, bald auch kaltes Waſſer damit auf den Filz zu gießen, damit man ihn, wenn er aus dem Keſſel kommt, anfaſſen und bearbeiten könne; eine Bürſte; der **Krummſtampfer**, *le Choc*, d. i. eine Platte von Blech, womit die Schnur niedergeſtoßen wird, wenn ſie um den Hut, in dem die Form ſich befindet, gebunden iſt; der **Plattſtampfer** oder die **Plattfauſt**, *la Piéce*, d. i. eine der vorigen ähnliche, aber nicht gebogene Platte, womit Waſſer und Heſe aus dem Hute geſtrichen werden; der **Zwicker** oder das **Zwickeiſen**, *la Pince*, der von Stahl iſt und zwey mit einer Feder verſehene ſpitzige Arme hat, die aufs genaueſte auf einander treffen, um auch die feinſten fremden Körper wegzunehmen; die **Handleder**, *les Maniques* und die **Handſocke**, *le Pouſſoir*, womit man die Hände bey Walken verwahrt. Man nimmt aber zu dieſem Geſchäfte heißes Waſſer mit etwas Weinheſen oder auch Biereßig vermiſcht, taucht den Filz in dieſes heiße Waſſer, mit welchem man ihn auch nachher begießet, legt ihn zuſammen, drückt ihn, wickelt ihn auf, immer nach verſchiedenen Richtungen, damit er allenthalben gleich werde. Bey dieſer Arbeit werden auch auf die ſchwachen Stellen Stückchen Buſe gelegt und dem rückſtändigen Ueberzuge wird ſein Platz angewieſen, welches das **Aufſchlieſſen im Walken** heißt; damit aber der Ueberzug und die Buſe ſich nicht miteinander eben ſo ſtark, als mit dem Filz verbinden, wird, nachdem der

Hut umgekehrt worden iſt, ein Stück härenes Tuch (Haarſieb) darzwiſchen gelegt. Wenn der Filz die gehörige Stärke erlangt hat, ſo wird er mit dem Handleder ſtärker als bisher gewalket, dann die Spitze, die er noch hat, nach und nach ausgeſtrichen oder der Hut ausgeſtoſſen, worauf er auf der Hutform oder dem Hutſtock ſeine gehörige Figur erlangt, auf welchen er mit der Formſchnur gebunden und die Falten vermittelſt des Plattſtampfers unter beſtändigem Eintauchen geebnet werden. Wenn alles geſchehen iſt, wird das Waſſer mit dem Plattſtampfer ausgeſtrichen und der Hut kommt mit der Form in die Trockenkammer. Nachdem er trocken iſt, wird er von dem Stock abgenommen, von Hefen und aller Unſauberkeit befreyet, vermittelſt des Bimſteines, womit man ihn reibt, das lange Haar weggebracht, welches an dem Kopf geſchieht, nachdem man ihn erſt wieder auf den Stock geſetzt hat, und ihm durch das Ausrupfen mit einem Stück Fiſchhaut kurzes Haar verſchaft. Endlich werden die nun fertigen Hüte gefärbet.

Man giebt den Hüten bekanntlich allerley Farben, indeſſen iſt die ſchwarze die gewöhnlichſte. Die wollenen nehmen die Farbe am leichteſten an, ſchwerer die, welche von Haaren verfertigt werden, welches vermuthlich von der Beize herrührt, die letztere bekommen. Es geſchieht aber das Färben auf folgende Art: die Hüte werden auf die Formen geſetzt und mit Schnüren veſt gebunden, dann rein geſtrichen, indem man vermittelſt ſiedendem Waſſers, den etwa noch zurück gebliebenen Weinſtein herausbringt. Darauf erfolgt das eigentliche Färben in einem großen, eingemauerten, kupfernen Keſſel, in welchem die Farbbrühe zubereitet worden iſt, welches gemeiniglich in der Nacht zuvor geſchiehet, damit am Tage alles bereit ſey. Zu 300 hal-

halben Kaſtorhüten nimmt man in Frankreich 120 Pf. klein gehacktes Braſilienholz, 8 Pf. Gummi von inländiſchen Bäumen und 16 Pf. Galläpfel, welches man mit Waſſer 2½ Stunde unter hinlänglichem Rühren kocht. Dann vermindert man das Feuer und ſetzt noch 7 Pf. Grünſpan und 12 Pf. grünem oder Eiſenvitriol hinzu. Hierauf kommen die Hüte ſchichtweiſe hinein, ſo daß Kopf gegen Kopf und Rand gegen Rand ſteht, man bedeckt dann alles mit Brettern, die durch Gewichte beſchwert ſind, und nimmt ſie nach 1½ Stunden wieder heraus, wenn man vorher kaltes Waſſer darauf gegoſſen hat. Sie bleiben an der Luft ſtehen, wodurch die Farbe erhöhet wird, welches auslüften heißt, und unterdeſſen kommen die übrigen Hüte in den Keſſel, welche er auf das erſtemal nicht faſſen konnte. So gehet es wechſelsweiſe fort, daß immer der eine Theil der Hüte ſich in dem Keſſel, der andere an der Luft befindet, welches achtmal geſchieht, zu welchem Ende denn die Farbe mehrere male mit 3 Pf. Grünſpan und 4 Pf. Vitriol aufgefriſchet wird. Wenn ſie endlich die gehörige Farbe erhalten haben, werden ſie ausgewaſchen und gebürſtet, bis keine Farbe mehr abgehet, auch in kochendem Waſſer noch gewaſchen oder rein geſtrichen, worzu man ſich des Plattſtampfers bedient, die Haare werden wieder aufgekratzt und die Hüte kommen in die Trockenſtube. Wenn ſie getrocknet ſind, giebt man ihnen durch das Bürſten mit kaltem Waſſer den Glanz, (glänzet ſie) und bringt ſie dahin zurück.

Nach dem Färben wird der Hut geſteifet, wodurch eine Art von Leim ſo in den Filz hineingebracht wird, daß nichts davon an der Oberfläche ſichtbar iſt. Man kocht in 14 Pf. Waſſer 2 Pf. inländiſches Gummi, bringt darein 2 Pf. vorher eingeweichten Leim und 1 Nöſſel Rindsgalle oder Weineßig.

Dieſe Steife wird durch ein Haarſieb geſchlagen und aufgehoben. Zum Gebrauch aber allemal warm gemacht, aufgetragen und vermittelſt des von Blech (S. Blech des Hutmachers) aufſteigenden Dunſtes in den Filz hinein gebracht, wobey ebenfalls das Ausbüſen nöthig iſt, vermittelſt deſſen den ſchwach gebliebenen Stellen des Filzes mehr Leim gegeben wird. Endlich wird der Hut ausgepuzt und gebügelt, die groben Haare werden ausgezwickt, das Futter wir eingenähet und er iſt zum Verkauf fertig.

Die Verfertigung der Hüte war im erſten Anfang faſt allein auf Frankreich eingeſchränkt, wo ſie auch ſollen erſunden worden ſeyn. Wenigſtens weiß man keinen ältern als König Karl *VII.* der einen Hut aufhatte, als er in Rouen einzog, welches von ſeinen Truppen eingenommen worden war. Noch werden unbeſchreiblich viele Hüte in Frankreich verfertigt und ausgeführt. Die feinere Art kommt mehrentheils von Paris, aber auch aus Marſeille, Lion und Rouen. Auch die Engliſchen Hutmanufakturen wurden ſehr berühmt, (ich verſtehe die feinere Hüte, denn die groben wurden bald allenthalben gemacht) beſonders zu der Zeit, da dieſe Nation gleichſam den Alleinhandel mit den Biberfellen hatte, und ſelbſt Frankreich ſie von ihr unmittelbar oder über Holland erhalten mußte, welches aber nur bis 1714. dauerte, und die Engländer verſahen die nordiſchen Länder, ingleichem Deutſchland, Spanien, Portugal und Italien damit. Aber Frankreich gewann den Vortheil wieder, die franzöſiſchen *Refugier* brachten auch dieſe Manufaktur mit nach Deutſchland und Holland und der Werth der engliſchen Hüte fiel. Doch fiengen ihre Manufakturen wieder an zu blühen, als die denſelben höchſt verderblichen Fehler des Zolltarifs verbeſſert wur-

wurden und Nordamerika dem größten Theil nach in ihren Beſitz kam. Selbſt die meiſten Kardinals- hüte werden in England verfertigt, wo man allein weiß, dem Biberhaar die erforderliche ſo glänzende Farbe zu geben, und es kommt einer auf 5 bis 6 Guineen. Beyläufig muß ich die Anmerkung beybringen, daß die Franzoſen, welche ſahen, daß nun Pelzwerk und Biber in den Händen Englands ſeyn würde, aus dieſer Urſache die Mode der Federmüffe und ganz kleinen Hüten einführte, um den Gebrauch von beyden ſo viel möglich zu hindern. Unter den Hutmanufakturen anderer Länder zeichnen ſich die Böhmiſchen aus, wo jährlich auf 40000 Stück Haſenbälge dazu gebraucht werden, und viele ſolcher Hüte gehen ſelbſt nach England, werden da gefärbt, und wieder als Engliſche ausgeführt; ferner die Berliniſchen, Erlanger, Dresdner und andere. Ueberhaupt werden in vielen Städten Deutſchlands nicht nur für das Bedürfnis des Landes Hüte verfertigt, ſondern auch in Menge nach großen Handelsſtädten gebracht, daſelbſt mit gedruckten Zetteln verſehen, welche in den Kopf angeklebt werden, und dann für ausländiſche Hüte verkauft.

Die Hutmacher haben in Deutſchland ein freyes geſchenktes Handwerk. Die Lehrzeit richtet ſich nach dem Lehrgeld und theils auch nach dem Alter des Lehrlings; die beſtimmte Zeit der Wanderſchaft iſt 3 Jahre, kann aber abgekauft werden. Es werden auſſer den gewöhnlichen Hüten auch Huſaren- und Heiduckenmützen, Filzſtiefeln, Filzſchuhe und andere Arbeiten von Filz von den Hutmachern verfertigt.

Man ſehe von den Hüten Nollets Hutmacherkunſt in dem Schauplatz der Künſte und Handwerker, 6. Band.

Beck-

Beckmanns Technologie;

v. Pfeifers Manufakturen und Fabriken Deutſchlands, 1. Band u. a. m.

Hutſtaffierer, Hutſchmücker, fr. *Chapelier*, der dem Hute die Geſtalt giebt, welche der Käufer oder die Mode verlangt. Es geſchieht ſolches zuweilen von eigenen Perſonen, die zugleich auch einen Handel mit Hüten, Hutfedern u. a. Dingen zu treiben pflegen, öfter von dem Schneider oder dem Hutmacher ſelbſt.

Hut, Weide, Hut und Trift. Es iſt natürlich, daß man zu einer Zeit, da die Bevölkerung noch nicht ſonderlich groß war, ſich auch nicht allzu ſkrupulös in Anſehung der Weide des Viehes erzeigte. Man fand allenthalben Plätze, um denſelben im Sommer Nahrung zu verſchaffen, und die Auswahl beſtund allenthalben darinnen, daß man eine fette Weide der magern, eine geſunde der allzunaſſen vorzog. Allein, je mehr die Anzahl der Menſchen zunimmt, die auch Raum zu ihrer Wohnung und zu Erzeugung ihrer Nahrungsmittel nöthig haben, deſto mehr kommt die Frage in Betrachtung, welche Weide man dem Vieh überlaſſen könne, ohne ſich ſelbſt in Anſehung des nöthigen Ackerfeldes Abbruch zu thun. Doch ich komme von dieſer kleinen Aushohlung auf die Sache ſelbſt. Die Anger ſind die natürlichſten Weideplätze, da dieſelben gemeiniglich nicht allzu tief liegen und alſo dem Vieh nicht ungeſund ſind, auch meiſtentheils gutes Gras hervorbringen. In Gebirgen iſt oft der Fall, daß man ohnehin die bisher dem Vieh beſtimmten Plätze nicht wohl mit dem Pflug befahren und auf andere Art nützen kann, ſie bleiben alſo demſelben. Doch iſt es rathſam, die Hut in gewiſſe Koppeln oder Schläge einzutheilen, damit nicht mehr von dem Vieh zertreten als gefreſſen werde, und auch

da, wo man den Pflug anwenden, aber gleichwohl den Platz zur Weide ausſetzen kann, einen Schlag nach dem andern umzuackern und Getraid darauf zu bauen, damit der von dem Vieh zurück gelaſſene Miſt unter die Erde komme, und beſſere Grasarten hervorſprieſen, als aus demſelbigen erwachſen wären.

Weit ſchlechter ſind die Bruchweiden, die entweder an ſich ſelbſt oder wegen der Nachbarſchaft von Flüſſen gemeiniglich naß und kalt ſind. Sie tragen meiſtens mehr Gras als höhere Plätze, aber es iſt ungeſund und weniger nahrhaft. Einigermaſſen wird die Schädlichkeit deſſelben vermindert, wenn man durch Gräben dem Waſſer einen Abzug verſchaffen kann, welches aber bey einem Torfgrunde nicht hinlänglich iſt, weil derſelbe das Waſſer wie ein Schwamm in ſich zieht.

Weniger natürlich ſcheint es zu ſeyn, daß man die Wieſen abhütet, von welchen man das für das Vieh gehörige Futter einzubringen und auf den Winter zu verwahren gedenket. Und gleichwohl iſt es ſo. Man treibt es, ſobald nur ein Gräschen hervorſpieſet, anf die Wieſen, damit jeder Keim in der Geburt, wo nicht zernichtet, doch im Wachsthum zurücke geſchlagen werde. Der Unterſchied zwiſchen Wieſen von gleicher Güte, auf deren einer ausgebreiteter Dung liegt, der das Vieh mehr zurücke hält, und davon die andere blos da liegt, beweiſen dieſes. Allein man ſucht für das im Winter zum Theil ausgehungerte Vieh Nahrung, wo man ſie findet, daher dieſer Gebrauch.

Unterdeſſen wächſt etwas Gras auf den Brachfeldern. Es iſt begreiflich, daß man dieſes zu nutzen ſucht. Man ſollte aber wenigſtens eine beſſere Ordnung in Anſehung der Hut auf derſelben beobachten, und die Regel der Holländer mehr in Erwägung

wägung ziehen, daß, wo 8 Kühe geweidet worden ſind und nichts mehr für ſich finden, noch 2 Pferde und dann 4 Schaafe noch einige Tage Nahrung antreffen, oder wenn man dieſes nicht thun kann, weil man glaubt, für das Zugvieh die beſte Weide nöthig zu haben, oder weil ſich der Schäfer nicht zurücke weiſen läßt, doch die Felder für jede Art des Viehes gleich vom Anfang des Frühlings an ſchicklicher eintheilen. Beſonders darf nach den Schweinen keine andere Art von Vieh mehr auf dem nämlichen Platz auftreten, da jene gewohnt ſind, dem Acker das Anſehen zu geben, als ob er gepflügt worden wäre, und ſo aufzuraumen, daß andere Thiere nichts mehr nach ihnen finden.

Endlich hütet man auch in die Wälder, und in manchen Gegenden würde man ohne dieſe Hut nach der hergebrachten Einrichtung das Vieh gar nicht zu erhalten wiſſen. Es iſt auch dieſelbe nicht ſchlechterdings ſchädlich, ſondern es kommt auf Umſtände an. Das Laubholz muß dem Rindvieh ſchon ſo weit entwachſen ſeyn, daß es die Spitzen der jungen Schößlinge nicht mehr mit der Zunge abſchlagen kann, und darzu können 5 und mehrere, bey Saamenloden wohl 8 bis 10 Jahre erforderlich ſeyn. Indeſſen hat dieſe Regel gleichwohl ihre Ausnahmen. Wenn ein Forſt zu ſcharf gehäget wird, ſo nimmt das Gras alle Jahr mehr ab, und das Vieh, welches endlich zur beſtimmten Zeit darein getrieben wird, fällt das junge Holz aus Mangel anderer Nahrung deſto gieriger an; indeſſen iſt Farrenkraut und Ginſt deſto ſtärker nachgewachſen, legt ſich übereinander, erſtickt die jungen Loden und hindert den Saamen bis an die Erde zu kommen, hingegen das Ungeziefer nimmt deſto mehr überhand. In dieſem Fall iſt es weit beſſer, dergleichen Orte unter gehöriger Vorſicht manchmal mit der Heerde

zu betreiben, nur muß es nicht vor dem Ende des Junius, auch wohl ſpäter, wenn die Loden ſchwach und die Holzart dem Vieh an ſich angenehm iſt; nicht gedrängt, ſondern ſo, daß das Vieh weiter auseinander geht und im beſtändigen langſamen Forttreiben, nicht zu oft und zu bald auf einander; nicht ſo leicht bey naſſer Witterung und in frühen Morgenſtunden, da der Thau noch an den Blättern hängt, geſchehen. Bey ganz jungen Gehauen, wo beſonders viele aus dem Saamen erwachſene Eſchen und Ahornen befindlich ſind, iſt die Hut im erſten Anfang des Frühlings, ehe die Knoſpen aufbrechen, am ſicherſten. Das Nadelholz wird nicht ſo leicht von dem Rindvieh angefallen, als das Laubholz, aber bey dem aus dem Saamen erzeugten Anfluge geſchieht es deſto häufiger, daß die noch ſchwachen Stämme von dem Vieh durch Reiben an denſelbigen abgeknickt werden, daher man es von ſolchen Plätzen, wo erſt aus dem Saamen durch Kunſt eine Holzung hervorgebracht werden ſoll, deſto länger abhalten muß. In ſchon ſtehenden Wäldern hingegen entwächſt das Nadelholz nach geſchehener Hauung gemeiniglich dem Vieh in 5 bis 6 Jahren. Da man aber gefunden hat, daß der gelbe Saamenſtaub, wenn er im May und Junius bey ſtarken Winden in Menge fällt, dem Vieh äuſſerſt nachtheilig iſt: ſo muß man auch in dieſen Stücken bey der Hut die gehörige Vorſicht anwenden. Die Weide in den Wäldern gehört eigentlich für das Rindvieh, den Schweinen iſt ſie gemeiniglich nur erlaubt, wenn Eicheln und Buchen gerathen, da ſie auſſerdem blos den Boden zerwühlen, und die Saamloden verderben; auch die Pferde thun aus Muthwillen dem jungen Holze Schaden, am meiſten aber wird es von den Ziegen zu Grunde gerichtet; geſetzt auch, daß ſie Weide im Ueberfluß

finden. Bey den Schaafen ſcheint zwar die Bemerkung, daß ihre Ausdünſtung dem Holze ſchädlich ſey, nicht gegründet zu ſeyn; aber gleichwohl ſchälen ſie oft die Rinden von den jungen Stämmen ab. Indeſſen giebt dies alles keine allgemeine Regel, und in Gegenden, wo faſt nichts als Wälder angetroffen werden und ſonſt wenig Weide zu finden iſt, nimmt man es nicht nach der größten Strenge, beſonders da durch Auswahl der rechten Zeit, durch nähere Beſtimmung der Hölzer, in denen am wenigſten Schaden geſchehen kann, und durch Achtſamkeit des Hirten vieles Nachtheilige zu vermeiden ſtehet.

So vieles habe ich von der Hut überhaupt anmerken wollen. Es kommen aber nähere Umſtände dabey in Betrachtung, daher ſoll von der gemeinſchaftlichen Hut unter dem Wort Koppelhut, von der Hutgerechtigkeit unter Triftgerechtigkeit, von dem Nutzen oder der Schädlichkeit der Hut, und ob ſie beyzubehalten, abzuſtellen oder einzuſchränken iſt, in dem Art. Stallfütterung gehandelt werden.

Hütte bezeichnet oft große, zu Fabriken beſtimmte Gebäude, als Glashütte, Ziegelhütte, Kalkhütte, Salpeterhütte. Beſonders werden mit dieſem Namen, die zum Bergbau gehörigen, über der Erde aufgerichteten Gebäude belegt, worinnen das aus den Gruben geförderte Erz gepocht, gewaſchen, geſchmelzt und bearbeitet wird.

Bey Anlegung eines Hüttenwerks wählt man einen Ort, der ſo nahe als möglich bey dem Bergwerke befindlich iſt, um nicht die Fuhren von Erzen und Schlichen ohne Noth koſtbar zu machen, aber eben ſo ſehr muß darauf geſehen werden, daß das Holz und die Kohlen nicht nur für itzt, ſondern auch nach mehrern Jahren nicht allzuweit entfernt ſeyen. Auch muß ein guter Waſſerfall mit hin-

hinlänglichem Waſſer vorhanden ſeyn, und wenn man eine warme Quelle hat, welche dahin geleitet werden kann, ſo iſt es um ſo viel beſſer, weil alsdann auch im Winter die Hütten in ſtetem Gang bleiben, ohne daß ſo viel geeiſet werden darf. Das Gebäude ſoll ſo angelegt werden, daß die meiſten Winde, die in ſelbiger Gegend wehen, den Rauch wegtreiben, und der Grund darf nicht allzu feucht ſeyn, in welchem Falle man das Waſſer durch kleine Kanäle ableiten und den Grund vornen, wo die Oefen ſind, erhöhen muß. Das Gebäude ſelbſt macht man, um der Koſten willen, nicht ohne Noth zu groß, weil es bey beſſerm Gang des Bergwerkes allemal vergrößert werden kann. Zu 4 Oefen, nämlich einem Schmelzofen, Treibofen, Friſchofen und Garwerk kann eine Länge von 90 Fuß und eine Breite von 76 Fuß mit Inbegrif der Vorrathskammern hinlänglich ſeyn; zur Höhe ſind 11 Fuß in den Ständern genug. Ob ſie von Holzwerk oder Mauerwerk ſeyn ſoll, kommt auf die Umſtände und Koſten an, die man aufzuwenden hat. Bey den Radſtuben iſt darauf zu ſehen, daß die Räder nicht im Stauche gehen, ſondern das Waſſer unter denſelben ablaufe, weil ſie ſonſt im Winter wegen des beſchwerlichen Eiſens nicht wohl im Umgang zu erhalten ſind. Da ſich an ein Rad nicht mehr als 2 Zeuge oder 2 Oefen ſchicken, ſo darf es nicht über 16 bis 18 Schuhe hoch ſeyn, und es kann auch ein Rad von 10 Schuhen ſeine Dienſte thun. Wenn man nur 4 Oefen hat, ſo kann an jedem Ende der Hütte eine Radſtube liegen, die man aber nicht gerne auſſerhalb der Hütte anbringt, weil ſolches im Winter ſchädlich iſt.

Auſſer den Radſtuben, den vorhin gedachten 4 Oefen nebſt ihren Blasbälgen, den Vorrathskammern, den Kohlenſchoppen ꝛc. und auſſer den Werk-

zeugen, die man bey dem Ausſchmelzen nöthig hat, (Hüttengezäh) giebt es noch eine Menge anderer Dinge, die zur Bearbeitung der Erze erfordert werden, als Pochwerke, Roſtſchoppen, noch verſchiedene andere Oefen, die nach Beſchaffenheit der Abſicht eingerichtet ſind u. d. g. die zum Theil eigene Gebäude erfordern. Es würde uns aber zu weit führen, wenn die völlige Bearbeitung der Metalle hier auseinander geſetzt und alle darzu erforderliche Anſtalten beſchrieben werden ſollten, da es ohnehin bey jedem derſelben unter ihrem eigenthümlichen Namen inſonderheit geſchiehet. Man vergleiche auch damit den Art. Eiſen u. d. g. Diejenigen, welche in den Schmelzhütten angeſtellt ſind, heißen, zum Unterſchied von den Grubenarbeitern, **Hüttenarbeiter**, **Hüttenleute**, und der, welcher die Aufſicht führt und darüber vereidigt iſt, **Hüttenmeiſter**, unter welchem der **Hüttenſteiger**, ebenfalls ein Vorgeſetzter, ſteht; und das Kollegium, welches die Aufſicht über das Schmelzweſen eines Bergwerksdiſtriktes hat, **Hüttenamt**. Derjenige, welcher über die Bedürfniſſe der Schmelzhütte Rechnung führt, und das ausgeſchmelzte Erz den **Hüttenſchreibern**, die die Beſchickungen bey einem großen Schmelzen machen, überliefert, wird **Hüttenfaktor** genannt, ſo wie der, welcher die Rechnung bey mehrern Hütten beſorgt, **Hüttenreuter** heißt. Der **Hüttenverwalter** iſt ein Hüttenbeamter, der die Hüttengebäude unter ſeiner Aufſicht hat, für die Abrichtung der Hüttenarbeiter ſorgt und Holz und Kohlen herbey ſchaffen läßt.

Hüttencentner iſt ſchwerer als ein gewöhnlicher und hält 115 Pfunde.

Hüttengekrätz, das Gekrätz, welches bey dem Schmelzen der Erze abſpringt und hernach beſonders zu gute gemacht wird.

Hüttengezäh. S. Hütte.

Hüttenhundert, Hüttentauſend. Dieſe Ausdrücke kommen bey dem Verkauf der Bouteillen auf den Glashütten vor. Jenes bedeutet 25 und dieſes 250 Stücke.

Hüttennicht, ein weißer, metalliſcher Ruß, der ſich vorne an den Schmelzöfen anſetzt.

Hüttenrauch, Giftmehl, ein äuſſerſt giftiger Ruß, der ſich bey dem Schmelzen und Abtreiben arſenikaliſcher Erze in Geſtalt eines Rauches an den Wänden anlegt. Durch weitere Zubereitung wird Arſenik daraus verfertigt.

Hüttenzeichen, ein Zeichen, womit jede Hütte im Bergbau ihr Werkzeug bezeichnet.

Hyacinth, Goldſtein, lat. *Hyacinthus*, oder *Nigrum lapidoſum*, *quarzoſum octocaëdrum purpureo-fulvum*, *L.* fr. *Hyacinthe*, ein hochgelber, in das Rothe ſpielender, oder auch braun; ingleichem blaßgelber, quarzartiger, durchſichtiger, im Ausbruch glänzender Edelſtein, der Lynkur der Alten. Er giebt am Stahl Feuer, weicht aber doch an Härte und Schwere dem Diamant, Rubin, Saphir und Topas, ſchmilzt auch in ſtarkem Feuer und verliehrt ſeine Farbe. Im gelinden Feuer wird er mattroth, im ſtärkern, mit Sand oder Kalk vermiſcht, beynahe weiß, behält aber doch ſeine Klarheit und wird von den Jubeliern Cerkonier oder Zirkonier genannt. Oft ſind dergleichen Steine, als Roſetten geſchliffen, für Diamanten verkauft worden. Mit Borax ſchmelzt der Hyacint zu einem weißen, klaren Glaſe. Man findet ihn in den morgenländiſchen Gegenden, als in Kamboja, Kananor, Kalekut, Zeilon, ingleichem in Kamtſchatka, Grönland, Norwegen, Italien, Frankreich, Schweiz, Ungarn, Böhmen und Sachſen. Seine kryſtalliniſche Geſtalt iſt ein Prisma von

4 bis 6 ungleichen Seiten, das ſich in eine ungleiche 3, 4 oder fünfſeitige ſtumpfe Spitze endigt. Insgemein wird er als Kieſel gefunden. Man nennt zuweilen den, der ins Hochrothe ſpielt, den männlichen, ingleichem den orientaliſchen, und den, der matter und blaſſer iſt, den weiblichen, oder auch occidentaliſchen. Sonſt theilt man ihn der Farbe nach ein in den Scharlachhyacinth, den orangenfarbigen, citronenfarbigen, bernſteinfarbigen, honigfarbigen und milchfarbigen. In Spanien und Frankreich findet man auch gewiſſe gelblichrothe Kryſtalliſationen, die den Hyacinthen ähnlich ſind, und falſche oder unächte genannt werden. Nicht weniger giebt es Flüſſe, die ihnen gleich ſehen. Es wird dieſer Edelſtein auf der bleyernen Scheibe mit Schmergel geſchliffen, und auf der zinnernen mit Trippel poliert, dann erhält er bey der Faſſung eine röthliche oder blaſſe Goldfolie. Man kann ihn auch ſchneiden, es koſtet aber das Faſſen und die Arbeit des Steinſchneiders mehr als der Stein werth iſt. Ueberhaupt wird er nicht ſehr geſucht, und den Chryſolithen und Amathiſten gleich geſchätzt.

Hypothek. S. Anlehen.

J.

Jachandelbaum, ſ. Wachholder.

Jacht, ſ. Jagdſchiff.

Jagarandaholz kommt aus den Weſtindiſchen Inſeln, hat eine gelbliche, in das Rothbraune fallende Farbe, und iſt nicht ſehr aderig. Man macht daraus Doſen, Etuis u. d. g. Man ſtreicht einen Firniß darüber und giebt es für Granadillen oder rothes Ebenholz aus.

Jagd. Die Jagd wird gemeiniglich in die hohe und niedere abgetheilt. Zu jener rechnet man Hirſche, wilde Schweine, Bären, Rehe, Trappen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Schwäne und Faſanen; zu dieſer hingegen Haſen, Füchſe, Dachſe, wilde Katzen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Gänſe und Endten, Taucher u. d. g. Waſſervögel, Lerchen und andere kleine Vögel. An einigen Orten hat man noch eine ſogenannte Mitteljagd, wozu Rehe und Friſchlinge gehören, und noch an andern Orten rechnet man die Rehe zur niedern Jagd.

Das Jagdregale enthält zweyerley hohe Rechte in ſich, die Jagdgerechtigkeit und den Wildbann, oder die hohe Gerichtbarkeit über alles Jagdweſen im Lande. Dieſe zweyerley Rechte ſind aber voneinander unterſchieden, ſo daß eines das andere nicht enthält, und daß man alſo nicht von einem auf das andere ſchlieſen kann. Zu der Jagdgerechtigkeit, inſoferne ſie ein Theil des Jagdregals iſt, gehören folgende Rechte. 1) Das Recht, andern die Jagd zu verleihen, 2) das Recht, in den Jagdgehägen der Landſaſſen die Jagd zugleich mit ihnen auszuüben, welches man die **Koppel- Kuppel-** oder Mitjagd nennet, 3) das Recht, einige Tage vor dem zum Anfang der Jagden beſtimmten Termin die Jagdreviere der Inſaſſen zu durchſtreifen, welches das Vor-

 jagen,

ſagen, die **Vorhatz** oder der **Durchzug** genennet wird, 4) die Befugniß des Landesherrn, zu ſeinem Vergnügen in den Revieren der Landſaſſen zu jagen, welche man die **Luſtjagd** nennet, 5) das Recht, den Waldbeſitzern zu verbieten, daß ſie keine Stände und Dickichte, in welchen ſich das Wild aufhält, aushauen dürfen, 6) das Recht, Salzlecken, Salzen oder Beizen anzulegen und andern zu verbieten, 7) das Recht, Jagd- und Bürſchwege durch der Inſaſſen und Unterthanen Waldungen zu laſſen, 8) das Recht hauen, Vogelheerde zu errichten und durch andere errichten zu laſſen, 9) das Recht, von den Unterthanen Jagddienſte zu fordern, und 10) das Recht, ein angeſchoſſenes Wild über die Gränze verfolgen zu dürfen, oder die **Jagdfolge.**

Der **Wildbann** beſtehet in der Befugniß, 1) Jagdordnungen zu errichten, und die Gerichtbarkeit über alles, was das Jagdweſen betrift, auszuüben; 2) zu verordnen, was für Gattungen von Wildpret im Lande gehegt und dagegen ausgerottet werden ſollen; 3) die Wilddiebe einzufangen und ſie ſamt allen denjenigen, welche ihnen hülfreiche Hand leiſten, zu beſtrafen, und 4) ſich alle Hirſchſtangen, welche in Wäldern und auf dem Felde gefunden werden, einliefern zu laſſen.

Die Jagd ſollte zwar eigentlich ein Kameralgegenſtand ſeyn; ſie iſt es aber ſehr ſelten, und am allerwenigſten, wenn der Landesherr ſelbſten Vergnügen an der Jagd findet. Er veranſtaltet alsdenn meiſtens alles ſelbſten mit alleiniger Beyziehung ſeines Oberjägermeiſters und nimmt dabey blos Rückſicht auf ſein Vergnügen; der Kammer aber bleibt faſt nichts übrig, als der Einkauf von Pulver und Bley, die Unterhaltungskoſten des Jagdzeuchs,

zeugs, der Gewehrkammer und den Verkauf des Wildprets, der Wildhäute und Hirſchſtangen u. d. g. zu dirigiren. Kameraliſch betrachtet, kann keine Jagd einen wirklichen Nutzen verſchaffen, ja nicht einmal die Koſten bezahlen, wenn ſie nicht verpachtet, oder das meiſte Wild durch die Jäger auf dem Anſtand geſchoſſen und eingeliefert wird. So bald hingegen der Fürſt alles Wild, entweder in eingerichteten Jagden, oder auf der Bürſche ſelbſten ſchieſſen will, ſo iſt Unheil auf allen Seiten, und jeder Kreuzer, welchen man für verkauftes Wildpret einnimmt, koſtet ſicher einen Gulden, beſonders wenn man die Feldfrüchte, welche den Unterthanen, und den jungen Holznachwuchs, welcher dem Fürſten ſelbſten durch ſein vielgeliebtes Wildpret ruinirt wird, mit in Anſchlag bringt. Es iſt höchſt überflüßig, den Kameraliſten an die Hand zu geben, wie die Mißbräuche der Jagd abgeſtellt werden ſollen; denn wo ſie einmal vorhanden ſind, da findet zuverläßig kein Kameraliſt mit ſeinen Vorſtellungen Gehör.

Wenn eine Jagd als Kaufsobjekt in Anſchlag gebracht werden ſoll, ſo kann man dieſen Anſchlag auf nichts als auf Rechnungen über den Ertrag des aus ſelbiger erhaltenen und verkauften Wildprets gründen, weil keine Nutzung ſo vielerley zufälligen Veränderungen unterworfen iſt, als die Jagdnutzung, indem ihre Lage, die Gelegenheit zum Wildpretsverkauf, das Benehmen der Nachbarn, der veränderliche Zuſtand der Waldungen und noch viele andere Umſtände ihren Ertrag mehren oder mindern. Von der Einnahme ſind nicht die wirkliche darauf ergangene, ſondern nur diejenige Koſten abzuziehen, welche unvermeidlich ſind, nämlich die Unterhaltung des Jagdzeugs, Schuß- und Fanggelder und Beſoldungen der Jäger, welche darauf gehalten

werden müſſen. Denn es hängt lediglich von dem Käufer ab, ob er den übermäſigen Aufwand, welchen der Verkäufer auf die Jagd gewendet hat, erſpahren will oder nicht. Uebrigens beſtimmt die weitere Konvenienz des Käufers, in Anſehung der Lage des Jagdbezirks, deſſen Werth. So wird zum Beyſpiel jede Herrſchaft eine in ihrer Forſten gelegene Jagd- und Wildbannsgerechtigkeit, wodurch ſie in ihren wirthſchaftlichen Einrichtungen gehindert würde, gerne erkaufen und über ihren wahren Werth bezahlen. Wo aber nicht ſolche Beweggründe vorhanden ſind, wird der Kameraliſt zum Ankauf neuer Jagdbezirke niemal rathen, weil das dazu erforderliche Kapital auf jede andere Art viel nützlicher angewendet werden kann. Es iſt auch in ſolchen Fällen der Rath des Kameraliſten ſehr überflüßig, weil der Fürſt meiſtens ſchon durch ſeine eigene Neigung und durch ſeinen Oberſtjägermeiſter geleitet wird.

Jagd nennt man auch eine Art Schiffe, ſ. Jagdſchiff.

Jagddienſte werden theils mit der Hand und theils mit dem Anſpann geleiſtet, und beſtehen in Fuhren und Handreichungen bey Verfertigung der Wildzäune, Bürſch- und Jagdwege, Jagdſchirme, Aufrichtung, Abhebung und Transportirung des Jagdzeugs, Treibung des Wildprets, Führung der Jagdhunde, Beyfuhr des erlegten Wilds, Beſtellung der die Jagden betreffenden Briefe und andern dergleichen Verrichtungen mehr. Beſondere Arten der Jagddienſte ſind, wenn alle, oder nur einige Unterthanen Jagdhunde unterhalten und die Jäger auf der Jagd verpflegen müſſen, welche Verbindlichkeiten gemeiniglich auf Klöſtern ruhen, oder wenn der Landſchneider und Seiler ſchuldig ſind, den Jagdzeug unentgeltlich auszubeſſern.

Die-

Dieſe beſondere Arten von Jagddienſten werden aber nicht vermuthet, ſondern müſſen ſich auf Obſervanz oder auf einem rechtmäſigen Ankunftsmittel gründen.

Die Jagddienſte ſind für die Unterthanen ſehr beſchwerlich, weil ſie immer zu einer Zeit einfallen, da ſie entweder den Landmann an ſeinen dringenſten Feldgeſchäften hindern, oder durch eine naſſe und kalte Witterung dem armen und ſchlecht gekleideten Landvolke doppelt läſtig werden. Man ſollte ſich alſo alle Mühe geben, dieſe harte Dienſte ſo ſparſam als möglich zu gebrauchen; ſtatt deſſen aber häuft das rohe Jägersvolk ſolche ohne Noth, fordert tauſend Fröhner, wo fünf hundert genug wären, macht durch ungeſchickte Anſtalten, beſonders bey eingerichteten Jagden, die Arbeiten vieler Leute und Stunden vergeblich und mißhandeln noch oben drein das arme Volk mit Scheltworten und Schlägen. Oefne den Fürſten die Augen, wer es kann!

Wenn die Unterthanen geneigt ſind, für die Jagdluſt ein mäſiges Dienſtgeld zu geben, ſo iſt es räthlich, ſolches anzunehmen, weil es dem Fürſten nicht ſchwer fallen kann, ſolche Einrichtungen zu treffen, daß er mit dem vierten Theil von Leuten, gegen die ſonſtige Anzahl der Fröhner, ſeine Jagden beſtreiten und alſo auch von dem mäſigſten Dienſtgelde immer noch Ueberſchuß haben kann.

Jagdſchiff oder **Jacht** nennet man eine Art verdeckter Schiffe mit einem Gabelmaſte, einer Focke, einem kleinen Bogſpriete und einem Stogſegel, welches wenig Waſſer braucht, ſehr gut ſteuert und geſchwinde ſegelt.

Jagdzeug, Jagdequipage, Jagdgeräth begreift alle zur Jagd nöthige Geräthſchaften in ſich; und das Haus, in welchem ſie aufbewahret werden, nennet man das Zeughaus.

Zum

Zum Einſchlieſen oder Einſtellen des Wilds werden Tücher, Garn oder Netze, Tuch- und Foderlappen erfordert. Die Tücher ſind Wände von ſtarker Leinwand, womit bey den Beſtättigungsjagden ein Revier im Walde umſtellet wird. Man nennt die Tücher auch Planen, Plahen und finſtern Zeug, im Gegenſatz von dem lichten Zeuge, worunter man Netze, Tuch- und Federlappen verſtehet. Die Tücher werden mit Stangen aufgeſtellt und ausgeſpannt und haben oben Maſchen oder Ringe, durch welche Leinen gezogen werden. Letztere nennt man Rinkentücher. Gemeiniglich ſind ſie 5 Ellen breit, die Länge aber richtet ſich nach ihrem beſondern Gebrauche. Sind die Tücher ſo eingerichtet, daß man ſie aufheben oder niederlaſſen kann, damit das Wild, wenn es nöthig iſt, durchgehen könne, ſo werden ſie Fall- Hebe- oder Schnapptücher genennet.

Um Wildpret lebendig einzufangen, hat man Netze erfunden, welche ſowohl in Anſehung der mancherley Thiere, die damit gefangen werden, als auch in Anſehung der verſchiedenen Jagden, wozu ſie beſtimmt ſind, eine verſchiedene Form haben. Zu den Netzen und Garnen, deren man ſich zu der hohen Jagd bedient, gehören die Hirſch- Sau- Prell- und Spiegelnetze, Wildgarn und Kuppelnetze, davon die Hirſch- Sau- und Spiegelnetze auch zum Abhalten der Hirſche und Schweine gebraucht und daher inwendig vor die Tücher auf die Forkeln gerichtet werden, damit bey dem Anfallen des Wildes die Tücher nicht beſchädiget werden mögen. Zur niedern Jagd hat man Stehnetze, Wolfsnetze, Laufgarne oder Lückennetze, Flach- oder Steckgarne, Dachshauben, Biber- und Fiſchotternetze, Hoch- Häng- und Ziehgarne, Spinneweben, Tiraſſe,

Schnee-

Schneegarne, Wachtelgarne, Nachtnetze, Klebenetze, Bügelgarne u. ſ. w.

Um das Wildpret nur ſo weit zu verſichern, daß man es in die Tücher treiben kann, braucht man den Lappenzeug. Man hat Tuch- und Federlappen. Jene beſtehen aus geſäumten Streifen von gebleichter grober Leinwand, welche an Leinen alſo beveſtiget werden, daß immer zwiſchen zween Lappen ein leerer Zwiſchenraum von einer Elle bleibt. Sie werden auch Schrecktücher oder Schrecklappen genennet. Zu den Federlappen braucht man die Federn von Schwanen, Trappen, Auerhühnern, Truthühnern, Reihern, Storchen. Sie müſſen von mancherley Farben durcheinander gemenget ſeyn, damit ſie recht bunt ausſehen. Man hat zweyerley Arten ſolcher Lappen. Die erſte Art, wozu die größten Federn genommen und doppelt mit den Kiehlen gegeneinander durch einen Kreuzſchlag gezogen werden, werden auf große Winden oder Haſpel gewunden und doppelte Federlappen genannt, deren Leinen ſo ſtark als Wolfsgarne ſind. Die andere oder kleinere Art erfodert nur Federn von mittelmäſiger Größe, und nicht mehr als zwey bis drey, welche unterwärts mit dem Dreyſchlag geknüpft werden. Die Leinen ſind von der Stärke eines Haſengarns.

Zu dem Aufrichten und Gebrauch der Tücher und Netze braucht man Forkeln, Strebſtangen, Heftel, Hebegabeln, Krummruthen, Schnappſtangen, Hacker, Pfahleiſen, Stichel und Schlägel.

Ein Tuch von 120 Ellen lang erfordert 500 Ellen Leinwand, 1 Elle breit; 60 Klaftern Oberleinen, die Klafter zu $1\frac{1}{2}$ Pf.; 120 Ellen Obergemäſch, zu 34 Pf.; 120 Ellen Untergemäſch, zu 27 Pf. ſchwer; 22 Stück Windleinen, jedes Stück 1 Pf. ſchwer; 8 Ellen Wechſelgemäſch $1\frac{1}{2}$ Pfund ſchwer;

ſchwer; 30 Schneller Zwirn, 12 eiſerne Ringe, 12 Stellſtangen, 12 eiſerne Ringe an ſelbige, 12 Heftleinen, 1 Wechſelruthe mit einem eiſernen Ringe und einer Heftleine, 6 Hebegabeln mit eiſernen Hacken und Stacheln, 4 große und 24 kleine Pfähle. Ueber dieſes erfordern 4 ſolche vollſtändige Tücher noch einen eiſernen Stichel 14 Pf. ſchwer, 4 eiſerne Schlägel, jeden 7 Pf. ſchwer und einen Rüſtwagen. Nach dieſem Verzeichniſſe kann jeder einen genauen Koſtenüberſchlag machen, wenn er ſich die Waarenpreiſe ſeiner Gegend bekannt macht.

Der Rüſt- oder Zeugwagen muß 8 bis 9 Ellen lang mit Unterzügen verſehen ſeyn, einen 1½ Ellen hohen Kaſten von dünnen Brettern, hinten und vornen eiſerne Bügel, mit ſtarkem Leder überzogen, haben, und mit einem gewölbten Deckel verſehen ſeyn, welcher den Regen abhält. Vornen wird ein Kaſten angebracht, um einen Vorrath von Stricken, Bindfaden, Kerbeln, Ringen u. d. g. mitnehmen zu können. In oder unter dem Kaſten muß noch ein beſonderes Behältniß für die Stangen angebracht werden, weil ſie die Tücher ruiniren, wenn man ſie unter ſelbige wirft.

Das Zeughaus muß geräumig, an der Decke mit Hacken, zum Aufhängen der Tücher verſehen, und ſo hoch ſeyn, daß die Tücher eine Elle von dem Fußboden entfernet bleiben. Vornen und hinten muß es ein Thor haben, damit man mit einem Wagen mitten hindurch fahren kann, und an hinlänglichen Fenſtern darf es nicht fehlen, um die Tücher an der Luft zu trocknen.

Jaggori heißt ein Zucker auf der Inſel Ceylon, welcher aus dem Saft des Kokospalmbaums gemacht wird. Er iſt anfänglich braun, kann aber ſo weiß gemacht werden als der beſte Raffinat.

Jaguacaguare, *Chaetodon ſaxatilis*, *Linn.* ein Braſilianiſcher Speiſefiſch, der viele Aehnlichkeit mit unſerm Barſche hat.

Jahrfeld heißt in der Landwirthſchaft ein Feld, welches niemal brach liegt.

Jahrmarkt, ſ. Markt.

Jahrpacht, ein Zeitpacht, im Gegenſatz von dem Erbpacht, ſ. Pacht.

Jahrwuchs heißt 1) die ganze Erndte eines Jahres, in allen Erdgewächſen und Baumfrüchten; 2) der junge Trieb, welchen ein Baum oder Strauch der Länge nach in einem Jahre macht, und 3) der Cirkel, welchen der Stamm eines Baumes alle Jahre anſetzt, oder der jährige Trieb in dem anwachſenden Holze, welcher ſich in Geſtalt eines Cirkels rings um den Kern eines geſunden Baums zeigt, wie man an abgeſägten Stämmen deutlich ſehen kann. Dieſe Ringe ſind ſchwächer oder ſtärker, je nachdem der Jahrgang mehr oder weniger naß war, auch ſind die Ringe an einigen Bäumen dichter, als an andern. So viel ſolcher Ringe ein Baum von dem Kern bis zur Rinde hat, ſo viele Jahre ſoll er alt ſeyn; es trift aber nicht allezeit zu, weil mancher Cirkel 2 bis 3 Jahre ausmacht, je nachdem er ſich ausgedehnt und viel Weißes in ſich hat, und weil mancher Baum wenig oder gar keine Cirkel mehr anſetzt, wenn er aus ſeinem rechten Wachsthum iſt, ſondern ſeine Jahrringe nur in die Weite ausdehnt. Sonſten behauptet man auch, daß die Jahre in einem Baume nach der Mitternachtſeite enger und dichter bey einander ſeyen, als gegen Mittag. Allein alle Bäume, wenn ſie von Sonne und Wärme ſtärker und allenthalben getroffen werden können, werden kleinjähriger und machen daher veſteres Holz, als wenn ſie tief im Walde ſtehen, wo ſie grobjähriger und brüchiger wer-

werden, und iſt vielmehr die Mitternachtſeite poröſer und leichter.

Jahrzirkel, ſ. Jahrwuchs.

Jale, *Jallon*, ein engliſches Maas flüßiger Sachen, welches ungefähr 4 Pariſer Pinten hält.

Jalois, ein franzöſiſches Getraidmaas, welches zu Paris 5 *Boiſſeaux* hält.

Jamaikaholz nennet man das Campecheholz, wovon die ſogenannten Blauſpähne gemacht werden.

Jamavas, ein mit goldenen oder ſeidenen Blumen gewirkter Indianiſcher Taffent.

Jannequin, Gennequin, ein baumwollenes Garn, das aus der Levante kommt, von mittelmäßger Güte. Es werden zu Smirna jährlich gegen 1000 Centner davon, jeder zu 10, 12 bis 15 Piaſters verkauft.

Jänner, Januarius, der erſte Monat im Jahr. Der Oekonom richtet in demſelben ſein Augenmerk hauptſächlich auf nachſtehende Punkte: bey der Fiſcherey wird fleißig aufgeeiſet und man vergißt nicht, die ſogenannte Wuhnen zu machen, wovon unter dem Wort December gehandelt worden, ſucht auch die Teiche ſo viel möglich bey vollem Waſſer zu erhalten, damit nicht die Fiſche aus Mangel des Waſſers mit den Floßfedern am Eiſe hängen bleiben. Man bereitet nun auch gute Behälter zu, um die Fiſche bey einem, ſich alles Aufeiſens ungeachtet, ereignenden Aufſtande zu retten, d. i. wenn die Fiſche in einem mit vielem Schnee bedeckten, oder bey erfolgtem Thauwetter mit Waſſer überlaufenen Teiche von dem Eiſe gedrückt werden, und aus ihrem Winterlager in die Höhe kommen und zu den Wuhnen treten, ſie in gutes Waſſer zu bringen. Zugleich hat man genaue Acht auf die Fiſchkäſten, und führt allenfalls in dieſem Monat auch das zu

Aus:

Ausbeſſerungen nöthige Holz auf der Winterbahn herbey.

In den Forſten fährt man mit dem Abbrechen und Einſammeln der Zapfen von Fichten, Kiefern und Lerchenbäumen fort, wo es die Witterung erlaubt, macht auch dieſe Saamen aus, nachdem die Zapfen in der warmen Stube ſich eröfnet haben. Die Abführung des in den vorigen Monaten geſchlagenen Holzes kann nun bey gutem Wege geſchehen, ſo wie auch noch Bauholz, Geſchirrholz, Daubenholz, Stangen, Reiſe u. d. g. gefället werden können, und zwar, wie man behauptet, mit mehr Vortheil im letzten Viertel des Mondes und wenn kein Sudwind wehet, weil es alsdenn länger daure. Das windfällige und wipfeldürre Holz wird ebenfalls weggeräumet.

Bey der Jägerey nimmt man Bedacht auf Fütterung des Wildes, ſorgt für die Faſanen, fängt Krammetsvögel auf den Heerden und Rebhühner mit dem Schneenetze, ſchießet und fängt noch Fiſchottern, Marder, Katzen, Jltiſſe, Füchſe und Haſen, welches bey den letztern im folgenden Monat unterbleibt, weil ſie ſich dann zu paaren anfangen. Die Hundsſtälle werden warm gehalten und der zum Jagdzeug erforderliche Vorrath an allerley Geſchirrholze angeſchaft.

Der Landwirth führt Dünger auf die Felder und Wieſen, macht dem Schneewaſſer, wenn es dergleichen giebt, auf ſeinen Aeckern einen Ausgang, fährt mit dem Dreſchen fort und wendet das auf dem Boden liegende Getraid. Da die Feuerung um dieſe Zeit am ſtärkſten iſt, ſieht man fleißig nach den Rauchfängen und Feuermauern. Das weibliche Geſchlecht beſchäftigt ſich in dieſem Monat vorzüglich mit Spinnen, und die Mannsperſonen mit häuslichen Arbeiten, dergleichen im Monat December

der angeführt worden ſind, da noch wenig auf dem Felde zu thun iſt.

In die **Weinberge** und Hopfengärten wird noch ferner Dung geführt. Bey gelindem Wetter und ziemlich trockenem Boden kann man in hohen und ungedeckten Gebirgen bey abnehmendem Mond die Reben beſchneiden, auch Reben einlegen oder ſtürzen und in ſandige Erde verpflanzen. Bey ſtarker Kälte werden die Reben mit einer Miſchung von trockener Erde und trockenem Kühmiſt bedeckt, und auch einſtweilen die Weinpfähle, Stäbe und Latten aus den Wäldern gehohlt und zubereitet.

Auch in den **Gärten** iſt noch wenig zu thun, auſſer daß man das Gartenland bey gelinder und offener Witterung riolet und in Furchen ſchläget, auf warmen Plätzen etwas frühe Erbſen, frühe Möhren und Kopfſallat ſäet, welches in bedeckten Miſtbeeten mit mancherley Gewächſen geſchehen kann, wo man auch nach den ſchon länger geſäeten hervorgegangenen Pflanzen mit aller Sorgfalt ſehen muß. In den Baumgärten werden die abgeſtorbenen Zweige weggenommen, die Obſtbäume vom Moos gereinigt, die Pfropfreiſer abgeſchnitten, die Raupeneſter abgenommen, u. d. g. Zugleich macht man auch Vorbereitungen zu den künftigen Gartenbeſchäftigungen im Frühling durch Reparaturen der Werkzeuge, Herbeybringen der Pfähle, des Zaunholzes, u. ſ. w.

Bey der **Viehzucht** ſind die im Monat December gegebenen Regeln auch itzt zu beobachten, und beſonders muß nach den trächtigen Stuten, Kühen und Schaafen ſorgfältig geſehen werden, da ſie nun anfangen, ihre Jungen zur Welt zu bringen. Auch bey dem Geflügel iſt hinlängliche Fütterung und Achtſamkeit auf die Eyer nöthig. Die Bienen bleiben in ihrer Ruhe, man öfnet des Nachts

die

die Fluglöcher ein wenig, damit ſie Luft haben, und bedeckt die Körbe bey ſtrenger Kälte.

Japaniſches Holz. S. Fernambuck.

Japaniſches Porzellan. S. Porzellan.

Japaniren heißt, dem Chineſiſchen Porzellan eine neue Farbe geben, wodurch deſſen Werth vermehrt wird, indem man es für Japaniſches verkauft. Dieſes Japaniren geſchieht in England und Holland.

Jardiniere, eine Stückerey, die am Rande von Manſchetten, Hauben und Streifen angebracht wird, ohne über das Ganze hervorzuragen.

Jargon, eine gelbe Art von Diamanten, die den weiſſen an Härte nicht gleich kommt.

Jargon d'Auvergne iſt der Hyacinthenfluß. S. Hyacinth.

Jarre, ein Maas flüßiger Sachen in Frankreich von ungefähr 40 Pariſer Pinten; ingleichem ein Maas der Weine und Oele in der Levante, das 6 *Ocques* hält.

Jasmin, Jesmin, Gelſamine, lat. *Apiaria*, *Jasminum*, fr. *Jasmin*, ein aus Oſtindien zu uns gekommenes Pflanzengeſchlecht, deſſen röhrenförmiger Kelch ſich mit 2 Spitzen endigt und des Blumenblatts lange Röhre in den blatten, fünffach zerſchnittenen Rand verbreitet iſt. In der Blumenröhre befinden ſich zwey kurze Staubfäden und der rundliche Fruchtkeim trägt einen Griffel mit doppeltem Staubwege. Die glatte, eyförmige Beere enthält zwey längliche Saamen in zwey Fächern. Die Blumenblätter des eigentlichen Jasmins zeigen 5 Einſchnitte.

Es giebt mehrere Arten dieſes Gewächſes, ich führe aber hier, nach meiner Abſicht, nur folgende an.

Gemeiner (gefiederter) Jasmin, Veilrebe, *Jasminum officinale, foliis oppoſitis pinnatis, foliolis diſtinctis*, L. Ein niedriger ſchwacher Strauch, mit langen, biegſamen grünen Zweigen, gefiederten, einander gegenüber ſtehenden Blättern, Die aus 5 oder 7 eyförmig zugeſpitzten glänzend grünen Blättchen zuſammen geſetzt ſind, und weißen Blumen von lieblichem Geruch, die im Julius und Auguſt hervorkommen. Es dauert dieſes Gewächs, wenn es bedeckt wird, bey uns einen nicht allzuharten Winter aus, der Saame aber wird nicht reif. Sie dient zu Bekleidung der Laubhütten, hat manche mediciniſche Kräften, giebt wohlriechende Waſſer und Oele und wird zu Zuckergebackenem, Konſerven u. ſ. w. gebraucht.

Jaſpis, lat. *Jaſpis*, fr. *Jaſpe*, ein glasartiger, meiſtens ganz undurchſichtiger, ziemlich harter, auf dem Bruche oft körniger Kieſel, der unter die Halbedelſteine gehört, von verſchiedener Farbe, auch zuweilen bunt iſt, und ſich wohl poliren läßt. Man findet ihn ſelten auf Feldern, ſondern in veſten Klüften oder Gängen und in den Felſenbrüchen, und es werden ganze Gänge und Brüche davon angetroffen. Der Orte und Länder, in denen er zu Hauſe iſt, ſind ſehr viele. Man hat ihn weiß, (da denn der ganz weiße Milchjaſpis heißt) grau, gelb, roth (der dunkelrothe führt den Namen Blutjaſpis) blau, grün (welcher im Finſtern leuchtet, wenn er vorher ſtark geglühet worden, und alsdenn den Namen phosphoreſcirender Jaſpis erhält,) braun und ſchwarz. Bey dem bunten finden ſich unzähliche Abänderungen, da man ihm gemeiniglich den Namen von der Hauptfarbe, z. B. gelb geſprenkelt, blaugeſprenkelt, oder ſonſt von einer Aehnlichkeit, giebt, die er mit andern Dingen hat. Unter allen Arten ſchätzt man den dunkelgrauen oder bläulichten mit

blutrothen Flecken am meiſten, und nennt ihn den orientaliſchen Jaſpis, ingleichem Helistrop.

Man rechnet auch zu den Jaſpisarten den antiquen Serpentinſtein, Korallenjaſpis, Asbeſtjaſpis und dendritiſchen Jaſpis. Der erſte iſt eine ſehr harte Jaſpisart, davon die Grundfarbe bald dunkel, bald hellgrün iſt, und er hat den Namen daher, daß zwiſchen ſeiner Farbe und der eines Schlangenhalſes eine Aehnlichkeit angetroffen wird. Man verfertigt daraus Doſen und andere Dinge, er nimmt aber keine ganz vollkommene Politur an. Er iſt von dem eigentlichen Serpentinſtein unterſchieden. Der Korallenjaſpis hat kleine, erbſenähnliche, nebeneinander ſtehende Buckeln auf ſeiner Oberfläche und wird ſelten gefunden. Der Asbeſtjaſpis iſt faſt blutroth, mit blaſſem Grün vermiſcht, und hat ſeine Benennung von den Asbeſtflecken, die er in ſich hat, ſo wie der dendritiſche Jaſpis von den dendritiſchen Figuren.

Man ſchneidet den Jaſpis mit einer küpfernen Säge vermittelſt des Schmergels, und macht daraus Altäre, Säulen, Taufſteine, Kamine, Tiſchblätter, Degengriffe, Meſſerhefte, Knöpfe, Petſchafte und andere Dinge, ſchleift auch daraus Flintenſteine, dergleichen viele in die Türkey gehen. Ob er gleich nicht theuer iſt, weil man ihn in Menge und großen Stücken findet, ſo wird er doch durch Kunſt nachgemacht.

Wenn er mit Achat, Onyx oder Kryſtall durchwachſen iſt, ſo heißt er Jaſpachat, Jaſponyx, Kryſtalljaſpis.

Jauchart, Jauchert, Juchert, Jauch iſt ein Feldmaas, das an manchen Orten, ſo wie bey uns das Wort Morgen, gebraucht wird, und zwar bald von Aeckern allein, bald auch von Wieſen, Weinbergen und Holzungen. Nach Verſchiedenheit der Gegenden iſt es verſchieden, ob es gleich nach dem

Wort ein Stück Landes bezeichnet, das man mit einem Joch Ochſen in einem Tage pflügen kann, ſo wie man auch ſagt, ein Tagwerk Wieſen, ein Tagwerk Stroh. Am Rhein hält ein Jauchert 300 rhein. Quadratruthen, in Baſel 287 Ruthen und 27 Schuhe nach rhein. Maas. Im Oberelſaß beträgt ein Jauch oder Mannwerk 180 Quadratruthen von 15 Fuß und anderthalb Jauch ein Juchart. In Mümpelgard hält das Juchart 300 Quadratruthen von 10 Schuhen, im Durlachiſchen 116. In Baiern rechnet man bey Waldungen auf ein Juchart 400 Quadratruthen von 10 Schuhen, jeden von 10 Zollen, und überhaupt gehen da, nach Weſtenrieders Angabe, 15893. Jaucherte auf eine Quadratmeile.

Ichnevmon, ein Beyname der Schlupffliegen oder Schlupfweſpen.

Ichnographie, ein Reſt, der die Eintheilung eines Gebäudes, oder die Gebäude eines Orts im Grundriß nach einem horizontalen Durchſchnitt vorſtellt.

Jeſche wird in manchen Gegenden die Geiß vom Geſchlechte des Steinbocks genannt.

Jesmin. S. Jasmin.

Jetton bedeutet eigentlich einen Rechenpfennig oder Zahlpfennig. Insgemein aber verſteht man darunter eine Münze, die das Mittel zwiſchen Medaillen und ordentlichen Geldmünzen iſt, und als eine Gedächtnismünze aufgehoben wird. Der Unterſchied beſtehet darinnen, daß ſie ein flaches Gepräge haben und, wie Kurrentmünzen, mit dem Hammer auf einen Schlag ausgeprägt werden, aber daß ihr eigentlicher Werth ſo wenig als der Werth der Medaillen veſtgeſetzt iſt, ſondern durch die Feinheit des Metalls, das Gewicht und die Begierde, mit der ſie von Liebhabern geſucht werden, veſtgeſetzt wird.

Jeuch. S. Jauchart.

Jez, ein Maas flüßiger Dinge in Oberdeutſchland, z. B. in Augsburg, davon 8 ein Fuder ausmachen. Es hält 46 Maas.

Jgel, lat. *Elchinus*, fr. *Hériſſon* iſt der Name eines bekannten vierfüßigen, fünfzehigen Thieres, das zu den ſäugenden und zugleich ſpitzzähnigen gehört, zwey über die übrigen hervorragende Schneidezähne hat und auſſer der Schnauze, Kehle und den Bauch allenthalben mit Stacheln bedeckt iſt. Man trift den Jgel in den meiſten Gegenden Europens an, die kalten Länder ausgenommen, und er iſt an Größe einem Kaninchen gleich, ſeine Beine ſind kurz, daß man ſie kaum unterſcheiden kann, und der Hals iſt wenig ſichtbar; der dünne Schwanz iſt nur einen Zoll lang, die Ohren breit, rund und in die Höhe geſtellt, die Augen klein und hervorſtehend. Die Stacheln ſind ſcharf, 1 oder 1½ Zoll lang, und er vertheidigt ſich mit Hilfe derſelben gegen die größten Hunde. Das Weibchen, welches ſich begattet hat, ſetzt 4, 6 bis 8 Junge und nährt ſie mit ſeiner Milch.

Es gehört der Jgel unter die Raubthiere und iſt beſonders den jungen Rebhühnern und allem auf der Erde ausgebreiteten Geflügel gefährlich, daher man ihm nachſtellt. Man hat ehedem verſchiedene Theile von ihm zu Arzneyen gebraucht.

Jgelshuf. Wenn an dem Hufe eines Pferdes über der Krone ein Geſchwür oder Räude entſteht, worauf lange, ſtachlichte Haare wachſen, ſo giebt man ihm dieſen Namen.

Jlanken, eine Art großer Forellen, dergleichen man bey Jlanz in Graubünden fängt.

Jle. S. Egel.

Jler, ein wie ein Bogen gekrümmtes Meſſer der Kammmacher, womit ſie das Horn inwendig beſchaben oder ilen.

Illuminiren heißt Farben auf einen Kupferſtich oder Holzſchnitt tragen, um ihn dadurch zu erhöhen und kenntlicher zu machen. Man bedient ſich darzu der Waſſer- und Saftfarben, die man vermittelſt des Pinſels aufträgt. Sie müſſen mit der größten Reinlichkeit und wohl abgerieben ſeyn, da man ſie denn auf reines Papier bringt und, nachdem ſie trocken worden ſind, in den Muſcheln mit Gummiwaſſer anmacht und zum Gebrauch aufhebt. Das Abreiben darf nicht langſam geſchehen, weil die Farbe durch die dabey gebrauchte Geſchwindigkeit gemeiniglich erhöhet wird. Die vornehmſten Farben ſind folgende: **Weiß** wird von Kreide, Bleyweiß, Spaniſchweiß, beſſer von Schieferweiß oder Kremſerweiß gemacht und mit Regenwaſſer hurtig abgerieben. Zu **Gelb** nimmt man gelben Ocher, gelben Lack, Schüttgelb und Bleygelb mit Waſſer abgerieben und mit Gummiwaſſer angemacht, oder Gummigutt in Waſſer eingeweicht, oder Operment mit Brandwein abgerieben. Noch ſchöner iſt das mit lange geſtandenem Urin abgeriebene und mit Gummiwaſſer angemachte Neapolitanergelb. Die **rothe** Farbe giebt braunroth, Florentinerlack, Kugellack, rother Ocher oder Karmin mit Waſſer abgerieben und mit Gummiwaſſer angemacht. Zinnober wird mit Brandwein, oder beſſer mit Urin abgerieben. **Grün** erhält man von Berggrün und grüner Erde mit Waſſer und von Grünſpan mit Weineßig, nebſt ein wenig Weinſtein abgerieben und gleichfalls mit Gummiwaſſer angemacht. Saftgrün wird nur in Waſſer eingeweicht. Die **blaue** Farbe wird von Bergblau, Ultramarin und Berlinerblau, wie bisher gezeigt worden, mit Waſſer

und Gummiwaſſer gemacht. Letzteres aber wird ſchmierig, wenn es lange ſtehen ſoll, daher man nicht mehr auf einmal abreiben muß, als man bald zu verbrauchen gedenkt. Den Indig reibt man mit Urin ab und macht ihn mit Gummiwaſſer an. Die **braune** Farbe kann durch kölniſche Erde, braunen Ocher und Umbra erhalten werden. Alle Ocher werden dunkler und durchſcheinender, wenn man ſie vorher auf Kohlen ausglühen läßt. Zu **ſchwarzer** Farbe wird Beinſchwarz, Rabenſchwarz, Tuſch, Kupferſtecherſchwarz oder Kohlenſchwarz, beſonders das aus Steinkohlen erhaltene, genommen. Der Kienruß wird mit Waſſer, wozu ein paar Tropfen Brandwein kommen, abgerieben, man nimmt ihn aber nicht gerne, weil er zu ſehr um ſich frißt. Die **Mittelfarben** erhält man durch Miſchung der einfachen.

Es dient das Illuminiren der Kupferſtiche und anderer Zeichnungen dazu, um dieſelben deſto deutlicher vor Augen zu ſtellen, und die Theile derſelben deſto beſſer zu unterſcheiden, oder auch eine deſto getreuere Darſtellung der Natur zu bewirken. In dem letztern Fall, z. B. bey Pflanzen, Thieren, Inſekten u. d. g. wird große Genauigkeit erfordert, und es gehört darzu eine geübte Hand; erſteres hingegen, z. E. bey Bildern und Landcharten, kann auch durch Kinder geſchehen, die man darzu abrichtet. So geſchieht es in Augsburg, und 100 Stück Landcharten, die in 3 Tagen illuminirt werden können, werden mit 18 Groſchen, 100 Stück kleinere Bilder, die 2 Tage erfordern, mit 12 Groſchen bezahlt.

Ilme, eine Benennung der Ulme.

Iltiß, lat. *Putorius*, *Muſtela Putorius, pedibus fiſſis, corpore flavo nigricante, ore auriculisque albis*, *L.* fr. *Putois*, von dem Geſtank, den er von

ſich giebt, alſo genannt, daher er auch im Deutſchen die Namen Stinker, Stinkratz, Stinkwieſel erhält. Er iſt ein fünfzehiges, vierfüßiges Raubthier, an Geſtalt und Größe dem Marder ziemlich ähnlich, ſchwärzlichtgelb an Haaren, am Maul und Ohren weiß. Er wohnt gerne in der Erde, in Fuchsbauen, Hamſterlöchern, hohlen Weiden, aber auch in Gebäuden. Die Schnauze iſt länglicht, der eines Schweins oder auch wohl eines Hundes gleich und mit ſcharfen Zähnen bewafnet, die Naſe iſt zugeſpitzt, die Beine kurz, mit Nägeln wie die Katzen, verſehen. Der Schwanz iſt 6 Zoll lang, und ohne dieſen beträgt die Länge des Thiers ungefähr 17 Zoll. Es iſt ſehr hurtig, und im Stande, ſchnell an den Wänden hinauf zu klettern und weit zu ſpringen. Wenn er gereizt wird, murrt er laut, wie der Feldmarder, und eben wenn er zornig iſt, iſt ſein Geſtank am unerträglichſten, den er hauptſächlich aus zwey Gefäßen oder Bläschen neben dem After von ſich giebt. Da er ſich ſelbſt nicht riechen kann, entledigt er ſich ſeines Unraths weit von ſeinem Aufenthalt.

Er wird in den meiſten Ländern Europens angetroffen, und gehört unter die ſchädlichen Thiere, da er allem Geflügel und dem jungen Wilde ſehr gefährlich iſt. Auch ſaugt er den Hühnern die Eyer aus, und überfällt im Winter ſelbſt die Bienenſtöcke, um ſich des Honigs zu bemächtigen. Nicht weniger iſt er ein Feind der Ratzen, Maulwürfe, Hamſter, Katzen, Kaninchen, da eine einzige Zucht von Iltißen im Stande iſt, einen ganzen Kaninchengarten öde zu machen. Gartenſchnecken, Heuſchrecken, Fiſche und Fröſche ſind ebenfalls eine Speiſe für ihn.

Die Iltiße werden im Frühling läufig, und das Weibchen, welches 9 Wochen trächtig iſt, wirft

3, 4 auch 5 Junge, die es nicht lange ſäuget und bey guter Zeit gewöhnt, Blut und Eyer auszuſaugen.

Das Fell der Iltiße wird nicht ſehr geſucht, weil es ſeinen Geſtank ſelten ganz verliehrt. Doch kann man es zu allerley Pelzwerk brauchen, da es an ſich gut iſt, beſonders das Virginiſche, und auch wohl braun zum Zobel färben. Die Chineſer kaufen von den Ruſſen das Stück für 11 bis 15 Kopecken, und den Schwanz für 2 bis 3. In Deutſchland koſtet das Stück an manchen Orten 16 Groſchen. Die Haare der Schwänze werden zu den Haarpinſeln der Maler genommen.

Da der Schade, den dieſe Thiere anrichten, den Nutzen überſteigt, den man von ihnen erlangt, ſo ſucht man ſie auszurotten. Man wird ihn aber durch Garne, Fallen, Schlagbaum, Drathſchleiſen oder durch Graben oder Schieſen habhaft.

Imal, ein Getraidmaas im Lothringiſchen, davon ſechs 1 Reſal, d. i. 15 Pariſer Scheffel oder 180 Pf. Waizen halten.

Imme. S. Biene.

Immenwolf, eine Art Brachvögel, die für die Bienen gefährliche Feinde ſind, weil dieſe ihre vornehmſte Nahrung ausmachen.

Immhamen, Imphamp, iſt in den Druckereyen ein Rieme oder Schnur neben der Preſſe, der das aufgemachte Rähmchen derſelben hält.

Immi, ein Maas trockener oder flüßiger Dinge. Im Würtembergiſchen hält ein Eimer Wein 16 Immi, jeder von 10 Maaſen. In Ulm gehen 4 Mütlein, 24 Metzen oder 96 Viertel auf einen Immi Getraid. In Bern iſt der Immi der vierte Theil von dem dortigen Maas und in Zürch der neunte Theil eines Viertels.

Impoſtiren, eine Farbe dick auftragen. Bey den Maurern heißt Impoſtation ein Teig aus Mertel und zu Pulver geſtoſſene Steine oder andere klein zerriebene und durch einen Kitt verbundene Materien von allerley Farben, der zum Mauerwerk gebraucht wird.

Imperial, eine harte Goldmünze von 4 Deniers, 4 Gran am Gewichte und 23¾ Karat am Gehalt, die ehedem in Flandern geprägt wurde und ⅕ weniger als der Louisd'or galt. In Rußland hat man ſeit 1755. ebenfalls Imperialen zu 10 goldenen Rubeln, und halbe zu 5 derſelben. Es beträgt einer von jenen 12½ Rthlr.

Imperialpapier, S. Papier.

Impfen, **Belzen**, wird in manchen Gegenden für Pfropfen gebraucht.

Importation, die Einfuhr fremder Produkte in ein Land. S. Einfuhr.

Impoſt, die landesherrliche Anordnung eines Beytrags der Unterthanen zu Beſtreitung gemeinſchaftlicher Bedürfniße. S. Abgaben. In der Baukunſt wird auch der Kämpfer, oder das vorſpringende Simswerk an der Pfeile, worauf der Bogen des Gewölbes ruhet, mit dieſem Namen belegt.

Imprägnirt wird geſagt, wenn eine Materie mit Theilchen fremder Subſtanzen beladen iſt, z. B. eine mit Salpeter imprägnirte Erde.

Incarnat, d. i. Hochroſenroh, welches von der Fleiſchfarbe unterſchieden iſt. Die Farbe, welche etwas ſchwächer iſt als Inkarnat, heißt *Incarnadin*, leibfarbig.

Inch, ein Engliſches Längenmaas. Drey Gerſtenkörner machen ein Inch, 4 Inch 1 Handbreit, 3 Händebreit 1 Fuß, 1½ Fuß 1 Cubit, 2 Cubits 1 Yard, 1¼ Yard 1 Elle. Es iſt alſo Inch der 12. Theil des Fußes, oder nach unſerer Art zu reden, 1 Zoll.

Incolat, Inkolatrecht, Naturaliſation, Heimathrecht, Indigenat iſt das Recht, welches ein Fremder in einem Staat erlangt, den Eingebohrnen gleich geachtet zu werden. Es wird dieſes nicht nur neuen Ankömmlingen ertheilt, die ſich in einem Lande niederlaſſen, ſondern auch ſolchen, die ſich in einem Staat begütern wollen, wo kein Fremder die Erlaubnis hat, Güter zu kaufen. Ein ſolcher muß alſo, ehe er einkaufen kann, den Inkolatbrief oder Naturaliſationsbrief zu erhalten ſuchen, welches in einigen Staaten leichter und in andern ſchwerer iſt. Vorzüglich ſchwer hält es in Pohlen, das Indigenat zu erlangen, und es ſind oft ſehr wichtige Empfehlungen, die man darzu hat, fruchtlos. Auch in Schleſien wird über dieſem Rechte gehalten, und in Dänemark iſt es gleichfalls eingeführt worden. Es erhellet ſchon daraus, daß man dieſes Recht, theils beybehält, theils einführt, ſo viel, es müſſen wichtige Urſachen darzu vorhanden ſeyn, welche der Einwendung, daß dadurch reichen Fremden, folglich auch ihrem Gelde, der Eingang in einen Staat verſchloſſen und die Vermehrung der Bürger von dieſer Seite gehindert werden, wenigſtens die Waage halten. Und es iſt ſo. Je mehr den Fremden die Erkaufung inländiſcher Landgüter und damit zugleich, wie es gemeiniglich damit verbunden iſt, der Weg zu Ehrenſtellen und Aemtern erleichtert wird, deſto mehr werden die Einheimiſchen, welche ſich von ihren Voreltern her mit Gut und Blut um den Staat verdient gemacht haben, von beyden verdrängt; die Eiferſucht der Glieder deſſelben gegen einander nimmt zu und die Vaterlandsliebe vermindert ſich. Die Sorgfalt für die Erziehung wird durch den Gedanken geſchwächt, daß nach allen aufgewandten Koſten und der beſten Zubereitung ein Fremder vordrin-

dringen werde. Dieſe Eiferſucht und Muthloſigkeit verbreitet ſich von den höhern Ständen zu den niedrigen. Und die Erfahrung hat es ſchon allzunachdrücklich gelehrt, wie wenig erſprießliche Dienſte gemeiniglich der Fremde, welchem das Vertrauen der Nation fehlt, und der der Landesverfaſſung unkundig iſt, dem Staate leiſte. Doch verſtehet es ſich, daß ſich ein Landesherr niemals die Hände ſo binden werde, daß er nicht Fremde, die ſich in ſeinem Lande große Verdienſte erworben haben, oder ſolche, deren Herbeyziehung eine wahre Acquiſition für daſſelbe ſeyn würde, mit dem Inkolatrechte theils belohnen, theils anreizen könnte.

Incontro im Kaufmannsſtil bedeutet Gelegenheit oder Mittel. Ich habe inkontro gefunden, d. i. ich habe Mittel gefunden, etwas zu bewerkſtelligen.

Incourrant, nicht gangbar.

Indelt, Inguß, Zarge, iſt das zuſammengenähte eigentliche Behältnis der Federn eines Bettes, das von Bettbarchent, Federrithen u. d. g. gemacht iſt. Ueber dieſe Zarge kommt denn erſt der Ueberzug.

Indian, ſ. Truthahn.

Indianiſche Vogelneſter ſind das eyförmige Gebäude einer Art Schwalben in Batavia, welches der Vogel von einem klebrichten Schaum verfertigt, welchen die Bewegung des Waſſers um die Felſen herumwirft. Mit Salz und Gewürz geben ſie eine wohlſchmeckende Gallerte.

Indienne, ein indianiſcher bunter Kattun, ingleichem ein daraus gemachter Schlafrock. Auch werden zu Amiens halbſeidene und halbbaumwollene Zeuge unter dieſem Namen fabricirt. Das Stück davon iſt $21\frac{1}{2}$ Ellen lang und über $\frac{3}{4}$ Ellen breit.

Indig, Indigo, lat. *Pigmentum Indum*, fr. *Indé*, *Indigo*, iſt ein bekannter in Pulver oder würfelige

Kuchen-

Kucherform gebrachter dunkelblauer Farbzeug, der aus dem Bodenſatz einer in Oſt- und Weſtindien wachſenden in Waſſer eingeweichten Pflanze durch Hilfe der Gährung, des Schlagens und der Fäulnis erhalten wird. Die Pflanze, aus der man den Indig erhält, Indigpflanze, *Indigofera*, L. fr. *Indigotier*, wächſt von Natur in den Ländern, welche zwiſchen den Tropicis liegen und kann bis 40 Grad über und unter der Linie erbauet werden, weiter aber kommt ſie ſelten fort. Ein einziges, beynahe flaches, in 5 Abſchnitte getheiltes Blatt macht den Kelch aus; die Blume gehört unter die Schmetterlingsblumen und hat eine rundliche, ſich ausbreitende Fahne, die oben gezähnt und rückwärts gebogen iſt. Die Flügel ſind länglich, zugeſtumpft, und ihre äuſſere Einfaſſungen breiten ſich aus. Das Schiffchen iſt zugeſtumpft, ausgebreitet und ſcharf geſpitzt. Die 10 Staubfäden, die in einer Walze beyſammen ſtehen, und deren Spitzen in die Höhe ſteigen, endigen ſich mit rundlichen Kölbchen. Der walzenförmige Eyerſtock dient einem kurzen mit einer zugeſtumpften Narbe gekrönten Griffel zur Stütze. Aus dem Eyerſtock wird nachher eine kegelförmige Schote, die 8 bis 10 nierenförmige, olivenfarbige Körner in ſich ſchlieſet, die dem Rübſaamen ähnlich ſind.

Es wird dieſes Geſchlecht in 13 Arten abgetheilt, davon ich nur die Färberindigpflanze oder den eigentlichen Anil, *Indigofera tinctoria*. L. nach ihrem äuſſerlichen Anſehen beſchreibe. Die Wurzel, welche jährig iſt, breitet ſich weit in der Erde aus und an ihren Faſern hangen viele weißliche Knöllchen. Der Stängel iſt einen Finger dick, 3 Fuß hoch, ſteif, holzicht und in viele aufrecht ſtehende Zweige getheilt, woran gefiederte Blätter ſitzen, die aus 6 bis 8 paar zarten, rundlichen oder

eyför-

eyförmigen, blaulich angelaufenen, einander gegen über geſtellten Blättchen mit einem am Ende, beſtehen. Aus dem Blätterwinkel kommen kurze Aehren mit Schmetterlingsblumen. Der einblätterige weite Kelch iſt fünffach eingekerbt, das rundliche rückwärts geſchlagene Fähnchen blaßgelblich oder grünlich, das Schiffchen ſtumpf und offen, die beyden roſenfarbigen Flügelblätter dem Fähnchen ähnlich. Die 10 Staubfäden ſind in eine Scheide verwachſen. Die Blumen blühen nach und nach auf, fallen aber bald wieder ab und hinterlaſſen die Schote mit dem Saamen. Abends ziehen ſich die Blättchen zuſammen, und die ganze Pflanze giebt zu dieſer Zeit einen ſtarken Geruch von ſich; des Morgens breiten ſie ſich wieder aus.

Dieſe Pflanze wird häufig in Oſtindien und Amerika gebauet, man zieht ſie in noch mehrern Gegenden der 4 alten Welttheile, nämlich in Europa auf der Inſel Maltha, wo eine ehedem berühmte Indigmanufaktur war, die **Burchard** beſchrieben hat; in Aſien in dem Reiche des großen Mogols, in den Königreichen Golkonda und Bengala und auf der Inſel Java; in Afrika in Senegal und auf der Inſel Madagaſcar; in Amerika ſowohl auf dem veſten Lande, z. B. zu Guitimala, Mexiko, als auch auf den antilliſchen und einigen karabaiſchen Inſeln, ingleichem in Karolina, am Miſſiſippi ꝛc.

Es wächſt der Indig an vielen Orten wild, wie z. B. auf der Inſel Banariſta in Afrika, aber der meiſte wird mit vieler Sorgfalt gebauet, und man findet ſowohl in Oſtindien als auch in Amerika, wohin man wenigſtens die beſſere Sorte der Indigpflanze von Oſtindien her gebracht hat, viele und große Indigplantagen. Da man wohl ſchwerlich hoffen kann, ihn jemals in Europa einheimiſch zu machen,

indem

indem ſie da nur mit vieler Mühe und Sorgfalt in Gewächshäuſern gezogen werden kann, ſo glaube ich auch, meine Leſer mit der Beſchreibung des Anbaues derſelben in Oſt- und Weſtindien verſchonen zu müſſen. Nur merke ich an, daß die bey Beſchreibung des Indigs oft vorkommende Namen: Franzöſiſcher Anil oder *Providence* Indigpflanze, Guatimala-Indig oder unächte Indigpflanze, auch Behamaindig genannt; und Karolina-Indig oder wilde, ingleichem zweyſaamige Indigpflanze; dreyerley Varietäten der beſchriebenen Färberindigpflanze ſind. Die erſte, welche 3 Fuß hoch und zuweilen höher wird, iſt ſehr gut und giebt nach Proportion mehr Farbe, erfordert aber einen fetten Boden, den man nicht allenthalben findet, und kann dem Froſt weniger widerſtehen; die zweyte iſt an ſich weniger vortheilhaft, indem ſie weniger Saft giebt, wird aber 6 Fuß hoch, verträgt den Froſt beſſer und wächſt auf ſchlechtem Boden; die dritte, welche den Namen von Karolina hat, weil ſie da wild wächſt, empfiehlt ſich den Anbauern durch ihre Dauer, leichte Kultur und Quantität. Auf guten Boden kann der Morgen 60 bis 79 Pf. Indig geben, und alſo auf 50 Pfund Sterling tragen.

Die Erndte des Indigs geſchieht in Oſtindien in vielen Gegenden nach und nach, indem man bey der erſten Erndte noch Zweige an dem Stocke läßt, die bey dem erſten günſtigen Regen aufs neue treiben, welches auch zum drittenmal geſchehen kann, worauf man die Pflanze zum Saamen ſchoſſen läßt. Es iſt aber die erſte Einſammlung bey weitem die beſte, und die zweyte und dritte ſind um 10 und 20 pro Cent geringer. In den Amerikaniſchen Kolonien hingegen beſchäftigen ſich gemeiniglich andere mit der Erzeugung des Saamens und andere mit Erbauung des Indigo, um die Farbe daraus zu

ziehen, und die Erndte geſchieht, wenn er reif iſt, d. i. wenn er in die Blüthe tritt, und ein kleines Geräuſch hervorgebracht wird, wenn man eine Hand voll von ſeinen Blättern ein wenig drückt. Er wird alſo abgeſchnitten, die dünnen Zweige mit den Blättern werden abgeſondert und zum weitern Gebrauch fortgebracht, das übrige wirft man weg.

Die Bereitung des Indigo geſchieht auf ſehr verſchiedene Art, und man wendet nicht allenthalben gleichen Fleiß und Genauigkeit an. Man macht z. B. in manchen Gegenden Oſtindiens einen Unterſchied zwiſchen Inde und Indigo, indem man bey erſtern die Blätter der Pflanze einweicht, um dieſelben zu erhalten, bey letzterm hingegen das ganze Kraut mit Ausnahme der Wurzel auf dieſe Art behandelt. Doch iſt auch dieſe Zubereitung in Indien gebräuchlich, daß man die Indigpflanze blos zerſtößt und anfeuchtet, aus dem Teig eine Art von Farbekugeln macht und ſie gleichfalls Inde nennt. Die gemeinſte Art, den Indig zu erhalten, die man an den meiſten Orten, wiewohl unter vielen Abänderungen, antrift, iſt aber dieſe: wenn man das Indigkraut geſchnitten hat, thut man es in einen Trog, Weichtrog oder Fäulungstrog, und füllet ihn mit Waſſer. Hierauf erfolgt nach etwa 12 oder 16 Stunden die Gährung und die Maſſe ſchwillt auf. Wenn ſie wieder anfängt niederzuſitzen und die Gährung alſo ihre höchſte Stufe erreicht hat, läßt man vermittelſt eines Hahns das Waſſer in einen andern Trog ablaufen, welcher Schlagtrog heißt, und das zurückgebliebene Kraut wird als Dünger genutzt. In dem Schlagtroge wird das mit den Indigtheilen imprägnirte Waſſer geſchlagen und ſtark gerührt, worzu man ſich auch, um die viele Arbeit zu erſpahren, gewiſſer mit Schaufeln verſehener Wellen, oder auch eigener

Müh-

Mühlen bedient, die vom Waſſer oder von Pferden getrieben werden. Das auf ſolche Art geſchlagene Waſſer erhitzt ſich, kommt in Gährung und ſteigt auf. Um dieſe Gährung zu dämpfen, gieſet man etwas Oel darauf, der Schaum fängt nun an zu fallen, theilt ſich und man ſiehet in dem Waſſer kleine Körner, in welchen ſich die Salze und andere Theile der Pflanze vereinigen. Um dieſe Operation zu erleichtern, wird auch etwas Kalkwaſſer hineingerührt. Das Waſſer wird nun nach und nach helle und läßt den dicken Saft unten zurück, man öfnet alſo eine Röhre, damit es ablauft, und nachdem dieſes geſchehen iſt, und das Waſſer auch aus dem Ruhetrog, in den es geleitet worden iſt, und die noch damit vermiſchten Indigtheile darinnen abgeſetzt hat, abgelaſſen worden, wird der Saft durch eine tiefer angebrachte Röhre in dieſen Ruhetrog abgelaſſen, und das Zurückgebliebene in dem Schlagtrog mit Beſen an ſolche Röhre hingekehrt. Aus dieſem dritten Troge nimmt man den verdickten Saft heraus und ſchüttet ihn in Leinwandſäcke, die man aufhängt, um das Waſſer vollends abtropfen zu laſſen, worauf der zurückgebliebene Teig in hölzernen Käſten oder Formen vollends getrocknet, in kleine Vierecke zerſchnitten, und nachdem er ganz von aller, auch der mindeſten Feuchtigkeit frey iſt, aufbewahret wird. Doch iſt dieſe Figur des Indigs nicht an allen Orten aufgenommen, er erſcheint auch zuweilen in der Geſtalt von Eyern, die in der Mitte durchſchnitten worden ſind, oder ſonſt auf andere Art. Es erfordern alle dieſe beſchriebene Operationen die größte Aufmerkſamkeit, weil man ſonſt leicht ſeines Zweckes verfehlt, oder wenigſtens den Indig nicht in der gehörigen guten Qualität erhält. Auch iſt dieſe Arbeit der Geſundheit

höchſt nachtheilig, daher die Negern, die ſie verrichten, aus dem Winde treten müſſen.

Es ſind nun hundert Jahre, daß die Zubereitung des Indigs bekannt iſt, und ſein ſtarker Abſatz vermehrte natürlicher Weiſe die Indigmanufakturen. Andere Manufakturen vervollkommnen ſich durch die Zeit und ihre größere Anzahl, und die Preiſe werden niedriger; hier iſt indeſſen das Gegentheil wahrzunehmen. Der Preis des Indigs iſt noch einmal ſo hoch, als nur vor 10 Jahren, und ſein Gehalt iſt um die Hälfte ſchlechter, ſo daß man nun gedoppelt ſo viel nehmen muß als ſonſten. Hieran iſt nicht blos der Geiz einiger Inhaber von dergleichen Plantagen und Manufakturen ſchuld, die in Anſehung der Arbeiter und der Zubereitung ſpahren, ſondern es ſind auch die Indigpflanzen wirklich ärmer an Farbtheilen als ſonſt, und es mangelt ihnen mehr an den gährenden Theilchen, daher ſich oft ganze Haufen nicht ſcheiden laſſen. Der Grund davon ſcheint darinnen zu liegen, daß die zum Indig beſtimmten Felder nicht nur mit keinem hinlänglichen Fleiß gebauet und blos von den entkräfteten Negern umgehackt, auch durch Ausrottung der Wälder der Sonnenhitze immer mehr blos geſtellt werden, ſondern auch darinnen, daß die Indigpflanzen durch beſtändigen Anbau auf der nämlichen Stelle die homogenen Theile ganz aus der Erde ziehen und immer weniger Nahrung zur Anſetzung der Farbtheile finden. Die neuen Plantagen, die auf Koſten der Wälder angelegt wurden, lieferten noch einige Zeit Indig von der vorigen Güte, zum Beweiß von der Wahrheit dieſer Vemuthung. Es iſt alſo eben die große Ausbreitung der Indigplantagen bey verminderter Anzahl der Arbeiter eine Urſache von dem Verfall dieſes Produkts.

Ich komme nun auf die Betrachtung des Indigs, als Kaufmannswaare. Der Oſtindiſche kommt entweder platt zu uns, wie der Serquiſſeindig, oder er erſcheint in Geſtalt halber Eyer. Dieſen letztern aber, den die Franzoſen *Inde moron* nennen, zerſtoſſen die Kaufleute, die ihn nach Europa bringen, damit er bequemer gepackt werden kann. Der Serquiſſeindig, der in den Staaten des großen Mogols, in einen Dorfe, 80 Meilen von Surate gemacht wird, iſt nebſt dem aus Java unter allen Oſtindiſchen der beſte; der *Indigo Lauro* oder *de Bayone* iſt auch vorzüglich; hingegen *Inde de Béampour* oder *Inde de Bengale* ſind die ſchlechteſten unter denen, die aus Oſtindien kommen.

Der Weſtindiſche, der auch platter Indig, Plattindig, *Indigo platto* genannt wird, beſteht aus platten Täfelchen. Der Guatimale iſt der beſte; er kommt in Kiſten mit rauhen Fellen überzogen, in Serons und auch in Fäſſern. Als 1773. in Guatimala ein Erdbeben war, litte der Handel mit Indig ſehr. Der Indig aus St. Domingo und Jamaica wird dem vorigen faſt gleich geſchätzt, wenn er vollkommen rein iſt, hat aber doch nicht ganz die lebhafte und kupferige Farbe. Der übrige Indig aus den (antilliſchen) Inſeln, *Indigo des Iles*, iſt geringer als andere Weſtindiſche Sorten. Der von den karaibiſchen Inſeln nebſt einigen andern Sorten des amerikaniſchen Indigs wird nicht ſehr geſucht.

Die Nationen, welche den Indig hauptſächlich nach Europa bringen, ſind Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Engländer und Holländer. Dieſe letztern allein bringen jährlich 5 bis 600 Centner zurück, wovon ein guter Theil nach Deutſchland und Rußland verführet wird. Der Preiß iſt bald höher, bald geringer. Doch mag hier ein Verzeichnis

nis aus Savary Dikt. nach den verſchiedenen Sorten ſtehen, damit man ihr Verhältnis gegen einander deſto leichter beurtheilen könne. Das Pfund Serquiſſeindig koſtet nach dieſer Angabe in Amſterdam 25 bis 35 Stüver; Indig von Guatimala in Kiſten 50 bis 60 Stüv. Tara iſt 45 Pf. für die Kiſte; der nämliche in Serons ohne Matten eben ſo viel, Tara iſt aber 28 Pf.; mit Matten das nämliche, Tara iſt 30 Pf.; in Fäſſern 45 bis 90 St. Tara, was die Fäſſer wiegen. Indig von Java 40 bis 75 St. und Tara nach dem Gewicht; von St. Domingo 50 bis 60 St. Tara, wie vorhin; Indigo Lauro $14\frac{1}{2}$ bis $15\frac{1}{2}$ Stüv. Tara, wie bey dem vorigen. Dieſe Sorten geben insgeſamt für gutes Gewicht und promte Bezahlung für jedes 1 pro Cent, 2 pro Cent aber werden für den Staub abgerechnet. In Hamburg werden die Sorten eben ſo wie in Holland verkauft, nach dem Unterſchied der Beſchaffenheit und Güte; die Bezahlung geſchieht in Banko, der Rabat iſt $8\frac{2}{3}$ pro Cent; da aber bey dem Indig von Guatimala nur 40 oder 42 Pfund Tara auf jede Kiſte gegeben werden, ſo büſet oft der Käufer ein, da die Kiſte zuweilen 50 Pfund wiegt.

Wenn der Indig aus platten und mittelmäßig dicken Schlacken beſteht, weder zu weich noch zu hart iſt, ſich alſo leicht zerbrechen läßt; wenn er ſich leicht entzündet, auswendig dunkelblau, lebhaft und glänzend an Farbe iſt, inwendig aber noch ſchöner und gleichſam mit ſilberfarbigen Flimmern durchſäet; wenn er leicht iſt und auf dem Waſſer ſchwimmet, dann hält man ihn für gut. Je mehr er ſinkt, deſto größer iſt der Verdacht, daß fremde Theile beygemiſcht ſeyen, da der Betrug, welcher damit vorgehen kann, mancherley iſt, z. B. wenn die Pflanze im Fäulungstrog zu ſehr gerührt wird, ſo daß Blätter

und

und Schalen völlig aufgelößt werden, wenn Erde, Aſche, Sand darunter gemiſcht iſt, u. ſ. w. Man beurtheilt ihn alſo nicht nur nach ſeiner Farbe und Gewicht, ſondern man zündet ihn auch an, und ſieht, ob er ganz zu Aſche wird, oder auch etwas von Sand und geſtoſſenem Schiefer übrig bleibt, oder feuchtet ihn an, macht damit einen Strich auf die Hand oder Papier und breitet denſelben mit naſſem Finger weiter aus. Je dunkler, reiner und ſchöner blau der Strich ausfällt, für deſto beſſer hält man den Indig.

Von der Behandlung des Indigs, wenn man ihn zum Färben braucht, iſt bereits unter der Rubrik blau geredet worden.

Ich habe oben ſchon erinnert, daß man in unſerm Klima die Indigpflanze nicht anders als in Gewächshäuſern erziehen kann. Und wenn der letztverſtorbene König von Preußen ein Kleid hatte, das mit Indig, der in ſeinen Staaten gewachſen und zubereitet war, gefärbt worden iſt, ſo muß man geſtehen, daß dieſes nicht für jedermann ſey. Es bleibt alſo nur die Frage übrig, ob es nicht möglich ſey, in unſerm Klima eine Pflanze zu finden oder zu bauen, die eine, dem Indig ähnliche, oder doch vollkommen gleiche Farbe gebe? Die Meynung der Chimiſten und Phyſiker ſind darüber getheilt, doch zweifeln die meiſten daran, da der Indig ſich von allen übrigen bekannten blauen Farben ſo ſehr unterſcheidet, ob auch in unſrer Himmelsgegend dergleichen Farben von der Natur erzeugt werden können. Wie ſehr ſich z. B. der bey uns wachſende Waid von dem Indig unterſcheide, iſt jedem Kenner bekannt. Indeſſen wäre es nicht unmöglich, aus inländiſchen Vegetabilien eine blaue Farbe zu erfinden, die doch den Vorzug vor dem Waid hätte. Wenigſtens hat man in Südkarolina

eine Pflanze entdeckt, aus der man Indigo macht und ſchon auf 200000 Pf. Indig von derſelben nach England geliefert hat. Aber der nachgekünſtelte Indig von geſtoſſenen Myrrhenäpfeln oder von der Scheerwolle von blauem Tuche mit Kalk und Urin wird den wahren wohl nicht verdrängen.

Indigenat. S. Incolat.

Indigofera, ſ. Anil.

Indigoteria, ein Stück Landes, wo man den Indig bauet und zubereitet, mit Inbegrif der darzu gehörigen Negern, Gebäuden und Geräthſchaften.

Indoſſiren, Endoſſiren, lat. *indoſſare*, fr. *endoſſer*, wird geſagt, wenn man einen Wechſel an einen andern überträgt, d. i. durch eine zu demſelben hinzugeſetzte ſchriftliche Verſicherung die Macht und Gewalt, denſelben beyzutreiben, einem andern überläßt. Man braucht darzu ungefähr dieſe Formel: Inhalt dieſes zahle der Herr für mich an N. N. es ſoll mir valutiren (oder) es ſoll mir gute Zahlung ſeyn. Dieſes nennt man **Indoßirung** oder **Indoſſament.** Ein ſolcher Wechſel heißt ein **indoßirter Wechſelbrief**, der, welcher ihn einem andern überträgt, **Indoſſant**, und der ihn übernimmt, **Indoſſat.**

Induſtrie bedeutet im Finanzweſen und der Staatswirthſchaft den betriebſamen und erfinderiſchen Fleiß der freyen Arbeiter und Kaufleute, nebſt der Geſchicklichkeit, aus allen günſtigen Umſtänden den möglichſten Vortheil zu ziehen. Es iſt dieſe Induſtrie der Grund eines blühenden Nahrungsſtandes, und wenn man Handlung und Gewerbe befördern will, ſo muß man nothwendig ſuchen, den Geiſt der Induſtrie der Nation einzuflöſen, und wo dieſer nicht herrſcht, ſondern alles nach dem Herkommen getrieben wird, da wird man wenigſtens in ſolchen

Din=

Dingen, die andere ebenfalls nachzumachen im Stande ſind, und bey denen man nicht die Materialien oder das Geheimnis der Fabrikation ganz allein beſitzt, ſchwerlich andern Nationen im Debit den Rang ablaufen. Beweiſe davon ſind Spanien, Portugal, Pohlen und ſo manche andere Staaten, ſo wie England, Frankreich, Holland und ein Theil von Deutſchland Beweiſe des Gegentheils ſind. Es kommt hier auf Erfindung, Manchfaltigkeit in den Arbeiten, äuſſerliche Schönheit der Waaren, wohlfeilen Preis, Fleiß und den durch dies alles erlangten guten Ruf an, um Ausländer zu verdrängen, und Käufer anzulocken. Die Triebfedern der Induſtrie ſind das Verlangen, ſich das Leben angenehm zu machen und die Begierde nach Vorzug, es ſey in Anſehung des Reichthums oder der Ehre. Wenn man dieſe Triebe gehörig zu leiten weiß, befördert man auch die Induſtrie. Es iſt nicht einmal immer nöthig, ſie anzuſpannen; die Wegräumung der Hinderniſſe iſt gemeiniglich ſchon genug, da ſie dem Menſchen nur allzu natürlich ſind. Man arbeite alſo von oben herab der Verachtung entgegen, die den gröſten Theil der producirenden Klaſſe und ſelbſt der Kaufmannſchaft drückt, als welche noch in vielen Ländern für eine dem Adel unanſtändige Beſchäftigung gehalten wird, und zeige dargegen Achtung für geſchickte Kaufleute, Fabrikanten, Künſtler, Erfinder und Landwirthe; man belohne vorzügliche Verdienſte in dieſen Fächern durch Ehre und Vortheile; man nehme den Fabriken und Manufakturen, der Handlung, dem Ackerbau, dem Kunſtfleiße die Feſſeln ab, die ihre Ausbreitung hindern, und verſchaffe ihnen die nöthige Freyheit; man unterſtütze ſolche Unternehmungen, die dem Lande nützlich ſind, durch Beyfall, Geld und andere Begünſtigungen; man ſetze Prämien auf

die verſchiedene Zweige der Induſtrie aus; man beſchütze den Fleiß bey demjenigen, was er erworben hat, und mache ihn nicht durch ſchwere Abgaben muthlos; man dirigire die Ein- und Ausfuhr ſo, daß ſie zur Ermunterung der Induſtrie und zum Gedeihen der Manufakturen, Fabrikation und Produktion der Materialien zu denſelben mitwirke; man trachte dahin, ſchon die Jugend zur Induſtrie zu erziehen; man gehe der producirenden Klaſſe mit Beyſpielen auf herrſchaftlichen Gütern in Anſehung der nöthigen Verbeſſerungen vor, die mehr wirken als Geſetze und Verordnungen; man laſſe zuweilen tüchtige Subjekte in andere Länder reiſen, um in ihrer Profeßion oder anderwärtigen Beſchäftigung neue Vortheile einzuſehen und bey ihrer Zurückkunft zu benutzen und andern zu zeigen u. ſ. w. Alle dieſe Mittel ſtehen in der Hand eines Regenten, ſind ihm bey wohl eingerichteten Finanzen ſehr möglich, und werden ihre Wirkung ſchwerlich verfehlen. S. auch von dieſer Materie Policey der Induſtrie, Braunſchw. 1768. 8.

Infamie, der Verluſt des ehrlichen Namens, oder auch der Achtbarkeit, die man ſonſt nach ſeinem Stande zu genieſen hat. Man unterſcheidet *infamiam facti*, die aus einer entehrenden That entſpringt und die Achtung ehrliebender Menſchen dem Thäter raubt, von der *infamia iuris*, die durch die Geſetze ihre volle Gültigkeit erlangt. Wenn nach vernünftigen Grundſätzen eine Strafe nicht nur dahin abzweckt, dem Uebelthäter die Macht zu nehmen, ferner zu ſchaden, und andere von ähnlichen Uebelthaten abzuſchröcken, ſondern auch, wo möglich, den Verbrecher ſelbſt zu beſſern, ſo ſcheint die Infamie, wofern ſie nicht mit der Todesſtrafe, ewiger Gefangenſchaft oder lebenslänglicher öffentlicher Arbeit verbunden iſt, ihrem Zweck wenig zu entſprechen.

Der

Der, welcher infam gemacht iſt, verliehrt nun die Hofnung, ſich jemals wieder mit der Geſellſchaft auszuſöhnen, der Weg zu einem ehrlichen Fortkommen iſt ihm allenthalben verſchloſſen. Er wird alſo gleichſam auf die Bahn des Laſters hingebannet, er fühlt den bitterſten Haß gegen die Geſellſchaft, die ihn ausgeſtoſſen hat, und ſtöhrt unaufhörlich ihre Ruhe. Und wenn auch die *Reſtitutio famae* ein Vorrecht der Landesherrſchaft bleibt, ſo wird ſie doch meiſtens nicht hinlänglich ſeyn, den Entehrten wieder in ſeine vorigen Rechte einzuſetzen. Wäre es nicht beſſer, einen Menſchen, den die gewöhnlichen Mittel nicht zur Beſſerung bringen können, der ſtrengern Aufſicht zu übergeben, welche bey dem Kriegsſtand herrſcht, als ihn ehrlos zu machen?

Denn ward nicht mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geſchlagen,
Der, Troz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiſer war, als der, den er vernünftig ſchlug!

Von der Infamie iſt die **Anrichtigkeit**, *nota levis maculae*, unterſchieden, in welche ein Menſch ohne ſeine Schuld durch die Lebensart, die ſeine Vorfahren oder er ſelbſt trieben, verſetzt wird, z. B. Abdecker, Scharfrichter, ingleichem Häſcher, gebohrne Leibeigene, unehliche Kinder u. d. g. Man kennet die Wirkung dieſer Anrichtigkeit bey Handwerken. Jedermann weiß, wie unbillig dergleichen Art von Ehrloſigkeit in Anſehung eines Menſchen iſt, der ſie nicht verſchuldet, oder eine ſo übel berüchtigte, aber gleichwohl dem Staat nützliche und unentbehrliche Beſchäftigung getrieben hat; jedermann iſt überzeugt, wie ſchädlich ſie einem Lande ſey, da durch dieſelbige eine Menge von Leuten von ordentlichen Beſchäftigungen abgehalten und zum Müßiggang

und Betteln, oder gar zum Rauben und Stehlen gereizt werden, und gleichwohl dauert ein ſo ſchädliches Vorurtheil, der Reichsabſchiede, die es abzuſtellen ſuchten, ungeachtet, fort.

Inflammation. S. Entzündungskrankheiten (des Rindviehes.)

Ingarn. Die Jäger bezeichnen damit das inwendige kleine Garn zwiſchen den Spielgelnetzen, welches eigentlich zum Fangen beſtimmt iſt, inſoferne das Thier, welches gefangen wird, beym dieſſeitigen Spielgelnetz einſchlieſt und dieſes Jagen durch das jenſeitige in Geſtalt eines Sackes mit durchzieht.

Ingber oder Inwer, *Amomum Zingiber*, *L.* Dieſe Pflanze hat zween Staubfäden, einen ſcheideartigen Kelch, einen nacketen Schaft und lange Blumenähren. Sie wächſt häufig in Indien, woher auch ihr Name ſtammet. Seitdem ſie die Portugieſen ins mittägige Amerika gebracht haben, wird ſie nun auch häufig daſelbſt gebaut, und nach Europa geſchickt. In Oberdeutſchland wird ſie gewöhnlich Imber, Ymper, Ginfer, im Sächſiſchen aber Engeber, Ingiber genannt. Man benutzt gewöhnlich nur die Wurzel derſelben, welche knolligt iſt, und ſich ſeitwärts in die Erde verbreitet. Der vorzüglichſte Ingber kommt von Braſilien und St. Domingo. Er wird theils nach den Ländern, die uns damit verſehen, der ceylonische, bengaliſche, chineſiſche ꝛc. theils wegen der verſchiedenen Zubereitung, der ſchwarze, weiſe, blaue, rothe und gerbelierte genannt.

Der Werth des engliſchen Ingbers iſt nicht beträchtlich, denn er iſt den Würmern ſehr ausgeſetzt und überdies ſo weich und faſerig, daß man ihn nicht wohl zu Pulver verſtoſſen kann.

Ueber die Zubereitung der Wurzeln ſind die Nachrichten ſehr verſchieden. Man zieht ſie nach gehöriger

riger Reiſe aus der Erde, ſondert ſie vom Kraute und der braunen Schaale, mit der ſie überzogen ſind. Hierauf werden ſie etliche Stunden in Salz oder Seewaſſer, eben ſo lang an die Sonne, denn aber an einen bedeckten Ort in freyer Luft gelegt, damit ſie nach und nach austrocknen, und dann in Fäſſern, oder nur ſo blos in der Niederlage aufbewahrt werden können. Diejenigen aber, welche zu uns gebracht werden, ſind meiſtentheils mit ſiedendem Waſſer gebrühet, damit die Keime, die beym langſamen Trocknen leicht wieder ausſchlagen, getödtet werden, und die Wurzeln ſelbſt, die durchs Brühen eine hornartige Subſtanz bekommen, länger möchten brauchbar bleiben.

In der Küche wird der Jngber ſeines Wohlgeſchmacks wegen ſehr häufig verbraucht, und gehört wirklich unter die beſten Gewürze. In Frankreich dient er ſtatt des Pfeffers, der daſelbſt mit großen Abgaben belegt iſt und dreymal ſo viel koſtet.

Was den mediciniſchen Gebrauch betrift, ſo kommt er in Anſehung ſeiner Kräfte dem Pfeffer ſehr nahe. Als verdünnernd und reizend befördert er die Verdauung, und eben darum würzt man auch heut zu Tage die Speiſen damit. Zuweilen miſcht man ihn mit Arzneymitteln, die den in den erſten Wegen ſitzenden Schleim verdünnen ſollen. Aeuſſerlich kann man ihn mit gutem Erfolge verſchiedentlich anwenden. Er vertreibt beſonders wirkſam den an dem Zäpfchen klebenden Schleim. — Zeno befeuchtete ihn mit Speichel, hielt ihn an die Augen, und ſtellte damit die Schärfe ſeines Geſichts wieder her. Borigius bezeuget, daß wenn man ihn pulveriſirt, mit Waſſer angerieben, an die Augenlieder ſchmiere, er wider den bevorſtehenden Staar trefliche Dienſte leiſte. Der gebackene Jmber ſtellt die Verdauungskräfte leicht wieder her.

Ingberſtein, Zingiberit, ſo heißen diejenigen zweyförmigen Steine, die dem Ingber ähnlich ſehen. Ihr Umfang iſt oft glatt, oft uneben. Bey vielen findet man in der Mitte eine Art von Kern, der oft beweglich iſt, ſo eine Art Klapperſtein bildet, und gleichſam die Grundlage zum ganzen Ingberſteine zu ſeyn ſcheint. Die mehreſten werden für Tophſteine gehalten,

Ingenieur aus dem Franzöſiſchen *Ingenieur*, *Architectus militaris*, *L.* eine Perſon, die in der Kriegskunſt erfahren iſt und Kenntniſſe hat, die zur Beveſtigung, zum Angrif und Vertheidigung eines Platzes gehörigen Werke und Arbeiten anzugeben und zu ordnen.

Dazu gehören Kenntniße in der Meßkunſt, höhere Rechenkunſt, Beveſtigungskunſt, bürgerlichen Baukunſt, Maſchinenlehre, Perſpektiv und Taktik, Hiſtorie und Geographie.

Ingredienz, ſo heißt jedes der Stücke, aus denen ein Medikament, eine Farbe, ein Gebackenes u. d. g. m. beſteht.

Inhaben, ſo viel als beſitzen, das Recht haben, mit einer Sache nach Belieben umzugehen.

Inhaber (der) die **Inhaberin**, eben das, was Beſitzer, Beſitzerin iſt.

Inhaftiren iſt nur im gemeinen Leben und in gerichtlicher Sprache üblich und bedeutet, jemanden in Verhaft nehmen.

Inhalt, vom Zeitworte enthalten, heißt dasjenige, was in einem Körper dem Raum nach befindlich iſt, z. B. Wein, Bier, Waſſer iſt der Inhalt eines Kruges, eines Faſſes, eines Brunnens, oder was ein Raum enthalten kann, z. B. der Inhalt dieſes oder jenes Geſchirres iſt ein Eymer. Am üblichſten iſts, wenn von einem Buche oder einem Briefe die Rede iſt. Iſt das Buch von inter-

eſſantem Inhalte (Iſt der Inhalt des Briefes erfreulich?)

Inhölzer, ein Niederſächſiſches, im Schiffbau übliches Wort, worunter man diejenigen Hölzer verſteht, die an die Knie des Schiffes ſtoſſen, und den Bauch bilden. Sie tragen die äuſſere Verkleidung.

Inländer, eine Perſon, die in einem Lande gebohren oder doch daſelbſt wohnhaft iſt, im Gegenſatz mit Ausländer.

Inländiſch, was in einem Lande einheimiſch oder üblich iſt. Inländiſche Waaren, Thiere, Speiſen, Gebräuche, Tänze ꝛc.

Inländiſche Waaren. Daß man die inländiſchen Produkte nicht nur vermehren, ihre Arten vervielfältigen, ſondern auch ſie, wo möglich, ſelbſt im Lande veredlen und nicht roh ausführen ſoll, darinnen ſind alle Politiker und Kameraliſten einig, in der Wahl der dazu dienlichen Mittel aber ſehr verſchieden, und meiſtens ſehr unglücklich. Um die Veredlung der rohen Produkte zu erzwingen, belegt man ihre Ausfuhr mit ſchweren Abgaben, oder verbietet ſie, einem monopoliſtiſchen Manufakturiſten zu Gefallen, wohl ganz und gar, benimmt den Erzeugern der Produkte dadurch allen Nutzen und eben dadurch den Muth zur Hervorbringung. So lange rohe Produkte aus dem Lande gehen, ſo lange fehlt es dem Lande zuverläßig an hinlänglichen und geſchickten Arbeitern. Man helfe dieſem Mangel ab, ſo wird die Ausfuhr von ſelbſt aufhören, denn der ausländiſche Manufakturiſt kann, wenn die übrigen Umſtände gleich ſind, mit dem inländiſchen bey dem Einkaufe niemal die Konkurrenz aushalten, weil ihm Fracht, Zölle, Speditionskoſten, Geldagio u. d. g. den Preiß des rohen Stofs viel zu ſehr erhöhen, bis er ihn in ſeine Werkſtatt bringt.

Eben

Eben ſo fehlerhaft iſt es, wenn man von dem Landmanne fordert, daß er ein neues Produkt bauen ſoll, welches ihm oft 10 Procent weniger einbringt, als das alte; welches er ſo wenig kennt, als derjenige, ſo es ihm anpreißt und womit er keinen Ausweg kennt. Man erzeuge das neue Produkt zuerſt auf herrſchaftlichen Gütern, unterrichte einige Landleute, wie es zu behandeln iſt, und ſorge für Leute, welche es im Lande verarbeiten oder aufkaufen und in das Ausland ſenden, ſo wird ſich der Anbau von ſelbſt verbreiten, wie ſich der Flachsbau ohne obrigkeitliche Anſtalten ſo weit verbreitet hat.

Inliegen, hievon iſt nur das Mittelwort, inliegend gewöhnlich, z. B. inliegendes Geld.

Inmann, **Infrau** ꝛc. eine Perſon, welche in eines andern Hauſe zur Miethe wohnt. Im Oberdeutſchen Häußler, Häußlerin. Im Niederſächſiſchen Inlieger, Einlieger.

Inmärker, **Inmärkerin**. In einigen Gegenden eine Perſon, die innerhalb der Mark eines Dorfes oder Waldes anſäßig iſt.

Innung, eine durch die Obrigkeit beſtättigte Geſellſchaft eines Gewerbes, die zu einem Gewerbe gehörigen Perſonen, die Innung der Schuſter, Schneider ꝛc. Vor die Innung gefordert werden, vor die verſammelten Glieder einer ſolchen Geſellſchaft gerufen werden. An andern Ort ſagt man Zunft, **Zeche**. **Innungspfennig**, das Geld, welches zu beſtimmten Zeiten zur Beſtreitung nöthiger Ausgaben, z. B. zur Unterſtützung elender, kranker Geſellen von den Gliedern der Innung muß erlegt werden. Anderswo ſagt man: **Auflage halten**, **auflegen**, ſ. Zunft.

Inokulieren, dies Wort wird vom Einpfropfen der Bäume, ſ. Okulieren, und vom Einimpfen der Pocken gebraucht, ſ. Pocken.

Inſaß, ein Einwohner. Eigentlich der in einem landesfürſtlichen Territorium befindliche vogteyliche Unterthan einer andern Herrſchaft, bisweilen auch dieſe Herrſchaft ſelbſten.

Inſchlitt, ſ. Unſchlitt.

Inſchrift, eine Schrift auf einem ſinnlichen Gegenſtande, z. B. auf Denkmälern, (Grabſteinen) öffentlichen Gebäuden, Triumphbogen, Münzen ꝛc. um das Andenken einer Perſon, oder einer wichtigen Begebenheit zu verewigen.

Inſekt, nach der Beſtimmung der größten Naturforſcher, diejenigen Thiere, die ein Herz mit einer Herzkammer und ein weißes kaltes Blut haben. Ueberdies haben ſie Fühlhörner, ſeitwärts bewegbare Kinnladen, wenigſtens ſechs Füſſe, an den Seiten des Körpers Luftlöcher zum athmen und eine harte Haut. Sie verwandeln ſich dreymal. Ihr Name Inſekt iſt vom lateiniſchen Worte *inſecare*, einſchneiden, abgeleitet, weil ſie an einem Theile ihres Körpers gleichſam Einſchnitte oder Kerben haben. Im gemeinen Leben belegt man ſie mit dem Namen Geſchmeiß oder Ungeziefer. Bey den Inſekten iſt das männliche und weibliche Geſchlecht ſtets in verſchiedenen Thieren. Wahre Zwitter ſind noch nicht erwieſen. Dem ohngeachtet ſind die vorgegebenen Zwitterinſekten nicht erdichtet, ſondern vielmehr Abänderungen oder Misgeburten. S. der wunderbare Eulenzwitter von Jak. Chriſt. Schäffer, Regensb. 1761. 4. im *II.* B. ſeiner Abhandlung von Inſekten, *p.* 313.

Bey den Bienen und Ameiſen hat man die arbeitenden für geſchlechtlos und unfruchtbar gehalten. Allein neuere Beobachtungen lehren, daß wenigſtens die Arbeitsbienen Eyer legen, und daß ſie bey mehrerer Nahrung alle vollkommene und fruchtbare Weibchen werden können.

Ad. Gottl. Schirach erzog aus Arbeitsbienen einen Weiſel. Daher hält Bonnet die Arbeitsbienen für verunglückte Weiſel.

Die Inſekten ſind über den ganzen Erdboden verbreitet. Nur ſind in ſehr kalten oder ſehr heißen Ländern (z. B. in den neu entdeckten Südländern) verhältnismäßig wenige Inſekten. Sie leben eben ſowohl im Waſſer als auf dem Lande.

In der Haushaltung der Natur ſind ſie höchſtnöthige Arbeiter. Sie verrichten ihre Geſchäfte meiſtens bey Tage, doch auch andere Abends und Nachts, z. B. die Nachtſchmetterlinge, Waſſerkäfer und Bettwanzen ꝛc. Durch ſie wird vorzüglich das Gleichgewicht zwiſchen dem Pflanzen- und Thierreich erhalten. Sie reinigen die Luft, indem ſich einige, wie die Aas- und Speckkäfer, Ameiſen, Fliegen ꝛc. von todten thieriſchen Körpern nähren, und kleinere Aeſer ganz in die Erde ziehen. Manche leben vom Unrathe anderer Thiere. Andere durchbohren das faule Holz und machen, daß es bald in Erde verwandelt wird. Die Larven der Mücken reinigen die ſtehenden und faulen Gewäſſer, und verſchaffen ihnen Abzug.

Viele vermindern andere allzuhäufige Inſekten, z. B. verſchiedene Käfer tödten die Raupen; die Spinnen, Raubfliegen und Fangheuſchrecken freſſen andere Inſekten. Eben ſo nähren ſich viele von den Pflanzen und verhüten alſo, daß dieſe nicht die Thiere verdrängen. Sie vermindern das Unkraut, und befördern auch oft die Fruchtbarkeit der Bäume, indem ſie viele Blätter abnagen, und ihren Saft für Blüthe und Früchte beſtimmen. Auf jeder Pflanze leben Inſekten, ſelbſt auf den giftigen und unbrauchbaren, die blos für ſie beſtimmt zu ſeyn ſcheinen.

Eini-

Einige dienen zur Vermehrung der Pflanzen, indem ſie den Blumenſtaub auf die feuchte Narbe des Staubweges bringen. So befördern einige Gallerespen die Befruchtung der Feigen, und eine kleine Schnecke der Oſterluzey. Die todten Körper der Inſekten düngen das Erdreich, ja es werden ganze Felder von dem Hafte, (*Ephemera*) wovon eine ſehr große Menge auf einmal ſtirbt, in Krain bedüngt.

Ueberdies ſind die Inſekten für andere Thiere, beſonders für Vögel, Amphibien und Fiſche, denen ſie zur Nahrung dienen, ſehr nützlich. Auch einige Säugthiere, z. B. der Ameiſenfreſſer, nähren ſich von ihnen.

Verſchiedene nützen vorzüglich dem Menſchen. Krebſe und große Heuſchrecken werden gegeſſen. Bienen und Weſpen bereiten uns Honig und Wachs. Viele werden zu Arzneyen, zum Färben gebraucht, und andere ſpinnen uns koſtbare Kleider.

Von der andern Seite ſind auch die Inſekten in manchem Betracht ſchädlich, ob ſie gleich in gewiſſer Abſicht ſelbſt durch dieſen ſcheinbaren Schaden nützlich ſind. Viele Raupen verderben die Wieſen, die Obſtbäume und andere Pflanzen. Die Kornwürmer zernagen die Körner des Getraides. Die Erdflöhe freſſen die zarten Saamenblätter junger Kohlpflanzen, und die großen Heuſchrecken verheeren oft die Saat in ganzen Gegenden. Die Bohr- und Speckkäfer und gewiſſe Holzraupen verwüſten oft ganze Wälder. Dem Vieh ſind verſchiedene Fliegen ſchädlich, oft tödtlich. Andere zernagen das Hausgeräthe, und einige nähren ſich nicht nur auf andern Thieren, ſondern fallen auch den Menſchen an.

Aus dieſen wenigen Bemerkungen über den Nutzen und Schaden erhellet, wie nöthig die genauere

Kenntnis der Inſekten, insbeſondere für Oekonomen ſey; denn wie kann man dem Schaden eines Dinges vorbeugen, oder den möglichen Nutzen daraus ziehen, ohne daſſelbe vollkommen zu kennen?

Inſel bedeutet überhaupt etwas abgeſondertes, ein einzeln gelegenes Ding. Gewöhnlich aber wird es nur von einem Stück Landes gebraucht, welches rings umher mit Waſſer umfloſſen, alſo einzeln und abgeſondert iſt. Ehedem hieß es Eyland. Halbinſel iſt ein Stück Land, welches zwar dem größten Theile nach mit Waſſer umgeben iſt, doch aber von eine Seite mit dem veſten Lande in Verbindung ſteht. Die Inſeln in den Flüſſen werden insgemein ein **Holm**, ein **Schütt**, eine **Wörthe** oder ein **Werther** genannt. Größere Inſeln werden oft plötzlich durch Erdbeben oder Wirkungen eines unterirdiſchen Feuers hervorgebracht, wie Seneka von der Inſel Santorin (ſonſt Theraſia) verſichert, die den Seeleuten plötzlich ſoll zu Geſichte gekommen ſeyn. Plinius ſpricht von 13 ſolchen Inſeln im mittelländiſchen Meere, von denen Rhodus und Delos die vornehmſten ſind. Mehr Beyfall ſcheinen aber die Berichte des Ammianus, Marcellinus, Philo und anderer zu verdienen, die da behaupten, daß dieſe Inſeln ſchon vorhanden geweſen, aber erſt bey Abnahme des Meerwaſſers ſichtbar geworden ſeyen.

Derer, die durch Feuer und Erdbeben entſtehen, ſind wirklich nur wenige.

Die kleinern, die oft zum Vorſchein kommen, beſtehen aus Schlamm, Sand und Erde, die von den Strömen aus dem Meere fortgeführt und an verſchiedene Oerter gebracht werden, wo ſie immer mehrere Veſtigkeit erhalten, und zu Inſeln werden. Diejenigen, die ſich in Flüſſen bilden, werden gar nicht gerne geſehen, weil ſie die Ufer ruiniren und viele Baukoſten verurſachen. In großen Seen giebts

giebts ſogenannte ſchwimmende Inſeln oder Moosſchocken, auf denen man, je nachdem ſie einige Tüchtigkeit haben, an verſchiedenen Orten einträgliche Gewächſe bauet. Sie beſtehen aus einer ineinander gewebten Maſſe von Wurzeln und verfaulten Vegetabilien und Schlamm, der ſich zwiſchen dieſe geſetzt hat. Daher ſind ſie viel leichter als Waſſer und können in demſelben umher ſchwimmen.

Inſiegel. Dies iſt ein altes, ehedem ſehr üblich geweſenes Wort, und bedeutet ein in- oder aufgedrucktes Siegel. Gegenwärtig findet man es nur noch hin und wieder in Kanzelleyen, und bedient ſich der Benennung Siegel oder Petſchaft.

Auſſerdem aber iſts ein Jäger Terminus. Wenn der Hirſch bey naſſem Wetter Erde an ſeine Füſſe ballt und zwiſchen die Schaalen zwingt und ſie wieder fallen läßt, ſo heißt der in die Erde gedrückte Fuß bey den Jägern Inſiegel, hohes Inſiegel, der Auswurf oder Hirſchſchuh, und iſt ein untrügliches Kennzeichen, woran man Hirſch und Thier unterſcheiden kann.

Inſolation, ſ. Sonnenſtich.

Bey den Apothekern heißt dies ſo viel, als gewiſſe Materien an die Sonne ſtellen, durch deren Wärme ſie digerirt, macerirt, getrocknet oder gebleicht werden ſollen.

Inſpektor. Ein Mann, dem die Aufſicht und Verwaltung irgend eines Geſchäftes anvertrauet iſt, z. B. Bauinſpektor, dem die Aufſicht über das Bauweſen, Forſtinſpektor, dem die Verwaltung der Holzungen aufgetragen iſt.

Inſte, Inſtmann, ſ. Inmann.

Inſter, (das) an einigen Orten Sachſens das Gekröſe der Kälber, und an andern auch das ganze

Eingeweide jedes Thieres, wozu die Fleiſcher noch Kopf und Füſſe rechnen.

Inſtinkt, ein natürlicher Trieb der Thiere, ohne deutliches Bewußtſeyn Verrichtungen einerley Art vorzunehmen und das zu vermeiden, was ihnen ſchadet, der Naturtrieb. Aeuſſert ſich aber dieſer Trieb in mehr künſtlichen Verrichtungen, ſo heißt er Kunſttrieb. Der Ausdruck Inſtinkt hat ſchon die Vergehungen mancher Menſchen beſchönigt, inſoferne ſich nämlich von ihnen ſagen läßt: ſie hätten mehr nach einem gewiſſen innerlichen Wink (Inſtinkt) als nach vernünftiger Ueberlegung gehandelt.

Inſtruktion bezeichnet eine jede Belehrung, wie man ſich zu verhalten habe. Es mag ſie nun ein Fürſt ſeinen Unterthanen, ein Kaufmann ſeinen Bedienten ꝛc. mündlich oder ſchriftlich ertheilen. Inſonderheit aber verſteht man darunter die Befehle, die ein großer Herr ſeinen Abgeſandten, in Rückſicht auf die Vollziehung ihrer Aufträge, ertheilet.

Inſtruktion eines Prozeſſes heißt beym Juriſten: einen Prozeß rechtsförmig einrichten, und ihm eine ſolche Geſtalt geben, daß die Richter darüber urtheilen können.

Inſtrument, ein Werkzeug, durch deſſen Hülfe der Menſch etwas wirket, etwas ſchaft, etwas hervorbringt.

Wenn von natürlichen Werkzeugen des Menſchen die Rede iſt, ſo verſteht man darunter ſolche, die ihm die Natur zu ſeinen Verrichtungen mitgetheilt hat, z. B. Hände zum Arbeiten, Zähne zum Beißen ꝛc. unter künſtlichen aber ſolche, die ein Beweis des menſchlichen Erfindungsgeiſtes ſind; deren manche, in ſo weit ſie zum Plan dieſes Werkes gehören, an ihrem Orte vorkommen ſollen. In Rechts- und andern gemeinen Händeln bedeutet Inſtru-

ſtrument eine Urkunde oder Schrift, die zum Beweiſe einer vorgegangenen Handlung dient und ſie glaubwürdig macht, z. B. eine Handſchrift wegen eines entlehnten Kapitals, ein Brief, ein Erbregiſter rc. Nur müſſen dieſe Inſtrumente, wenn ſie gültig ſeyn ſollen, das Datum haben, und unverdorben ſeyn.

Inſtrumentenmacher, ſo heißt derjenige Künſtler, der Inſtrumenten oder Werkzeuge verfertigt. Es iſt beſonders von denen gebräuchlich, die muſikaliſche Inſtrumente machen, wiewohl es auch von den Verfertigern mathematiſcher und chirurgiſcher Inſtrumente geſagt wird, die aber eigentlich zu den Meſſerſchmieden gehören, und oft nur Meſſerſchmiede ſind.

Inſurgent. In Ungarn bezeichnet man durch Inſurgenten diejenige Miliz, die im Falle der Noth, auſſerordentlich, zur Vertheidigung des Landes aufgefordert wird.

In andern Ländern iſt Inſurgent ein ſchonender Ausdruck für mißvergnügte Unterthanen, die ſich gegen die Regierung aufgelehnt haben.

Intelligenzanſtalt, Intelligenzweſen. Hierunter verſteht man die Polizeyanſtalt, da in vielen Städten, wo anſehnliches oder doch mittelmäßiges Gewerbe getrieben wird, wöchentlich ein oder mehrere gedruckte Bogen von einem beſonders dazu angeordneten Amte ausgegeben werden, woraus man ſich über verſchiedene Gegenſtände, die Handel und Wandel betreffen, belehren kann. Es giebt ſehr viele Nachrichten, an deren ſchneller und allgemeiner Bekanntmachung nicht nur einem allein, ſondern oft allen Einwohnern einer Stadt oder eines Landes gelegen iſt.

Das älteſte Mittel, deſſen man ſich dazu bediente, war das Ausrufen. So lies Moſes ausru-

ſen, was er dem ganzen Volke bekannt machen wollte, z. B. 1. Moſ. 41, 43. 2. Moſ. 32, 5. Bey den Griechen und Römern ſtanden dieſe Ausrufer ſchon unter der Aufſicht der Polizey, und wer z. B. etwas verlohren hatte, und es bekannt machen wollte, mußte ſich ſchon damals die Erlaubnis dazu erbitten.

Ein anderes Mittel zur allgemeinen Bekanntmachung beſtand darinn, daß man die Nachricht aufſchrieb, und an öffentlichen Oertern anheften lies. In ſpätern Zeiten nach Einrichtung des chriſtlichen Gottesdienſtes kam noch ein anderes Mittel auf, nämlich die Nachricht der Gemeine durch den Prediger anzeigen zu laſſen. Alle dieſe Arten der Bekanntmachung ſind noch jetzt gebräuchlich, aber ſie haben alle ihre Unbequemlichkeiten. Es iſt unanſtändig, zwiſchen dem Gottesdienſt die Andacht der Zuhörer, durch Nachrichten zu zerſtreuen, die oft nicht die erbaulichſten Gedanken erregen. Die Bekanntmachung durch Ausrufer muß nicht zu oft kommen, ſonſt hört zuletzt niemand darnach, und müſſen die Nachrichten weitläuftig ſeyn, ſo werden ſie undeutlich und unverſtändlich. Die Anſchlagung der Zettel an öffentliche Orte leiſtet nicht genug, viele kommen gar nicht dahin, viele können nicht leſen, und manche wollen nicht auf der Straße ſtehen und leſen. Es ſcheint faſt vornehm zu ſeyn, das nicht zu leſen, was jedem unentgeltlich zu leſen angeboten wird.

Erſt im ſechzehnten Jahrhunderte ward ein ungleich bequemeres Mittel bekannt, nämlich das Intelligenzweſen. Anfänglich gieng der Vorſchlag nur dahin, daß in einer Schreibſtube Bücher und Regiſter über alle eingegebene Nachrichten gehalten werden ſollten, aus denen man den Fragenden Nachricht ertheilen könnte, z. B. es verlangte jemand

mand ein Stück Wieſen oder Acker, ſo lies er ſein Verlangen in dieſe Bücher einſetzen, hatte ſich ſchon jemand gemeldet, der ſolche Güter verkaufen wollte, ſo wurde er an jenen gewieſen; war aber noch niemand da, ſo wartete man, bis dergleichen feil geboten wurde, und machte es dem zu wiſſen, der eine Wieſe oder einen Acker verlangte. Nun mußte man bald auf den Einfall kommen, alle dieſe Nachrichten vereint drucken zu laſſen, und ſo entſtanden die Intelligenz- oder Wochenblätter, (fr. *Affiches*) in denen, auſſer jenen Aufragen, auch andere gemeinnützige Nachrichten bekannt gemacht wurden. Einige meinen, dieſe Einrichtung ſey zuerſt in Italien zu Stande gekommen, und leiten auch das Wort Intelligenz zunächſt dem Lateiniſchen aus dem Italieniſchen ab. Aber hiefür bürgen weder italieniſche Wörterbücher noch andere Beweiſe. Wahrſcheinlicher iſts, dasjenige fürs erſte Intelligenzkomtoir anzunehmen, welches 1637. von John Innyn in London errichtet, und vom Könige Karl *I.* auf 40 Jahre beſtättiget wurde. Im Freyheitsbriefe wird es auch *the office of intelligence* genannt, woher alſo auch der Name abzuleiten iſt. Der erſte, welcher in Deutſchland eine ähnliche Einrichtung vorſchlug, iſt vermuthlich Wilhelm, Freyherr von Schröder geweſen, der ſich auf die Londner berief, und dem Kayſer Leopold vorſchlug, alle Wochen ein Intelligenzblättchen in Zeitungsform drucken zu laſſen. S. **Schröders** Fürſtl. Schatz- und Rentkammer, Leipz. und Königsb. 1737. 8. S. 335. Sein Rath wurde aber erſt lange nach ſeinem Tode befolgt.

In Deutſchland ſollen die Preußiſchen Staaten den erſten Schritt zu dieſer Einrichtung gewagt haben. In Berlin ſind die erſten Intelligenzblätter im Jahr 1727. in Halle 1729. und bald darauf

in allen königlichen Provinzen gedruckt und ausgegeben worden. Die übrigen Theile von Deutſchland ſcheinen etwas ſpät, z. B. das Leipziger erſt 1763. gefolget zu ſeyn.

In wohl eingerichteten Intelligenzblättern wird dem Publikum von allem möglichen, was auf den Zuſammenhang des Nahrungsſtandes Einfluß hat, Nachricht gegeben, als da ſind:

Citationen, gerichtliche Notifikationen, Steckbriefe, erledigte Bedienungen, Beſetzung derſelben, Dinge, die Kauf, Verkauf und Verpachtung betreffen, Kapitalien zu leihen und zu verleihen, Perſonen, die dienen ſollen und wollen, verlohrne, gefundene und geſtohlene Sachen, obrigkeitliche Verordnungen verſchiedenen Inhalts; die markgängigen Preiſe der Lebensmittel und anderer ſehr gangbarer Waaren, die Brod, Fleiſch, Bier und andere Artickel betreffenden Polizeytaxe; Namen angekommener, abgegangener oder durchpaßirter Fremdlinge nebſt deren Logis; Nachrichten von Boten, Fuhrleuten und Schiffern, die angekommen, abgegangen oder zu erwarten ſind; Handlungsneuigkeiten aus andern Gegenden; und endlich die Namen, der in jeder Wochen Gebohrnen, Verſtorbnen und Kopulirten. Eine kurze Ueberſicht aller dieſer Artickel wird einen jeden überzeugen, wie viel heilſames durch dieſe Anſtalten verbreitet werde, und den Wunſch in ihme rege machen, daß doch durch Belehrung von ihrem Gebrauche und den möglichſt wohlfeilen Preis, die Ausbreitung der Intelligenzblätter recht ſehr befördert werden möge, ohne die ſie den Nutzen unmöglich haben können, zu dem ſie ſo eigentlich beſtimmt ſind.

Intendant. Eine Perſon, der die oberſte Aufſicht worüber anvertraut iſt, nebſt der Macht, das ihm Uebergebene nach Gutdünken zu verwalten.

Es giebt beſonders in Frankreich ſehr viele dergleichen Intendanten, z. B. Intendanten der Armee, des Seeweſens, des Kommercien, des Finanzweſens ꝛc.

Die Intendantenſchaft hat verſchiedene Bedeutungen. 1) Das Amt des Intendanten. 2) Die Zeit, während der jemand Intendant iſt. 3) Der Bezirk oder das Geſchäfte des Intendanten. 4) Die Wohnung deſſelben.

Interdikt, aus dem Lateiniſchen *Interdictum*, ein Gebot oder Verbot eines Richters, beſonders bey Gelegenheit eines Streits, den irgend ein Beſitz oder eine andere Gerechtſame veranlaßt hat. Im römiſchen Kirchenrechte bedeutet Interdikt für den, der es erhält, ſo viel, als von denjenigen Verrichtungen, die in der Kirche oder durch die Kirche verrichtet werden, ausgeſchloſſen ſeyn, nicht daran Theil nehmen dürfen.

Intereſſant, aus dem Franzöſ. *interéſſant*. So wird das genannt, was wegen ſeiner Schönheit und Wichtigkeit einen beſondern Einfluß auf uns hat, z. B. ein ſchönes Gemälde, eine reizende Ausſicht. Dann wird dieſe Benennung aber auch dem beygelegt, was nicht nur in Rückſicht auf uns, ſondern überhaupt wichtig iſt, z. B. einen gelehrten Mann nennen wir einen intereſſanten.

Intereſſe, aus dem Lat. *Intereſſe* bedeutet 1) Vortheil oder Nutzen. 2) Die Schätzung eines erlittenen Schadens, der durch Vorſatz oder Nachläßigkeit eines andern ſich äuſſert. 3) Im weitern Sinne des Wortes dasjenige, worauf ſich in den ſchönen Künſten alle Theile eines Ganzen beziehen. 4) Sehr oft Eigennutz, oder den Trieb, ſeinen eigenen Nutzen, ohne Hinblick auf Recht und Billigkeit, befördern.

Intereſſen, (die) fr. *les intérets*, die Zinſen eines Kapitals, der Gewinn vom ausgeliehenen baaren Gelde. **Intereſſenrechnung**, eine Rechnung, durch die man erfährt, was ein Kapital, welches z. B. jährlich vom 100 fl. vier Gulden giebt, in kürzerer Zeit eintragen könne, ſ. Zinſe.

Intereſſent, ein Mittheilhaber, einer, dem mit an einer Sache gelegen iſt, beſonders ein Mitglied einer Handlungsgeſellſchaft.

Interim. Man bedient ſich zuweilen dieſes aus dem Lateiniſchen entlehnten Worts, eine Zwiſchenzeit anzudeuten, die ſo lange dauert, bis eine andere Verfügung getroffen wird. Z. B. das Land *ad interim* regieren, heißt ſo lange, bis ein anderer Regente erwählt wird. Einen geringen Dienſt *ad interim* haben, heißt ihn ſo lange behalten, bis ein einträglicherer offen wird ꝛc.

Interimsrechnungen werden im Buchhalten diejenigen genannt, die man von Zeit zu Zeit macht, um zu ſehen, in welchem Verhältniſſe Einnahm und Ausgaben ſtehen, ob man gewinne oder verliehre, und wie man ſich hiernach zu verhalten habe.

Interimsſchein, **Interimswechſel**, ein ſolcher Wechſel oder Schein, der ſo lange gegeben wird und ſeine Gültigkeit hat, bis gewiſſe verabredete Bedingungen erfüllt worden ſind.

Interimsthaler. Da Kayſer Karl der *V.* nach Zertrennung des ſchmalkaldiſchen Bundes 1548. auf dem Reichstage zu Augsburg ein Formular durch 3 Theologen aufſetzen lies, dem zufolge die Religion eingerichtet werden, und die darinn ſpecificirten 26 Glaubensartickel ſo lange vollzogen werden ſollten, bis ein Generalkoncilium dieſe Artickel weiter erklären würde, hat die Stadt Magdeburg, die mit dieſer Verordnung unzufrieden war, eine Spott-

münze

münze prägen laſſen, die man Interimsthaler nannte, weil eben dieſe Verordnung Interim genannt wurde. Sie gehören unter die ſehr raren Münzen.

Intoniren, aus dem Lat. *intonare*, einen Geſang, eine Muſik anſtimmen. Beym Orgelbau heißt es, den Pfeiſen denjenigen Ton geben, den ſie haben ſollen. **Intoniereiſen** iſt ein 10 Zoll langes, rundes, an beyden Enden mit ungehärtetem Stahl verſehenes Eiſen, mit welchem die Pfeifen geſtimmet werden.

Invalide, aus dem Lat. *invalidus*, unvermögend. So nennt man Perſonen, die wegen hohen Alters oder Leibesgebrechen nicht im Stande ſind, ſich Unterhalt zu erwerben; beſonders Officiere und Soldaten, die wegen Verwundungen und Alter nicht mehr dienen können, werden Invaliden genannt. In dieſem Jahrhunderte haben verſchiedene Potentaten ganz beſondere Rückſicht auf dieſe Unglückliche genommen; denn ſie ſehen es ein, wie billig es ſey, daß man Männern, bey ſchlechter Beſoldung, die im Dienſte des Vaterlands grau, oder gar in der Blüthe der Jahre zu Krüppeln wurden, ein ruhiges und glückliches Alter verſchaffe.

Inventarium, lat. *Inventarium*, fr. *Inventaire*. Ein jedes Verzeichnis gewiſſer einzelner Dinge, beſonders ein richtiges Verzeichnis derjenigen Dinge, die in jemandes Verwaltung oder Vermögen ſind, von denen man entweder andere unterrichten oder Rechnung ablegen will. Dergleichen Inventarien werden bey verſchiedenen Gelegenheiten verfertigt, z. B. bey Sterbefällen, über die Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen; bey Antretung einer Vormundſchaft, über die Haabe der Mündlinge; bey Antretung eines Pachtes; bey Kaufleuten über die beweglichen und unbeweglichen Güter, baare Gelder, Waaren, Schulden, Gegenſchulden, die ſich bey der

Handlung befinden. Daher inventiren, das aufſchreiben, was ins Inventarium gehört; Inventur, die Verfertigung eines ſolchen Verzeichniſſes. Pächtern wird ein Inventarium gemacht über das, was ſie antreten, damit man bey deren Abzuge eben ſo viel Aecker, Wieſen, Vieh, Getraide, Mobilien u. d. g. von ihnen fordern könne, als ſie übernommen haben. Kaufleute machen ſolche Verzeichniſſe, um zu wiſſen, was ſie beſitzen, ob ſie verlohren oder gewonnen haben, um die Ehrlichkeit ihrer Diener zu erproben und zu bewähren. Das Inventarium eines Pachtguts muß alles Vieh, Schiff und übrige Geräthſchaften, welche dem Pachter zu ſeinem Gebrauch übergeben werden, nach Zahl, Maas, Gewicht und übrigen Quantität, mit beygeſetztem unpartheyiſchen Schätzungspreiſe enthalten. Nach geendigtem Pachte, wird dasjenige, was der Pächter hieran zurücke giebt, neuerdings beſchrieben und taxirt. Iſt die Summe des neuen Inventariums größer als die Summe des alten, ſo zahlt der Herr dem Pachter den Ueberſchuß hinaus, ſo wie im Gegentheil der Pächter den Abgang erſetzen muß.

Inveſtiren, lat. *inveſtire*, fr. *inveſtir*, jemanden feyerlich in den Beſitz eines Amtes, einer Pfründe, eines Lehenguts einſetzen. Inveſtitur, die Einſetzung in den Beſitz einer Würde oder eines Guts. Für die Inveſtitur wird das Laudemium bezahlt, wovon der beſondere Articel nachzuſehen iſt.

Inzicht, (die) iſt ſo viel als Beſchuldigung, Bezüchtigung.

Joachimsthal, eine befreyte offene Bergſtadt im Elnbogner Kreis in Böhmen. Sie lebt von ihrem ſehr einträglichen Bergbau, wegen dem auch 1517. die erſten ſogenannten **Joachimsthaler** geprägt wurden.

Joch, (das) ein altes Wort, welches für jetzt nur mehr in einigen einzelnen Fällen gebräuchlich iſt. Nach der wahrſcheinlichſten Ableitung bedeutet es mehrere untereinander verbundene Theile, beſonders inſofern ſolche beſtimmt ſind, etwas zu tragen oder zu ziehen.

Das gewöhnliche, was man mit Joch bezeichnet, iſt ein hölzernes Geſchirr, welches den Ochſen angelegt wird, um vermittelſt deſſelben ziehen oder ſchieben zu können. Es giebt zweyerley Gattungen, die Hals- und Kopfjoche. Die Halsjoche werden den Ochſen um die Hälſe angelegt, und beſtehen aus zwey langen unten mit Riegeln zuſammengefügten Hölzern. An einem ſolchen Joche, welches die Geſtalt eines länglichten Vierecks hat, ziehen entweder zween Ochſen gemeinſchaftlich, oder jeder hat für ſich allein eines. Im erſtern Falle tragen beede Ochſen unter und über dem Halſe einen gemeinſchaftlichen Jochbaum. Im andern Falle aber iſt ein ſolch einzelnes Joch ein krummgewachſenes Stück Holz, welches auf dem Halſe des Ochſen zu ruhen kommt, und zwey verlängerte Seiten oder Schenkel hat, die unter dem Halſe mit einer Scheide beveſtiget ſind. Dieſe Joche haben viele Unbequemlichkeiten und ſind an bergichten Orten faſt gar nicht zu gebrauchen. Bequemer ſind die Kopfjoche. Sie beſtehen aus einem ſtarken Stücke Holz, welches an dem Orte, wo es über den Kopf der Ochſen paſſen ſoll, inwendig etwas rund ausgeſchnitten iſt, und auf ein kleines Polſter gelegt wird, damit es nicht auf dem bloſen Kopfe ruhe, und ihn beſchädige. Das hölzerne Joch liegt hinter den Hörnern, und vornen über die Stirne gehet das Jochkiſſen, welches mit Riemen an das Joch beveſtiget wird.

Auſſer-

Auſſerdem heißt Joch eine Reihe miteinander verbundener Berge. Dieſe Bedeutung hat es jedoch nur im Oberdeutſchen.

Beym Berg- und Brückenbau pflegt man auch die horizontalen Balken, welche auf ſenkrechten Pfeilern ruhen, ſo zu nennen.

Im **figürlichen** Verſtande drückt man durch Joch eine gewiſſe Unterwürfigkeit, Knechtſchaft und Dienſtbarkeit aus, z. B. unter einem ſchwerern Joche ſeufzende Unterthanen, ſind Unterthanen, die von der Obrigkeit durch übertriebene Dienſte, Steuern, Geſetze geplagt werden.

Ueberdies findet man in alten ökonomiſchen Schriften noch folgende Bedeutungen: ein **Joch Ochſen** ſo viel als zwey Ochſen, die durchs Joch verbunden ſind, ein **Joch Landes**, ſo viel als ein Stück Ackers, welches man mit einem paar Ochſen in einem Tage pflügen kann.

Jochbein, in der Zergliederungskunſt, ein Bein an dem Vordertheile des Kopfes, unter dem Auge, an dem untern Theile des Schlafes, welches eigentlich das Erhabene der Backen dicht unter dem Auge bildet; *Os Lygomaticum ſ. vigale.*

Jochgeyer, ein ſtarker Röthelgeyer, der ſich nur in Gebirgen aufhält, wo er den Gemſen nachſtellt.

Jochrebe, Weinreben, die an Jochen, welche aus Stangen gebildet werden, wachſen. Sie ſind beſonders in Italien üblich.

Johannisapfel, *pyrus malus pumila*, *L.* eine beſondere Gattung kleiner, jedoch ſehr angenehmer Aepfel, die ſehr bald nach Johannis zeitig werden, und daher ihre Benennung erhalten haben. Sie ſind des Raumes, den ſie einnehmen, wohl werth; denn ſie bringen ſehr bald Früchte, und geben jedem Garten durch ihre ſchöne Blüthe und lieblichen

Früch-

Früchte ein trefliches Anſehen. Wenn ſie zu ſehr in die Höhe wachſen, ſo müſſen ſie abgegipfelt werden, damit ſie ſich deſto mehr ausbreiten, und noch mehrere Früchte tragen. Dieſe ſind friſch und gekocht von einem guten Geſchmacke, und beſonders erwünſcht zu einer Zeit, wo es noch keine dergleichen friſche Früchte giebt. Ihre Fortpflanzung iſt ſehr leicht. Man läßt die Sproſſen, die ſie aus der Wurzel treiben, ſtehen, und löſt ſie dann, wenn ſie etliche Jahre alt ſind, im Herbſte behutſam vom Stamme ab, und verſetzt ſie in gutes Land. Zu Zwergbäumen kann ich wohl keinen Stamm beſſer empfehlen, als eben dieſen vom Johannisapfel. Ohngeachtet ſeines vielen Saftes erhält er den darauf gepfropften Baum niedrig und macht ihn äuſſerſt fruchtbar.

Auſſerdem mag folgende Bemerkung nicht am unrechten Orte ſtehen, daß nämlich dieſer Apfelbaum verſchiedenen Inſekten, beſonders aber den Blattläuſen in manchen Jahren ſehr ausgeſetzt iſt, die ihm nicht nur Blätter, ſondern auch Blüthe, beſonders an den oberſten Zweigen, faſt gänzlich verwüſten, wenn man ſich nicht bemüht, dieſelbigen zu vertilgen.

Johannisbeere, die Frucht von der Johannisbeerſtaude. Sie hat eine fünfblättrige Blume, die auf einem in fünf Theile geſchnittenen Kelche ſitzt, fünf Staubfäden, einen Staubweg, und eine einfächrige Beere mit vielen Saamenkörnern, fr. *Groſſeilles*. Wir haben einige Arten dieſes Geſchlechts, deren Gattungen Linnee unter dem Geſchlechtsnamen *Ribes* begreift, und zwar

I. Den Johannisbeerſtrauch mit unterwärts hängenden Träubchen, welches die gemeinſte Gattung iſt. Sie wächſt in Europa allenthalben, und wird in unſern Gegenden in den Gärten häufig angebaut,

baut, *Ribes rubrum*, *L.* Die Beeren dieſes Strauches ſind, wenn ſie auf gutem Lande ſtehen, gewöhnlich etwas größer als die Erbſen.

Man hat von dieſer Gattung drey Spielarten, 1) die Staude mit großer Frucht. Sie iſt in Rückſicht auf ihre Triebe ſtärker, als die beeden folgenden. 2) Die Staude mit weißer oder perlenähnlicher Frucht. Der Geſchmack iſt nicht ſo ſauer, als der von der vorigen. Dieſe Abart iſt im ſechszehnten Jahrhundert bekannt worden. 3) Die Staude mit fleiſchfarbiger Frucht. Die Vermehrung dieſer Gewächſe kann man im Herbſte, beſſer aber im Frühjahre ſicher und leicht durch abgeſchnittene junge Triebe zuwege bringen, wenn ſie ohngefähr einen Schuh lang ſind, bis um die Hälfte in die Erde ſteckt, wo ſie ſtehen ſollen. Auf die Art kann man ganze Hecken anlegen, die ſehr bald Früchte tragen und dicht werden. Man ſteckt die Zweige gewöhnlich ſchräg in die Erde, damit die Augen perpendikuläre Triebe machen, und die Hecke verdicken. Wenn hin und wieder Zweige nicht einwurzeln, alſo verderben, und eine Lücke machen ſollten, ſo kann im Frühjahr ein Zweig, neben dem die Lücke iſt, mit einem hölzernen Hacken dicht an die Erde gebogen werden, damit alle Augen, die dieſer Zweig hat, in die Höhe treiben, und die Lücke ausfüllen. Uebrigens müſſen dergleichen junge Pflanzungen einige Jahre ſehr unter der Scheere gehalten werden. Die Zeit zum Schneiden iſt im Julius. Selbſt ältern Stöcken nützt das Beſchneiden. Denn unbeſchnitten werden ſie zu hoch, und haben nicht Saft genug, erwünſchte Früchte zu bringen. Die Bäumchen, welche aus geraden Stämmen mit Wegräumung aller Augen, die unter der Krone ſind, gezogen werden, geben, da ſie ſo leicht Früchte tragen, den Rabat-

ten

ten oder Baumreihen, worein man ſie ſetzt, ein trefliches Anſehen.

Um die Johannisbeerſtaude den Sommer hindurch ſchön zu erhalten und Früchte zu bekommen, muß man ſich beeifern, im Herbſte alle Blätter, die unter der Hecke oder Staude liegen, hinwegzuräumen, und an einen Ort zu bringen, wo ſie verweſen, oder ſie zu verbrennen. Denn es giebt einige Raupen, welche das Laub dieſes Gewächſes freſſen. Keine iſt aber ſo gefährlich, als diejenige, die unter die Klaſſe der Wannenmeſſer gehört, und ihrer bunten Farben wegen, welche ſie als Raupe und Schmetterling hat von den Naturforſchern Harlekin genannt wird. Linnee hat ſie unter dem Namen *Phalaena groſſulariata* angeführt. So bald die Frühlingsluft warm wird, kriecht dieſe Raupe aus den Eyern, welche der Schmetterling im Sommer zwiſchen die Blätter gelegt hat. Sie verwüſtet, je nachdem ihre Anzahl iſt, die ganze Hecke, indem ſie in ſehr kurzer Zeit das friſche Laub bis auf die gröbſten Adern abfrißt, alſo die Früchte entblößt und ſie den Sperlingen oder andern Vögeln, die ohne dies nicht ſo viele Verwüſtung hätten anrichten können, Preis giebt.

Wenn man wünſcht, Beeren lange friſch zu erhalten, muß man die Staude einige Tage, ehe die Früchte zeitig werden, mit irgend einem Körper (einem bretternen Gehäuſe oder Stroh ꝛc.) bedecken, der die Wirkungen der Sonne auf ſie ſchwächt, und zu der Zeit, wo es kühl iſt, weggenommen werden kann, um den Früchten Luft zuzulaſſen.

Ihr Gebrauch iſt ſehr verſchieden. Man genießt ſie friſch, welches recht lange geſchehen kann. Denn ohne Mühe können ſie bis in den September am Strauche erhalten werden, da doch alle

andere Früchte nach ihrer Reife abfallen, vertrocknen oder verfaulen.

Da ihre Säure einen ſehr angenehmen Geſchmack giebt, ſo hat man ſie auf verſchiedene Weiſe zu bereiten und benutzen gelernt.

Man bereitet eingemachte Johannisbeere, Johannisbeerſaft, Julepp, Gallerte, Konfekt, Trauben, Kuchen, Torten ꝛc. und dies alles wird mit Zucker verſetzt, theils dieſe Präparate lange friſch zu erhalten, theils die Säure der Frucht angenehmer und milder zu machen.

Auch Wein kann man davon machen, der dem Champagner ähnlich, und ſehr ſtark ſeyn ſoll. Diejenigen Zubereitungen, bey denen die Häute weggeſchaft werden, ſind allen andern vorzuziehen, wenn ſie auch noch ſo ſchmackhaft wären. Einige ſehr berühmte Aerzte haben vom Genuß dieſer Häutchen, die ſehr unverdaulich ſind, traurige Uebel entſtehen ſehen.

Der Gebrauch der Johannisbeere in der Arzneykunſt iſt gewiß nicht unbeträchtlich. Sie kommen den Wirkungen des Citronenſaftes nahe, und leiſten in hitzigen Krankheiten die treflichſten Dienſte, beſonders aber mit Waſſer verdünnet, wie es **Haller** durch ſeine eigenen Verſuche treffend erwieſen hat. Der gelehrte **Unzer** hat aber dies Mittel in der Bräune dienlich gefunden. Und andere, z. B. **Wolf**, erzählen, daß man das Hüftwehe damit heilen könne.

II. Der Johannisbeerſtrauch mit aufgerichteten Träubchen, der Alpen Johannisbeerſtrauch, Korinthenbaum, *Ribes alpinum*, *L.* wächſt gerne an Gebirgen und andern trockenen Orten, kommt aber in der Oekonomie nur wenig in Anſchlag, weil er nur ſchlechte Hecken giebt, und ſeine Früchte ſchleimicht und eckelhaft ſchmecken.

III. Der

III. Der ſchwarze Johannisbeerſtrauch, Stinkbaum, *Ribes nigrum*, *L.* wächſt in Deutſchland und in der Schweiz, beſonders aber in Schweden wild, und erreicht eine Höhe von 5 bis 7 Schuh. Die Beeren werden im Julius reif, ſind viel größer als die erſtern, und haben eine ſchwarzblaue Farbe. Wegen ihres böſen bock- und wanzenartigen Geruchs hat man ſie auch Bocksbeere genannt. Die Beeren ſelbſt ſind, ſo eckel ſie auch manchem fürkommen dürften, der Geſundheit ſehr dienlich, und daher iſt es wirklich recht ſehr zu bedauern, daß ſie in ſo wenigen Gärten einen Platz bekommen haben.

Man ſchreibt ihnen eine ſtarke harntreibende Kraft zu, und empfiehlt ſie zum Gebrauche in der Waſſerſcheue. **Schwenkfeld** war der erſte, der ſie in Krankheiten verſucht hat.

Johannisblume, eine Benennung verſchiedener Pflanzen, die um Johannis blühen.

Johannisblut, ein Name der Pohlniſchen Schildläuſe, welche ſich zu Ende des Junius an den Wurzeln verſchiedener Gewächſe, beſonders aber am kleinen Weyegras oder Kneuel, *ſcleranthus perennis*, *L.* vorfinden, und im Färben die Stelle der Cochenille vertritt. Daher **deutſche Cochenille**. Mehr davon im Art. **Knauel**.

Die Pflanze dieſes Namens, ſ. **Johanniskraut**.

Johannisbrod, **Candiol**, die Hülſenfrucht eines Baumes, den *Linné Ceretonia* nennt. Er macht ein eigenes Geſchlecht aus und hat, wie ihn **Blackwell** *T.* 209. beſchreibt, bald Zwitterblüthen, bald ganz getrennte Geſchlechter, eine fünfblättrige Blumenkrone, fünf Staubfäden, einen Staubweg und eine ſchotenartige Frucht. Die Schote iſt gekrümmt,

lang, einen ſtarken Daumen breit und hat 4 bis 7 Saamenkörner.

Dieſe Frucht iſt ehedem bey verſchiedenen Krankheiten verſchiedentlich gebraucht worden. Nirgend aber hat ſie ſich beſſer gezeigt, und ihre Güte angeprieſen, als in Bruſtkrankheiten, wo ſie mit den Bruſtbeeren, denen ſie an Wirkung gleich kommt, zu Bruſttränken verſchrieben wird.

Das Vaterland dieſes Baumes iſt das mittägige Europa und der Orient, wo er ſo gemein und fruchtbar iſt, daß man mit dem beſten Erfolge Maſt und Laſtvieh damit füttert.

Johannisfeuer, ein Feuer, welches der gemeine Mann in einigen Gegenden in der Johannisnacht anzuzünden und drüber zu ſpringen pflegt. Es geſchieht dies aus Aberglauben, dem zufolge man dieſem Feuer und dem Hüpfen über daſſelbe große Kraft für Geſundheit und Wohlſtand zu wirken, andichtet. Itzt nimmt aber dieſe Sitte, die ſogar nichts Zweckmäßiges hat, täglich ab und wird, je mehr ſich der Geiſt des gemeinen Mannes aufhellt, bald ganz aus der Mode kommen.

Johannisgürtel. Einige Kräuter, z. B. Beyfuß und Bärlapp, die man am Johannistage zu irgend einem Aberglauben braucht.

Johanniskraut, *Hypericum*, *L.* trägt eine fruchtblättrige reguläre Blumenkrone, welche in einem in fünf Theile verſchnittenen Kelche ſitzt, viele Staubfäden, drey bis fünf Staubwege und eine Kapſel, welche viele Saamen enthält.

Diejenige Gattung, welche hier beſonders eine Stelle verdient, nennt Linnee *Hypericum perforetum*, und wird daran erkannt, daß die Blätter durchlöchert und eyförmig ſind.

Die Pflanze iſt ſehr ſchön, macht eine prächtige gelbe Blume, und wächſt, den nördlichen Theil aus-

ausgenommen, allerwegen in Europa. Die Alten, die ſie kannten, haben von dieſer Pflanze mehr gehalten, als von irgend einer andern, und ihr Wirkungen zugeſchrieben, die ſie gewiß auch uns mehr ſchätzbar machte als alle übrigen, die wir itzt kennen, wenn ſich jene ihr ſo laut zuerkannten Kräfte auch nur zur Hälfte beſtättiget hätten.

Schon Hippokrates gab das Johanniskraut zum Reinigen und Eröfnen. Auch heut zu Tage pflegt mans zu eben dem Zwecke noch innerlich zu gebrauchen, wenn man verſchiedene innerliche Wunden durch Ausreinigung heilen, oder Verſtopfungen, nicht nur der Gedärme, ſondern auch anderer Theile, wegräumen will. Man lobte es daher beſonders für Milzſüchtige, und eben dadurch verdrüsliche Leute, denen es treflich diente; und daraus iſts zu erklären, warum man dies Kraut, welches dem finſtern Menſchen wieder zu ſeiner Munterkeit verhalf, Teufelsſcheue, *Daemonum fuga* nannte, und es in der Folge der Zeit gleich nach Paracelſus Tod zu den einfältigſten Mitteln, und ſogar zum Zaubern brauchte, welches ſich bis ins 17te Jahrhundert erhalten hat, und dem aufmerkſamen Beobachter auch hin und wieder, auch in unſerm Zeitalter nichts ſeltenes ſeyn möchte, welches der Pforzheimer Magiſche Balſam überzeugend beweiſt. Männer, die der Sache kundig ſind, geben ſie itzt gar nicht mehr innerlich, weil ſie mit beſſern und wirkſamern balſamiſchen Mitteln vertraut ſind.

Die Lobſprüche, welche den äuſerlichen Gebrauch betreffen, ſind gegründeter als jene. Galenus lobte es, um Wunden und Geſchwüre zu ſchließen, und dieſe Wirkungen, die von ſeinem Harze herkommen, hat es auch zu allen Zeiten an Menſchen und

Vieh getreulich bewieſen, man mag es friſch oder trocken, als Oel, Saft oder Waſſer gebrauchen.

Von der Blume werden alle Auflöſungsmittel roth gefärbt. Wenn ſie getrocknet wird, kann man ſie zum Lohgärben benützen, welches jedoch immer nur ein Verſuch bleibt, und nie im Großen wird getrieben werden können, weil man ſie, ſo häufig ſie auch gefunden wird, doch nicht in erforderlicher Menge herbeyſchaffen kann.

Dem Vieh iſt ſie ein angenehmes Futter.

Den Gebrauch des Saamens, mit dem man ſonſt Spulwürmer vertrieben haben ſoll, hat man in neuern Zeiten gänzlich vergeſſen.

Beym Linnee finden wir noch mehrere Arten Johanniskräuter, von welchen ſich aber hier weiter nichts ſagen läßt, als daß verſchiedene derſelben auch in unſern Gegenden gefunden werden.

Johanniswedel. Eine Art Spierpflanze mit gefiederten Blättern. Sie wächſt an naſſen Orten, und riecht erträglich, weswegen die Landleute an Feſten ihre Stube damit beſtreuen, *Spiraea ulmaria*, *L.*

Johannisweide, eine Weide oder Wieſe, auf die man erſt nach dem Johannistag das Vieh treiben darf.

Johanniswurm, *Lampyris noctiluca*, *L.* Ein Inſekt aus dem Geſchlechte der leuchtenden Käfer, welches gewöhnlich eine grünlichte Goldfarbe hat, bey der Nacht einen hellen Glanz von ſich giebt, und nur um und nach Johannis umher fliegt.

Nur das Weibchen iſt ein wahrer Wurm, das Männchen hingegen iſt wie ein Käfer gebildet. Der nackte Körper beſteht aus 10 Ringen, von denen die hinterſten drey, welche gelblicht, und neben mit Wärzchen bedeckt ſind, einen Glanz von ſich geben, ſo lange das Inſekt lebt. Wenn man vier bis fünf

Stücke,

Stücke, beſonders aber Weibchen, in ein kleines Glas thut, ſo geben ſie ſo viel Licht von ſich, daß man dabey wohl leſen kann.

Johanniterorden, ein geiſtlicher Ritterorden, welcher ehedem **Hoſpitaliterorden**, nachher der **Rhodiſerorden**, itzt aber unter dem Namen des **Maltheſerordens** am bekannteſten iſt.

Jökel, (der) ein nur im Bergbaue und der Mineralogie übliches Wort, wo man die Zapfen, in welchen der gediegene Vitriol zuweilen wächſt, **Jökel**, und der in ſolchen Zapfen gewachſene Vitriol **Jökelgut** heißt.

Jope oder **Jupe**. Bey den Bäurinnen Schwabens und an Schwaben gränzender Lande der Kittel. In Franken giebt man auch den Kitteln der Mannsleute hin und wieder dieſen Namen.

Joſephlein, eine den Landleuten bekannte Benennung des Saturey, *Satureja hortenſis*, L. Dieſe Pflanze wächſt in dem mittägigen Frankreich wild, wird aber in unſern Gärten häufig gebauet. Sie wird, wenn ſie getrocknet iſt, oft mit gemeinem Fruchtbrandwein angeſetzt, der alles Gewürzige aus ihr herauszieht. Auch das leere Waſſer bekommt davon einen Geruch, und etwas wenig Geſchmack.

In der Arzneykunſt dient ſie ſelten, öfters aber Speiſen zu würzen. Bey uns nimmt man ſie getrocknet und friſch zu den Bohnen, denn ſie ertheilt ihnen einen angenehmen Geſchmack; und daher kommts, daß wir ſie auch **Bohnenkraut** nennen.

Joſephsſtab, ſo nennt man öfters die weißen Narziſſen.

Journal, nach dem Franz. *Journal*, lat. *diarium*, ein Tagebuch oder Regiſter, worein die tägliche Ausgabe oder Einnahme oder ſonſtige Begebenheiten jedes Tages aufgezeichnet werden; ſie betreffen, was ſie wollen, wenn nur die Sache wenigſtens ſo bedeutend

deutend iſt, daß durch das Aufzeichnen derſelben eine gewiſſe Ordnung erhalten, Erleichterung in Geſchäften gemacht, eine Wiſſenſchaft erweitert, oder eine Beobachtung (z. B. des Wetters) beſtättiget wird. Dergleichen Tagebücher hat man gewöhnlich bey dem Kameralrechnungsweſen, in der Handlung, bey der Schiffahrt, bey der Landwirthſchaft und ſelbſt bey noch vielen andern minder wichtigen Bedienungen.

Das Journal iſt der Grund aller Rechnungen, und aus dieſem werden die Poſten erſt in die andern Bücher, oder bey dem Kameralrechnungsſtil, in das mit Rubriken verſehene Manual übertragen. Das Journal entdeckt jeden Augenblick den Zuſtand der Kaſſe, und wenn eine Poſt ausgelaſſen worden iſt, ſo kann ſie nicht mehr in ihrer gehörigen Ordnung nachgetragen werden. Man iſt deßwegen darauf verfallen, den Rechnungsbeamten gebundene Bücher zu ihren Journalen zuzuſtellen, in welchen jede Blattſeite mit einer Numer von einer andern Hand verſehen iſt, oder auf welchen zugleich zwo Kolumnen mit der Aufſchrift: Einnahm und Ausgab gedruckt ſind; und dieſe Anſtalt hat ihren Nutzen nicht verſagt. So oft eine Poſt aus dem Journal in ein anderes Buch übertragen wird, muß ſie in jenem mit einem ſelbſt gewählten Zeichen bezeichnet werden, damit nichts überſehen und auch nichts doppelt übertragen werden möge.

Bey Gelehrten nennt man Journal eine periodiſche Schrift, welche wöchentlich oder monatlich herauskommt, und von den meiſten gelehrten Schriften, Erfindungen und Entdeckungen in den Künſten und Wiſſenſchaften, oder auch von andern Vorfällen Nachricht ertheilt.

Ipecacuanha, Indianiſche Ruhr- oder Brechwurz iſt eine etliche Zoll lange, dünne, verſchiedentlich gewun-

wundene Wurzel, auſſen braun oder ſchwärzlicht und innen weiß. Sie hat wenig Geruch, aber einen ſalzigen, widrigen Geſchmack, welcher macht, daß es dem, der ſie zerſtoſſen nimmt, aufſtößt, wie von verdorbenem Schleim oder fauler Fettigkeit.

Linnee nennt ſie *Viola ipecacua*, und giebt zu ihren Kennzeichen eyförmig länglichte und wollichte Blätter an.

Es giebt dreyerley Arten dieſer Wurzel, eine ſchwarze, weiße und gelbe. Die ſchwarze oder dunkelbraune findet man gewöhnlich in den Apotheken; die weiße iſt ſeltener; die allerſeltenſte aber, und die beſte zugleich ſoll die gelbe ſeyn, welche man nur auf der Höhe der Goldberge finden kann. Sie kommen alle aus Amerika, hauptſächlich aus Braſilien.

Ein franzöſiſcher Arzt, Namens *le Gras*, brachte im J. 1672. etwas davon nach Europa, und übergab ſie einem franzöſiſchen Apotheker. Im J. 1684. fand man ſie ſchon in manchen Läden. Im J. 1690. brachte ein Kaufmann eine große Menge davon nach Paris, wo Helvetius die erſten Verſuche mit ihr machte, und ſehr viele Krankheiten damit geheilt zu haben wähnte. Die Doſe koſtete damals einen Louisd'or, denn Helvetius hatte ſie, wie es zu jener Zeit Mode war, für ſich allein behalten, da er ſich aber mit dem Kaufmanne, welcher ſie ihm lieferte, verfeindet hatte, und überdies königlichen Befehl, ſie allgemeiner zu machen, erhielt, wurde ſie allgemein und wohlfeil.

Ihre vorzüglichſte Wirkung beſteht darinnen, daß ſie Brechen macht, und gelinde unter ſich laxiert. Ueberhaupt aber wird ſie itzt lange nicht mehr ſo geprieſen, und bey ſo vielen Uebeln als Retterin anerkannt, wie es ſonſt geſchah.

Sonſt kannte man faſt kein Mittel wider die ro-the Ruhr, als dieſes. Aber ohngeachtet der Verſicherungen, welche uns **Wedel**, **Gohl**, **Stoſchius**, **Bergmann**, **Scheuchzer**, **Buchner**, **Cramer**, **Degner** und andere geben, hat man in neuern Zeiten unwiderſprechlich erfahren, daß dieſe Wurzel nur in jenen Ruhren diene, welche Unreinigkeiten zum Grunde haben, wo doch auch andere Brechmittel, zur rechten Zeit gegeben, treflich dienen können, und daß man in Ruhren, wo keine Unreinigkeiten da ſind, ſeine Zuflucht umſonſt zu ihr nehme. Ja, man hat erfahren, daß ſie meiſtens, ſelbſt in jenem Falle, allein nicht hinlänglich ſey.

Ippo, ein dem Peche ähnliches Gummiharz, mit welchem die Mackaſſeren ihre Pfeile vergiften, und ſo kräftig iſt, daß kein Gegengift es unwirkſam machen kann.

Ipſertiegel. Dieſe Gefäße, welche aus Thon, mit Waſſerbley verſetzt, beſtehen, werden nicht allein am Orte Ips, von welchen ſie den Namen führen, und nahe bey Regenſpurg liegt, ſondern auch zu Hafnerzell, einer Oberöſterreichiſchen Stadt, ingleichem in zwey Böhmiſchen Städten, **Böhmiſchbrod** und **Procop** verfertiget. Sie ſind nicht ſo veſt als die Heßiſchen, auch nicht ſo braun und rauh, ſondern vielmehr weich und fettig anzufühlen, ſchwarz von Farbe und ſchwärzen die Hände. Im Feuer übertreffen ſie die Heßiſchen an Dauer, aber nicht an Brauchbarkeit zu jeder Arbeit. Sie können keine Art von Salzen, auch nicht die geringſte Zeit im Fluß erhalten, indem ſie von ihnen leicht zerfreſſen und durchlöchert werden. Folglich können keine Materien, die nur das geringſte Salz enthalten, alſo auch keine Bleygläſer in ihnen geſchmolzen werden. Viele behaupten, ſie würden auch vom Spiesglaſe durchlöchert, aber man hat erfahren,

ren, daß ſie zur Reinigung des Goldes mit Spiesglas, und ſelbſt zur Schmelzung des Spiesglaskönigs alle erforderliche Brauchbarkeit haben.

Ihr ergiebigſter Nutzen beſteht darinnen, daß die ſchwerflüßigſten Metalle, Gold, Silber, Kupfer, Meßing und Glockenſpeiſe in ihnen geſchmolzen werden können. Bey alle dem aber iſt zu bemerken, daß die Dehnbarkeit und die Farbe der edeln Metalle von den zum erſtenmal gebrauchten Tiegeln etwas verändert wird, und daß die Tiegel ſelbſt, wenn ſie ſchon etliche male ſind gebraucht worden, weich und krumm, alſo zu fernerem Gebrauche untüchtig werden.

Irden, vom Hauptwort Erde, aus Erde beſtehend, von Erde gebildet, z. B. irdenes Geſchirr. In der Oekonomie verſteht man darunter alles Geſchirr, was von verſchiednen Erdarten gebildet und zum Gebrauche in Brennöfen gehärtet wird. Hieher gehören alle diejenigen Geſchirre, die wir bey den Töpfern haben können: Töpfe, Teller, Schüſſeln, Kacheln, Bratpfannen u. ſ. w. Das gröbere Porzellan begreift man auch öfters unter dieſem Namen.

Irisblume, Schwerdlilie. Sie hat zwar im deutſchen den letztern Namen; doch aber kommt der erſtere öfters vor. Und da Iris und Lilie zwey ganz verſchiedene Geſchlechter ſind, ſo will ich hier gleich das Nöthige davon ſprechen.

Linnee führt von dieſem Geſchlechte, wo ich nicht irre, bey zwey und dreyßig Gattungen an, die meiſtens, obſchon nur wenige davon bey uns einheimiſch ſind, in unſerm Klima fortgebracht werden können, und wegen ihrer Schönheit in wohleingerichteten Gärten gepflegt werden. Dies Geſchlecht hat zu Kennzeichen eine ſechsblättrige Blume, welche auf einer aus zwey Stöcken beſtehenden Blumenſcheide

ſitzt,

ſitzt, mit drey Staubfäden, einem Staubweg, und einer in drey Stücke getheilten Narbe, nebſt einer dreywinklichten Saamenkapſel.

Die Zahl derer, die auſſer dem Vergnügen, das ſie dem Auge gewähren, noch einen wohlthätigen Gebrauch aufweiſen konnten, kann man auf dreye einſchränken, und zwar

1) Die Florentiniſche Violwurz, *Iris florentina*, *L.* Sie wächſt in Italien und hat eine innen gelblichte, auſſen aber weiſe, ſcharfe und bittere Wurzel. Sie hat Kräfte zum Abführen, beſonders aber vertreibt ſie den allzuhäufigen Schleim, der den Kindern heftiges Grimmen verurſacht. Gepülvert unter Zahnmittel gemengt, verdünnet ſie den zwiſchen den Zähnen ſitzenden Schleim und andere Unreinigkeiten, und ſchaft ſie weg. Die ganze Wurzel giebt man zahnenden Kindern zum beißen.

2) Die Waſſerlilie, *Iris pſeudacorus*, *L.* Sie wächſt allenthalben in Europa, beſonders in Sümpfen und an Waſſern. Sie ſoll, wie die Berliner Abhandlungen ſagen, in der Waſſerſucht erſprieslich ſeyn und Spulwürmer vertreiben.

3) Die gemeine blaue Schwerdlilie, *Iris germanica*, *L.* Sie wächſt am häufigſten in Dalmatien, und iſt in unſern Gärten die gemeinſte. Die Kräfte der Wurzel ſind urintreibend. Man hat hie und da Verſuche gemacht, ob wohl das ſchöne Blau ihrer Blüthe nicht färben möchte, und es hat ſich beſtätigt, daß die Blumen, wenn ſie einige Tage macerirt worden, wirklich die prächtigſte Farbe geben. Nur ſchade, daß ſie im warmen Waſſer geſchwächt wird. Aber vielleicht könnte ſie ein Mann von Kenntniſſen in dieſem Fache durch irgend einen Zuſatz veredeln!

Irisſtein, ſo nennt man den auf beyden Seiten zugeſpitzten winklichten Kryſtall. Die Bemerkung, daß die:

dieſer Stein, wenn er gegen die Sonne gehalten wird, wie Regenbogen, Farben ſchillere, hat Gelegenheit gegeben, ihn Iris zu nennen. Als einen beſondern Stein behandelt, ſucht man ihn in neuern Schriften vergebens.

Irrbeere, Tollbeere, *Atropa Belladonna, L.* Man rechnete ſie ehedem zu dem Nachtſchatten (*Solanum L.*) Sie wächſt in ſchattigen Waldungen auf den Anhöhen in Deuſchland, England und in der Schweiz. Die Wurzel iſt lang und dick, der Stängel drey bis ſechs Fuß hoch, und ſehr aſtreich. Die Blätter werden fünf bis ſechs Zoll lang, ſind eyrund, ſpitzig, weich, haarig, gezähnt, dunkel grün, an der Unterfläche aber bleicher. In einem fünfſpaltigen Kelche ſitzt eine fünfblättrige glockenförmige Blüthe, welche geſtreift, inwendig purpurroth, und am Grunde gelb iſt. Dazu kommen noch fünf Staubfäden und ein Staubweg. Die abgefallene Blüthe macht eine Beere, welche ſich oben auf den Kelch ſetzt, zwey Fächer und viele Saamen hat.

Es dürfte hier eine genaue Beſchreibung dieſer Pflanze nicht am unrechten Orte ſtehen, weil alle ihre Theile, beſonders aber die verführeriſche ſchwarze Beere äuſſerſt giftige Beſtandtheile hat, und durch ihren ſüßen Geſchmack ſchon ſo manchen gereizt und unglücklich gemacht hat, welcher ihren Reizen würde entgangen ſeyn, wenn er ſie näher gekannt hätte.

Buchanan führt von ihrer Schädlichkeit in ſeiner Geſchichte von Schottland ein Exempel an, daß Svenos Kriegsheer, welches in Schottland einfiel, durch den Saft dieſer Belladonnabeeren, den die Schotten unter ihr Getränke miſchten, ſey eingeſchläfert und überfallen worden. Der Genuß der Kirſche erregt im Schlunde und Magen Entzündung.

dung, Krämpfe, Durſt, Erbrechen, ein Aufſchwellen des Kopfes, Blindheit, Wahnwitz, Rauſch und Schwindel, Schlafſucht, ſchröckliches Zittern und den Tod. Alle dieſe Zufälle ſind durch mehrere unglückliche Erfahrungen zur Genüge erwieſen, und denen, welche nicht zu viel davon genoſſen, und nicht zu lange geſäumt haben, Rettung zu ſuchen, kann durch ſtarke Brechmittel und Klyſtiere, die erweichen und abführen, geholfen werden. Die Leichen ſchwellen ſehr, ſie ſchäumen, faulen, ſtinken und bekommen ſchwarze Flecken.

Zu bewundern iſt es, daß das Kraut, welches auch, wie ſchon oft erwieſen worden, ſtark betäuben und tödten kann, ohne Nachtheil von den Schaafen benagt wird.

Vom Nutzen des Krauts und der Wurzel iſt in neuern Zeiten viel geredet und geſchrieben worden. Man giebt ſie, und zwar den Saft, um Bauchflüſſe anzuhalten, und Schlaf zu machen. Im Krebs und verhärteten Drüſen hat ſie ſich beſonders äuſſerlich kräftig erwieſen, welches zuerſt an den ſogenannten Kröpfen des Rindviehes verſucht wurde.

Vom Nutzen der Wurzel gegen den Biß der tollen Hunde, ſ. des Joh. Samuel Halle deutſche Giftpflanzen, S. 65 — 70.

Die Maler erweichen die Beeren im Waſſer zu einer ſchönen grünen Saftfarbe. Das von den Blättern abgezogene Waſſer wird als Schminkwaſſer empfohlen. Die Blätter kamen ſonſt mit unter die Hexenſalbe und trugen das ihrige dazu bey, dämoniſche Entzückungen zu unterhalten.

Irrgarten, ein Garten, der nur einen Eingang, aber ſehr viele ineinander laufende Wege hat, die zu beeden Seiten mit dichten Hecken beſetzt, und zu dem Ende angelegt ſind, daß man ſich durch dieſe

vielen

vielen Krümmungen nicht ſo leicht wieder herausfinden ſoll.

Irrland. Dieſes ganze Königreich hält Buch und Rechnung wie London, auch ſind Münze, Maas und Gewicht dem Engländiſchen gleich, nur haben die engliſchen Münzen in Irrland einen etwas höhern Werth als in England. Z. E. eine engliſche Guinee gilt 22 ß. 9 pf. Irrl. Ein Pfund Irrl. wird in den geprägten engliſchen Münzſorten zu 140 Aſen fein Gold und 2129 Aſen fein Silber gewürdiget. Das Pari iſt 100 Pf. Sterl. zu Lodön gegen 108⅓ Pf. Sterl. in Irrland. Wechſelremeſſen ſind von auswärtigen Ländern auf Irrland unmittelbar nicht zu machen, ſondern alle Wechſel werden durch Kaufleute zu London gezogen.

Irrlicht, Irrwiſch, *L. Ignis fatuus.* Es iſt hier der Ort gar nicht, alle die abergläubiſchen Meinungen wegen dieſer Erſcheinung aufzuzählen, denn jeder, der unwiſſende Landleute kennt, iſt mit denſelben, ohne mein Zuthun, bis zum Eckel vertraut; ſondern meine Abſicht iſt es, nur wenig von dem, was ſie eigentlich ſind, in dieſen Blättern zu ſagen.

Sie beſtehen aus einem leuchtenden Dunſte, der niemals eine zündende Eigenſchaft gezeiget hat, und entſtehen in ſumpfigten Gegenden aus verfaulten Gewächſen oder thieriſchen Körpern. Ihr Schein rührt wahrſcheinlich von dem ſchwachen elementariſchen Feuerweſen her, das durch die Verrottung befreyet worden, und nun mit der Luft und der übrigen feinſten phlogiſtiſchen Miſchung unter Bildung einer Flamme entweichet.

Das Leuchten des faulen Holzes giebt uns die beſte Gelegenheit, das Leuchten der Irrwiſche begreiflich zu machen.

Sie ſind von der Größe einer ſtarken, aber blaſſen Luftflamme, ſchweben etwas erhaben von der Erde

in der Luft, und werden durch die geringſte Bewegung derſelben fortgetrieben oder ausgelöſcht. Ihrer angegebenen Natur nach werden ſie nun gemeiniglich auf den Kirchhöfen bey neuaufgeworfenen Gräbern, an Gerichtsplätzen, auf Schindangern, wo viele thieriſche Körper verfault ſind, oder in ſumpfigten Gegenden und Torfmooren erſcheinen. Am häufigſten werden ſie bemerkt, wenn kühle Abende auf warme Tage, an denen ſich viele Dünſte abgeſondert haben, folgen, da denn dieſelben in die Enge getrieben, und zum Leuchten geſchickt gemacht werden.

Reiſende, die bey Nacht an Sümpfen vorbey müſſen, dürfen ſich recht ſehr hüten, daß ſie durch dieſe Erſcheinung nicht ums Leben, oder doch in Gefahr kommen, es zu verlieren.

Irrſtern, ein Stern, der nicht wie die Fixſterne ſeinen Stand behält, ſondern verändert.

Irte, im Oberdeutſchen ſo viel als Zeche, eine Bierirte, eine Bierſchenke, u. ſ. w.

Iſabellfarbe. Der Name einer weißgelben Farbe, bey welcher jedoch das Gelbe mehr als das Weiße herrſcht.

Iſabellfarbe auf leinenes oder flächſenes Garn. Man weicht das Garn in Allaun und Weinſteine, in heißem Waſſer aufgelößt, 12 Stunden ein. Alsdann nimmt man 1 Loth Orleans, weicht denſelben ein, und ſchlägt in einem beſondern Geſchirr 2 Loth eingeweichte und zerlaſſene Seife zu Güſcht. Am folgenden Tag ſetzt man Waſſer auf, thut den Orleans und die durchgeſeyhte Seife hinein und läßt ſie ſieden, gießt ſodann dieſe Brühe über das Leinen, und kehrt ſolches darinn um. Man kann auch in einem andern Geſchirr 1 Loth Curcuma abkochen, und das Leinen, wenn es gekocht iſt, durch dieſe Brühe ziehen. Das angegebene

bene Quantum der Farbenmaterialien iſt auf 1 Pf. Leinen.

Iſabellfarbe auf Seide. Die Iſabellfarbe wird der Seide durch ein wenig Rokau, die mit Waid oder Pottaſche aufgelößt und ſodann über ein Feuer geſetzt worden iſt, gegeben.

Iſabellfarbe auf Wolle, zu 12 Pf. Waare. Man nimmt 3 Pf. zerſtoſenen Alaun, und thut ihn in einen Keſſel mit genugſam Waſſer. Wenn das Waſſer zu ſieden anfängt, thut man die Waare hinein, läßt ſie einigemal herumwenden, eine gute Stunde kochen, hernach abkühlen, und ſpühlet ſie aus. Hierauf nimmt man 12 Pf. den Abend vorher eingeweichten und zerriebenen Orleans, mit $\frac{3}{4}$ Pf. zerſchnittener und in den eingeweichten Orleans gethaner Seife, und läßt ſolches ſtehen. Wenn man den Tag darauf färben will, läßt man es miteinander ſieden, und wirft währendem Sieden $1\frac{1}{2}$ Loth zerſtoſenen Salmiak hinein. Nach dem Sieden läßt man die Farbe etwas erkühlen, thut ſodann die Waare hinein, und wendet ſie öfters um. Indem die Waare noch in der Farbe ſteckt, thut man von 3 Loth Curcuma die Brühe darein. Zuletzt wird die gefärbte Waare geſpühlet.

Iſatis, ſ. Waid.

Iſopp, im gemeinen Leben Eiſop, Aſpe, Joſeple, Eiſewig, Iſopra, Söppel, Sopli, *L. Hyſſopus*, ein Pflanzengeſchlecht, welches wir aus wärmern Ländern erhalten haben, und welches Linnee zu den Pflanzen mit lippenförmigen Blumen, mit zwey ungleich langen paaren von Staubfäden und 4 nackten Saamen (*Didynamia Gymnoſpermia*) rechnet.

Herr v. **Linnee** hat 3 Arten, wovon aber nur eine in der Oekonomie und Medicin benutzt wird.

Es iſt dieß der gemeine oder Apothekeriſopp, *Hyſſopus officinalis, ſpicis ſecundis, foliis lanciolatis, Linn.* Die Wurzel iſt parvenirend, die Stängel ſind äſtig und ungefähr 1 bis 1½ Fuß hoch. Die Blätter lancettförmig und klein. Die blaue Blümchen ſtehen zwiſchen den Blättern in Winkeln, welche zuſammen eine einſeitige Aehre bilden. Er wächſt in Oeſterreich auf niedrigen Alpen, und in Sibirien wild. Man zieht ihn auch in Gärten, ſowohl aus Saamen, als auch durch Zertheilung der alten Stöcke, und durch abgeſchnittene Zweige. In unſern Gegenden hält er die Winterkälte vollkommen aus; am dauerhafteſten aber iſt er, wenn er in einem mittelmäßigen, ungedüngten, trockenen, ſteinigten und ſandigen Boden gezogen wird. Der Saame wird im März ausgeſäet, und die Pflanzen nachher auf das ihnen beſtimmte Beet, wenigſtens 1 Fuß weit ins Gevierte verſetzt. Die alten Stöcke werden im Frühling, oder auch im Anfange des Oktobers ſo zertheilt, daß an jedem Theile noch einige Wurzeln bleiben, dieſe pflanzt man an einen ſchattigten, gehörig feuchten Ort, worauf ſie in 2 Monaten ſo weit bewurzelt zu ſeyn pflegen, daß man ſie auf das ihnen beſtimmte Beet pflanzen kann.

Etwas ſchwerer und langſamer gehet es mit der Vermehrung des Iſopps durch Zweige her, welche jedoch in feuchtern Boden ebenfalls Wurzeln ſchlagen, und ſodann dahin, wo ſie bleiben ſollen, verpflanzt werden können.

Der Iſopp wird in Gärten zu Einfaſſung der Beeete, zur Speiſe nur wenig, nämlich die Blätter ſtatt Gewürzes zu Fleiſch und Zugemüßen gebraucht. In der Arzneykunſt braucht man Blätter und Blumen und verfertigt daraus ein Waſſer, einen Zucker, Saft, Extrakt, Eſſenz, auch ein

weſent=

weſentliches Oel. Da der Iſopp bis in den Herbſt blüht, ſo gereicht er den Bienen, denen er Stof zum Honig giebt, zu großem Nutzen. Für das Vieh iſt er ein nützliches Kraut, entweder friſch den Milchkühen, oder trocken und mit Salzwaſſer beſprengt und gekocht im Winter gegeben.

Iſpe, ſ. Iſopp.

Italieniſche Blumen nennet man diejenige Art künſtlicher Blumen, welche aus den getrennten Häuten der Seideneyer oder Cocons gemacht werden. Wenn die Blätter der Blumen groß werden ſollen, ſo bedient man ſich auch des ſteifen Papiers, Pergaments, Flors oder ſeidener Zeuge, manchmal auch wohl des Sammts, wenn das äuſſere Anſehen der nachzuahmenden Blumen ſammtartig iſt.

In Manufakturen, wo die künſtliche Blumen in Quantität verfertigt werden, iſt die nützliche Einrichtung getroffen, daß jeder Arbeiter nur ein Stück verfertigt, und einem andern in die Hand arbeitet.

Die erſte Beſchäftigung, welche in der Blumenmanufakrur vorgenommen wird, iſt das Sortiren, Reinigen und Zertheilen der Cocons in 5 bis 6 einzelne Häutchen, woraus ſie beſtehen. Letzteres wird ganz leicht mit den Nägeln der Finger verrichtet, nachdem die Cocons zuvor der Länge nach voneinander geſchnitten worden ſind.

Wenn ſolches geſchehen iſt, werden alle dieſe einzelne Häute auf etliche Ellen lange Fäden gezogen, um ihnen deſto bequemer eine beliebige Farbe geben zu können. Die Farben ſelbſt werden wie bey der gewöhnlichen Seidenfärberey bereitet; nur mit dem Unterſchied, daß ſolche hier, da die Cocons ihr natürliches Grumen noch an ſich haben, mit mehrerem Alkali verſetzt werden müſſen. Bunten

Blumen werden ihre Farben mit dem Pinſel gegeben.

Die gefärbte Cocons kommen nunmehr in die Hände derjenigen Arbeiter, welche ihnen die erforderliche Form zu geben haben. Um ſolche in Blätter zu den Blumen auf die leichteſte und geſchwindeſte Art zu verwandeln, bedient man ſich ſogenannter Stangen oder Stempel, auf deren Ende die Bildung des Blumenblatts eingegraben iſt. Der ganze Umriß der Bildung iſt ſcharfſchneidend, über ſich erhoben und recht ſcharf abgeſchliffen. Von ſolchen Stangen hat man ſo vielerley, als man verſchiedene, oder größere und kleinere Blumenblätter nöthig hat. Mehrere Cocons werden aufeinander gelegt, und alle kommen zuſammen auf die Figur der Stange, welche mit ihren dünnen Ende auf ein kleines, aber ſtarkes, mit mehrern Löchern verſehenes Bret, das der Arbeiter vor ſich auf dem Schoße hat, ſenkrecht eingeſtreckt wird. Mittelſt eines bleyernen Hammers werden durch einen Schlag auf die Cocons die verlangte Blumenblätter mit einemmal gebildet und ausgeſchnitten, wobey es auf nichts weiter ankommt, als daß die Perſon ihre Schläge mit dem Hammer wohl führe, damit die Schärfe der Stange überall gleich durchdringe, und ſo viele Blätter gebildet werden, als Coconshäute aufgelegt ſind.

Wenn die Blätter auf jezt gedachte Art gebildet worden ſind, ſo werden ſie denjenigen Perſonen übergeben, welche ihnen ihre fernere Form, nämlich Biegung, Wendung, Kräuſelung u. d. g. geben müſſen. Hiezu bedient man ſich beſonderer Bildungseiſen, die öfters warm gemacht werden müſſen, zu welchem Ende der Arbeiter ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen neben ſich ſtehen hat. Das gummöſe Weſen an den Coconshäuten trägt vieles

vieles dazu bey, daß der, mittelſt der erwähnten warmen Bildungseiſen gemachte Eindruck, ſich in der Folge wieder verliert.

Die ſolchergeſtalt geformte Blätter kommen endlich in die Hände derjenigen Perſon, welche ſie zuſammenſetzen ſoll. Eine andere Perſon hat hiezu ſchon von Drath den Stängel zurecht gemacht. Erſtere nimmt den ihr vorgemachten Stengel, legt die Blätter mit dem untern ſchmälern Ende an den Drath, nimmt ferner einen Faden grüner Seide, bewickelt das Blatt damit an den Drath und beveſtigt es ſolchergeſtalt an demſelben. Hierauf verfolgt ſie dieſe Arbeit und legt von ähnlichen oder verſchiedenen Blättern, ſo viele als nöthig ſind, an. Uebung und Erfahrung hat ſie ſchon gelehrt, nach welchen Wendungen ſie die Blätter anlegen muß, damit ſie dadurch die Natur, ſo viel als möglich, nachahme. Auſſer dem Anbinden wird jedes Blatt, da wo es halten ſoll, auch mit ein wenig aufgelößtem Gummi beſtrichen. Verſchiedene Blumen erfordern bey der Zuſammenſetzung verſchiedene Handgriffe, welche ſich jedoch in der Hauptſache auf das eben Angeführte beziehen. Zu den grünen Blättern der Blumen nimmt man keine Seidencocons, weil ſolche öfters nicht groß genug ſind, ſondern man gebraucht hiezu feines Papier oder dünn geſchabtes Pergament, dem man eine ſchöne, glänzend grüne Farbe zu geben weiß. Es kann dieſes folgendermaſſen geſchehen. Man ſchmelzt in einem Tiegel reines Wachs, und ſetzt Terpentin hinzu. In die wohlzerlaſſene Miſchung ſchüttet man fein zerriebenen diſtillirten Grünſpan und zwar mehr oder weniger, je nachdem das Wachs dunkler oder heller ausfallen ſoll. Ueber dem Feuer rührt man alles fleißig um, nimmt ſolches, wenn es ſich wohl vermiſcht hat, vom Feuer, läßt es ein wenig ſtehen, und gießt es ſo,

dann in kaltes Waſſer, woſelbſt es gerinnt, ſo daß man daraus ein Stück bilden kann, das ſich bequem regieren läßt. Beym Gebrauch wird das über einer Kohlpfanne gehaltene Pergament mit dieſem gefärbten Wachs beſtrichen, und letzteres mittelſt eines reinen Lappens überall gleich verbreitet. Ihre Bildung erhalten die grüne Blätter entweder durch die dazu beſtimmte Stangen, oder aus freyer Hand mit der Scheere. An dem Stängel werden ſie, wie die Blumenblätter, durch Umwickeln mit grüner Seide und Beſtreichen mit Gummi, veſt gemacht.

Italieniſche Bohne, ſ. Faſeole.

Italieniſche Buchhaltung, ſ. doppelte Buchhaltung.

Italieniſches Dach, ſ. B. 2. S. 743.

Italieniſche Erde kommt dem braunen Ocher ſehr nahe, iſt aber lebhafter und ſchöner. Die ſchwere und inwendig braune iſt die beſte. Man braucht ſie zum Tuſchen und Glaſiren.

Italieniſcher Fenchel, ſ. Fenchel.

Italieniſcher Marmor, ſ. Marmor.

Italieniſche Nudeln, *Vermicelli*, ſ. Nudeln.

Italieniſche Seide, ſ. Seide.

Italieniſche Weine. Die in Italien wachſenden Weine ſind von verſchiedener Art. Einige ſind ſtark, als Chiarelli, Muskatenweine, von Monte Fiaskone und andern Orten, der Aſprine, der von Iſchia. Gute Weine kann man diejenige nennen, die in dem Genueſiſchen Gebiete, in dem der Republik Venedig gehörigen Friaul, den Gebiete von Verona und Vicenza, in Montferat, bey Monte Pulciano in dem Großherzogthum Toskana und um Bologna, Sezze, Savenna und Forli in dem Kirchenſtaat wachſen.

Juch, Juchart, Juchert, ein Feldmaaß, ſ. Jauchert.

Jucht (die) auf den Hammerwerken, ein Maaß für Kohlen und gemengte Steine, welches gemeiniglich 4 Tröge gemengter Steine und 5 Schorfäſſer Kohlen hält. Es iſt aus **Jucht** verderbt, welches bey den hohen Oefen in eben dieſer Bedeutung üblich iſt; ſ. **Gicht**. Daher der **Juchtboden**, das **Juchtmaaß**.

Juchten oder **Jochten**, **Juchtenleder** iſt ein auf beſondere Art zubereitetes und gefärbtes Leder, das noch jetzo nur in Rußland in ſeiner größten Vollkommenheit gemacht wird. Der Name **Juchten** oder eigentlich **Juften**, kommt von dem Wort Juſt, welches ein Paar bedeutet, her; weil bey der Zurichtung allemal zwo Häute zuſammen genäht werden. Die feinſten ſind Kuhhäute, doch werden auch Roßhäute, Kalbfelle und Bockfelle zu Juchtenleder verarbeitet.

Der **Moskowitiſche** oder **Rußiſche Juchten**, den man verſchiedentlich in Deutſchland, Pohlen, Frankreich und England nachzuahmen geſucht hat, unterſcheidet ſich durch ſeinen eigenthümlichen, ſtarken Geruch, durch ſeine Geſchmeidigkeit, wie auch ſeinen lichtbraunen Kern und kleinen Narben, noch immer ſo ſehr, daß alle Nachkünſteleyen vergeblich ſind. In dem Rußiſchen Reich verhehlt man die Bereitung des Juchten keinesweges als ein Geheimniß; dennoch laſſen die neuern Nachrichten über die Entſtehung des eigenthümlichen Geruchs Zweifel übrig. Einige ſchreiben denſelben, vermuthlich mit Recht, dem Birkenöle, das beym Gerben gebraucht wird, andere dem Poſt (*ledum paluſtre*) noch andere einer gewiſſen, auch in Gaſcogne bekannten Pflanze, Namens Redons zu.

Die Art, wie in Rußland die Juchten verfertigt werden, beſchreibt Hr. **Lepechin** der Hauptſache nach folgendermaſſen: Die rohen Häute

werden wie gewöhnlich im fließenden Waſſer einige Zeit eingeweicht und zu verſchiedenen malen auf dem Schabebaum bearbeitet. Hierauf kommen dieſelbe in eine aus 2 Theilen Aſche und 1 Theil ungelöſchtem Kalk bereitete Lauge, und bleiben darinn ungefähr eine Woche lang, bis die Haare ſich gut ausraufen laſſen. Wenn ſie aus dieſer Lauge genommen worden ſind, ſo ſchabt man alles Haar auf Klötzen ab. Die enthaarte Häute bindet man paarweiſe zuſammen und durchwäſſert ſie, damit von der Lauge nichts zurück bleibe. Sodann wird die inwendige Seite vollends ausgefleiſcht. Nach dieſer Bearbeitung kommen die Häute in ein Sauerwaſſer von Habermehl und Bierhefen und bleiben darinn zwey oder dreymal 24 Stunden, je nachdem ſie klein oder groß ſind. Den Häuten von jungem Rindvieh wird eine Bereitung mit trockenem weiſſem Hundskoth gegeben, welche die Rußiſche Gerber Katſcha nennen. Nachdem die Häute geſäuert haben, läßt man ſie 2 oder 3 Tage in einem ſtarken Saft, welcher aus dem mit guter Gerberlohe ſcharf abgekochten Waſſer beſteht, liegen, und wohl durchziehen. Nun erſt bringt man ſie recht auf die Lohe. Es wird zu dem Ende in die Lohkufen halb gemeines Waſſer und halb Lohſaft gegoſſen, ein Roſt an Stricken hinein gehängt und über dieſem Roſt werden ſo viele Häute wohl ausgebreitet, als die Kufe faſſen kann, doch ſo, daß der Lohſaft über die Häute ſteht. Bey dem Ausbreiten auf dem Roſt wird jede Haut mit guter feingeſtampfter Eichenrinde dick beſtreuet. So bleiben die Häute 7 bis 8 Tage, die ſtärkere wohl noch länger liegen. Wenn ſie aus dem Einſatze genommen worden ſind, werden ſie wohl ausgeſpühlt und mit den Füſſen durchwalkt, worauf das wechſelsweiſe Einſetzen in die Lohbrühe und Ausſpühlen noch 3mal auf die näm-

liche Art wiederhohlt wird. In der letzten Lohe bleiben die Häute wohl 3 Wochen, und dann erſt werden ſie endlich zum letztenmal gewaſchen, paarweiſe aufgehängt, und wenn ſie abgetrocknet ſind, andern Meiſtern zum Färben und Fertigmachen geliefert.

Der Eichenlohe bedienen ſich die Rußiſche Gerber nicht ſo gerne als der Lohe von der Rinde verſchiedener Weidenarten.

Die gemeinſte Methode, den Häuten die Farbe zu geben, iſt, daß man ſie noch feucht paarweis am Rande zuſammenſetzt, ſo daß ſie eine Art von Sack bilden, worein man die noch heiße Farbe gießen, und durch Umwälzen der vollends zugenähten Häute auf der ganzen Haarſeite verbreiten kann. Leichter erreicht man den nämlichen Zweck, wenn man die Häute über einen Bock ausſpannt und aus dem Farbekeſſel mit Farbe begießt, welche in einem untergeſetzten langen Trog wieder aufgefaßt wird. Den Juchten wird entweder die rothe oder die ſchwarze Farbe gegeben. Ersteres geſchieht mit zerſtoſſenem Sandelholz, nachdem die Häute zuvor mit Alaunwaſſer getränkt worden ſind. Letzteres wird auf die nämliche Art bewerkſtelligt, mit dem Unterſchied, daß in der rothen Farbe auf 100 Häute 3 Pf. guter Eiſenvitriol aufgelößt wird. Oft müſſen die Häute auf dieſelbige Art mehrmalen nachgefärbt werden. Nach dem Färben werden die Häute eingeſchmiert; ehemals nur mit Seehundsfett, jetzo aber, um ſie geſchmeidig zu erhalten, und ihnen den beliebten eigenthümlichen Geruch zu geben, mit Birkentheer, das im Rußiſchen Reich häufig aus der äuſſern Rinde der Birken, in Gruben, auf die bekannte Art, durch eine *deſtillationem per deſcenſum*, geſchweelt wird. Hernach werden die Häute an der Fleiſchſeite dergeſtalt beſchabt, daß ein ganzes dünnes

nes Leder, mit allen Unreinigkeiten, davon abgeht, und die glatte Fläche übrig bleibt. Nunmehr werden die Häute nochmals mit den Händen durchwalkt und milde gemacht. Endlich nimmt man ein Mangelholz, welches wie eine Handſpringel geſtaltet iſt, und lauter ſcharfe Queereiſen hat, faltet die Häute mit der Haarſeite auswärts zuſammen, und glättet ſie mit dieſem Holz in die Länge und in die Queere, wovon die zarten Furchen oder gegitterten Streifen auf der ganzen Fläche der Juchten entſtehen. Zuletzt werden noch diejenige Häute, welche ſich zu ſteif anfühlen laſſen, mehr oder weniger mit Leinöl eingeſprengt, und alſo in den Handel geliefert.

Die Kennzeichen der ächten Rußiſchen Juchten ſind haupſächlich ihr Geruch, ferner ihre Geſchmeidigkeit, lichtbraune derbe Gare, ſchön hochrothe Farbe, feine erhabene Narben, und endlich die von dem Zuſammennähen nach paaren herrührende Löcher am Rande.

Im Handel werden die Juchten in verſchiedene Sorten abgetheilt, theils nach ihrer Güte, theils nach den Oertern, woſelbſt ſie bereitet worden. Nach der Beſchaffenheit hat man extra feine Juchten, ordinär feine Juchten, feine Mitteljuchten, ordinair Mitteljuchten, Ausſchußjuchten und ſogenannte Roßwall, welches die ſchlechteſte Art Rußiſcher Juchten und meiſtens von Roßhäuten iſt. Endlich gehören hieher auch noch die ſogenannten ertrunkenen Juchten, nämlich ſolche, welche bey Schiffbrüchen lange im Waſſer verbleiben, und erſt in der Folge wieder aufgefunden worden ſind. Nach den Oertern werden die koſtraniſche und jaroslawiſche Juchten allen andern vorgezogen. Nach dieſen kommen die wolagdaiſche, nowgrodiſche, moskauiſche, pleskowiſche, endlich die kaſaniſche und lugoſkyſche.

Die Juchten kommen in Ballen in den Handel, wovon jeder ungefähr 10 Centner wiegt. In jeden Ballen kommen 20 Rollen und in jede Rolle ſechs Häute.

Eine Art von Juchten iſt auch der ſogenannte **Thranjuchten**, oder das geſchmierte Leder, das von den Lohgerbern faſt überall verfertigt und zu ſtarken Schuhen und Stiefeln verarbeitet wird. Man verſteht darunter dasjenige Leder, welches, wenn es aus den Händen des Lohgerbers iſt, wieder angefeuchtet, getreten, und endlich mit Talg oder Oel und Thranhefen eingeſchmiert worden iſt. Der Thran muß weiß, blank und nur gepreßt ſeyn; auch muß das Leder überhaupt eine gute Gare bekommen haben. Es giebt weißes und ſchwarzes Leder von dieſer Art, welches die Rußiſche Juchten an Dauer übertrift und kein Waſſer an ſich ziehet.

Juchtmaß, ſ. oben.

Jucken, eine Krankheit der Haut, welcher auch die Thiere, vornämlich die Pferde unterworfen ſind. Sie entſteht, wenn das Blut durch Erhitzung in die äuſſerſte, feine, lymphatiſche Gefäße gedrungen iſt, und eine plötzliche Erkältung erfolgt. Wenn dem Uebel nicht bald abgeholfen wird, und das Thier, dem ſolches empfindlich wird, ſich reibt, ſo entſteht die Raude daraus.

Bey den Pferden muß die Kur, ſo bald man dieſes merkt, mit einer Aderläße angefangen, und ein Fontanell vor die Bruſt, und eines unter den Leib gelegt werden. Alsdann wird das Pferd mit folgender Pille laxirt, nachdem es einige Tage zuvor mit Waizenkleyen und etwas Haber gefüttert worden iſt.

R. Pulv. aloes hepat. ℥iv.
Crem. tart. ℥j.

Muc. dulc. ℥ij.
Sapon. alb. ℥ij.
M. F. Maſſa Pil.

Wenn das Pferd hievon laxirt hat, gebe man ihm folgendes Pulver Morgens nüchtern auf etwas angefeuchteten Waizenkleyen, und laſſe es hernach 2 Stunden lang faſten.

R. Pulv. ſulph. crud.
Hep. antim: aa. ℥ij.
Bacc. junip: ℥iij.
Camph. ℥ß.
M. F. Pulv. divid. in viij. p. aeq:

Wenn dieſe Pulver verbraucht ſind, ſchmiere man das Pferd an denen Orten, wo es ſich gerieben hat, mit folgender Salbe:

R. Aethioq: min: ℥j.
Axungiae porc. ℔ ß.
M. F. Unguent.

Die Salbe läßt man 6 Tage darauf liegen. Alsdann nimmt man warmes Waſſer und Seife und wäſcht dieſelbe herunter.

Juden. Die Duldung dieſer durch ſo viele Länder zerſtreuten Nation und die Grenzen und nähere Beſtimmungen dieſer Duldung ſind als Gegenſtand der Polizey von nicht geringer Wichtigkeit.

Ob die Juden einem Staate nützlich oder ſchädlich, und ob ſie überhaupt in demſelben zu dulden ſeyen oder nicht, iſt eine Frage, worüber die Meinungen der ſtatiſtiſchen und polizeyverſtändigen Gelehrten ſehr getheilt ſind. Einige machen den Juden wegen ihres Wuchers und Haſſes gegen die Chriſten ſolche harte Vorwürfe, daß man allerdings glauben ſollte, ſie wären die ſchädlichſten Leute: erwägt

wägt man aber dagegen, daß dieſer Wucher wenigſtens nicht der Jüdiſchen Nation, ſondern immer nur einzelnen Individuen zur Laſt gelegt werden könne, auch durch Einrichtung des Judentoleranzweſens nach vernünftigen Grundſätzen wohl abzuwenden wäre: ſo wird man ſich gewiß für eine kluge Duldung dieſes induſtrioſen, und der Bevölkerung ſehr zu ſtatten kommenden Volks zu erklären veranlaßt werden. Da es blos auf die Regierung ankommt, ob ſie dieſe Leute dem Staate nützlich machen will: ſo kann ſie dieß um ſo leichter bewerkſtelligen, da ſie über dieſelbe weit freyere Hände hat, als in vielen Ländern über andere Klaſſen von Unterthanen. Zudem iſt dasjenige, was man den Juden vorwirft, durch die politiſche Verfaſſung, in der ſie jetzt leben, bewirkt und würde von ſelbſt aufhören, wenn ſie einmal in der bürgerlichen Geſellſchaft in eine beſſere Lage verſetzt würden. Dieſer Satz iſt vortreflich ausgeführt und bewieſen in der bekannten Schrift des Hrn. geh. Rath **Dohm**, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden.

In Anſehung der Polizeyanſtalten bey dem Toleranzweſen pflegt man die Juden in drey Klaſſen einzutheilen. Zu der erſten Klaſſe gehören die **ordentliche Schutzjuden**, welche im Schutz ſtehen, und das Recht haben, ein Kind anzuſetzen, und auf ihr Recht zu verheyrathen. In der zweyten Klaſſe befinden ſich die auſſerordentliche Schutzjuden, welche zwar auf Lebenslang geduldet werden, aber das Recht, ein Kind anzuſetzen nicht haben. Die dritte Klaſſe begreift die fremden Juden in ſich, die in das Land nur ab- und zureiſen.

Es iſt als ein allgemeiner Grundſatz anzunehmen, daß man denen Juden, welche man im Lande dulden will, nur in Städten, keinesweges aber auf dem Lande und in den Dörfern zu wohnen verſtattet.

ſtattet. Die Juden müſſen unter einer beſtändigen guten Aufſicht gehalten werden, dieß würde aber auf dem Lande nicht ſo bequem, als in den Städten geſchehen können, ſo daß denſelben immer Gelegenheit übrig bleiben würde, die einfältige Landleute in ihr Netz zu ziehen, und öfters zu Grund zu richten. Doch kann es auch Fälle geben, wo man die Duldung der Juden auf dem Lande nicht ganz und gar aufheben kann. Es können ſich z. B. Provinzen finden, wo gewiſſe herrſchaftliche Güter, als: Bierbräuereyen, Brandweinbrennereyen u. d. g. wegen Mangel chriſtlicher Pächter, denen Juden in Pacht gegeben werden müſſen. Dergleichen Pachtjuden pflegt man jedoch durch das Verbot, irgend ein anderes Gewerb zu treiben, gehörig in Schranken zu halten.

In einigen Städten dürfen die Juden nur in einem gewiſſen Theile der Stadt wohnen; an andern Orten ſind ſie verbunden, ſich durch ein beſtimmtes äuſſeres Zeichen in der Kleidung von den Chriſten zu unterſcheiden.

Als einen zweyten allgemeinen Grundſatz hat man zu beobachten, daß man die bereits im Lande befindlichen Juden zwar dulden, ſie aber nicht allzuſehr ſich einniſten und vermehren laſſen müſſe. Auf dieſem Grundſatze beruhen alle Maßregeln, wodurch man ihre Aufnahme und Verheyrathung einzuſchränken ſucht, um ſolche, da ſie ſich meiſt vom Handel nähren und dabey durch Gewinnſucht geleitet werden, alle unter zweckmäßiger Aufſicht halten zu können. Dem zufolge pflegt man ein für allemal veſtzuſetzen, wie weit ordentliche Schutz- oder Stamm- und Handelsjuden mit ihrer Familie in jeder Stadt wohnen und geduldet werden ſollen, welche Anzahl dann niemals vermehrt wird.

Ein

Ein jeder dieſer ordinären Schutzjuden bekommt ein Privilegium, (Schutzbrief) welches er aber zuvörderſt nur für ſeine Perſon genießt; doch hat er die Freyheit, ſeine Kinder bey ſich zu behalten, ſo daß dieſe, ſo lange er lebt, ſeinen Schutz mit genießen; nur dürfen dieſelben keine beſondere Handlung für ſich führen. Eben ſo werden auch die an jedem Orte eingebohrne, verarmte und abgelebte Aeltern, gleich den Kindern, bey jeder Familie geduldet.

In manchen Ländern hingegen bekommt die ganze recipirte Judenſchaft zuſammen einen gemeinſchaftlichen, aber nur auf gewiſſe Jahre gültigen Schutzbrief, in welchem ihre Rechte und Obliegenheiten beſchrieben ſind.

Den privilegirten Schutzjuden iſt, wie ſchon gedacht worden, erlaubt, ein einziges ihrer Kinder zu verheyrathen und auf der Aeltern Schutzbrief anzuſetzen. Es muß aber dieſes Kind ein gewiſſes veſtgeſetztes Vermögen erweislich beſitzen. Das angeſetzte Kind darf, ſo lange der Vater lebt, weder einen ſeparaten Handel treiben, noch wiederum ein Kind anſetzen, ſo wie auch deſſen übrigen Geſchwiſtern nicht erlaubt wird, ſich zu verheyrathen; wenigſtens müſſen ſie in dieſem Fall das väterliche Haus verlaſſen und aus der Stadt wandern, wenn ſie nicht ein beſonderes Privilegium, etwa als auſſerordentliche Schutzjuden, erlangen.

Will ein Vater bey ſeinen Lebzeiten ſeinem angeſetzten Kind ſeine Stelle abtreten, ſo muß er ſeinem eigenen Gewerbe gänzlich entſagen, und die Renuntiation *ad Acta* geben.

Wenn das angeſetzte Kind vor dem Vater verſtirbt, ſo kann dieſer an deſſen Statt ein anderes Kind anſetzen. Stirbt aber das angeſetzte Kind nach dem Vater, ohne ſelbſt Kinder zu hinterlaſſen,

 ſo

ſo können die übrigen Geſchwiſter weder auf des Vaters noch des Bruders Schutz Anſpruch machen. Auch können auf verſtorbener Großältern Privilegium keine Enkel ſich anſetzen, wenn ihr Vater oder Mutter ſich wegbegeben hat. Stirbt der Vater, ohne ein Kind angeſetzt zu haben, ſo müſſen ſich die hinterlaſſene Kinder innerhalb eines veſtgeſetzten Termins, etwa von 3 Monaten, um Konſervation des väterlichen Privilegii melden, widrigenfalls gehen ſie deſſelben verluſtig. Bey dem Tod eines ordinären Schutzjuden fällt das Privilegium auf ſein älteſtes Kind, mit Hintanſetzung der jüngern Geſchwiſter. Auch pflegen die Brüder den Schweſtern insgeſamt vorzugehen.

Die Wittwen der Schutzjuden pflegt man bey ihrer zweyten Verheyrathung unter die auſſerordentliche Schutzjudenfamilien aufzunehmen.

Auf entferntere Verwandte geht das Schutzprivilegium niemalen über.

Ein ordinärer Schutzjude darf ſich nicht ohne beſondere Erlaubniß über eine beſtimmte Zeit lang, z. B. über Jahresfriſt, auſſer Lands aufhalten, eben ſo wenig kann er an 2 Orten zugleich im Schutz ſtehen.

Auſſer den ordinären Schutzjuden muß man noch verſchiedenen andern Juden den Schutz angedeyhen laſſen. Zu dieſen gehören zuvörderſt die öffentliche Bedienten oder Officianten der Judenſchaft, denen man gleichwohl an jedem Ort ebenfalls ihre Zahl vorzuſchreiben und ſie von Treibung alles Handels auszuſchließen pflegt. Ferner gehören hieher die 2te, 3te und übrige Kinder eines ordinären Schutzjuden, welche nach des Vaters Tod ein beſonders Privilegium für dieſe Klaſſe erhalten haben. Weiters, die Wittwen eines ordinären Schutzjuden, wenn ſie keine Kinder aus erſter Ehe haben, oder wenn

das Schutzkind bereits angeſetzt iſt; denn wenn dieſes noch nicht geſchehen iſt, ſo bleibt der Wittwe, im Namen des Kinds, der Platz zur Anſetzung ſo lange offen, biß ſolche erfolgt iſt.

Auſerordentliche Schutzprivilegien gehen weder auf Kinder noch auf Verwandte über.

Wenn man Juden im Lande dulden will, ſo muß man ihnen auch erlauben, Geſinde zu halten; aber auch dieſes *Famulitii* wegen müſſen gewiſſe Maaßregeln ergriffen werden, um Unordnung zu verhindern. Das Heyrathen wird dem Geſinde nicht geſtattet; auch iſt es dienlich, die Juden anzuhalten, mit Anfang jedes Jahrs ihr Geſinde umſtändlich anzugeben, und ihnen zu verbieten, im Lauf des Jahrs ohne Bewilligung einiges Geſinde zu verabſchieden, oder neues aufzunehmen.

Die Acquiſition von Häuſern wird den Juden an einigen Orten verſtattet, an andern müſſen ſie ſich bey Chriſten einmiethen. Räthlich iſt es, ihnen wenigſtens zu verbieten, ſich Wirths- Bräuhäuſer u. d. g. eigenthümlich anzuſchaffen. Liegende Gründe zu erwerben, iſt den Juden beynahe nirgends in Deutſchland geſtattet, wenigſtens dürfen ſie ſolche nur eine gewiſſe Zeitlang beſitzen, und müſſen ſie etwa in Jahresfriſt wieder veräuſſern. *Hypothecam bonorum mobilium* können ſich die Juden in denjenigen Ländern meiſtens verſchreiben laſſen, wo die Pfandſchaften gerichtlich konſtituirt und protokollirt werden.

Die Verheyrathungen der Juden werden gewöhnlich nicht eher geſtattet, bis eine Anzeige an eine dazu beſtimmte Stelle gemacht, und bey dieſer, nach vorgängiger Unterſuchung, alles ins Reine gebracht, und die Konceßion zur Heyrath ertheilt worden iſt.

Das gewöhnliche frühe Heyrathen wird den Juden in manchen Ländern unterſagt, und hiezu ein gewiſſes reiferes Alter veſtgeſetzt.

Was die Gewerbe und Nahrungsarten, welche den Juden, auſſer ihrem gewöhnlichen Handel, zu verſtatten ſind, betrift, ſo kann man hiebey nicht wohl eine Generalregel veſtſetzen, ſondern es kommt meiſtens auf die beſondere Umſtände jeder Provinz an.

Da die Handwerke und gemeine Profeßionen faſt überall zunftmäßig getrieben werden, ſo hat man bisher die Juden in dieſe Zünfte nicht aufnehmen laſſen, und ſie eben dadurch von Treibung bürgerlicher Handwerker ausgeſchloſſen. Gewerbe, wovon keine Zünfte vorhanden ſind, pflegt man ihnen zu geſtatten, z. B. das Petſchierſtechen. Manufakturen und Fabriken will man den Juden ordentlicher Weiſe nicht zugeſtehen.

Die Geldgewerbe, wohin auch der Handel mit Bruchgold und Silber gehört, das Geldausleihen, und hauptſächlich das ganze Wechſelnegotium können den Schutzjuden nicht wohl verſagt werden; jedoch iſt hier eine beſonders ſtrenge Aufſicht und gute Geſetze gegen Betrügereyen und Wucher nöthig. Zu dem Ende pflegt man gewiſſe Procente veſtzuſetzen, welche die Juden in ihren Kontrakten weder *directe* noch *per indirectum*, bey ſcharfer Strafe, überſchreiten dürfen. Gewöhnlich ſind dieſe Zinſen höher als die den Chriſten verſtattete. Es iſt aber kein Grund dieſer Ungleichheit abzuſehen, und es wäre daher am beſten, die Juden in dieſem Punkt den Chriſten gleich zu halten. Auch wird dem Wucher auf eine zweckmäßige Art dadurch geſteuert, daß alle Kontrakte von einigem Belang gerichtlich geſchloſſen werden müſſen, um vollgültig zu ſeyn.

Die

Die Pachtung der Bauerngüter, Wirthſchaften, Bräuereyen, Zölle und anderer Geldgefälle wird den Juden mit Recht nicht verſtattet.

Weil bey dem Waarenhandel verſchiedene Waaren vorkommen, deren Güte und Aufrichtigkeit man nicht ſofort äuſſerlich beurtheilen kann, ſo pflegt man in Ländern, wo die Polizey gut eingerichtet iſt, dergleichen Waaren den Juden zu verbieten. So iſt z. B. den Berliner Juden verboten, mit Wollenmanufakturen und deren Verlag ſich abzugeben.

Das ſchädliche Hauſiren iſt, ſo wie den Chriſten, insbeſondere auch den Juden zu verbieten.

Auf die vorſätzliche und betrügliche Banqueroutte der Juden hat die Landespolizey ebenfalls ihre beſondere Aufmerkſamkeit zu richten, und auf ſolche ſcharfe und unausbleibliche Strafen, insbeſondere den Verluſt des Schutzes für den Bankerottirer und ſeine Familie zu ſetzen.

An denen Orten, wo man die Juden duldet, iſt ihre eigene gottesdienſtliche Einrichtung eine nothwendige Folge der Duldung. Sie müſſen alſo bey ihren Gebräuchen und Ceremonien geſchützt, und ihnen in dieſer Abſicht Synagogen, Schulen und Begräbnisplätze verſtattet werden. In Sachen, wo Juden mit Juden zu thun haben, und die in ihre *Ritus* einſchlagen, wie z. B. die jüdiſche Ehepakten, pflegt man auch dem Rabbi und den Aelteſten einige Kognition zu überlaſſen; doch ſo, daß ihre Rechtsſprüche mehr die Geſtalt und die Folgen ſchiedsrichterlicher Entſcheidungen haben. In allen andern Civil- und Kriminalſachen ſtehen die Juden, wie andere ſchutzverwandte Unterthanen, unter dem ordentlichen Richter.

Bisher iſt von den privilegirten im Lande geduldeten Juden die Rede geweſen, nun ſoll auch von den fremden Juden noch etwas geſagt werden. Juden

den, die an verſchiedenen Orten deſſelbigen Landes wohnen, werden oft gegenſeitig als fremd betrachtet, und in ihrem Handel oder andern Gewerben beſchränkt. Ganz fremden Juden pflegt man in gröſſern Städten den Aufenthalt entweder gar nicht, oder nur wenige Tage hindurch, und um erheblicher Urſachen willen zu verſtatten. Um dieſe Verordnungen zu handhaben, werden die Anſtalten von Polizey wegen getroffen: die hereinpaßirende Juden müſſen dem Polizeyamt gemeldet, allenfalls auch mit einem zu ihrer Legitimation dienenden Zettel verſehen, und von dazu beſtellten Leuten genau ausgeknndſchaftet werden, ob ſie ſich nicht über die ihnen geſetzte Zeit in der Stadt aufhalten.

Von den fremden Juden wird in ſehr vielen Ländern eine Gebühr bezogen, welche gewöhnlich die Form einer Geleitslöſzung hat, und ſich nach der Strecke, welche die Juden innerhalb Landes durchwandern und nach der Zeit ihres Aufenthalts beſtimmt. Durch beſondere Privilegien und gegen Entrichtung jährlicher Konceßionsgelder werden einige fremde Juden von Bezahlung dieſer Gebühr frey gelaſſen.

Sowohl fremde als einheimiſche Juden weiß man heut zu Tag zu einem ergiebigen Fond landesherrlicher Kameraleinkünfte zu machen. Man pflegt dabey den Grundſatz anzunehmen, daß man hiebey auf eine genaue Billigkeit und gerechte Proportion eben keine Rückſicht zu nehmen habe. Daher wird den Juden öfters ein jährliches Kopfgeld aufgelegt, das Reiche und Arme auf gleiche Art und in gleichem Maaß trift. Dieſer Grundſatz iſt jedoch offenbar irrig, indem bey den Juden dieſelbigen Gründe, wie bey jedem Unterthanen vorwalten, die Abgaben nach dem Vermögen und den Bedürfniſſen der Entrichtenden zu beſtimmen. An der

der Summe der allgemeinen Entrichtungen tragen die Juden meiſtens einen verhältnißmäßig größern Theil, dieß läßt ſich aber gar wohl damit rechtfertigen, daß ſie im Staate nur geduldet werden und keine eigentliche Glieder der Staatsgeſellſchaft ſind, auch zu deren Vertheidigung nichts beytragen, folglich gewiſſermaſſen einen größern Schutz genießen als die chriſtliche Unterthanen und Einwohner.

Die hauptſächlichſte Abgaben, welche von den Juden gewöhnlich bezogen werden, ſind die Receptionsgelder bey ihrer Annahme und Erlangung des Schutzes; (Schutzloßung) ferner ein gewiſſes jährliches Schutzgeld; die Traugelder für die Konceßion zur Verheyrathung u. a. m. Auſſer dieſen eigentlich jüdiſchen Abgaben ſind die Juden auch zu Entrichtung verſchiedener gemeinen Abgaben, welche auch den chriſtlichen Unterthanen obliegen, verbunden. Dergleichen ſind z. B. diejenige Grundbeſchwerden, welche auf ihren beſitzenden Häuſern haften, auch die Acciſe, wo ſolche eingeführt iſt.

Judenapfel, Adamsapfel oder Paradiesapfel, eine Art der Cedratfrüchte, meiſtens länglich rund, und von gelblicher oder grünlicher Farbe, auch gemeiniglich dicker und ungleicher Schale, welche oberwärts einen oder ein paar Eindrücke oder Einbiſſe haben, daher auch ihr Name, Adamsäpfel, kommen mag. Die Gegend von Montenegro und Calabrien iſt das Vaterland dieſer Frucht, welche die Juden jährlich zu der Feyer ihres Lauberhüttenfeſtes in großer Menge brauchen; daher auch ein nicht unbeträchtlicher Handel mit denſelben getrieben wird. Im übrigen haben ſolche keinen weitern Nutzen als die ordinairen Citronen.

Judenharz, ſ. Judenpech.

Judenkirſchbaum oder die Judenkirſchſtaude, *Phyſalis, Linn.* gehört zu den Pflanzen mit 5

Staubfäden und 1 Staubwege. (*Pentandria monogyria*) Der kleine Kelch hat 5 Zähne, und das radförmige Blumenblatt eine kurze Röhre und in 5 Spitzen ausgehenden Rand. Die 2 fächerige Beere liegt in dem vergrößerten Kelch. Von mehrern Arten dieſes Geſchlechts hat nur

Die gemeine rothe Judenkirſchſtaude, Judendocke, Blaſenkirſche, Bobernelle, Teufelskirſche, *Phyſalis Alkekengi foliis geminis integris, acutis, caule herbareo, infune ſubromoſo, Linn.* einigen ökonomiſchen und mediciniſchen Nutzen. In Italien, der Schweiz, auch in Deutſchland wächſt ſie wild.

Die lange kriechende Wurzel perennirt und treibt jährlich mehrere, ungefähr 2 Fuß hohe Stängel. Die Blätter ſind einander entgegenſtehend, eyförmig zugeſpitzt und nicht ausgezackt und haaricht anzufühlen. Die geſtielte Blumen kommen im Julius einzeln aus den Blattwinkeln hervor. Die Frucht hat die Geſtalt einer anfangs grünen, dann gelbrothen, endlich blutrothen Kirſche.

Man benutzt von dieſer Pflanze nur die Frucht, hin und wieder eingemacht zur Speiſe, häufiger als Arzneymittel.

Judenpech, Judenharz, Judenleim, Aſphalt, Erdpech, Erdharz, *Bitumen Aſphaltum friabile atrum, Linn.* iſt ein ſchwarzes, entweder von der Sonne oder dem Feuer, oder der Zeit getrocknetes Bergfett, oder ein erdharziger Körper, von glattem Anſehen und Bruche, und von einiger harten Konſiſtenz, zerreiblich, ſchwer, glänzend, dem gemeinen Peche gleich, entzündet ſich leicht und verbreitet einen ſtarken harzichten Geruch. Es ſitzt theils in der Erde an Steinen, Bergen ꝛc. feſt, oder wird auf dem Waſſer ſchwimmend angetroffen, theils findet man es noch flüßig, in welchem

Fall es aus der Erde hervorquillt, und Bergtheer heißt.

Da das gute Judenpech bey uns ſehr rar iſt und hoch im Preiß ſteht, ſo wird es öfters mit Pech verfälſcht.

Das Judenpech wird von den Droguiſten und Apothekern geführt, von welchen letztern es zu verſchiedenen äuſſerlichen Mitteln gebraucht wird. Die Kupferſtecher bedienen ſich deſſelben zu ihrem Aetzgrunde, auch wird es zu verſchiedenen Firniſſen gebraucht.

Judenprivilegium, ſ. Juden.

Judenſchutzbrief, ſ. Juden.

Judenſteuer, diejenige Steuer, welche die Juden den chriſtlichen Obrigkeiten für den Schutz entrichten müſſen.

Judenzins, ſ. oben.

Juglans, ſ. Wallnuß.

Julepp, lat. *Julapium*, ein urſprünglich arabiſches Wort, einen aus gebranntem, oder auch gemeinem Waſſer und einem angenehm ſchmeckenden Syrup oder Safte zuſammengeſetzten Trank zu bezeichnen. Die Säfte ſind von Johannisbeeren, Kirſchen, Erdbeeren, Himbeeren, Maulbeeren, Roſen, Violen u. d. g. Zucker wird ſo viel zugeſetzt als eines jeden Appetit verlangt.

Juliola, Sauerklee, ſ. *Acetoſa*.

Julius. Das, was ein guter Landwirth in dieſem Monat zu verrichten hat, beſteht nämlich in folgenden Stücken.

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geſchehen müſſen.

1) Am Anfange dieſes Monats können zum letztenmal große Gartenphaſeolen gepflanzt werden, doch an einem Ort, wo ſie vor den Nachtfröſten geſchützt ſind.

2) **Die Beete, auf welchen der Winterblumenkohl geſtanden hat**, müſſen von den abgefallenen Blättern deſſelben gereinigt, und die allenfalls zwiſchen ihn geſetzte Pflanzen gehörig gepflegt werden.

3) Gegen das Ende d. M. kann ſchon **ſtachliger Winterſpinat**, ſo wie **weiße Kohlpflanzen**, von der frühen Zuckerhutſorte, **Wintermöhren** und **Zwiebeln**, auch **Herbſtrüben**, um dergleichen noch gegen den Frühling zu haben, geſäet werden.

4) Der im May geſäete **Savoyerkohl**, **Wirſing**, **Broccoli** und **weißer Kopfkohl** müſſen zum künftigen Frühlingsgebrauch, ſo wie der im Junius ſchon vorläufig verſetzte letzte Blumenkohl zum Herbſtgebrauche verpflanzet werden.

5) **Sellerie** muß abermal verſetzt werden, auch muß **Winterendivie** zum Bleichen verpflanzt werden.

6) Die **kleinen Salatkräuter** müſſen in d. M. weil ſie zum Salat bald zu groß werden, zu wiederholtenmalen geſäet werden.

7) Alle erſt vor kurzem verpflanzte Gewächſe müſſen bey anhaltender Dürre, und zwar des Abends, begoſſen werden.

8) Das Unkraut muß im Garten, an deſſen Rande, auch auf den Miſthügeln, ſorgfältig vertilgt werden.

9) Die in dieſem Monat reifende **Sämereyen**, als: Spinat, Rapunzel, Winterzwiebeln, Kreſſe, ſind ſorgfältig zu ſammeln und aufzubewahren.

10) Zwiebeln, Knoblauch, Schalotten u. d. g. müſſen, wenn ihre Blätter zu welken und die Stängel umzufallen anfangen, aufgenommen und vor dem Aufbewahren zum Verbrauch wohl getrocknet werden.

11) An

11) An die Staudenſellerie, auch Kraut, Wirſig und Kohlrübenpflanzen iſt die Erde immer bis zu den unterſten Blättern anzuhäufeln.

12) Vollausgewachſene Winterendivie muß, um ſie zu bleichen, zuſammen gebunden werden.

13) Von Bohnenſtängeln, Erbſenſtroh, Kohlſtrünken hat man die Beete zu reinigen.

14) Die jetzt reifende Melonen müſſen nicht begoſſen werden, weil ſie ſonſt ihren guten Geſchmack verliehren und wäſſericht werden.

15) Wenn auf neuangelegten Spargelbeeten Pflanzen ausgegangen ſind, ſo müſſen ſolche in dieſen Monat bey feuchter Witterung nachgepflanzt werden.

16) Die nun völlig tragbare Gurken ſind bey trockener Witterung gehörig zu begießen.

17) Die in der Mitte des Aprils geſäete Staudenſellerie muß, um zum nachherigen Verpflanzen zum Bleichen in flache Gräben, die gehörige Stärke zu erlangen, vorerſt auf andere Beeten verſetzet werden.

18) Um nach den im vorigen Monat verpflanzten Winterendivien die Folge zu haben, muß in d. M. abermal etwas davon verſetzt werden.

19) In dieſem Monat kann ſchon Winterrettig geſäet werden, deßgleichen auch Radieße, wenn man ſie noch im Herbſt verlangt.

20) Die im vorigen Frühling aus Nebenſchoſſen angelegte Artiſchocken müſſen von dem Unkraut und andern Pflanzen, ſo viel möglich, freygehalten werden. Die alten Artiſchockenſtöcke haben in d. M. brauchbare Köpfe. Wenn man dieſe abnimmt, ſo muß der Stängel ſogleich dicht über der Erde abgebrochen werden.

21) In dieſem Monat muß man zum dritten- und letztenmal Broccoli ſäen. Dieſer pflegt im künftigen April brauchbar zu ſeyn.

22) Um die Mitte d. M. wird zum letztenmal Winterendivie ausgeſäet, die, wenn ſie von dem Froſt verſchont bleibt, bis in den April dauern kann.

23) Die im vorigen Monat geſäete Sommerendivie, ſchleſiſcher und anderer Salat müſſen in d. M. verpflanzet werden.

24) Die Ananas pflegt in d. M. bey warmer Witterung zur Reife zu kommen, und kann abgenommen werden.

II. **Verrichtungen, welche in Baum-Frucht- oder Obſtgärten geſchehen müſſen.**

1) Zu Anfange dieſes Monates müſſen die Spalierbäume von den vorwärts gewachſenen Sproſſen befreyet und die übrige in gehöriger Lage angelegt werden.

2) Es muß auch gleich in den erſten Tagen dieſes Monats das Okuliren an allen Arten der Fruchtbäume vorgenommen werden.

3) Die Baumſchule muß behackt und von dem Unkraut rein gehalten werden.

4) Bey trockenem Wetter und großer Hitze iſt es nöthig, die Bäume, inſonderheit die friſchgepfropfte, des Morgens und Abends fleißig zu begießen. Wenn Bäume matt werden und zu verderben ſcheinen, kann man ihnen durch Aufhacken und friſchen Dünger helfen.

5) Den Schnecken hat man vornämlich des Morgens und Abends, als um welche Zeit ſie häufig zum Vorſchein kommen, nachzuſtellen.

6) Um Weſpen und Ameiſen abzuhalten und ſo viel möglich auszurotten, kann man hin und wieder mit Honigwaſſer angefüllte Gläſer aufſtellen; dieſes lockt ſie herbey, daß viele erſaufen.

7) Das

7) Das reifende Frühobſt muß fleißig geſammelt werden; von den allzubeſchwerten Aeſten kann man jezt das wurmſtichige und andere untaugliche Obſt ableſen.

III. **Verrichtungen, welche in der Pflanz- und Baumſchule geſchehen müſſen.**

1) Die fruchtbare Bäume müſſen hier, ſo wie im Garten, bey trüben Wetter oder des Abends vollends okulirt werden.

2) Um dieſe Zeit iſt es auch höchſt nothwendig, die Baumſchule von allem Unkraut zu reinigen.

3) Die Beete der erſt im Frühling geſäeten Bäume ſind zu dem beſſern Wachsthum vom Unkraute rein zu halten und fleißig zu begießen.

4) In der Mitte dieſes Monats laſſen ſich die aus dem Saamen gezogene, immer grüne Bäume verſetzen; doch müſſen ſie vor den Sonnenſtrahlen geſchützt werden, bis ſie gewurzelt ſind.

IV. **Verichtungen, welche in Luſt- und Blumengärten geſchehen müſſen.**

1) Die Zwiebeln der ſpäten Blumen ſind auszuheben.

2) Jezt iſt die Zeit, die **Wurzeln von allerley bollenwurzeligen Blumen zu verſetzen.**

3) Man kann noch ferner die **verſchiedene Arten von Nelken ablegen.**

4) Der reife Saamen von allerley Blumen muß geſammelt, im Schatten getrocknet und ſorgfältig aufbewahrt werden.

5) Dieſer Monat iſt die beſte Zeit Roſen, Jasmin und andere Arten von ſchönen blühenden Blumen und Stauden zu okuliren.

7) Der Buchs kann nun beſchnitten und die Grasſtücke abgemäht werden.

8) Wegen der großen Hitze in d. M. müſſen alle Gewächſe täglich gegen Abend mit ſtehendem Waſſer

Waſſer begoſſen, und um die zarteſten unter ihnen Krautblätter gelegt werden.

9) Wenn man zu Ende d. M. etwas Saamen von jährlichen Blumen in warme Rabatten ſäet, werden ſie im folgenden Jahr früher zur Blüthe kommen.

V. Verrichtungen, welche im Gewächs- und Treibhaus geſchehen müſſen.

1) So wie es überhaupt räthlich iſt, die Blüthen an den Pomeranzenbäumen nicht zu dicht ſtehen zu laſſen, ſo müſſen insbeſondere die jetzt noch nachtreibende Blumen weggebrochen werden.

2) Von allen ausländiſchen Pflanzen, welche man vermehren will, kann man fortfahren Schnittlinge zu machen.

3) Die im Frühjahr aus Saamen gezogene ausländiſche Pflanzen werden nun entweder in Töpfe oder in ein Lohbeet verſetzt.

4) Wenn kein ſtarker Wind weht, kann man bey heißem Wetter den zarten ausländiſchen Pflanzen, ſo viel möglich, friſche Luft geben.

5) Die Ananas müſſen nach Abnahme ihrer reifen Früchte in ein warmes Beet eingegraben und fleißig begoſſen werden, damit die Nebenſchoſſen bey Zeit hervortreiben.

6) Von ausländiſchen Jasminen und Paſſionsblumen kan man nunmehr Ableger machen.

7) Diejenige zarte jährliche Pflanzen, welche nunmehr die freye Luft ertragen, müſſen aus den Miſtbeeten genommen und an recht wohl verwahrte Orte geſetzt werden.

VI. Verrichtungen, welche im Feld- und Wieſenbau geſchehen müſſen.

1) Ehe die Erndte angeht, können diejenigen Aecker, welche man zur Winterſaat beſtimmt hat, zum zweytenmal umgepflügt oder mit der ſchwe-

ſchweren eiſernen Egge nach der Länge und Queere überfahren werden.

2) Der Hanf und die Krautfelder müſſen nun fleißig gegätet und gereiniget werden. Den Hanf pflegt man um dieſe Zeit zu fimmeln, d. i. die kleinere männliche Pflanzen, ſo bald ſie zu ſtäuben anfangen, auszuraufen.

3) Die Erndte muß man, wo möglich, bey ſchöner Witterung vornehmen, wenigſtens muß man bedacht ſeyn, die Früchte bey trockener Witterung in die Scheunen zu bringen.

4) Beym Schneiden hat man ſorgfältig darauf zu ſehen, daß die Schnitter kein kurzes Stroh machen, denn nur, wo viel Unkraut vorhanden iſt, darf man auf hohe Stoppeln ſchneiden. Die Garben muß man alsdenn mit Fleiße, aber in keiner gar zu großen Hitze binden, ſonſt brechen die Aehren gern ab. Das Unkraut muß ſo viel möglich aus den Büſcheln gezogen, und nicht mit in die Garben gebunden werden.

5) Den Waizen und Roggen ſchneidet man, ſo bald die Halme weiß werden. Die Gerſte und der Hafer brechen gern ein, wenn ſie zu reif werden; man muß alſo erſtere in der Gelbreife und letztern, wenn ſeine Spitzen weiß zu werden anfangen, nur halb hauen und erſt nach etlichen Tagen rechen, binden, mandeln und einführen. Das Abmähen der Gerſte geſchieht am beſten mit der Senſe mit dem Reffe, weil bey der gemeinen Grasſenſe ein großer Theil davon zerſtreut wird und verlohren geht. Ein durchdringender Regen kommt dem Hafer zu ſtatten, weil er dadurch gut röſtet, und beym Dreſchen die Körner gut fahren läßt. Die Erbſen und Wicken läßt man ſchneiden oder hauen, ſobald ſie an den Schoten ſchwarz zu werden anfangen. Die Linſen

ſen reifen noch früher als die Erbſen, und müſſen ſogleich gehauen und eingeführt werden.

6) Die **Krautpflanzen** muß man nun fleißig behacken und um Jakobi zu blatten anfangen.

7) Nach der Wintergerſtenerndte hat man die **Stoppel- oder Halmbrache** vorzunehmen, und noch vor der andern Erndte einige Stücke von ſolchem Felde mit **Rüben** anzuſäen. Auch kann man um dieſe Zeit **Wicken** ſäen, welche ein ſehr angenehmes Futter für das Vieh ſind.

8) Zu Anfang d. M. hauet man die gemeinen **Wieſen**, und läſſet das gemachte Heu wohl trocknen, ehe man es zuſammenrechet und aufſchobert.

9) Auch iſt es nun Zeit, den Anfang mit **Einſammlung allerley Arten Laubes** zum Futter für das Vieh zu machen.

10) Die **Tobackspflanzen** werden jetzt vom Unkraut gereinigt, und ihre Gipfel und ſogenannte Geizen ausgebrochen.

VII. **Verrichtungen, welche in Wein- und Hopfengärten und Bergen geſchehen müſſen.**

1) Zu Anfang dieſes Monats wird in **Weinbergen** die zweyte Hacke vorgenommen.

2) Gleich darauf muß die zweyte Heffte geſchehen, wobey alles wilde Holz weggenommen und die freyſtehende Reben gehörig angebunden werden müſſen.

3) Die leere **Plätze** können, in ſo weit es den Weinſtöcken keinen Schaden bringt, mit allerley Kohlarten, Turneys, Kartoffeln, Türkiſchkorn u. d. g. bepflanzt werden.

In **Hopfengärten** kann man nun die untern Blätter bis auf 5 oder 6 Schuh hoch von der Erde abbrechen, wodurch die obern Ranken und der darauf wachſende Hopfen mehr Saft erhalten. Um dieſe

Zeit muß man auch die überflüßige Schößlinge abſchneiden, und mit dem Anbinden ſo lang fortfahren, bis der Hopfen in der Blüthe ſteht.

VIII. Verrichtungen in den Wäldern, Forſten und Holzungen.

1) Vom gehauenen Holz muß das noch übrige bey gutem Wetter nach Hauſe geſchaft werden.

2) Die reife Beeren von Attich, Hollunder u. d. g. können nun geſammelt werden.

3) Die Eichen und Buchen hat man wohl zu beobachten, weil man aus ihrem gegenwärtigen Zuſtand die Ergiebigkeit der Maſt für den künftigen Herbſt beurtheilen kann; auch müſſen die Saamenzapfen der Tangelhölzer unterſucht werden, um zu erfahren, was man in Anſehung der Einſammlung ſolches Saamens zu hoffen habe. Den geſammelten Leimbaumſaamen, (Lehne, *Acer platanoides*, *L.*) hat man auszuſäen, wenn ſolches nicht ſchon zuvor geſchehen iſt.

4) Auf den im künftigen Herbſt zu machenden Holzſchlägen muß die Streu zuſammen gerecht und hinweg geſchaft werden.

5) In den Tangelhölzern, aber blos auf den nächſtkünftigen Gehauen, kann man jetzt harzen laſſen.

IX. In Anſehung der Viehzucht, Fiſcherey und Jägerey.

1) Auch in dieſem Monat noch kann man den Stier zu den Kühen und den Widder zu den Schaafen laſſen.

2) Es iſt nicht genug, daß man das Rindvieh auf die Weide treibt, vielmehr muß man demſelben auch vor dem Austreiben und wenn es nach Hauſe kommt, gutes grünes Futter geben, wovon ein gu-

ter Landwirth um dieſe Zeit immer einen hinlänglichen Vorrath haben wird.

3) Iſt nun auch die Zeit, die abgeſetzte Kälber mit auf die Weide zu treiben.

4) Den Schaafen muß, um ihr Geblüt rein zu halten, zum öftern Salz gegeben werden.

5) Die Schöpſe und anderes zum Verkauf beſtimmtes Schaafvieh kann man nun ſcheeren.

6) Die Ziegen können um dieſe Zeit am beſten verkauft werden, weil ihr Fleiſch gut iſt.

7) Nach Beſchaffenheit der Eichelmaſt, die ſich in dieſem Monat am beſten beurtheilen läßt, kann man ſich mit Schweinen verſehen. Wenn man dieſe Thiere öfters ins Waſſer treibt, ſo werden ſie in dieſer Jahrszeit vor vielen Krankheiten bewahrt.

8) Die Pferde muß man oft tränken und beſonders des Abends, doch nie, wenn ſie erhitzt ſind, in die Schwemme reiten. Denſelben auch öfters Salz mit Mehl zu lecken geben.

9) Was das Federvieh betrift, ſo werden die junge Gänſe in die Stoppeln getrieben. Hiebey muß man Sorge tragen, daß ſie immer mit hinlänglichem Waſſer verſehen werden. Um dieſe Zeit werden ſie auch zum zweytenmal unterrupft. Die Fütterung geſchieht leicht von den vielen bey der Erndte abfallenden Körnern und andern Sämereyen. Junge Tauben muß man um dieſe Zeit, der häufigen Stoßvögel wegen, nicht mehr fliegen laſſen.

10) Die Sommerfiſcherey muß, ohne die Teiche abzulaſſen, in vollem Waſſer und zugweiſe geſchehen. Das unnütze Geröhrigt muß aus den Teichen gehauen werden; auch müſſen dieſe öfters mit friſchem Waſſer angelaſſen werden. Die Karpfen, Karauſchen u. a. ſtreichen in dieſem Monat zum dritten mal. In den wilden Fiſchereyen

iſt

iſt das Streichen vorbey; man kann daher das Fiſchen wieder vornehmen.

11. Bey der Jägerey haben nunmehr die Faſanenwärter die Eyer der Faſanen aufzuſuchen. Die wilde Tauben können in den Vorhölzern geſchoſſen und die wilde Enden und Gänſe, die ſich zwiſchen Johannis und Jakobi mauſen, zwiſchen dem Schilf gefangen werden. Auch geht nun die Zeit des Vogelſtellens an.

X. Was die häusliche Geſchäfte betrift.

1) Vor der Erndte ſind die nöthigen Anſtalten hiezu mit Reinigung der Scheuern, Ausbeſſerung der Geräthe ꝛc. zu machen.

2) Das aufgeſchüttete **alte Getraide** muß man fleißig ſtürzen laſſen.

3) Gegen Abend kann man den ausgerauften **Flachs** oder **Hanf** bearbeiten, auch die **Bollen** ausdreſchen laſſen.

4) Wenn die Erndte größtentheils vorüber iſt, muß man etwas von dem **neuen Getraide** vorſchlagen, um zu erfahren, wie ſich daſſelbe in den Körnern ergiebt.

5) Die **Wartung der Seidenwürmer** kann beſonders fleißigen Hausmüttern und Kindern eine nützliche Beſchäftigung abgeben.

Jumarre, lat. *Hippotaurus*, *Onotaurus*, der Name eines Baſtard oder Maulthiers, das aus der Begattung eines Stiers mit einer Stutte oder Eſelin entſtehen ſoll.

Juncus, ſ. Binſe.

Junge, ein Lehrling bey Kaufleuten, Handwerken ꝛc. Er behält dieſen Namen ſo lang, bis ſeine Lehrjahre vorüber ſind und er losgeſprochen wird. Bey einigen Handwerken heißen die Lehrlinge **Burſche**, bey andern **Knechte**.

Jungenſteiger, im Bergbau ein Steiger, welcher über die Scheide- und Wäſchjungen die Aufſicht führt.

Jungfer, (die nackte) ſ. Zeitloſe, *Colchicum autumnale*, *L.*

Jungfer im Grünen, ſ. Schwarzkümmel, *Nigella*, *L.*

Jungfer (in den Hammermünzen) ein großer eiſerner Löffel mit einem ſtarken hölzernen Stiele, worein man glühende Kohlen thut, und die Platten glühet.

Jungfernbienen, in der Bienenzucht der erſte junge Schwarm von einem Stocke im Sommer. In einem engern Sinn, ein Schwarm, der von einem andern jungen Schwarm, der etwa beſonders frühe geſchwärmt hat, herkommt.

Jungfernerde, lat. *Terra Virgo*, in der Chymie die elementariſche reine Erde; in der Oekonomie diejenige Erde, welche noch nicht an die Luft gekommen iſt und Pflanzen genährt hat, z. B. diejenige Erde eines Ackers, die tiefer liegt, als der Pflug bisher gegangen iſt.

Jungferngold, ſ. Gold.

Jungfernhonig, Honig, welcher von Jungfernbienen im engern Sinn geſammelt worden iſt. Bey andern wird der oben in einem Stock befindliche beſte Honig durch dieſe Benennung bezeichnet.

Jungfernöl, das beſte und klärſte Baumöl, welches von dem erſten Drucke der Preſſe aus den Oliven erhalten wird.

Jungfernqueckſilber, ſ. Queckſilber.

Jungfernſchrift, ſ. Schrieftgieſſer.

Jungfernſchwefel, ſ. Schwefel.

Jungferntoback, eine Tobacksart, welche gelinder als alle übrige iſt, *Nicotiana paniculata*, *L.* ſ. Toback.

Jungfernvitriol, ſ. Vitriol.

Jungfernwachs, ein zartes, weißes Wachs, das aus den Zellen der Jungfernbienen erhalten wird.

Jungfernwaid, ſ. Waid.

Junggeſell iſt bey den Handwerken ſo viel als der jüngere Geſell, nämlich derjenige Geſell, welcher unter den übrigen die kürzeſte Zeit als Geſelle an einem Ort iſt, ein Gegenſatz des Altgeſellen.

Jungmeiſter iſt der jüngſte unter den Meiſtern einer Innung und an einem Orte, in Anſehung des gewonnenen Meiſterrechts, im Gegenſatz des Altmeiſters.

Juniperus, ſ. Wachholder.

Junius. Die landwirthſchaftliche Geſchäfte in dieſem Monat ſind folgende:

I. Verrichtungen, welche in den Küchengärten geſchehen müſſen.

1) Im Anfange dieſes Monats kann noch **weiſſer und rother Sommerkopfkohl, großer gelber Savoyerkohl** und **grüner Wirſing** zum künftigen Wintergebrauch verſetzt werden.

2) Der im vorigen Monat zum Wintergebrauch geſäete letzte **Sommerblumenkohl** pflegt gegen Ende dieſes Monats zur vorläufigen Verpflegung groß genug zu ſeyn.

3) **Möhren, Paſtinaten, Steckrüben, Zwiebeln, rothe Rüben,** auch **azoriſcher Fenchel** und andere ſpät geſäete Gewächſe müſſen mit der Hacke verdünnt und vom Unkraut gereinigt werden.

4) Die im März geſäete Gewürzkräuter, z. B. Iſopp, Thymian u. d. g. müſſen in d. M. verpflanzt werden.

5) Der Zwiſchenraum zwiſchen den **freyen Melonenmiſtbeeten** muß, und zwar am beſten mit Erde, welche mit verfaultem Kühmiſt oder Lohe vermiſcht iſt, ausgefüllt werden.

6) Sobald es ſich in dieſem Monat einmal zum Regen anläßt, müſſen in einen feuchten Boden Herbſtrüben geſäet werden.

7) Zu Anfang d. M. kann man etwas Brokkoli und azoriſchen Fenchel ausſäen; auch muß abermal Staudenſellerie zum Bleichen in flache Gräben verpflanzt werden.

8) Zur Folge auf die im May gepflanzte Phaſeolen müſſen deren in dieſem Monat abermal gepflanzt werden.

9) Alle Arten von Kopfſallat werden, um noch im September dergleichen zu haben, zum letztenmal nachgeſäet. Der im Anfang des May geſäete Lattich und Winterendivie muß in d. M. verpflanzt werden.

10) Der im May geſäete erſte Brokkoli muß gleichfalls von dem Saamenbeete auf ein anderes Beet verſetzt werden.

11) Die zum Einmachen gepflanzte Gurken ſind zu verdünnen, bis nur ungefähr 4 Pflanzen in jedem Loche bleiben; zuträglich iſt es auch, wenn man die Erde um ſie aufhäuft, und etwas begießt. Die ſpäten Kürbißkerne werden jetzo geſteckt.

12) Die Kardomen müſſen ungefähr 4 Fuß weit verpflanzt werden.

13) Die Melonen, welche auf flachen Beeten ſtehen und Früchte anſetzen, müſſen beſchattet und etwas begoſſen werden.

14) Der Porree kann in dieſem Monat etwa auch zwiſchen Bohnen und Winterblumenkohl verpflanzt werden.

15) Die im März aus Pflanzen neuangelegte Spargelbeete müſſen, ſo wie überhaupt der ganze Garten, vom Unkraut aufs ſorgfältigſte rein gehalten werden.

16) Die Ananas müſſen in d. M. fleißig, aber nicht ſtark begoſſen, und ihnen, ſo viel es die Witterung zuläßt, friſche Luft gegeben werden.

17) Die

17) Die Ranken der Erdbeeren müſſen von dem Hauptſtock abgeſondert und

18) Das Kräutig an den Zwiebeln zu Ende d. M. niedergetreten werden.

II. Verrichtungen, welche in Baum- Frucht, oder Obſtgärten geſchehen müſſen.

1) Um die Mitte d. M. kann man das Okuliren des Steinobſts bey trübem Wetter oder des Abends vornehmen.

2) Die Spalierbäume müſſen in Ordnung gehalten werden.

3) Pfirſchen oder Nektarinen, welche näher als 4 bis 5 Zoll weit aneinander ſtehen, ſind abzubrechen.

4) Die im vorigen Jahr verſetzte Bäume muß man bey trockenem Wetter begießen, und um die Wurzel her etwas Streu legen, damit Sonne und Wind ſie nicht zu ſehr austrocknen.

5) Der Boden um die Bäume her muß von allem Unkraut und andern Pflanzen rein gehalten werden.

6) Wenn an den jungen Bäumen die Rinde Riſſe bekommt, ſo müſſen ſolche ſogleich mit Baumwachs verklebt werden.

7) Schlechten Bäumen muß durch alten abgelegenen Küh- Schaaf- auch Hühnermiſt, oder durch Begießen mit Blut geholfen werden.

8) Es geſchieht nicht ſelten, daß die Obſtbäume nach dem Verblühen, oder wenn die Früchte ſchon Haſelnuß Größe erlangt haben, gänzlich abfallen. Durch Begießen mit 4 bis 6 Gießkannen voll Waſſer und Bedeckung der Erde um die Bäume mit Raſen, kann man dieſem am beſten begegnen.

III. Verrichtungen in der Pflanz- und Baumſchule.

1) Zu Ende dieſes Monats kann man Apprikoſen und einige frühe Pfirſchen auch Nektarinen okuliren.

2) Man muß die Streu um die neugepflanzte Bäume, wo ſolche mangelt, erneuern.

3) Die immergrünen Bäume müſſen nach derjenigen Geſtalt, welche ſie behalten ſollen, beſchnitten werden.

4) Gegen das Ende dieſes Monats kann man noch die aus dem Saamen gezogene Fichtenarten in Beete verſetzen.

IV. Verrichtungen in Luſt- und Blumengärten.

1) Es iſt nun Zeit, die jährliche Blumen aus dem Miſtbeete in die Rabatten zu verſetzen.

2) Alle Arten von Nelken und andere Gewächſe mit faſerigen Wurzeln, welche ſich durch Ableger fortpflanzen laſſen, ſind nun abzulegen.

3) Die Zwiebeln der Hyacinthen und Tulpen, nebſt den Wurzeln der Ranunkeln und Anemonen muß man nunmehr ausheben, trocknen und aufbewahren.

4) An den Nelken, welche aus den Köpfen brechen wollen, ſind dieſe an 2 oder 3 gleich weit von einander entfernten Orten zu öfnen.

5) Diejenigen perennirenden oder zweyjährigen Pflanzen mit faſeriger Wurzel, welche im vorigen Monat noch nicht in die Beete der Blumen-

menſchule verſeẓt worden ſind, müſſen jeẓt dahin gebracht werden.

6) Um dieſe Zeit kann man einige der ſeltenſten Arten von Roſen okuliren, auch die Pomeranzen, Citronen, Limonien, und Granatenbäume ablaktiren.

7) Es iſt jeẓt auch noch Zeit, allerley Saamen von dauerhaften Pflanzen zu ſäen, damit man bis gegen den Herbſt Blumen davon habe.

8) Wenn die Levkoyen allzuſehr in das Kraut wachſen, muß man ihnen das überflüſſige abnehmen.

V. Verrichtungen im Gewächshaus.

1) Die blühende Pomeranzenbäume muß man gehörig begießen, die Erde in den Kübeln auflockern, und etwas verfaulten, niemals aber friſchen Kühmiſt beymiſchen.

2) Myrthen, Geißklee, Storchſchnabel ꝛc. kann man jeẓo durch Reiſer fortpflanzen.

3) Einige Pflanzen, die man bisher im Gewächshaus gehalten hat, kann man nunmehr in größere Töpfe verſeẓen, und ihnen zugleich alle ſchimmelige und abgeſtandene Wurzeln benehmen, worauf ſie an einen ſchattigten Ort geſeẓt werden, bis ſie bewurzelt ſind.

4) Die Lohe in den ſchon fertigen Beeten kann man jeẓo umrühren und friſche dazu mengen.

5) Um dieſe Zeit kann man die ausländiſchen Gewächſe mit Bollenwurzeln ausheben und zertheilen; auch kann man dergleichen friſche Wurzeln aus der Fremde kommen laſſen.

6) Die frühzeitig gepflanzte Tuberoſen ſind nun in Töpfe zu verſeẓen.

7) In der Mitte des Monats kann man einige dauerhaſte Arten der Aloe aus dem Gewächshauſe an ſchattige Orte ſetzen, damit ſie der Sonnenhitze gewohnen.

VI. Verrichtungen im Feld- und Wieſenbau.

1) In d. M. muß man den Dünger fleißig auf die Brachfelder führen, und ihn baldmöglichſt ausbreiten und unterpflügen, oder auch gleich nach dem Pferchen der Brache mit dem Pfluge dahinter ziehen laſſen. Es iſt gut, die Aecker vor dem Pferchen in ſchmale Furchen zu pflügen und ungeebnet zu laſſen.

2) In dieſem und dem folgenden Monat iſt die beſte Zeit, das Gemenge von Erbſen, Linſen, Gerſte und Hafer untereinander zu ſäen, welches dann zur Blüthzeit noch grün dem Rindvieh verfüttert wird.

3) Zu Anfang dieſes Monats ſäet man auch noch Hirſe, Heidekorn und Hanf. Den Spätflachs, der um Johannis geſäet wird, hält man für beſſer als die vorigen Saaten. Der Frühflachs muß ſorgfältig gegätet werden.

4) Nach einem Regen kann man nun auch die Kraut- und Kohlpflanzen ſtecken; um Johannis müſſen ſie ſodann zum erſtenmal behackt und gehäufelt werden.

5) Die weißen oder Brachrüben werden jetzt geſäet, und müſſen in der Folge fleißig gegätet werden.

6) Um Johannis ſchneidet man ſchon die Wintergerſte. Es iſt ihr dieſes zuträglicher als das Hauen.

7) Auf

7) Auf den Wieſen kann man nun den Kümmel ſammeln.

8) Wenn das Wetter gegen das Ende dieſes Monats trocken und warm iſt, ſo muß man die zweymädigen **Wieſen abmähen**, damit man alles wohl einbringe. Hiebey kann die **Abſonderung der Heuſorten** für die verſchiedenen Arten von Vieh ſchon auf den Wieſen geſchehen. Das auf feuchten Boden gewachſene dient für die Pferde; das ſtarkſtängelige und breitblätterige für die Zugochſen; das an erhabenen Orten gewachſene für die Schaafe. Den Kühen und Kälbern giebt man gemeiniglich das Grummet.

9) Iſt das Heu durch Austreten des Waſſers verunreinigt worden, ſo muß es in der Scheune durch Dreſchen vom Staub gereinigt werden.

10) Es iſt nun hohe Zeit, die **Tobackspflanzen** in das Feld zu verſetzen, wenn ſolches noch nicht geſchehen iſt. Ungefähr nach 14 Tagen wird das Erdreich um die Pflanzen aufgelockert und gegen das Ende d. M. angehäuft.

11) Jetzt kann auch der **türkiſche Waizen** in die Erde gelegt werden, wenn dieß nicht ſchon im vorigen Monat geſchehen iſt.

VII. Verrichtungen in Wein- und Hopfenbergen und Gärten.

1) In den **Weinbergen** iſt die erſte Arbeit das **Anbinden des Weinholzes** an die Pfähle oder in Gärten an die Spaliere. Hiernächſt muß auch das **Gäten** vorgenommen werden, damit nachher die zweyte Hacke kurz vor der Blüthe geſchehen könne; dabey wird der Weinſtock ſelbſt von den ſich zwiſchen dem Hirn und den Wurzeln anſetzenden Schößlingen befreyet.

2) Nach

2) Nach Pfingſten müſſen die Hopfengärten umgehackt, die überflüßige Blätter abgebrochen und der Hopfen an die Stangen gebunden werden.

VIII. Verrichtungen in Wäldern, Förſten und Holzungen.

1) Nunmehr muß der Saame von Birnbaume (lat. *Acer platanoides*, *L.*) geſammelt werden.

2) Das **Mayenſtehlen** muß man noch immer ſorgfältig zu verhindern ſuchen; auch auf die in den Waldungen hütende Viehhirten ſorgfältig Acht haben.

3) Der im **Herbſt oder im März** geſäete Holzſaamen darf nun, aber von verſtändigen Leuten, bey feuchtem Wetter zum erſtenmal gegätet werden.

4) Den etwa durch **Mehlthau** verurſachten Brand des jungen Holzes muß der Förſter nach Möglichkeit wieder zu verbeſſern ſuchen, entweder durch eine neue Saat, oder durch Nachſtreuen friſchen Saamens auf den leeren Blößen. Ein gleiches muß er thun, wenn **Waſſergüſſe** Lücken in den beſäeten Gehauen verurſacht haben.

IX. In Anſehung der Viehzucht.

1) Muß man den Stier zu denjenigen Kühen laſſen, welche bisher nicht gerindert haben; auch kann man um dieſe Zeit die Widder zu den Schaafen laſſen.

2) Für das **Melkvieh** muß man fleißig graſen laſſen; mit dem neuen Futter aber, beſonders in Rückſicht der Zugochſen, ſehr vorſichtig ſeyn.

3) Mit dem Schaafſcheeren kann man ferner fortfahren; auch muß man dieſen Thieren in dieſem und folgendem Monat die gewöhnliche, aus Salz und zerſtoſſenen Wachholderbeeren beſtehende Salzlecke geben. Vor dem Scheeren müſſen die Schaaſe an einem warmen Tage gewaſchen werden.

4) Es iſt zuträglich, mit dem Melken der Schaafe erſt nach Pfingſten anzufangen.

5) Die Schweine darf man bey großer Hitze nicht austreiben, weil ſie ſich ſonſten durch allzu häufiges Waſſerſaufen Schaden zufügen.

6) Das neue Futter macht die Zugpferde beſonders matt, und es wäre zu wünſchen, daß jeder Landwirth um dieſe Zeit noch mit altem Heu verſehen wäre. Die Pferde müſſen nie viel auf einmal, ſondern lieber öfters getränket werden. Die Füllen pflegt man um dieſe Zeit zu entwöhnen.

7) Die Hühner ſind um dieſe Zeit vielen Krankheiten unterworfen, man muß ihnen daher, ſobald ſich etwas dergleichen einfindet, Roßameiſen vorſtreuen. Den Truthühnern pflegt man ein Pfefferkorn zu geben. Alle müſſen den Tag über öfters mit friſchem Waſſer verſehen werden. Die in dieſem Monat ausgebrütete Hühner nimmt man nicht zur Zucht. Gegen Jakobi werden die jungen Hühner gekapt. Nach Johannis muß man keine Tauben mehr fliegen laſſen. Die Gänſe werden in der Mitte dieſes Monats berupft.

X. Bey der Bienenzucht.

1) Die Fluglöcher an den Beuten müſſen groß gemacht werden, damit das Schwärmen bequem vor ſich gehen kann. Auf dieſes Schwärmen muß man um dieſe Zeit fleißig Acht haben.

2) Wenn

2) Wenn ein Stock wirklich geſchwärmt hat, ſo muß der junge Schwarm auf die gewöhnliche Art eingefaßt werden.

3) Um dieſe Zeit müſſen die Bienenſtöcke rein gehalten und ihnen nach Gelegenheit Schatten verſchaft werden.

XI. In Anſehung der Fiſcherey.

1) Die Teiche müſſen in guten Stand geſetzt, und das in denſelben wachſende Gras um dieſe Zeit zum erſtenmal abgemäht werden.

2) An den **beſetzten Teichen** muß man um dieſe Zeit **kein Vieh hüten laſſen**, um die Fiſche nicht von dem Rande, wo ſie nun allein Nahrung finden, hinwegzuſcheuchen.

3) In dieſem Monat **ſtreichen** unter andern Fiſchen, die Karpfen, Karauſchen, Schleihen Weißfiſche und Rothaugen.

XII. Was die häusliche Geſchäfte betrift.

Muß man nun 1) **Scheunen, Tennen** und **Heuböden** zum künftigen Gebrauche vorbereiten.

2) **Das liegende Korn** muß auf den Getraidböden die Woche wenigſtens zweymal umgeſchlagen und die Fenſter der Böden des Nachts eröfnet werden. Hingegen ſind die **Keller** um die Zeit der Weinblüthe ſorgfältig zu verwahren und zu verhüten, daß keine Luft in die Fäſſer dringe.

3) Um dieſe Zeit kann man auch allerley **Eßig anſetzen**, auch **Waſſer** von Kardobenedikten, Roſen, Fenchel ꝛc. **brennen**.

Juniuskäfer, *Scarabaeus ſolſtitialis*, *Linn.* iſt ungefähr halb ſo groß als der Maykäfer, und nicht ſo braunroth, ſondern bläßer als derſelbe. Die Larve dieſes Käfers, welche ungefähr 1 Zoll lang und $\frac{1}{4}$ Zoll dick, weißlicht, und auf den Seiten mit einem erhabenen gelben Punkt bezeichnet iſt, lebt unter der Erde, und thut an den Wurzeln der Saamen und Feldkräuter großen Schaden.

Junckerbauern werden an der Oſtſeite von Schleswig und Hollſtein die Gutseigene, *Gleba adſcripti*, genannt, ſ. Leibeigenſchaft.

Jupiter, bedeutet in der Chemie das Zinn, und wird durch das Zeichen ♃, ſo wie in der Aſtronomie, vorgeſtellt.

Juſtini oder **Droni** waren im 16. Jahrhundert Silbermünzen, welche gegen Philippsthaler zu 76 kr. das Stück $12\frac{1}{2}$ kr. galten.

Juſtiren, einem Ding genau dieſelbe Größe, Geſtalt und daſſelbe Gewicht geben, welche es haben ſoll; inſonderheit in den Werkſtätten verſchiedener Künſtler, ein Geräth, was übrigens ſchon ganz oder doch ziemlich fertig iſt, völlig endigen, ſo daß es eine ſeinem Zwecke angemeſſene Genauigkeit erhält.

1) **In den Münzen** werden die ausgeſtückelten Stücken zu den Münzen juſtirt, wenn ſie nach dem Richtpfennige ausgewägt werden. Die Perſon, welche die groben Münzſorten an Thalerſtücken ausgleicht, da ſie jedes Stück auf der Wage aufzieht, von dem zu ſchweren etwas abfeilet, die leichten Stücke aber auswirft, wird der Juſtirer genannt.

2) Der **Mechanikus** juſtirt ein Inſtrument, wenn er ihm die zweckmäßige Genauigkeit ertheilt, ſo wird z. B. eine Probierwage juſtirt.

3) Der **Schriftgießer** juſtirt die gegoſſene Buchſtaben, mittelſt des ſogenannten **Juſtorii**, um zu erfahren, ob ſie Linie halten, d. h. alle von gleicher Länge ſind.

Juſtirfeilen werden die Handfeilen, deren man ſich in der Münze, beym Schriftgießen rc. zum juſtiren bedient, genennt.

Juſtiz, Rechtspflege iſt zu Handhabung der innern Sicherheit im Staat von der größten Wichtigkeit, auch hat dieſelbe einen großen Einfluß in die Aufnahme des Nahrungsſtands, und in den innerlichen Wohlſtand des Staats. Die Sorge für die Verwaltung der Gerechtigkeit gehört daher für die Landesregierung, und die Juſtizkollegia müſſen dem höchſten Kollegio des Landes untergeordnet ſeyn.

Kürze, Deutlichkeit, Einfachheit ſind Haupterforderniſſe guter Geſetze, welche jederzeit in der Landesſprache abgefaßt ſeyn müſſen. Sowohl die verſchiedene, theils nebeneinander beſtehende, theils einander untergeordnete Gerichtbarkeiten, als auch die Art des gerichtlichen Verfahrens, ſind von der Landesregierung auf eine der Beſchaffenheit des Landes gemäße Art anzuordnen. Zugleich müſſen die Anſtalten getroffen werden, daß es jedem Richter nothwendig wird, die Gerichtsordnungen zu beobachten, und die Juſtiz wahrhaftig und unpartheyiſch zu verwalten. Eine ſorgfältige Wahl der Richter wird hiebey weſentlich erfordert, und es iſt als ein großes Gebrechen in einem Staate anzuſehen, wenn man, wie in Frankreich, die Richterſtellen öffentlich verkauft. Die Beſchwerde gegen die Richter können nicht vor die Juſtizkollegien, ſondern vor das höchſte Landeskollegium gehören.

Man kann das Juſtizweſen auch als einen Fond zufälliger landesherrlicher Einkünfte betrachten. Es dient nämlich ſehr zur Beförderung der Juſtizverwaltung, wenn die Sporteln nicht den Juſtizbeamten überlaſſen werden, ſondern in eine landesherrſchaftliche Sportelkaſſe fließen.

Juſtizkollegium, ein aus Räthen beſtehendes Kollegium, welches für die Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit ſorgt.

Juſtizrath heißt gewöhnlich ein Mitglied des Juſtizkollegiums.

Juſtorium, ſ. unter Juſtiren.

Juwelen nennet man Edelſteine und Perlen, und die damit beſetzten Kleinode und Geſchmeide. Daher heißt **Juwelier** einer, welcher Brillanten und andere geſchliffene Edelſteine künſtlich einfaſſet, oder mit denſelben handelt.

Ein vollkommener Juwelier muß rohe und geſchnittene Edelſteine wohl kennen und zu ſchätzen wiſſen, und die Steine ſelbſt auf allerley Art ſchneiden und faſſen können. Die Edelſteine werden nach einer dreyfachen Figur geſchnitten, nämlich: 1) Als **Brillanten**, wo ſie auf beyden Seiten ſpitzig zuſammen laufen, und in viele kleine Flächen (Faßetten) geſchnitten ſind. 2) Als **Roſetten**, auf einer Seite platt und auf der andern ſpitzig, wie die Brillanten. 3) Als **Tafelſteine**, auf beyden Seiten platt. Das hohle Behältniß von Metall, worinnen der Stein beveſtigt wird, heißt der **Kaſten**. Der Juwelier bedient ſich bey dem Faſſen ganz einfacher Handgriffe. Er bezeichnet auf dem Kaſten jeden Ort, wo er einen Stein einſetzen will, bohrt für jeden Stein ein Loch, das er mit dem Grabſtichel nach der

Figur des Steins ausgräbt, macht in dem Kaſten, worinn ein Diamant gefaßt werden ſoll, einen Grund von gebranntem Elfenbein und Maſtix, und legt in die Käſten anderer Steine eine Folie. Nun ſetzt er einen Stein nach dem andern in ein Loch, und treibt das Silber an den Stein, damit es ſich an die unterſten Faßetten anſchließe. Die Handgriffe bey der Bearbeitung der Metalle hat der Juwelier mit dem Silberarbeiter gemein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Strelin, Georg Gottfried, 1750-1833

Georg Gottfried Strelins, Hochfürstlich Oetting-Oettingisch- und Oettingen-Wallersteinischer Kammerrath und der Kurpfalzbayrischen Gesellschaft sittlich- und landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen Mitglied, Realwörterbuch für Kameralisten und Oekonomen Mit 2 Kupfertafeln
Bd.: Vierter Band

Nördlingen 1788

Oecon. 1665-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10313074-2
VD18 90737792